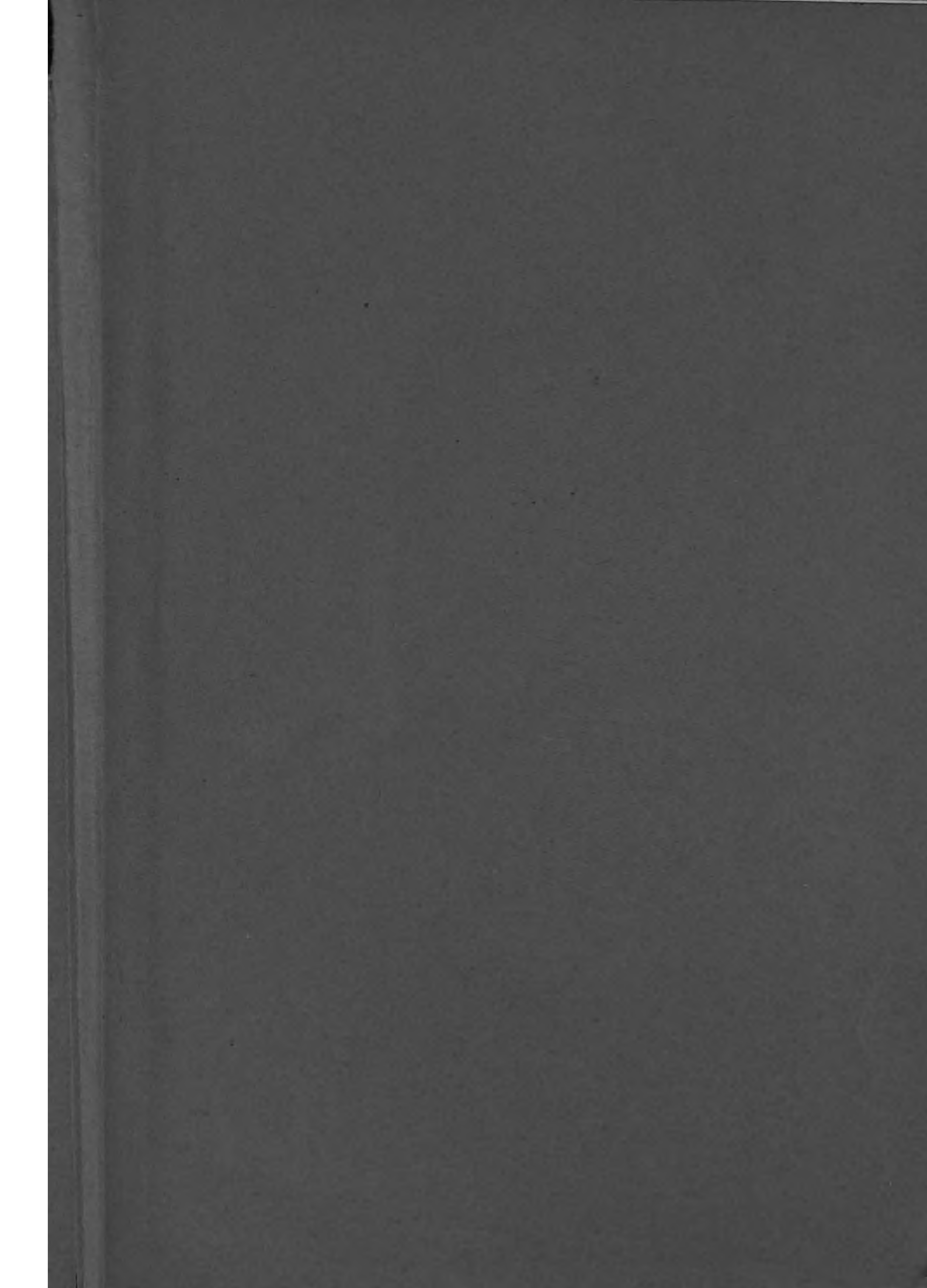
Hanns von Zobeltitz

Der Große Krieg

Erster Band



Bielefeld, Berlin & Leipzig





Der Große Krieg







Wilhelm I.R.

Der Große Krieg

Von Hanns von Zobeltitz

Erster Band

Mit insgesamt 415 Abbildungen
darunter 40 Karten und 30 Einschaltbilder





Bielefeld und Leipzig / 1917
Verlag von Velhagen & Klasing

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld

Inhalt

Erster Abschnitt

Zweiter Abschnitt

Dritter Abschnitt

Vierter Abschnitt

Fünfter Abschnitt

Sechster Abschnitt

Siebenter Abschnitt

Achter Abschnitt

Neunter Abschnitt

Zehnter Abschnitt

Elfter Abschnitt

Zwölfter Abschnitt

Dreizehnter Abschnitt

Vierzehnter Abschnitt

Fünfzehnter Abschnitt

Sechzehnter Abschnitt

Siebzehnter Abschnitt

Achtzehnter Abschnitt

Neunzehnter Abschnitt

Übersicht der Kartenskizzen und -Beilagen

Seite

Verzeichnis der Einschaltbilder und -Tafeln



An das Deutsche Volk.

Seit der Reichsgründung ist es durch 43 Jahre Mein und Meiner Vorfahren heißes Bemühen gewesen, der Welt den Frieden zu erhalten und im Frieden unsere kraftvolle Entwickelung zu fördern. Aber die Gegner neiden uns den Erfolg unserer Arbeit.

Alle offenkundige und heimliche Feindschaft von Ost und West, von jenseits der See haben wir bisher ertragen im Bewußtsein unserer Verantwortung und Kraft. Nun aber will man uns demütigen. Man verlangt, daß wir mit verschränkten Armen zusehen, wie unsere Feinde sich zu tückischem Überfall rüsten, man will nicht dulden, daß wir in entschlossener Treue zu unserem Bundesgenossen stehen, der um sein Ansehen als Großmacht kämpft und mit dessen Erniedrigung auch unsere Macht und Ehre verloren ist.

So muß denn das Schwert entscheiden. Mitten im Frieden überfällt uns der Feind. Darum auf! zu den Waffen! Jedes Schwanken, jedes Zögern wäre Verrat am Vaterlande.

Um Sein oder Nichtsein unseres Reiches handelt es sich, das unsere Väter neu sich gründeten. Um Sein oder Nichtsein deutscher Macht und deutschen Wesens.

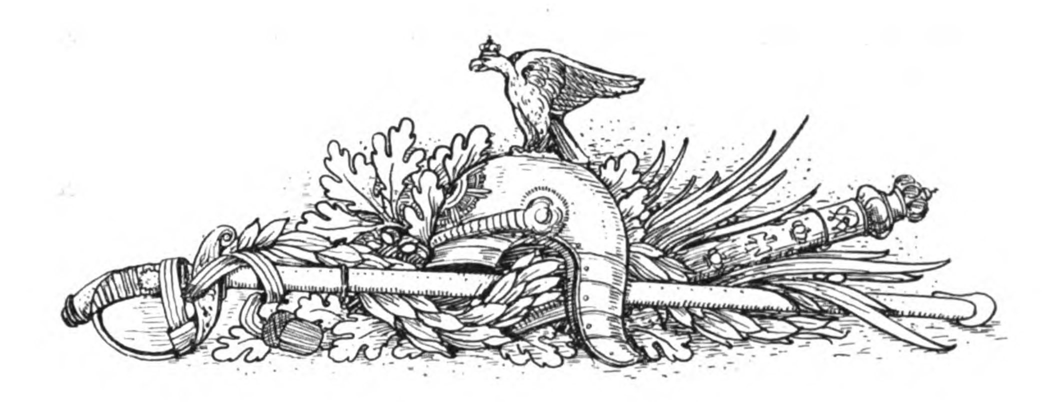
Wir werden uns wehren bis zum letzten Hauch von Mann und Roß. Und wir werden diesen Kampf bestehen auch gegen eine Welt von Feinden. Noch nie ward Deutschland überwunden, wenn es einig war.

Vorwärts mit Gott, der mit uns sein wird, wie er mit den Vätern war.

Berlin, den 6. August 1914.

Wilhelm.

Der Aufruf des Kaisers bei Kriegsbeginn



Erster Abschnitt

Zur Vorgeschichte des Weltkrieges. König Eduard von England und Edward Grey; Frankreich: Poincaré und Delcassé; Rußland: Der Zar und Iswolsky. Belgien; Serbien; Japan. Die Neutralen. Wir und Österreich-Ungarn.

Als unser Kaiser über die blutgetränkten Schlachtfelder Ostgaliziens kam, im Juni 1915, traf er, so wird erzählt, auf eine dem hartnäckigen Feinde erst vor kurzem entrissene Stellung. Der Kampf hatte hier besonders schwere Opfer gekostet; noch waren die Gefallenen nicht zur letzten Ruhe bestattet worden. Da kniete der Kaiser mitten zwischen ihnen nieder und betete. Als er sich endlich wieder erhob, sprach er tiefbewegt zu seinem Gefolge: „Ich habe es nicht gewollt!"

In dem herrlichen Erlaß, den Kaiser Wilhelm am Jahrestag des Kriegsbeginns an das deutsche Volk richtete, wiederholte er: „Vor Gott und der Geschichte ist mein Gewissen rein: Ich habe den Krieg nicht gewollt!"

Nein, er hat ihn nicht gewollt. In all den Jahren seiner Regierung erstrebte er nur den Frieden. Immer und immer wieder, er, der oberste Kriegsherr des mächtigsten Heerstaates der Welt. Den Ehrennamen des Friedenskaisers wollte er sich wahren und erhalten. Oft genug war es schwer, oft genug schied des Messers Schneide Krieg und Frieden. Aber immer wieder war er es, der uns und Europa den Frieden erhielt. Manch einer von uns schüttelte vielleicht sogar den Kopf, wenn er den Kaiser werben sah, im Osten und im Westen, bis hinüber nach Amerika, um Verständnis, um Anerkennung seines redlichen Wollens. Heute wissen wir: er suchte nichts als den Frieden für uns!

Und es gab ja unter uns Deutschen niemand, der den Krieg suchte und wünschte. Das kriegerischste Volk der Erde war das friedfertigste geworden. Wir begehrten nicht Land noch Leute, wir sehnten uns nicht nach Ausdehnung unseres Besitzes. Wir freuten uns des steigenden Wohlstandes, unserer nach schweren Jahren neu aufblühenden Landwirtschaft, unserer kraftvoll wachsenden gewerblichen Tätigkeit, unseres über alle Meere sich erstreckenden Handels. Allzu sicher waren wir geworden. Es gab wohl einzelne unter uns, die weiter schauten, die das dräuende Gewölk am Völkerhorizont deutlich und unabwendbar heraufziehen sahen, die immer aufs neue warnten. Lange aber verhallten ihre Stimmen ungehört. Schwarzseher nannte man sie und Scharfmacher. Vielen galten sie

als eine gefährliche Gesellschaft, die dem Volke nur neue Rüstungslasten aufbürden wollte. Heute wissen wir alle, daß die getreuen Warner recht hatten.

Wie kam es?

Es kam nicht von heute auf morgen. Langsam zog das schwere Gewitter über uns herauf. Von drei Seiten her ballte es sich zusammen.

1901 Regierungsantritt König Eduards von England und seine Einkreisungspolitik

Saß jenseits des Ärmelkanals seit dem Jahre 1901 König Eduard auf dem Thron. Den „ersten Gentleman Europas" nannten sie ihn, nicht zuletzt weil er der Herrenmode die neuesten Westenschnitte und die neuesten Halstücher und die Bügelfalte in den Beinkleidern vorschrieb. Nach einem lasterhaften Kronprinzenleben, in dem den Weibern und dem Spiel eine bedeutsame Rolle zugefallen war, wurde er ein gesetzter Herr und König. Fast ganz deutsch seiner Abstammung nach — sein Vater war der „Prinz-Gemahl", Prinz Albert von Sachsen-Coburg-Gotha; seine Großmutter mütterlicherseits eine Prinzessin aus gleichem Hause, und sein Englisch verlor bis zuletzt nicht den deutschen Anklang, — war er ein glühender Deutschenfeind; erst die Geschichte, die auf den Särgen der Könige sitzt, wird später vielleicht die letzten Gründe dieses Hasses aufklären, die kaum nur auf politischer Grundlage beruhten. Der unförmlich dicke Mann war aber auch der beweglichste, klügste, verschlagenste Politiker und Diplomat seiner Zeit. Er wußte im Innern das Ansehen der Königskrone, das längst wesenlos geworden zu sein schien unter dem Einfluß der Parlamentsherrschaft, in kürzester Zeit wieder aufzurichten. Er verstand es meisterlich, alle Deutschland feindlich gesinnten Kräfte in ganz Europa zusammen zu schmieden, um das Deutsche Reich zu vereinsamen. Nur einmal scheiterte sein Bemühen: als er auch Österreich-Ungarn für sich zu gewinnen trachtete, es vom Treubund mit Deutschland loslösen wollte, stieß er bei dem Kaiser Franz Joseph, dem greisen Freunde Kaiser Wilhelms, auf den entschiedensten Widerstand.

Man darf wohl sagen: in der feindseligen Einkreisung Deutschlands bestanden alle politischen Absichten dieses Mannes. Es verschlug ihm dabei selbstverständlich nichts, daß der deutsche Kaiser der Sohn seiner Schwester war; es scheint im Gegenteil, daß er Kaiser Wilhelm trotz aller gelegentlichen freundschaftlich-verwandtschaftlichen Äußerungen einen persönlichen Haß entgegentrug. Frankreichs, dessen Revanchegedanken ja nie erloschen, war er sicher und verstand diese Sicherheit durch öftere Anwesenheit in Paris aufzufrischen; mit Rußland hat er augenscheinlich schon 1908 bei seinem Besuch in Reval engere Beziehungen angeknüpft; in Italien suchte bereits er den festen Zusammenhalt des Dreibundes, den Bismarck als Hort des europäischen Friedens begründet, zu lockern. Selbst nach Spanien erstreckten sich seine Machenschaften. In äußerst geschickter Weise wurde unter ihm die Presse, nicht nur die englische, gegen Deutschland beeinflußt. Die britische Admiralität begann bereits seit 1905 im geheimen allerlei Vorbereitungen — die großen Übungen der englischen Flotte kannten nur noch Deutschland als Gegner.

Als sich den Deutschen im Verlauf des Krieges die in Brüssel zurückgelassenen belgischen Geheimarchive öffneten, wurde manch seltsamer Fund getan. So die Berichte der belgischen Gesandten an ihre Regierung. Da schreibt u. a. der treffliche, immer gut unterrichtete Baron Greindl bereits am 5. April 1906: „Es besteht kein Zweifel mehr, daß es der König von England gewesen ist, der, unabhängig von

seiner Regierung, den (französischen) Minister Delcassé in eine kriegerische Politik hineingetrieben und ihm das übrigens nicht ausführbare Versprechen gegeben hat, 100000 englische Soldaten in Holstein landen zu lassen."

Es ist freilich nicht zu verkennen, daß König Eduard sich bei all seinem Tun und Lassen eins wissen konnte mit einer stetig stärker anschwellenden Stimmung seines Volkes gegen Deutschland. Wir haben uns ja in bezug auf diese Stimmung gründlich getäuscht, täuschen lassen, lange Jahre hindurch. In uns lebte immer noch die Erinnerung an die Waffenbrüderschaft in den napoleonischen Kriegen, an die Schlacht von Belle-Alliance zumal, obschon wir uns hätten sagen können, daß diese Schlacht Blücher entschied, den Sieg aber Wellington anmaßend für sich in Anspruch nahm. In vielen von uns lebte auch das aus älterer Zeit her überlieferte Gefühl einer gewissen Überlegenheit englischer Art. Die „lieben Vettern" von jenseits des Kanals wurden nur allzu häufig als Wesen „älterer, höherer Kultur" angesehen; englische Waren galten vielfach als besonders gut, besonders „solide"; man begeisterte sich für „englischen Komfort"; das in so mancher Beziehung verrottete englische Schulwesen wurde als vorbildlich für uns gepriesen, womöglich bis zur „Nurse", dem Kindermädchen, herab; englische Schriftsteller — ich sehe selbstverständlich von einem Shakespeare ganz ab — beherrschten unsere Bühnen, die englische Kunst galt vielen als ebenso bahnbrechend, wie das englische Roastbeef, obgleich Kundige wußten, daß es keine erbärmlichere Küche gibt als die englische. Wenn in unseren Beziehungen zu England einmal etwas nicht zu klappen schien, wurden schleunigst besondere Verbände, Vereine begründet, die die bedrohten Garne wieder anknüpfen sollten. Man fuhr dann über den Kanal und kam, bei stattlichem Festmahle mit klingenden Worten über das „Volk der Dichter und Denker" eingeseift, heim, um begeistert zu verkünden, es wäre alles in bester Ordnung oder vielmehr „all right". Die Engländer aber lachten hinterdrein. So recht von Herzen freilich lachten die Kundigen unter ihnen nicht, und das waren wieder die, welche die Stimmung machten. Denn sie fühlten täglich mehr den fortschreitenden deutschen Wetteifer auf allen Gebieten, die sie bisher als Eigentum betrachtet hatten. Was fiel dem



Die Bundesgenossen. Schaumünze von Arthur Löwental-Berlin

deutschen Michel ein?! Warum dehnte er seine Handelsbeziehungen weiter und weiter aus? Warum schickte er die Vertreter seiner Gewerbetätigkeit mit gut geordneten Mustern in alle Lande und ließ sie sogar die Landessprachen lernen, wo die Ausländer sich doch seither mit den britischen Zwischenhändlern hübsch auf Englisch verständigen mußten? Warum wuchs die deutsche chemische, die elektrische Industrie so gewaltig, daß man ihre Erzeugnisse in „Übersee" gar nicht mehr vermissen zu können meinte? Was fiel dem deutschen Michel ein, daß er Kauffahrteischiffe und Passagierdampfer vom Stapel ließ, die alle britischen ausstachen? Daß der deutsche Reichtum, mächtig wachsend, allerorten neue Anlagen suchte? Kolonien wollte der gute Michel auch haben, und die er hatte, bewirtschaftete er merkwürdig gut. Und nun baute der Kaiser gar eine Flotte, die zwar der hochberühmten britischen nun und nimmermehr das Wasser reichen konnte — wie wäre denn das möglich gewesen? —, die aber doch höchst, höchst unangenehm war. Das durfte wirklich nicht so weiter gehen. Man mußte die Augen offen halten, und wenn es nicht mit verdoppelter eigener Tüchtigkeit zu schaffen war, was wiederum höchst unbequem war, mußte man diesem ehedem so gefügigen deutschen Michel tatkräftig entgegen treten. Goddam!

Es ist trotz allem nicht gewiß, daß König Eduard an Krieg dachte. Die scharfen Waffen lagen seiner Art nicht sonderlich. Er wollte seine Ziele auf anderem Wege erreichen, wollte Deutschlands Freunde in Feinde wandeln, uns das Wasser abgraben, wo er nur konnte. Seine persönlichen Freunde saßen zum guten Teil in den großen Geldgeschäften der Londoner City. Sie wußten, was ein Krieg bedeutet, ihnen war auch die wirtschaftliche Schädigung Deutschlands auf friedlichem Wege am liebsten. König Eduard war nicht zuletzt Geschäftsmann.

1910 Tod König Eduards. Regierungsantritt König Georgs von England

Als er dann, 1910, starb, schien die englische Politik Deutschland gegenüber ruhigere Wege einzuschlagen. Sein Sohn und Nachfolger Georg V. hatte wenig von der betriebsamen Unruhe des Vaters; den einen galt und gilt er als Schwächling, den anderen als Sonderling, besondere Fähigkeiten traute man ihm nicht zu; kriegslüstern erschien er noch weniger als König Eduard. Es kamen Tage während des ersten Balkankrieges, in denen Deutschland und England entschieden gegen Rußland auf die Wahrung des Weltfriedens hinzuarbeiten schienen; andere, noch 1913, wo ein Abkommen zwischen beiden Mächten über brennende koloniale Fragen in Sicht stand. Und doch war das alles Trug von Englands, Selbsttäuschung von unserer Seite. Die Drachensaat, die Eduard ausgesäet, keimte im geheimen fröhlich weiter. Schon zu Lebzeiten hatte er ihr einen Hüter bestellt:

Edward Grey

Sir Edward Grey, der seit 1905 Minister des Auswärtigen war. Der kannte den altbewährten englischen Grundsatz: auf dem Kontinent nie eine Macht gar zu stark werden zu lassen; ihr rechtzeitig mit Hilfe von klug geworbenen Bundesgenossen den Garaus zu machen! Diesmal sollte es das Deutsche Reich sein!

Auf Grey fällt nicht mit Unrecht unser schärfster Haß: ihm gebührt der arge Ruhm, des Weltkrieges eigentlicher Urheber zu sein!

Engländer ist er, noch einmal Engländer und wieder Engländer. Der 1862 geborene Mann kennt Deutschland überhaupt nicht, er beherrscht keine Sprache außer der englischen. Glaube und Überzeugung ist für ihn, daß England und nur



Franz Josef I.
Kaiser von Österreich, König von Ungarn
Gemälde von J. Q. Adams

England zur Weltherrschaft berufen sei. Treffend kennzeichnete ihn kurz nach Ausbruch des Krieges der Berliner Historiker Prof. Dr. Otto Hötzsch: „Von inneren Kämpfen um das, was sachlich richtig und allgemein zu verfechten sei, ist bei einem solchen Staatsmann nicht die leiseste Rede; für ihn handelt es sich immer nur um die Mittel und die politische Taktik. Da nun für diese Anschauung Deutschland immer mehr als der nächste und als ein gefährlicher Gegner heraustrat, so war eben Deutschland zunächst mit allen Mitteln zu bekämpfen, wie früher Spanien, Holland, Frankreich. Grey hat das selbst einmal in aller monumentalen Einseitigkeit und Anmaßung ausgesprochen mit dem Satze, England sei bereit, mit allen Nachbarn ohne Haß und Neid in Frieden zu leben, könne aber nicht zulassen, daß einer der Festlandsstaaten — gemeint war natürlich Deutschland — die politische und militärische Hegemonie übernehme. So haben wir Sinn und Ziel dieses Krieges in einer geradezu klassischen Formulierung, und es ist klar, daß die Widerlegung eines solchen Staatsmannes und Standpunktes mit Erfolg nur möglich ist durch die Gewalt. — Wie die meisten englischen Staatsmänner ist Grey nicht eigentlich geistig bedeutend, dafür aber hat er in der kalten Entschlossenheit seiner politischen Taktik unter seinen Vorgängern vielleicht kaum seinesgleichen; er ist darin größer selbst als beide Pitts, von Russel, Palmerston, Lansdowne ganz zu schweigen. Eine abstoßende Kälte strömt von ihm aus, die sich ebenso gegen einen anderen richten würde, wenn nicht gerade Deutschland der Feind wäre. Mit Frankreich oder gar Rußland verbindet ihn innerlich gar nichts, sie sind ihm nur Schachfiguren auf dem Spielbrett der britischen Interessen. Ist



Eduard VII., König von Großbritannien und Irland. Phot. Lafayette

es ein Wunder, daß er die Leitung wie selbstverständlich in die Hand nahm sowohl der nervösfahrigen französischen Politiker, die auf die Revanche starrten wie der Stier auf das rote Tuch, wie auch der russischen Vabanque-Diplomaten, die über Deutschenhaß und Panslawismus jeden politischen Maßstab verloren? So setzte Grey Eduards Politik neben und nach diesem in größerem Rahmen fort: man spürte das 1907 (Abkommen mit Rußland), 1908 (Vorstoß in Mazedonien), 1911 (Hochspannung mit Deutschland), 1913 (Friedenshaltung aus englischem Interesse), und für 1914 erhalten wir ja jetzt fast von Tag zu Tag die neuen Belege, wie Sir Edward die Politik unserer Gegner bestimmte und leitete. Unstreitig ist etwas Großartiges in der Politik dieses Staatsmannes, der eine ganze Schule gleichgesinnter Mitarbeiter um sich sammelte, aber den Diktator der englischen Weltmacht und der großen europäischen deutschfeindlichen Politik mit Bismarck zu vergleichen, wie es der Engländer heute tut, das lehnen wir ab, auch wenn wir zurzeit ganz unbefangen über ihn urteilen könnten. Er ist kein Bismarck, nicht nach seinem Ziel, nicht nach seiner Methode. Das ist kein wahrhaft großer Staatsmann, der ein ganzes System aufbaut auf einer persönlichen Abneigung wie Grey mit seiner bornierten Feindschaft gegen Deutschland. Mit seiner Methode, die dem Parlament das Vorhandensein von Bündnisverpflichtungen ableugnete, daneben aber die Vorbereitungen der beiden Generalstäbe förderte, die gegen den Vertreter Deutschlands eine Friedenspolitik heuchelte und daneben schon den Bruch der belgischen Neutralität von sich aus in Aussicht nahm, hört die Möglichkeit diplomatischer Verständigung einfach auf. Jetzt haben die Waffen zu entscheiden, ob dieses System den englischen Interessen entsprach und ob nicht



Georg V., König von Großbritannien und Irland
Phot. Russell & Sons



Lord H. H. Asquith, englischer Premierminister
Phot. Reginald Haines

einmal den Namen Sir Edward Greys der Fluch des eigenen Volkes treffen wird. Denn auch ein großer Spieler bleibt doch ein Spieler und wird nicht darum zum großen Staatsmann."

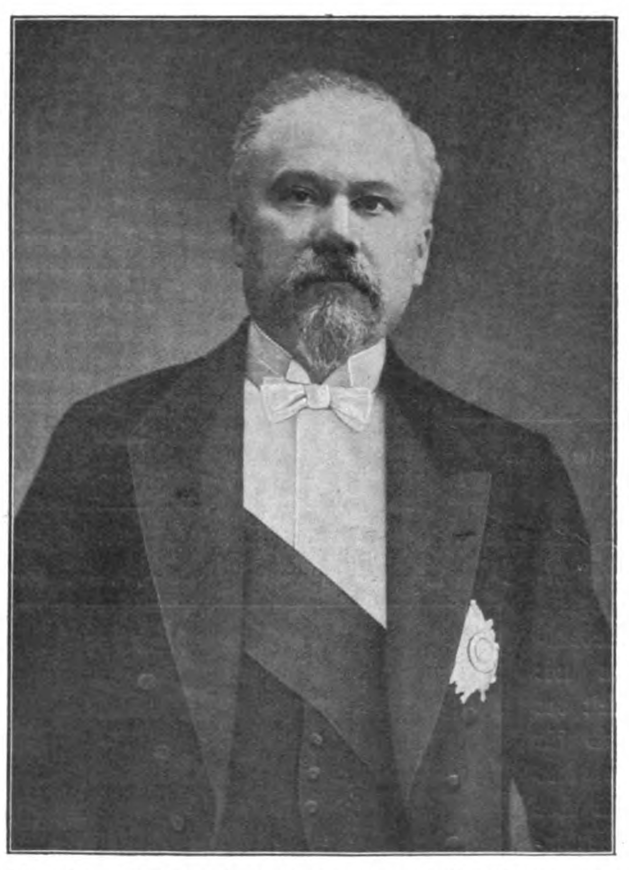
Wir und Frankreich

Lange Zeit hindurch herrschte bei uns das Schlagwort, daß Frankreich unser Erbfeind wäre. Allmählich aber verlor das Wort an rechter Geltung und Härte. Wir fühlten und wußten wohl, daß Frankreich 1870/71, den Verlust von Elsaß-Lothringen uns nicht vergessen hatte; wir wiegten uns jedoch immer wieder in der Hoffnung, daß die angeblich alles heilende Zeit auch Brücken von uns nach Frankreich hin schlagen würde. Von Haß gegen Frankreich war bei uns nie die Rede, nicht einmal von Abneigung. Im Gegenteil schätzten wir, oft übertrieben, dies seltsam bewegliche Volk. Wir erkannten seine guten Seiten an, die Sparsamkeit seines Mittelstandes, die geistige Regsamkeit seiner oberen Schichten; wir überschätzten die Liebenswürdigkeit, ja eine gewisse Anmut seiner Lebensführung; bisweilen lächelten wir wohl auch über die Quirlichkeit der französischen Art, nahmen Paris für ganz Frankreich und fanden dies Paris höchst vergnüglich. An eine enge, dauernd ganz enge Verbindung zwischen England und Frankreich glaubten nur wenige. Durch die Geschichte beider Völker zieht ja eigentlich eine Todfeindschaft, die nur einmal unterbrochen wurde, als im Krimkriege England den sonst so klugen Napoleon III. bewog, für die Londoner Politik die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Es gab ja auch in neuester Zeit so schwere Gegensätze zwischen beiden Ländern. Da war Ägypten, auf das, mehr und mehr, die starken französischen



Sir Edward Grey, englischer Staatssekretär für Auswärtige Angelegenheiten. Phot. H. W. Barnett

Interessen zurückdrängend, der Brite seine schwere Hand legte. Da waren andere koloniale Fragen, in denen sich beide Völker aneinander rieben, bis auf Faschoda hin, wo England in gröblichster Art Frankreich zur Kniebeuge gezwungen hatte. Nein: ein Bündnis auf Tod und Leben zwischen diesen Staaten schien unmöglich. Jahre, Jahrzehnte hindurch. Schon die napoleonische, in Frankreich immer wiederauflebende Überlieferung machte es undenkbar.



Raymond Poincaré, Präsident der französischen Republik

Freilich: Frankreich rüstete eigentlich ununterbrochen seit 1871. Wir wußten, daß es sich mit aller Kraftanstrengung eine neue, in vieler Hinsicht vortreffliche Armee geschaffen. Wir wußten, daß es — wovon noch zu sprechen sein wird — einen Vertrag mit Rußland eingegangen war, der nur gegen uns gerichtet sein konnte. Aber wir glaubten auch zu wissen, daß im letzten Grunde die fleißige Masse des französischen Volkes friedliebend wäre, arbeiten und verdienen wollte. Und dazu wußten wir, daß Frankreich an einem stetigen Geburtenrückgang litt, der seine Wehrfähigkeit stärker und immer stärker beeinträchtigte, bauten auch lange allzusicher darauf, daß Rußland den französischen Freund zwar als höchst willkommenen Geldgeber benutze, ihn aber in entscheidender Stunde von einem Vorgehen gegen uns eher abhalten, als ihn dabei unterstützen würde. Gewappnet sein gegen beide: das war uns allerdings Pflicht. Als für die dringend notwendige Ergänzung unserer Rüstung die kleinen Mittel nicht mehr ausreichten, gab das deutsche Volk — in einem echten, hocherfreulichen Aufschwung vaterländischen Empfindens — eine Milliarde, ohne Zögern, ohne Hintergedanken. Es überraschte doch, als Frankreich dies Opfer seinerseits mit einem weit größeren, mit der Einführung der allgemeinen dreijährigen Wehrpflicht beantwortete. Aber diese Maßregel war jenseits der Vogesen nur in so harten Parteikämpfen durchgesetzt worden, daß man sich wohl fragen konnte, ob sie dem Willen des Volkes wirklich entspräche und ob sie von Dauer sein würde.

Eine Milliarde Wehrbeitrag im Deutschen Reich; dreijährige Dienstpflicht in Frankreich

Dies eigenartige Volk, das die meisten Revolutionen in Europa gemacht hat und doch so leicht zu regieren ist, wie kein anderes, wenn man es zu nehmen weiß und mit hübschen Schlagworten trunken macht, — dies Volk war inzwischen wieder einmal in die Hände ehr- und selbstsüchtiger Politiker und Advokaten gefallen, die den Revanchegedanken neu zu entflammen suchten. In erster Reihe standen und stehen dabei die Herren Poincaré und Delcassé, die aber bald unter ihresgleichen willige Gefolgschaft fanden, und gegen die ruhigere, gemäßigtere Elemente nicht mehr aufkamen. Es bleibt bezeichnend, daß einer dieser weiterblickenden Männer, der Führer der französischen Sozialisten, Jaurès, unmittelbar vor Kriegsausbruch durch einen elenden Meuchelmord beseitigt wurde. Die übrigen aber ließen sich willig ins Schlepptau Meister Greys nehmen. Zwar scheiterte Delcassé 1905 noch einmal, als er den Rachekrieg an die Verhandlungen über Marokko anknüpfen wollte; England hielt es noch nicht an der Zeit, mitzutun, und Rußland war noch nicht bereit. Als England und Rußland aber die rechte Stunde gekommen schien, scheuten sich beide, Poincaré und Delcassé, nicht, die politische Selbständigkeit Frankreichs für England aufzugeben, wie schon die wirtschaftliche an den Großschuldner Rußland verloren war.

Poincaré und Delcassé



Delcassé, französischer Minister des Äußeren bei Beginn des Krieges

So war besonders Delcassé der eifrigste, listigste und verschlagenste Treiber zum Kriege und während des Krieges der geschickteste Aufstachler des französischen Volkes. Bis er im Herbst 1915 in die Grube fiel, die er sich selbst gegraben. Der deutsche diplomatische Erfolg, der uns nach der Türkei die Bundesgenossenschaft Bulgariens verschaffte, die deutsch-österreichisch-bulgarische Offensive gegen Serbien riß ihn zu Boden. Mit einer geschickten Pose gab er sein Amt als Minister des Äußeren auf, um seinen Namen nicht mit weiteren Mißerfolgen zu belasten.

Aus belgischen Archiven

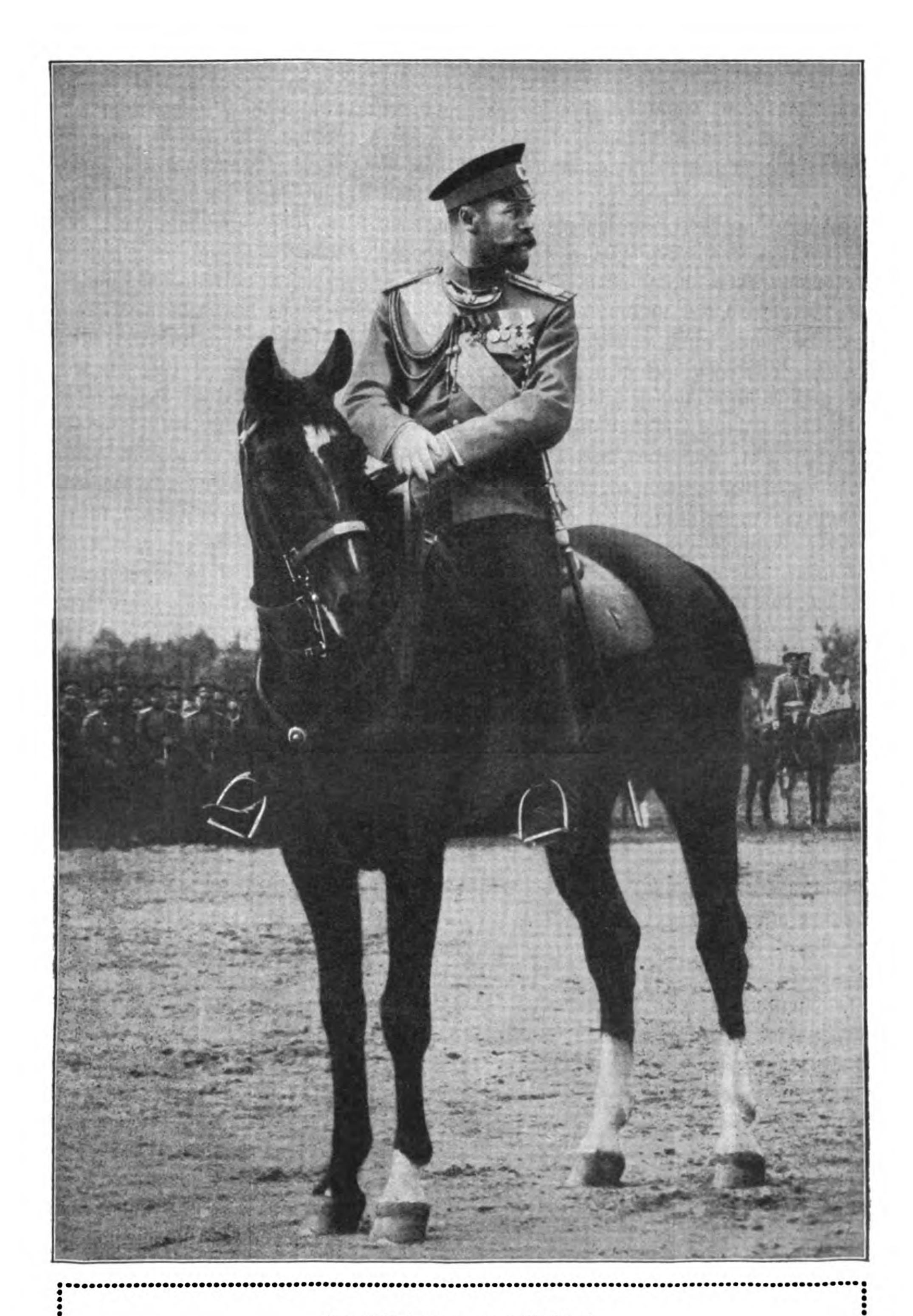
Kennzeichnend für die Entwicklung der Dinge in Frankreich ist, was der schon einmal erwähnte belgische Gesandte in Berlin, Baron Greindl, im April 1907 nach Brüssel berichtete: „Die französische Anmaßung wird wieder ebenso groß wie in den schlimmsten Tagen des zweiten Kaiserreichs, und die Entente cordiale ist hieran schuld. Sie ist sogar noch um einen Grad gestiegen, seitdem die Verhandlungen zwischen London und St. Petersburg, denen Frankreich zweifellos nicht fern gestanden hat, zu einer Entente zu führen scheinen.

Wenn es sich nur um Fragen handelte, die offiziell zwischen den Kabinetten besprochen werden, wie Ägypten, Marokko, die Neuen Hebriden, die Fischereizonen von Neufundland, Persien, Afghanistan oder Tibet, so könnten wir uns ja nur freuen, Ursachen von Konflikten zwischen den Großmächten aus der Welt geschafft zu sehen; aber hinter den getroffenen oder bevorstehenden Abmachungen kommt immer wieder der Haß gegen Deutschland zum Vorschein, der in Paris durch die stets lebendige Erinnerung an die Demütigung von 1870, in London durch die Eifersucht auf die Entwicklung von Deutschlands Handel, Industrie und Flotte und in St. Petersburg durch nichts anderes wach gehalten wird, als etwa durch Vorurteile und den maßlosen slawischen Stolz, der sich bei dem Vergleich zwischen deutscher Zivilisation und moskowitischer Barbarei verletzt fühlt. Es handelt sich um die Fortsetzung der zur Isolierung Deutschlands unternommenen Kampagne, die sehr geschickt geführt wurde und mit der Aussöhnung zwischen Frankreich und Italien sowie mit den Abmachungen anfing, die mit letztgenannter Macht, auch seitens Englands, wegen des Mittelmeers getroffen wurden.“ . . .

„Frankreich maßt sich ebenso wie vor 1870,“ schreibt Baron Greindl weiter, „ein Recht zur Einmischung in Angelegenheiten an, die es ganz und gar nichts angehen, und bildet sich ein, ein Vetorecht gegen Abmachungen zu besitzen, die zwischen unabhängigen Mächten getroffen worden sind. Wir mußten soeben erst wieder auf unsere Kosten erfahren, was die Rückkehr zu den Traditionen des zweiten Kaiserreichs oder vielmehr zu denen der gewöhnlichen französischen Politik bedeutet. Jedesmal wenn Frankreich sich im Laufe der Geschichte stark genug dazu fühlte, versuchte es, sich die Vorherrschaft über die ganze Welt anzumaßen. Jetzt gibt ihm die Entente cordiale mit England das nötige Selbstvertrauen dazu.“

Zar Nikolaus von Rußland

Den „guten Niki“ nannten Petersburger Hofkreise den Zaren Nikolaus. In der Tat mag dieser Alleinherrscher über das gewaltige Rußland persönlich ein gutmütiger Mann sein, schwach und zugleich phantastisch, von Aberglauben umsponnen, abhängig von allerlei Mystikern, Geisterbeschwörern, Sektierern. Eine düstere Tragik geht durch sein Leben. Mit einer großen Friedenspropaganda setzte seine Regierungstätigkeit ein. Ihr folgte der Japanisch-Russische Krieg, der den Koloß Rußland in seinen Grundfesten erschütterte, es folgte ein Aufruhr, der nur mühsam in Feuer und Blut erstickt wurde. Anläufe freiheitlicher Gedanken, der Erlaß einer Verfassung, der Einberufung der Volksvertretung, der Reichsduma, wurden bald von finsterem Rückschritt abgelöst, die geheime Polizei, die gefürchtete und verhaßte Ochrana, gewann ihre alte Gewalt wieder, die Gefängnisse füllten sich mit Verdächtigen; was in dem Riesenreich nicht „echt russisch“ war, wurde vergewaltigt. Die Juden wie die Finnländer, die Deutschen in den Ostseeprovinzen, die fleißigen deutschen Kolonisten an der Wolga und die Polen. Fast schien es bisweilen, als stände der Zar seinem Reiche, seinem Volk fremd gegenüber, als beschäftigten ihn neben seinen mystischen Spielereien und der ewigen Sorge um Attentate nur die engsten Familienbande, die durch die schwere Erkrankung des Thronfolgers dauernd getrübt waren. Neben ihm aber stand die allmächtige Großfürstenpartei, mit dem späteren Generalissimus Nikolai Nikolajewitsch an der Spitze; und hinter dieser, treibend und drängend, der Panslawismus, der Gedanke der „Befreiung“ und Vereinigung



Zar Nikolaus II. von Rußland
Phot. E. von Eggert, Inh. W. Kaufmann

aller slawischen Stämme, mittelbar oder noch besser unmittelbar, unter russischem Zepter. Der ewig unruhige Balkan war dafür das rechte Feld der Betätigung; hier rollte der Rubel unaufhörlich, und die emsigen Geschäftsträger Rußlands, allen voran in Belgrad Herr von Hartwig, schürten und schürten. Der Balkankrieg war ihr Werk, im letzten Grunde aber die Eroberung Konstantinopels, die Herrschaft über die Dardanellen ihr Ziel. So gewiß es erwiesen ist, daß das angebliche Testament Peters des Großen eine Fälschung ist: den in diesem verkündeten Hinweis auf den Bosporus und auf Stambul hat Rußland nie aus den Augen verloren.

Es konnte nicht ausbleiben, daß das Zarenreich mit Österreich-Ungarns alten großen Interessen auf dem Balkan zusammenprallte; mit Österreich-Ungarn, das ja auch selbst Millionen „unbefreiter" Slawen unter dem Zepter der Habsburger vereinte. Hinter Österreich-Ungarn aber stand „in Nibelungentreue" das Deutsche Reich. Traf man auf die Donaumonarchie, deren Widerstandskraft die großfürstliche Kriegspartei weit unterschätzte, so traf man auch auf die deutsche Heeresmacht. So verknüpfen sich die Fäden; darum stellte sich Rußland gegen überreiche Zahlungen in Frankreichs Dienst: zwanzig Milliarden wurden den französischen Sparern entlockt, in Form von Anleihen, um strategische Bahnen zu bauen, das ungeheure Menschenmaterial Rußlands in brauchbare, gut ausgerüstete Kämpfer zu verwandeln. Und auch der Mann fand sich, der den Absichten und Wünschen zur Wirklichkeit verhalf. Dem Engländer Grey und dem Franzosen Delcassé gesellte sich als dritter Drahtzieher Alexander Petrowitsch Iswolsky hinzu.

A. P. Iswolsky und sein Wirken

Über ihn und sein Wirken schreibt der schon einmal angeführte Professor Hötzsch: „Von 1906—1910 war Iswolsky Minister des Auswärtigen in Petersburg, seit September 1910 Rußlands Botschafter in Paris. Dieser Vertrauensmann des deutschfeindlichen Panslawismus wiegt freilich viel leichter als die Persönlichkeit Sir Edward Greys. Was diesen ehrgeizigen Schieber keineswegs vornehmer Abstammung bestimmte, war, daß er in dem üppigen Petersburger Gesellschaftsleben nicht, wie er brennend wollte, mit dem Vertreter Österreichs, dem Grafen Berchtold, wetteifern konnte, und vor allem, daß er sich vom Grafen Ährenthal — man gestatte den einzig treffenden Ausdruck — hereingelegt fühlte. Am 15. September 1908, am Anfang der Krisis, die schließlich auf den Schlachtfeldern ausgekämpft werden mußte, trafen sich auf dem



A. P. Iswolsky, ehemaliger russischer Minister des Äußern, Botschafter in Paris bei Ausbruch des Krieges
Phot. Boissonat & Eggler

Schlosse des Grafen Berchtold, auf Buchlau in Mähren, Ährenthal und Iswolsky. Iswolsky wünschte die Zustimmung Österreichs zur Öffnung der Dardanellen für Rußland — den russischen Staatsmann, der das erreichte, würde Rußland zum Himmel erheben; Ährenthal verlangte die Zustimmung Rußlands zur Einverleibung von Bosnien und der Herzegowina für Österreich. Das diplomatische Geschäft wurde abgeschlossen. Iswolsky ging darauf nach London, hier aber lehnten König Eduard und Grey die Öffnung der Dardanellen bestimmt ab. Österreich nahm Bosnien, und der russische Staatsmann brachte seinem Lande — nichts. Er hatte sich diese diplomatische Niederlage ersten Ranges durch die eigene Torheit zugezogen, da jedes politische Kind weiß, daß die Dardanellenfrage eine Lebensfrage Englands ist (was freilich die Briten neuerdings vergessen zu haben scheinen). Aber gegen England konnte sich sein Grimm nicht richten, er war, schon als Nachfolger Lambsdorffs, unbedingt britenfreundlich, also warf er dem Grafen Ährenthal vor, dieser habe ihn in Buchlau hintergangen; seitdem hat er Österreich mit der bösartigsten Feindschaft verfolgt. Von da ab warf er sich auch völlig der Partei am Hofe und im Militär in die Arme, die unbedingt den Krieg mit Österreich und, da Deutschland fest zu Österreich stand, wie sich im Frühjahr 1909 zeigte, auch gegen dieses wollte. Noch war in dieser Krisis die Friedenspartei stärker; deshalb wich Iswolsky aus seiner Stellung als Minister, aber anders und glänzender, als wenn er über die Buchlauer Sache gestürzt wäre. Er wurde, wie schon bemerkt, im September 1910 Botschafter in Paris. Hier war er in jeder Weise an der richtigen Stelle, für seine Genußsucht und Eitelkeit und für den Klüngel, der in Petersburg weiter auf den Krieg hinarbeitete. In den großen Sachen brauchte ihn Sir Edward Grey freilich nicht, die machte er nach wie vor mit dem Botschafter Rußlands in London, dem Grafen Benckendorff, der schon ein Parteigänger König Eduards gewesen war. Aber als Vermittler zwischen London und Petersburg über Paris war Iswolsky hochwillkommen; er war dem Scheine nach die Achse, um die der ganze Dreiverband sich drehte. Ein Mann, geboren für die Intrige, von großer moskowitischer Schlauheit, hat er gerade an der Stelle, wo er stand, dem Dreiverband den Dienst erwiesen, die wenigen Stimmen Frankreichs, die warnten, um jeden Einfluß zu bringen, Frankreich immer wieder klar zu machen, daß es die großen Opfer im Kriegsfalle für England und Rußland bringen müsse."

Es änderte wenig an der Sachlage, daß 1910 der neue Reichskanzler v. Bethmann Hollweg und der neue Leiter der russischen Politik noch einmal ein Abkommen trafen, daß „sich beide Regierungen in keine Kombination einlassen wollten, welche eine aggressive Spitze gegen den anderen Teil haben könnte", daß sie sich auch über die Aufrechthaltung des damaligen Zustandes auf dem Balkan vorläufig verständigten. Rußland erklärte ja sofort seinen Verbündeten, daß die bestehende „Mächtekonstellation" trotz allem aufrecht erhalten bliebe.

Wie eine gemästete Spinne im Netz saß England und hatte sich die beiden dicksten Fliegen, Frankreich und Rußland, bereits eingefangen, während wir und so manche andere Gutgläubige noch immer der lieben britischen Unschuld trauten. Noch 1912 schwebten zwischen der deutschen und der englischen Regierung Verhandlungen über einen Neutralitätsvertrag. Von deutscher amtlicher Seite wurde darüber berichtet:

1912
Neutralitätsverhandlungen

„Die deutsche Regierung war bei diesen Verhandlungen bemüht, mit England zu einer den allgemeinen Frieden sichernden Verständigung auf Grund eines kriegerische Konflikte zwischen beiden Mächten ausschließenden gegenseitigen Schutzabkommens zu gelangen. Als geeignetste Grundlage hierfür erschien der Abschluß eines gegenseitigen Neutralitätsvertrages. Die von deutscher Seite dafür zuerst vorgeschlagene Formulierung hatte folgenden Wortlaut:

‚Sollte einer der hohen Vertragschließenden in einen Krieg mit einer oder mehreren Mächten verwickelt werden, so wird der andere Vertragschließende dem in den Krieg verwickelten Vertragschließenden gegenüber zum mindesten wohlwollende Neutralität beobachten und nach allen Kräften für die Lokalisierung des Konfliktes bemüht sein.‘

England lehnte diesen Vorschlag, als zu weitgehend, ab und machte folgenden Gegenvorschlag:

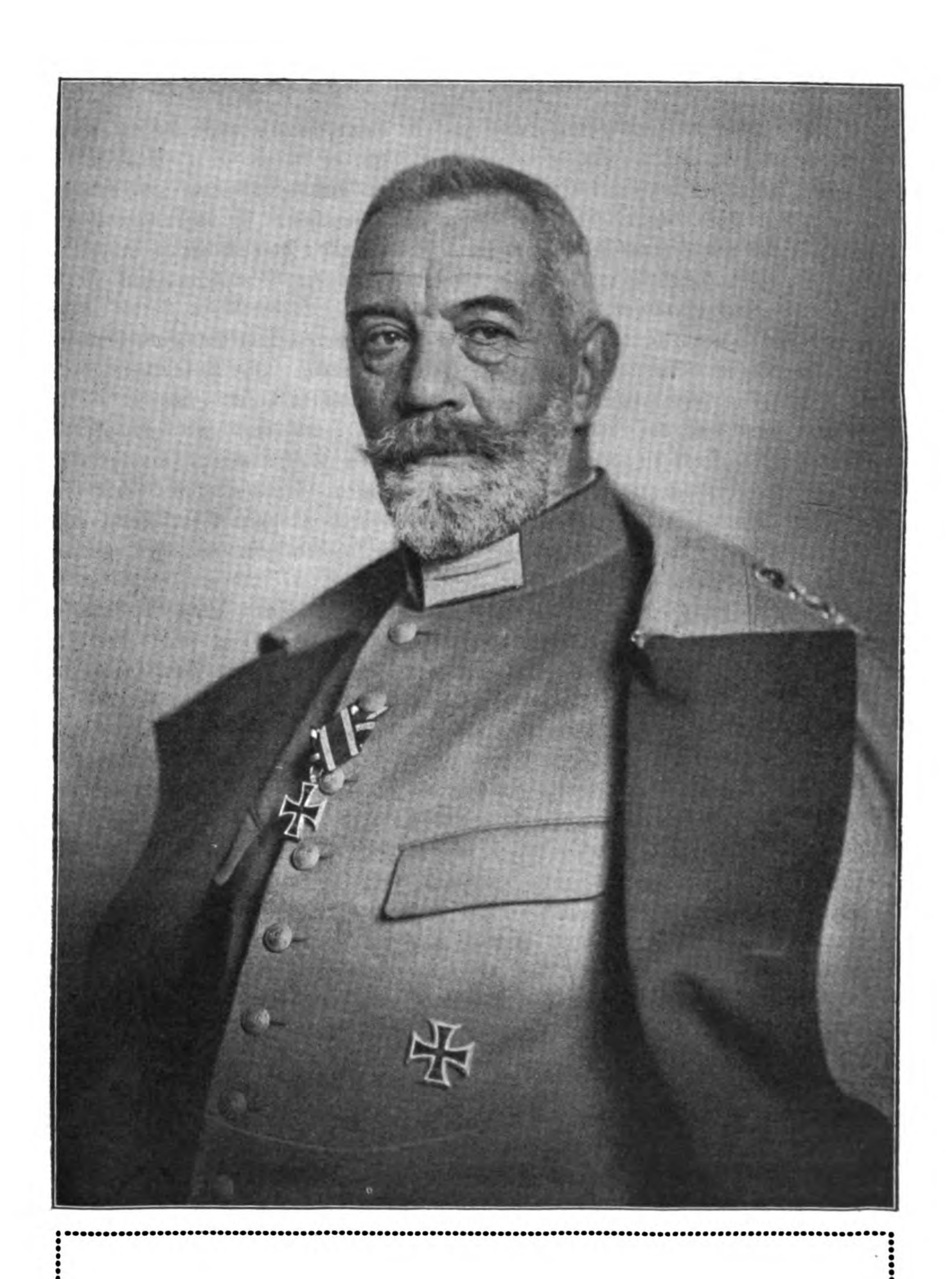
‚England wird keinen unprovozierten Angriff auf Deutschland machen und sich einer aggressiven Politik gegen Deutschland enthalten. Ein Angriff auf Deutschland ist in keinem Vertrage enthalten und in keiner Kombination vorgesehen, der England zurzeit angehört, und England wird keiner Abmachung beitreten, die einen solchen Angriff bezweckt.‘

Dieser Vorschlag war für Deutschland unannehmbar. Abgesehen von der Dehnbarkeit des Begriffs ‚unprovozierter Angriff‘ konnte lediglich das Versprechen, über den anderen Vertragschließenden nicht grundlos herfallen und keine aggressive Politik gegen ihn treiben zu wollen, unmöglich die Grundlage zu einem besonderen Freundschaftsvertrage bilden. Die in dem englischen Vorschlag enthaltenen Zusicherungen sind Selbstverständlichkeiten in den gegenseitigen Beziehungen zivilisierter Staaten.

Den von England geäußerten Bedenken gegen den deutschen Vorschlag suchte die Kaiserliche Regierung dadurch entgegenzukommen, daß sie nunmehr folgende Formulierung vorschlug: ‚Sollte einer der hohen Vertragschließenden in einen Krieg mit einer oder mehreren Mächten verwickelt werden, bei welchem man nicht sagen kann, daß er der Angreifer war, so wird ihm gegenüber der andere zum mindesten eine wohlwollende Neutralität beobachten und für die Lokalisierung des Konfliktes bemüht sein. Die hohen Vertragschließenden verpflichten sich, sich gegenseitig über ihre Haltung zu verständigen, falls einer von ihnen durch offenkundige Provokation eines Dritten zu einer Kriegserklärung gezwungen sein sollte.‘

Auch diesen Vorschlag lehnte Sir Edward Grey ab, beschränkte sich vielmehr darauf, den ersten Absatz seines früheren Vorschlags in folgender, inhaltlich jedoch bedeutungslosen Form abzuändern: ‚Da die beiden Mächte gegenseitig den Wunsch haben, Frieden und Freundschaft untereinander sicherzustellen, erklärt England, daß es keinen unprovozierten Angriff auf Deutschland machen und sich an einem solchen auch nicht beteiligen wird, auch wird es sich einer aggressiven Politik gegen Deutschland enthalten.‘

Um im Interesse des europäischen und Weltfriedens ein äußerstes Entgegenkommen zu erweisen, trat die kaiserliche Regierung in eine Diskussion auch dieses Vorschlages ein, machte aber weitere Verhandlungen von der Ergänzung durch folgenden Zusatz abhängig: ‚England wird daher selbstverständlich wohl-



Der deutsche Reichskanzler Dr. Theobald von Bethmann Hollweg
Phot. Nicola Perscheid

wollende Neutralität bewahren, sollte Deutschland ein Krieg aufgezwungen werden.'

Sir Edward Grey lehnte es ab, über die auf Grund eines Beschlusses des englischen Kabinetts angebotene Formel hinauszugehen. Er begründete seine Ablehnung mit der Besorgnis, andernfalls die bestehenden Freundschaften Englands mit anderen Mächten zu gefährden. Hierauf verzichtete Deutschland auf Fortführung der Verhandlungen."

Die vorstehenden Mitteilungen, die auch alle späteren Wortklaubereien Greys nicht umzudeuten vermochten, erweisen, wie folgerichtig und entschieden England gerade dasjenige abgelehnt hat, worauf es praktisch ankam: das Neutralitätsversprechen, das heißt die Gewißheit für Deutschland, von England weder direkt noch in einem ihm von dritter Seite aufgezwungenen Kriege angegriffen zu werden. Nur auf dieser in Gegenseitigkeit verbürgten Gewißheit konnte sich dasjenige Freundschaftsverhältnis zwischen Deutschland und England aufbauen, das Europa und der Welt den Frieden gesichert haben würde. England hat in die Hand nicht eingeschlagen, die ihm Deutschland entgegenstreckte, weil ihm die Aufrechterhaltung seiner Freundschaften mit Frankreich und Rußland, die Aufrechterhaltung des sogenannten Gleichgewichts der Kräfte, das ihm die Niederhaltung Deutschlands ermöglichen sollte, mehr am Herzen lag als die Erhaltung des Friedens. Wie die vorstehend wiedergegebenen Formeln erweisen, hat Deutschland nicht auf dem Versprechen bedingungsloser Neutralität bestanden, wie das von englischer Seite häufig behauptet worden ist und wie das fälschlicherweise auch Herr Asquith in einer nach Kriegsausbruch gehaltenen Rede erklärt hat. Gerade weil der Gedanke an einen Angriffskrieg gegen irgendwelche Macht Deutschland jederzeit ferngelegen hat, konnte es sich mit der Zusicherung der englischen Neutralität für den Fall begnügen, daß ihm ein Krieg aufgezwungen würde. Die Beteiligung Englands an dem gegenwärtigen Kriege, den die Kriegspartei in Rußland im Vertrauen auf die Unterstützung Englands hervorgerufen hat, beweist, wie gut die verantwortlichen Leiter der deutschen Politik beraten waren, als sie die Angebote Sir Edward Greys als ungenügend zurückwiesen, und wie richtig sie die englische Politik einschätzten. —

Grey an Cambon, franz. Botschafter in Berlin

Zu gleicher Zeit aber, in der diese englisch-deutschen Verhandlungen — ergebnislos — schwebten, teilte Meister Grey bereits dem französischen Gesandten in Berlin, Cambon, mit, daß „von Zeit zu Zeit in den letzten Jahren die französischen und britischen maritimen und militärischen Autoritäten miteinander beraten haben . . ."

Freilich, die „Freiheit beider Regierungen, in Zukunft darüber zu entscheiden, ob sie sich einander durch ihre bewaffnete Macht beistehen sollten oder nicht," bleibe bestehen; die Verteilung z. B. der französischen und britischen Flotte im gegenwärtigen Augenblick beruhe nicht auf der Verpflichtung, im Kriege zusammenzuwirken; aber: „Sie (die Beratungen) haben jedoch ausgeführt, daß, wenn eine der beiden Regierungen ernsten Grund haben sollte, einen nicht herausgeforderten Angriff seitens einer dritten Macht zu erwarten, es wesentlich werden könnte, zu wissen, ob sie in diesem Fall auf die bewaffnete Unterstützung der

anderen Macht rechnen könne. Ich stimme zu, daß, wenn einer der beiden Regierungen ernsten Grund haben sollte, einen nicht herausgeforderten Angriff seitens einer dritten Macht oder irgend etwas, was den allgemeinen Frieden bedrohen könnte, zu erwarten, sie alsbald mit der anderen darüber in Besprechungen eintreten soll, ob beide Regierungen zusammen handeln sollen, um einen Angriff abzuwehren oder den Frieden zu bewahren und, im bejahenden Fall, welche Maßregeln sie bereit seien, gemeinschaftlich zu ergreifen. Wenn diese Maßnahmen eine Aktion einbegreifen, würden die Pläne der Generalstäbe sofort in Betrachtung zu ziehen sein, und die Regierungen würden zu entscheiden haben, welche Folgen diesen Plänen zu geben sind."

Mit Deutschland also keinerlei Abrede auch nur über Neutralität bei nicht herausgefordertem Angriff, bei gewaltsamer Aufdrängung des Krieges durch eine dritte Macht, keine Verständigung vor einer Entschließung; mit Frankreich Vereinbarungen über solche Besprechungen und gegebenenfalls über ein militärisches Zusammenwirken zu Wasser und zu Lande nach längst festgestellten Plänen beider Generalstäbe. Gegen wen sich diese Pläne richteten, war niemand zweifelhaft. Formell blieb England allerdings von endgültiger Bindung frei; materiell jedoch ist, wie Staatssekretär Helfferich treffend ausgeführt hat, „klar, daß die Aufstellung gemeinschaftlicher Operationspläne zwischen zwei Großmächten und die fortlaufende Beratung über solche Operationspläne kein müßiger Zeitvertreib sein kann, sondern — schon wegen des intimen Einblicks, den jeder Teil in die Wehrverhältnisse des anderen erhält —, nur dann möglich ist, wenn im Prinzip beiderseits die ernstliche Absicht des Zusammenwirkens besteht." Gestützt auf den gemeinsamen Operationsplan warf Frankreich denn auch seine Flotte in das Mittelmeer und überließ den Schutz seiner Küste am Kanal und am Atlantischen Ozean der englischen Flotte.

Ähnliche Unterhandlungen über ein Zusammenwirken, wie hier mit Frankreich, hat England dann schon im Frühjahr 1914 mit Rußland gepflogen, wovon später noch zu sprechen sein wird.

Deutschland will Frankreich nicht angreifen

Ganz im Sinne jenes Briefes Greys vom 22. November 1912 hat England gehandelt, als sich die Kriegswolken drohend zusammenzogen. Obwohl Deutschland bereit war, jeden Angriff auf die französische Küste und die französische Schiffahrt zu unterlassen, auf jeden Landerwerb von Frankreich und seinen Kolonien sowie von Belgien zu verzichten, weigerte sich England, neutral zu bleiben. Es weigerte sich auch, Frankreich zur Neutralität zu bestimmen. Im Gegenteil, wenn Frankreich selbst noch unschlüssig war, beschleunigte Sir Edward Grey die Entscheidung am 29. Juli 1914 durch die Mitteilung nach Paris, er habe den deutschen Botschafter davor gewarnt, sich in dem Gefühl falscher Sicherheit zu wiegen, „daß wir beiseite stehen würden," wenn der Krieg ausbräche. „Nun mußte Frankreich sicher sein, daß es auf die aktive Waffenhilfe Englands zählen durfte." Dank dieser Gewißheit sagte Frankreich Rußland die Kriegshilfe zu, und die ehernen Würfel konnten fallen.

Am 30. Juli 1914 berichtete der belgische Geschäftsträger in Petersburg, Herr d'Escaille, an seine Regierung: „Heute ist Petersburg fest überzeugt, ja es hat sogar Zusicherungen des Inhalts empfangen, daß England auf der Seite

Frankreichs mitgehen wird. Diese Hilfe ist von entscheidender Wichtigkeit und hat wesentlich zum Triumph der Kriegspartei beigetragen." — —

Aber wenn England die beiden dicksten Fliegen, Frankreich und Rußland, im Netz hatte, so genügte ihm das nicht. Es meinte, wie immer in seiner Geschichte, „Nummer sicher" gehen zu müssen. So wurde denn auch Nebenhilfe nicht verschmäht.

Von Italien wird später ausführlicher zu sprechen sein. An maßgebender Stelle, besonders in Wien, hat man seiner Bündnistreue nie recht getraut. An der Grenze hatten Österreich und Italien schon seit Jahren Millionen erfordernde starke Befestigungen ausgeführt, in Voraussicht des Kommenden. Indessen Italien versicherte zunächst eifrig Deutschland und Österreich-Ungarn seiner wohlwollenden Neutralität. Daß es bei dieser wohlwollenden Neutralität heimliche Verhandlungen mit Frankreich führte, liegt heute klar zu Tage.

Belgien

Wichtiger war für England zunächst Belgien. Hier war dem rücksichtslosen, aber sehr klugen und vorsichtigen König Leopold, der aller Wahrscheinlichkeit nach das Abenteuer eines Krieges mit Deutschland gern vermieden hätte, 1909 sein Neffe Albert gefolgt. Auch er ein Koburger, rein deutscher Abstammung — und doch unser Feind! Der Möglichkeit gegenüber, daß bei einem Konflikt mit Frankreich der Krieg nach Belgien getragen würde, und da England bei der verhältnismäßigen Nähe der beiderseitigen Küsten in einer deutschen Besetzung Belgiens eine drohende Gefahr für sein Inselreich sah, setzten in Brüssel die Bemühungen um ein Bündnis früh ein, und König Albert, den man im übrigen als eine nicht unsympathische Persönlichkeit bezeichnen kann, war kurzsichtig genug, den Lockungen nicht zu widerstehen. An Warnungen, auch von eigener Seite, hat es nicht gefehlt. Unter den Urkunden, die das deutsche Generalgouvernement in Brüssel fand, wurde z. B. auch ein Bericht des schon mehrfach erwähnten belgischen Gesandten in Berlin, Baron Greindl, aufgefunden, der am 16. Januar 1914 offenherzig genug von der kriegslüsternen Politik der Herren Poincaré und Delcassé schrieb: „sie bildet eine Gefahr für Europa — und für Belgien." Es half alles nichts. Das unglückliche Land wurde, durch eine bezahlte Presse seit langem zum Haß gegen Deutschland aufgehetzt, in dem wallonischen Teil seiner Bevölkerung stets zu Frankreich hinneigend, in den wilden Strudel hineingerissen, trotzdem die deutsche Regierung noch im letzten Augenblick alles aufbot, ihm die Leiden des Krieges zu ersparen.

Serbien

Serbien zu gewinnen, war leicht. Seit das Haus Obrenowitsch durch die Ermordung des Königs Alexander (1903) vom Throne gestoßen und durch die Dynastie Karageorgewitsch, in der Gestalt des etwas fragwürdigen Königs Peter, abgelöst worden war, hatten die Gegensätze zu Österreich sich dauernd verschärft. Der Traum eines Großserbiens, das vornehmlich auf Kosten Österreich-Ungarns, durch Eroberung des Banats und Bosniens, durch die Eröffnung einer Zufuhrstraße zur Adria, nach Dalmatien, zustande kommen sollte, nahm immer wildere Formen an. Nirgends rollte dabei der Rubel lebhafter als in Belgrad, und der schon erwähnte russische Gesandte v. Hartwig betrieb das Hetzgeschäft fast öffentlich. Immer höher wurde die Großmannssucht Serbiens aufgestachelt, immer ärgerlicher wurde für den Donaustaat die Wirksamkeit der geheimen serbischen Gesell-

schaften, das Hetzen der serbischen Presse. Der Zündstoff war so stark, daß irgend eine Explosion unvermeidlich erschien. Niemand freilich konnte ahnen, in welch schmählicher und schändlicher Weise sie schließlich erfolgen sollte.

Aber auch bis über die Weltmeere erstreckten sich die Bemühungen der „Entente-Mächte“ — des „Dreiverbandes“, wie das deutsche Sprachgefühl in feinem Unterschiede zum „Dreibund“ den Zusammenschluß Englands, Rußlands, Frankreichs taufte, — um Hilfeleistung. Japan wurde gewonnen. Wir wußten wohl von einem Vertrage zwischen England und Japan, aber wir glaubten nimmer, daß er gegen uns gerichtet war. Japan hatte sein Staatswesen, hatte vor allem sein Heer nach deutschem Muster eingerichtet; deutschen Lehrmeistern verdankte es seine kriegerischen Erfolge gegen Rußland. Es schien sich dessen immer bewußt zu sein; es schien auch festgelegt durch seine nicht gerade freundschaftlichen Beziehungen zu Nordamerika, durch nie ganz erloschene Streitigkeiten mit China; wir glaubten eher, daß es die günstige Gelegenheit benutzen würde, neue Lorbeeren im Kampf gegen Rußland zu gewinnen. Trotzdem schlug es sich auf die Seite unserer Gegner. Der Preis von Kiautschou war ihm allzu verlockend.

Japan



Albert, König der Belgier. Phot. Bonté

Feinde ringsum! Das war der Erfolg der Einkreisungspolitik, die König Eduard von England gegen uns begann, die seine Nachfolger, ihn übertreffend, um uns gesponnen hatten.

Neutral blieben, nicht alle im eigentlichen Sinne des Wortes, in Europa nur die skandinavischen Länder, Holland, die Schweiz, Spanien und Portugal, vorläufig Italien und die Türkei, die Balkanstaaten außer Serbien. Und drüben jenseits des Ozeans Amerika. Von der Neutralität der Vereinigten Staaten freilich bekamen wir im Laufe der Ereignisse so manche bittere Pille zu schlucken.



Denkmünze auf den Weltkrieg von Karl Goetz-München

Unsere Bundesfreundschaft mit Oestreich-Ungarn

Seit dem August 1879 standen wir mit Österreich-Ungarn im festen Bündnis. Bismarcks Verdienst war dieser Bund. Langsam hatte er ihn vorbereitet. Schon bald nach dem Frieden von 1866 hat er durch Fürst Hohenlohe, den ehemaligen bayrischen Ministerpräsidenten, in Wien einleitende Schritte getan. Sie wurden damals abgelehnt; aber bereits 1872 fand der Reichskanzler in dem Leiter der österreichisch-ungarischen Politik, in dem weitblickenden Grafen Andrassy, den Mann, der in die dargebotene Hand einschlug. Aus loseren Banden wuchs dann das Zwei-Kaiser-Bündnis, das im ganzen Deutschen Reich mit einhelliger Sympathie, in dem von Parteien zerrissenen Donaustaat teils mit überschwenglichen Hoffnungen, teils bei widerstrebenden Herzen doch als willkommene Notwendigkeit begrüßt wurde. Immer mehr lebten sich Fürsten und Diplomaten, lebten sich die Völker in dies Bündnis ein. „Eine machtvolle Bürgschaft des Friedens für den Weltteil," nannte es König Ludwig von Bayern in seinem schönen, am 2. September 1882 an den Fürsten gerichteten Briefe, und als Friedenshort hat es auch Bismarck stets aufgefaßt. Als sich das Bündnis 1883 durch den Hinzutritt Italiens zum Dreibund erweiterte, wuchs das Vertrauen. In sicherer Zuversicht konnten in der Tat die drei „Zentralmächte" allen Wirrungen der europäischen Politik entgegenschauen. „Der Dreibund ist eine strategische Stellung", schrieb Bismarck in seinen Erinnerungen. Allerdings fügte der Weitsichtige bereits hinzu: „Er ist von Zeit zu Zeit verlängert worden, und es mag gelingen, ihn weiter zu verlängern; aber ewige Dauer ist keinem Vertrage zwischen Großmächten beschieden, und es wäre unweise, ihn als sichere Grundlage für alle Möglichkeiten betrachten zu wollen."

Von den italienischen Staatsmännern sind wohl nur wenige mit dem Herzen bei dem Dreibund gewesen, trotzdem gerade Italien Vorteile über Vorteile von ihm zog. Unter seinem schützenden Fittich vermochte es die zerrüttete wirtschaftliche Lage zu festigen, der Dreibund sicherte ihm den Rücken gegen die oft mißgünstige „lateinische Schwester", gegen Frankreich, schuf ihm viele Möglichkeiten für seine Balkanpolitik, deckte ihn bei seinem Wagnis in Libyen. Den Dank

begann Italien bereits anläßlich der Marokko-Beratungen abzutragen, indem es sich ziemlich unverhohlen auf die Seite Englands und Frankreichs stellte.

Um so enger und fester gestaltete sich von Jahr zu Jahr das Verhältnis des Reiches zu Österreich-Ungarn. Zwischen dem greisen, ehrwürdigen Kaiser Franz Josef und Kaiser Wilhelm II. lebte eine innige Freundschaft, die sich schön ergänzte durch die nahen Beziehungen zwischen letzterem und dem Thronfolger Franz Ferdinand. Wiederholte Besuche des Kaisers in Wien, Manöverbesuche hüben und drüben stärkten und festigten das Vertrauen nicht nur der Fürsten, auch der leitenden Staatsmänner und Militärs, ja der Völker. Der Erzherzog-Thronfolger, eine scharf umrissene Persönlichkeit, hatte es im Anfang in Österreich-Ungarn nicht leicht; erst allmählich gewann er sich in beiden Reichshälften Anerkennung. Bei dem hohen Greisenalter des Kaisers Franz Josef fiel ihm vielfach dessen Vertretung zu, und immer mehr wurden seine Pflichttreue und unbeugsame Willenskraft gewürdigt. Als Soldat besaß er unumschränkte Machtvollkommenheit, die sich mit starkem Verständnis paarte. Was die österreichisch-ungarischen Heere in diesem Krieg geleistet, beruht nicht zuletzt auf seinem Wirken.

Der Erzherzog-Thronfolger, Franz Ferdinand

Die innere Festigkeit Österreich-Ungarns ist von unseren gemeinsamen Feinden stark angezweifelt worden. Mehr noch, man meinte mit dem Donaustaat leichtes Spiel zu haben. Von außen angesehen, vielleicht nicht mit Unrecht. Die Habsburger Monarchie ist stets schwierig zu leiten gewesen. Die verschiedenen Nationalitäten standen sich vielfach fremd, ja feindlich gegenüber: Deutsche und Tschechen, Ungarn, Polen, Ruthenen, Kroaten, Slowenen, Bosniaken, Serben, Rumänen, Italiener begehrten Sonderrechte; in den Volksvertretungen tobte ein fast unaufhörlicher Kampf, den man nicht selten mit allzu schwächlichem Nachgeben auszugleichen suchte. Es lag verhängnisvoll nahe, aus der Schärfe und Beharrlichkeit dieser nationalen Gegensätze einen allgemeinen Schluß auf die Schwäche der Bestandsfestigkeit des



Erzherzog Franz Ferdinand,
der in Sarajewo am 28. Juni 1914 ermordete österreichische Thronfolger
Phot. Hofatelier Pietzner

Gesamtreiches zu ziehen. Auch die wirtschaftliche Lage der Doppelmonarchie betrachtete man als nicht sonderlich günstig, hielt sie einer längeren Kriegsdauer nicht für gewachsen.

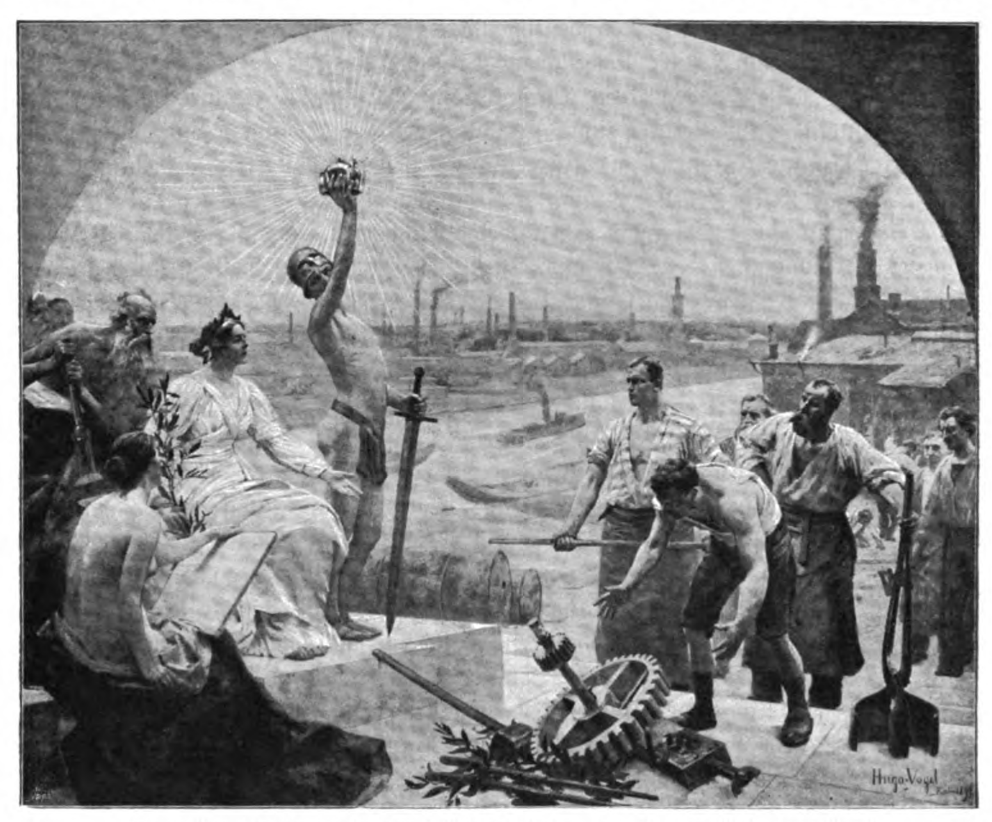
Feindliche Hoffnungen

Unsere Gegner haben sich in all dem bitter getäuscht. Sie übersahen, daß gerade in Österreich-Ungarn zwei Faktoren unberührt und stark geblieben waren: ein ausgeprägt dynastisches Empfinden, das sich gegenüber der ehrwürdigen Gestalt des greisen Kaisers noch verstärkt hatte, und der feste Kitt des Heeres. Von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, haben all die verschiedenen Nationalitäten Treue gehalten und bewahrt, das Gesamtwesen ist unberührt im Weltenbrand geblieben, hat auch in wirtschaftlicher Beziehung Stand gehalten und eine Fülle von Hilfsquellen entwickelt, auf die man vor dem Kriege im eigenen Lande kaum zu hoffen wagte.

Es klingt uns heute lächerlich, daß unsere Feinde allen Ernstes auch mit dem baldigen Zerfall des Deutschen Reiches rechneten, und zwar gleich nach zwei Richtungen hin. Einmal glaubten sie mit Sicherheit annehmen zu dürfen, daß die deutsche Sozialdemokratie, im Bann der roten Internationale, sich gegen den Krieg erklären, wie ein Mann die Waffenfolge verweigern würde. Es gab und gibt ja freilich unter den Genossen einige wenige Hetzer und Schwärmer, vaterlandslose Fanatiker, die am liebsten unser Teuerstes, unser Vaterland, zerstört hätten. Ihre Zahl ist aber verschwindend, und der Erfolg lehrte, daß die ungeheure Masse der ‚Genossen‘ in der Entscheidungsstunde Pflicht und Herz erkannte, jeden Gedanken an den Klassenkampf beiseite schob, daß jeder von ihnen sich so tapfer schlug, wie nur irgend ein Angehöriger einer anderen politischen Richtung. Die zweite Erwartung und Hoffnung der Gegner trog erst recht. Sie hatten mit einer Spaltung zwischen Nord und Süd des Reiches gerechnet. Nun: die Süddeutschen haben ihnen bewiesen, die unvergleichlich tapferen Bayern voran, denen man im feindlichen Auslande einen besonderen Gegensatz zu Preußen beimaß, daß sie fest und treu zu Kaiser und Reich stehen! Der große Krieg schmolz wieder einmal das ganze Reich zu stählerner Festigkeit zusammen.

Wirtschaftliche Entwickelung des Deutschen Reiches

Wir befanden uns bei Ausbruch des Krieges in einer wirtschaftlichen Entwickelung von allergrößter Weite und Tiefe. In langer Friedenszeit hatte unser fleißiges Volk einen Reichtum angesammelt, der uns in die allererste Reihe der kapitalkräftigen Völker Europas stellte; nur England übertraf uns vielleicht. Vielleicht — ganz sicher ist auch das nicht. Die Landwirtschaft war aus schwerer Zeit zu neuer hoher Blüte gelangt und bewies in der Folge ihre vorher nie genügend anerkannte Leistungsfähigkeit; Handel und Gewerbe umspannten den Erdenrund in einem Maße, daß sie England zu überflügeln drohten, auf vielen Gebieten bereits so weit überflügelt hatten, daß ihr Wettbewerb nicht zuletzt den britischen Neid zum Haß werden und die wirtschaftliche Niederzwingung Deutschlands zum Leitton des ganzen Ringens werden ließ. Trotz allen Schürens der Sozialdemokratie mußten unbefangene Beobachter zugestehen, daß die Lebenshaltung der Arbeiterklasse bei uns in starkem Aufstieg begriffen war, daß andererseits nirgendwo in der Welt eine gleich einsichtsvolle soziale Gesetzgebung bestand, wie im Deutschen Reiche. Unsere Kolonien begannen sich prachtvoll zu entwickeln — auch sie schon ein Gegenstand des Neides unserer Gegner. Der wachsende Wohl-



Die deutsche Industrie unter dem Schutze der Krone. Gemälde von Prof. Hugo Vogel
Im Besitz der Galerie Ravené, Berlin

stand gestattete uns, die Schwere unserer Rüstung, die Ausgaben für Heer und Flotte, ohne Beschwerde zu tragen.

Licht und Schatten im deutschen Volksleben

Ein reiches Volk waren wir geworden; manche fanden: fast über Nacht. Es soll nicht verschwiegen werden, daß dieses Anschwellen des Reichtums auch Schattenseiten zeitigte. Wo viel Licht ist, wird immer Schatten sein. Zumal in den Großstädten machte sich vielfach eine protzige Lebensführung breit, die oft Hand in Hand ging mit einer — leider ist's ein Erbfehler deutscher Nation — Verherrlichung englischer und französischer Art. An die Stelle gesunder Kunst trat mancherorten ein Überschätzen jeder neuen künstlerischen Richtung; man wollte „modern" sein um jeden Preis, auch in der Literatur. Ein lächerliches Ästhetentum machte sich breit. Weite Schichten, zumal gerade der Gebildeten, entfremdeten sich der Religion; die Austritte aus der Kirche nahmen stark zu. Die Autorität der Eltern erschien vielfach erschüttert. Das junge Volk strömte vom Lande in die Großstädte, um in den Fabriken zwar harte Arbeit, aber daneben mehr Freiheit und Vergnügungen zu finden. Schon meldeten sich militärische und ärztliche Stimmen, die warnend ein Sinken der körperlichen Wehrtüchtigkeit beklagten.

Wie ein Wunder erscheint es, daß vor dem gewaltigen Ereignis des Krieges, vor dem großen Erleben fast alle diese Sorgen der ängstlich in die Zukunft Den-

kenden zerstieben konnten. Das deutsche Volk erwies sich denn doch als immer noch aus einem Guß. Aller Überschwang verschwand. In einer Reihe stand, wie der „rote Genosse" neben dem Aristokraten, der zarte Städter neben dem derben Bauern. Wir lernten um; gottlob: die Kirchen füllten sich wieder mit Andächtigen, unter Tränen, in heißer Sorge, ließen die Eltern fast entfremdete Söhne in den Krieg ziehen; jubelnd zog die Jugend des Volkes dem Siege, dem Tode entgegen. Die modernsten Schauspieler wanderten freiwillig in den Schützengraben; die modernsten Künstler und Schriftsteller gingen, soweit sie nicht in der Front standen, als Kriegsmaler oder Berichterstatter hinaus und schilderten begeistert ihre Entdeckung ganz neuer Werte, die doch in Wirklichkeit uralt waren. Gelehrte, Professoren und Politiker, die dem Heer feindselig gegenüberstanden, erlebten ihr Damaskus und feierten die deutsche Wehrkraft, wie sie, allen voran, Preußens Könige geschmiedet hatten.

So schwer der Krieg war und ist: er einte das ganze Volk. Vielleicht, hoffentlich wird wenigstens für Europa das Wort Emanuel Geibels, des „Reichsherolds", wahr: „Und es mag am deutschen Wesen — einmal noch die Welt genesen!" — — —

Die Türkei

Die orientalische Frage, die den Diplomaten Europas schon so viele harte Nüsse zum Knacken aufgegeben hatte, war wieder ins Rollen gekommen. Im Jahre 1908 stürzte die jungtürkische Bewegung den morschen Bau der alten Türkei, Enver Bey trat dabei zum ersten Male in den Vordergrund. Im selben Jahre, unter dem Eindruck des Umschwunges am Bosporus, erklärte sich Bulgarien zum Königreich und wandelte Österreich-Ungarn, dessen Politik damals Graf Ährenthal leitete, die bisherige Okkupation Bosniens und der Herzegowina in eine Annexion um, wobei es leider auf den Sandschak Novibazar verzichtete. Rußland schien, wie wir sahen, zunächst einverstanden; unmittelbar darauf aber begann in der britischen, russischen und serbischen Presse ein gewaltiges Sturmläuten gegen Österreich, das sich bereits damals zu kostspieligen Teilmobilmachungen gezwungen sah. Inzwischen bildete sich der erste Balkanbund: Serbien, Bulgarien, Montenegro, Griechenland dachten der anscheinend sterbenden Türkei den Todesstoß zu versetzen. In der Tat verlor die Türkei fast ihren ganzen europäischen Besitz; um die fette Beute aber entbrannte sofort der Kampf der Balkanstaaten untereinander. Wieder mußte Österreich rüsten, zumal Serbien — immer wieder Serbien — sich durchaus den Zugang zur Adria erringen wollte, was den Lebensinteressen des Donaustaates widersprach. Dem Einspruch Österreich-Ungarns (und Italiens!) gelang es noch einmal, die serbischen Großmannsgelüste einzudämmen. Im Westen so zurückgewiesen, wandte Serbien sich gegen Bulgarien, verlangte von diesem die Herausgabe mazedonischen Gebiets, schlug es gegen alle Erwartung. Die Einmischung Rumäniens, das sich dabei höchst unblutig ein Stück kostbaren bulgarischen Landes errang, beendete diesen zweiten Balkankrieg, als dessen Epilog der Friede zu Bukarest vom Jahre 1913 erscheint.

Hinter all dem stand Rußland. Es schürte und hetzte in den Balkanländern — nicht etwa nur gegen die Türkei, sondern vor allem gegen Österreich-Ungarn. Schon 1913 schien der Krieg zwischen beiden Staaten vor der Tür zu stehen, und

wenn damals die Entscheidung in Petersburg noch einmal für den Frieden fiel, so lag dies nur daran, daß man dort genau wußte, daß das Deutsche Reich in unwandelbarer Treue zu seinem Bundesgenossen hielt und weil man — mit den militärischen Vorbereitungen noch nicht so weit fertig war, um den Kampf gegen beide Staaten zu wagen. Dafür brauste in der ganzen panslawistischen Presse ein Sturm der Entrüstung auf. Und man arbeitete im geheimen eifrig weiter. Sicherer als je stand ja das Zusammengehen mit Frankreich in Aussicht. Schon stellte sich Joffre als zukünftiger Generalissimus in Petersburg vor. Schon schrieb die berüchtigte „Nowoje Wremja": „Eine katastrophale Liquidierung der seit Jahrhunderten aufgehäuften Fehler Österreich-Ungarns steht bevor," und die vom russischen Kriegsminister Suchomlinow beeinflußte „Petersburger Börsenzeitung" ergänzte: „Rußland will den Frieden, ist aber zum Kriege bereit. Die russische Armee, die immer siegreich gewesen, wird den Begriff der Defensive völlig vergessen." Noch hielt sich England im Hintergrunde. Man hatte sich augenscheinlich in London des Eindrucks der vorsichtig ausgleichenden, bei aller Festigkeit immer vermittelsbereiten deutschen Politik während der Balkanwirren nicht ganz entziehen können; man hielt wohl auch die rechte Stunde noch nicht für gekommen; man wollte noch, in echt englischer Schlauheit, „freie Hand" behalten. Die rechte Stunde schien aber zu nahen, als Rußland in unerhörter Dreistigkeit Einspruch gegen die deutsche Militärmission erhob, die unter dem General Liman von Sanders nach Konstantinopel geschickt worden war — obwohl dort längst eine englische Marinemission unbehindert in höchst zweideutiger Art ihre angeblichen Dienste der Türkei widmete. Der deutsche Einfluß am Goldenen Horn, die wirtschaftliche Ausbreitung deutscher Interessen in der asiatischen Türkei, der Bau der Bagdadbahn hatten ja schon längst Englands schweren Ingrimm erweckt.

Im Frühjahr 1914 begannen dann die Verhandlungen, um die „Entente" in ganz feste Formen, von bindenden Verpflichtungen umgeben, zu wandeln. Anläßlich des Besuchs König Georgs in Paris, der selbstverständlich gehörig gefeiert wurde, trat zunächst der Gedanke einer russisch-englischen Marinekonvention in die Erörterungen, um „die erdrückende Übermacht der deutschen Flotte aufzuheben". Zwar log Sir Grey im Parlament, es beständen keine Vereinbarungen, keine Verpflichtungen für England, an einem Kriege teilzunehmen; aber seine Freunde und Mitminister, Asquith und Genossen, wußten genau, was sie davon zu halten hatten; zwar gelangte gerade damals, im Sommer 1914, das schon erwähnte Abkommen zwischen England und dem Deutschen Reich über Kolonialfragen zum Abschluß — aber es war eine Komödie, eine Komödie ebenso wie die, für welche die englische Flotte nach ihrem Besuch in Kronstadt im Kieler Hafen friedlich paradierte.

Da wurde am 28. Juni der Habsburger Thronfolger in Sarajewo schmählich ermordet.



Der österreichische Thronfolger im Kreise seiner Familie
Phot. k. k. Hofatelier H. C. Kosel

Zweiter Abschnitt

Der Ausbruch des Weltkrieges. Der Mord in Sarajewo und die österreich-ungarische Note an Serbien. Rußland und der Balkan. Österreichisch-ungarische Kriegserklärung an Serbien. Dauernde Friedensbestrebungen des deutschen Kaisers. Russische Mobilmachung. Gegen Rußland und Frankreich. Heimtückische Politik Englands. Die belgische Neutralität. Krieg gegen drei Fronten. Die Eröffnung des deutschen Reichstags. Erlasse des Kaisers und der Bundesfürsten.

28. Juni 1914
Der Mord in Sarajewo

Erzherzog Franz Ferdinand hatte in gewohnter Pflichttreue die bosnischen Truppen besichtigt, trotzdem er rechtzeitig gewarnt worden war. Am 28. Juni fuhr er im Kraftwagen an der Seite seiner Gemahlin, der Herzogin Sophie von Hohenberg, durch die Straßen Sarajewos. Plötzlich fielen Schüsse. Die Herzogin versuchte vergebens den Gatten mit dem eigenen Körper zu decken. Beide wurden das Opfer schmählichen politischen Mordes. Ein Schrei der Entrüstung hallte durch die ganze Welt. Nur Rußland fand nicht einmal ein Wort der Teilnahme.

Die Mörder waren sofort gefaßt worden. Alle Anzeichen wiesen von vornherein darauf hin, daß sie von Serbien gedungen waren. Man hatte absichtlich sogar gerade den 28. Juni gewählt, den 525. Jahrestag der Schlacht auf dem Amselfeld, an die sich die Ermordung des siegreichen Sultans Murad durch den Serben Milos Obilic anschloß. Der Erzherzog-Thronfolger, von dem man in Österreich sogar sagte, daß er den Slawen besonders günstig gesonnen gewesen, galt ja als Erbfeind des Slawentums, seine starke Persönlichkeit als eine unbequeme Gewähr für die Kraftentwickelung der Donaumonarchie. Die gerichtliche Untersuchung bestätigte vollauf, daß die Fäden des Verbrechens nach Serbien führten, bis in höhere Offiziers- und Beamtenkreise hinein. Und das Verhalten der serbischen Regierung bewies, daß die entsetzliche Tat ihr durchaus genehm gewesen, daß sie, auf Rußland vertrauend, jetzt die Früchte des emsigen Schürens zu ernten

hoffte, das in dem Mord seine Krönung gefunden hatte. Man zögerte in Belgrad, eine Untersuchung gegen die eigentlichen Urheber einzuleiten, die serbische Presse überbot sich, mehr als je vorher, in Schmähungen Österreich-Ungarns.

In Wien war man allzulange nachsichtig gegen alle Frechheiten Serbiens gewesen. Jetzt faßte die Regierung endlich in einer sehr scharfen Note ihre Beschwerden zusammen und stellte sehr energische Forderungen auf, wobei das Deutsche Reich von vornherein ihr zur Seite trat.

23. Juli 1914 Ultimatum an Serbien

Der Kernpunkt der Note war: Österreich verlangte, daß Serbien die „gegen Österreich-Ungarn gerichtete Propaganda, das heißt, die Gesamtheit jener Bestrebungen, deren Ziel es ist, von der österreichisch-ungarischen Monarchie Gebiete abzutrennen", verurteilen und ihrem Bedauern über die „grauenhaften Folgen dieser verbrecherischen Handlungen" Ausdruck geben sollte. Die serbische Regierung habe Offizieren und Beamten und der gesamten Bevölkerung davon Kenntnis zu geben, daß sie künftighin „mit äußerster Strenge" gegen diejenigen Personen vorgehen würde, die sich derartige Handlungen zu Schulden kommen ließen. Sie müsse ferner jede Veröffentlichung verbieten, die zum Haß oder zur Verachtung gegen Österreich aufreize; der Verein Narodna Odbrana (von dem die Propaganda hauptsächlich ausging) sei aufzulösen, in allen Schulen alles zu beseitigen, was jene Propaganda fördere, aus dem Militärdienst und der Verwaltung seien alle Persönlichkeiten zu entfernen, die sich an ihr beteiligt; eine sofortige Untersuchung gegen die Teilnehmer des Mordes vom 28. Juni sei einzuleiten, einige schon ermittelte Teilnehmer seien festzunehmen, und die Regierung habe einzuwilligen, „daß in Serbien Organe der K. und K. Regierung bei der Unterdrückung der gegen die territoriale Integrität der Monarchie gerichteten subversiven Bewegung mitwirkten." Die Note war befristet, d. h. Antwort war bis spätestens zum 25. Juli, 6 Uhr nachmittags, verlangt.

Das war endlich eine Sprache, würdig der Großmacht gegen den kleinen Kläffer Serbien. Er mußte verstummen und sich fügen — wenn er nicht seines Rückhaltes an Rußland sicher war. Ein Wort aus Petersburg hätte genügt, das übermütige Serbien zu beugen: das Wort wurde nicht gesprochen! Obwohl Österreich-Ungarn ausdrücklich erklärte, nach keinem Fußbreit serbischen Bodens zu verlangen und keineswegs eine dauernde Beschränkung seiner Souveränität anzustreben, obwohl das Deutsche Reich sofort den Wunsch äußerte, den gesamten Zwist auf Österreich-Ungarn und Serbien zu beschränken — einen Wunsch, dem zunächst sogar (ob ganz aufrichtig, bleibe dahingestellt) Frankreich und England beitraten, rief der russische Minister Sasonow in die Welt hinaus, daß Österreichs Forderungen „herausfordernd und unmoralisch" wären, daß es nur das Ziel verfolge, Serbien „zu zerfleischen und zu zertrümmern"; er betonte weiter, daß die „allgemeine europäische Frage" in die serbische eingeschlossen wäre, und forderte die Botschafter Englands und Frankreichs zu einer gemeinsamen Erklärung auf, zu der der Franzose sofort bereit war, während der vorsichtigere Brite sich zurückhaltender zeigte. Wie sich denn auch die späteren britischen amtlichen Erklärungen nicht genug darin loben können, in wie hohem Grade man sich in London um die Erhaltung des Weltfriedens gemüht hat. Dazu stimmt allerdings schlecht, daß der treffliche Grey seinen Petersburger Vertreter schon am 25. Juli belehrte,

es wäre zweckmäßiger, sich zunächst als ehrlicher Vermittler zu gebärden, als sofort als Rußlands Verbündeter.

Serbien seinerseits wußte, was es tat, als es seine Antwort in gewundene nichtssagende Redensarten einkleidete, dafür aber schon vor ihrer Absendung mobil machte. Wie denn auch Rußland bereits am 25. die Mobilisierung in den Österreich-Ungarn nächsten Militärbezirken befahl. Damit trat, wie der Heidelberger Historiker Prof. Hermann Oncken treffend sagt, der Konflikt in sein zweites Stadium. Grey schlug nun, scheinheilig wie immer, eine Londoner Vermittelungskonferenz vor, die Österreich mit Fug und Recht ablehnte, weil damit zugestanden worden wäre, daß Rußland an der Streitfrage interessiert sei, und weil es durchaus nicht willens sein konnte, die Angelegenheit „vor die Arroganz der Mächte" zu bringen. Man weiß ja auch, was bei dieser Konferenz, mit der nicht nur Österreich-Ungarn, sondern auch Deutschland übers Ohr gehauen werden sollte, herausgekommen wäre. Ebenso erklärte man in Berlin fest und bestimmt, daß man sich wohl einem Vermittelungsversuch in einem etwaigen russisch-österreichischen Streit anschließen würde, aber nimmermehr einem solchen, der „unsern Bundesgenossen in seinen Auseinandersetzungen mit Serbien vor ein europäisches Gericht zu ziehen" beabsichtige; dafür schlug man den Weg einer unmittelbaren Vermittelung, ohne Konferenz, zwischen Wien und Petersburg vor, womit schließlich Grey einverstanden war. Am 26. hatte Deutschland aber auch schon in Petersburg feierlich erklären lassen, daß „vorbereitende militärische Maßregeln Rußlands uns zu Gegenmaßregeln zwingen würden, die nur in der Mobilisierung der Armee bestehen könnten" — zugleich aber in Paris, daß wir Frankreich gegenüber lediglich friedliche Absichten hegten. Zum Dank dafür lehnte Frankreich jede Beteiligung an dem erwähnten Vermittelungsversuche rundweg ab.

Russische militärische Maßregeln

Englischer Konferenzvorschlag

Wie recht man in Berlin hatte, der Konferenzanregung gegenüber sich ablehnend zu verhalten, erwies sich sofort. Es gelang Rußland überraschend schnell, England auf dem Wege zum Kriege vorwärts zu treiben, um so schneller wohl, als das den eigenen Wünschen Greys entsprach. Grey griff am 27. bereits zur offenen Drohung gegenüber dem deutschen Botschafter, Fürsten Lichnowsky: wenn wir Österreich-Ungarn beistehen würden, könnten sich „auch andere Mächte" an dem Krieg beteiligen, der der größte werden würde, den die Welt erlebt. Gleichzeitig vermerkte man größere Rüstungen der Flotte.

29. Juli 1914 Kriegserklärung Österr.-Ungarns an Serbien

Am 29. erfolgte Österreich-Ungarns Kriegserklärung an Serbien, da letzteres sich nicht fügte. Noch an demselben Tage wiederholte Grey dem deutschen Botschafter seine Warnung, die in Wirklichkeit eine unverschämte Drohung war: hübsch artig und bescheiden zu bleiben, wie es dem deutschen Michel zukäme. Vorher aber hatte er bereits, wie wir heute wissen, eine lange Unterredung mit dem französischen Botschafter Cambon gehabt, deren schön verbrämter Sinn war: sobald Deutschland und Frankreich in den Streit hineingezogen würden, wüßte England, was es zu tun habe, was die britischen Interessen verlangten. Und Cambon wußte genau, was das bedeutete: das Einverständnis zum Handeln. Damit waren eigentlich die Würfel gefallen: am Abend des 30. Juli ließ die französische Regierung in Petersburg die Zusicherung voller Waffenhilfe abgeben! Rußland konnte also beruhigt und zufrieden sein. —



Abfahrt des österreichischen Thronfolgerpaares vom Rathaus in Sarajewo am 28. Juni 1914
Verlag Phil. Rubel

Ununterbrochen war man während dieser schicksalsschweren Tage in Berlin für den Frieden und immer wieder für den Frieden tätig, war es trotz der unzweifelhaft feindlichen Haltung Frankreichs, trotz der Nachrichten von den Fortschritten der russischen Heeresmobilisierung, trotz des höchst zweifelhaften Gebarens Englands. Der Kaiser hatte seine Nordlandsreise abgebrochen, war am 26. in Potsdam eingetroffen und setzte sofort persönlich seine so oft bewährte Friedensliebe bei den Verhandlungen mit Rußland ein. Am 28. abends richtete er an den Zaren ein Telegramm, in dem er stark betonte, wie sehr er den Sarajewoer Mord verabscheue, und fortfuhr:

26. Juli 1914 Heimkehr des Kaisers von der Nordlandsreise

28. Juli 1914 u. ff. Telegrammwechsel zwischen Kaiser Wilhelm II. und dem Zaren

„Zweifellos wirst Du mit Mir darin übereinstimmen, daß Wir beide, Du und Ich sowohl als alle Souveräne ein gemeinsames Interesse daran haben, darauf zu bestehen, daß alle diejenigen, die für diesen scheußlichen Mord moralisch verantwortlich sind, ihre verdiente Strafe erleiden. Andrerseits



Die Festnahme des Mörders Princip (+). Verlag Phil. Rubel

verkenne ich keineswegs, wie schwierig es für Dich und Deine Regierung ist, den Strömungen der öffentlichen Meinung entgegenzutreten. Eingedenk der herzlichen Freundschaft, die Uns beide seit langer Zeit mit festen Banden verbindet, setze ich daher meinen ganzen Einfluß ein, um Österreich-Ungarn dazu zu bestimmen, eine offene und befriedigende Verständigung mit Rußland anzustreben. Ich hoffe zuversichtlich, daß Du Mich in Meinen Bemühungen, alle Schwierigkeiten, die noch entstehen können, zu beseitigen, unterstützen wirst. Dein sehr aufrichtiger und ergebener Freund und Vetter Wilhelm."

Der „gute Niki" brauchte fast 24 Stunden Zeit zur Antwort. Dann, also am 29., drahtete er zurück.

Wir müssen diesen Telegrammwechsel vollständig wiedergeben, da er zum Angelpunkt der weiteren Entwickelung wurde und da er das heiße Friedensstreben unseres Kaisers besser beweist als alle übrigen Urkunden jener Zeit.

Ehe wir fortfahren, müssen wir aber einschalten, daß in der Tat am 29. Juli der deutsche Reichskanzler v. Bethmann Hollweg in Wien noch einmal zur größtmöglichen Mäßigung riet, wie er selbst später sagte: „in Formen, welche bis ans Äußerste dessen gingen, was mit unserm Bundesverhältnis verträglich war." Und Österreich-Ungarn kam willig dem deutschen Wunsch nach. Es erklärte sich in Petersburg bereit, die Souveränität Serbiens und die Unverletzbarkeit seines Gebietes zu wahren und zwar unter Garantie des Deutschen Reichs!

Inzwischen war der Telegrammwechsel zwischen Kaiser und Zar weitergegangen:

Der Zar an den Kaiser. Petershof-Palais, 29. Juli, 1 Uhr nachm.

„Ich bin erfreut, daß Du zurück in Deutschland bist. In diesem so ernsten Augenblick bitte ich Dich inständig, Mir zu helfen. Ein schmählicher Krieg ist an ein schwaches Land erklärt worden, die Entrüstung hierüber, die Ich völlig teile, ist in Rußland ungeheuer. Ich sehe voraus, daß Ich sehr bald dem Druck, der auf Mich ausgeübt wird, nicht mehr werde widerstehen können und gezwungen sein werde, Maßregeln zu ergreifen, die zum Kriege führen werden. Um einem Unglück, wie es ein europäischer Krieg sein würde, vorzubeugen, bitte Ich Dich im Namen unserer alten Freundschaft, alles Dir Mögliche zu tun, um Deinen Bundesgenossen davon zurückzuhalten, zu weit zu gehen. Nikolaus."

Der Kaiser an den Zaren. 29. Juli, 6 Uhr 30 nachm.

„Ich habe Dein Telegramm erhalten und teile Deinen Wunsch nach Erhaltung des Friedens. Jedoch kann Ich — wie Ich Dir in meinem ersten Telegramm sagte — Österreich-Ungarns Vorgehen nicht als „schmählichen Krieg" betrachten. Österreich-Ungarn weiß aus Erfahrung, daß Serbiens Versprechungen, wenn sie nur auf dem Papier stehen, gänzlich unzuverlässig sind. Meiner Ansicht nach ist Österreich-Ungarns Vorgehen als ein Versuch zu betrachten, volle Garantie dafür zu erhalten, daß Serbiens Versprechungen auch wirklich in die Tat umgesetzt werden. In dieser Ansicht werde Ich bestärkt durch die Erklärung des österreichischen Kabinetts, daß Österreich-Ungarn keine territorialen Veränderungen auf Kosten Serbiens beabsichtige. Ich meine daher, daß es für Rußland durchaus nötig ist, dem österreichisch-serbischen Krieg gegenüber in der Rolle des Zuschauers

zu verharren, ohne Europa in den schrecklichsten Krieg hineinzuziehen, den es jemals erlebt hat. Ich glaube, daß eine direkte Verständigung zwischen Deiner Regierung und Wien möglich und wünschenswert ist, eine Verständigung, die — wie Ich Dir schon telegraphierte — Meine Regierung mit allen Kräften zu fördern bemüht ist. Natürlich würden militärische Maßnahmen, welche Österreich-Ungarn als Drohung auffassen könnte, ein Unglück beschleunigen, das Wir beide zu vermeiden wünschen, und würden auch Meine Stellung als Vermittler, die Ich — auf Deinen Appell an Meine Freundschaft und Hilfe — bereitwilligst angenommen habe, untergraben. Wilhelm."

Der Zar an den Kaiser. Peterhof, 30. Juli, 1 Uhr 20 nachm. p. m.

„Ich danke Dir von Herzen für Deine rasche Antwort. Ich entsende heute Abend Tatischtschew mit Instruktion. Die jetzt in Kraft tretenden militärischen Maßnahmen sind schon vor fünf Tagen beschlossen worden und zwar aus Gründen der Verteidigung gegen die Vorbereitungen Österreichs. Ich hoffe von ganzem Herzen, daß diese Maßnahmen in keiner Weise Deine Stellung als Vermittler beeinflussen werden, die Ich sehr hoch anschlage. Wir brauchen Deinen starken Druck auf Österreich, damit es zu einer Verständigung mit uns kommt. Nikolaus."

Der Kaiser an den Zaren. 30. Juli, 1 Uhr vorm.

„Mein Botschafter ist angewiesen, Deine Regierung auf die Gefahren und schweren Konsequenzen einer Mobilisation hinzuweisen; das gleiche habe Ich Dir in Meinem letzten Telegramm gesagt. Österreich-Ungarn hat nur gegen Serbien mobilisiert, und zwar nur einen Teil seiner Armee. Wenn Rußland, wie es jetzt nach Deiner und Deiner Regierung Mitteilung der Fall ist, gegen Österreich-Ungarn mobil macht, so wird die Vermittlerrolle, mit der Du Mich in freundschaftlicher Weise betrautest, und die Ich auf Deine ausdrückliche Bitte angenommen habe, gefährdet, wenn nicht unmöglich gemacht. Die ganze Schwere der Entscheidung ruht jetzt auf Deinen Schultern. Sie haben die Verantwortung für Krieg oder Frieden zu tragen. Wilhelm."

Am 31. Juli telegraphierte der Zar an den Kaiser:

„Ich danke Dir von Herzen für die Vermittlung, die die Hoffnung aufleuchten läßt, daß noch alles friedlich enden könne. Es ist technisch unmöglich, unsere militärischen Vorbereitungen einzustellen, die durch Österreichs Mobilisierung notwendig geworden sind. Wir sind weit davon entfernt, den Krieg zu wünschen. Solange die Verhandlungen mit Österreich über Serbien andauern, werden Meine Truppen keine herausfordernde Aktion unternehmen. Ich gebe Dir Mein feierliches Wort darauf, und Ich vertraue mit aller Kraft auf Gottes Gnade und hoffe auf den Erfolg Deiner Vermittlung in Wien für die Wohlfahrt Unserer Länder und den Frieden Europas. Dein Dir herzlich ergebener Nikolaus."

Der Kaiser antwortete: „Auf Deinen Appell an Meine Freundschaft und Deine Bitte um Meine Hilfe habe ich die Vermittlungsaktion zwischer Deiner und der österreichisch-ungarischen Regierung aufgenommen. Während diese Aktion im Gange war, sind Deine Truppen gegen das Mir verbündete Österreich-Ungarn mobilisiert worden, wodurch, wie Ich Dir schon mitteilte, Meine Vermittlung beinahe illusorisch gemacht wurde. Trotzdem habe Ich sie fortgesetzt.

„Nunmehr erhalte ich zuverlässige Nachrichten über ernste Kriegsvorbereitungen auch an Meiner Ostgrenze. Die Verantwortung für die Sicherheit Meines Reiches zwingt Mich zu defensiven Gegenmaßregeln. Ich bin mit den Bemühungen, den Weltfrieden zu erhalten, bis an die äußerste Grenze des Möglichen gegangen. Nicht Ich trage die Verantwortung für das Unheil, das jetzt der ganzen zivilisierten Welt droht. Noch in diesem Augenblick liegt es in Deiner Hand, es abzuwenden. Niemand bedroht die Ehre und die Macht Rußlands, das wohl auf den Erfolg meiner Vermittlung hätte warten können. Die Mir von Meinem Großvater auf dem Totenbette übernommene Freundschaft für Dich und Dein Reich ist Mir immer heilig gewesen. Ich habe treu zu Rußland gestanden, wenn es in schwerer Bedrängnis war, besonders in seinem letzten Kriege. Der Friede Europas kann von Dir noch jetzt erhalten werden, wenn Rußland sich entschließt, seine militärischen Maßnahmen einzustellen, die Deutschland und Österreich-Ungarn bedrohen. Wilhelm."

31. Juli 1914 Mobilmachung des ganzen russischen Heeres

Noch ehe das letzte Telegramm jedoch seine Bestimmung erreichte, hatte Rußland bereits alle Brücken hinter sich abgebrochen. Am Vormittag desselben Tages, an dem der Zar, wie wir sahen, feierlich erklärt hatte, daß seine Truppen keine herausfordernde Aktion unternehmen würden, wofür er sein Wort verpfände, war die Mobilisierung der gesamten Armee in Petersburg befohlen worden. Auch als dies in Berlin bekannt wurde, antwortete man nicht mit der gleichen Maßregel, sondern verhängte, im Vertrauen auf die überlegene Schnelligkeit der deutschen Mobilmachung, am 31. Juli nur den Kriegszustand über Deutschland. Mitteilung darüber machte der deutsche Botschafter in Petersburg an den Minister Sasonow ebenfalls am 31. um Mitternacht mit dem Hinzufügen, daß die Mobilmachung selbst folgen müsse, wenn Rußland seine Maßnahmen nicht innerhalb 12 Stunden zurücknehmen würde. Eine Antwort seitens der russischen Regierung ist hierauf nie erfolgt!!

31. Juli 1914 Kriegszustand im Deutschen Reich erklärt

Zwei Stunden nach Ablauf der Frist telegraphierte allerdings der gute Niki, dem doch wohl das Herz bedenklich klopfte, noch einmal an Kaiser Wilhelm:

„Ich habe Dein Telegramm erhalten, Ich verstehe, daß Du gezwungen bist, mobil zu machen, aber Ich möchte von Dir dieselbe Garantie haben, die Ich Dir gegeben habe, nämlich, daß diese Maßnahmen nicht Krieg bedeuten und daß wir fortfahren werden, zu verhandeln, zum Heile unserer beiden Länder und des allgemeinen Friedens, der unseren Herzen so teuer ist. Unserer langbewährten Freundschaft muß es mit Gottes Hilfe gelingen, Blutvergießen zu verhindern. Dringend erwarte ich voll Vertrauen Deine Antwort."

Hierauf hat der Kaiser die einzig mögliche, einzig würdige Antwort erteilt:

„Ich danke Dir für Dein Telegramm, ich habe Deiner Regierung gestern den Weg angegeben, durch den allein noch der Krieg vermieden werden kann. Obwohl Ich um eine Antwort für heute mittag ersucht hatte, hat Mich bis jetzt noch kein Telegramm Meines Botschafters mit einer Antwort Deiner Regierung erreicht. Ich bin daher gezwungen worden, Meine Armee zu mobilisieren. Eine sofortige klare und unmißverständliche Antwort Deiner Regierung ist der einzige Weg, um endloses Elend zu vermeiden. Bis Ich diese Antwort erhalten habe, bin Ich zu Meiner Betrübnis nicht in der Lage, auf den Gegenstand Deines Tele-







August 1914. Triptychongemälde von Prof. Julius Exter

gramms einzugehen. Ich muß auf das ernsteste von Dir verlangen, daß Du unverzüglich Deinen Truppen den Befehl gibst, unter keinen Umständen auch nur die leiseste Verletzung unserer Grenzen zu begehen."

1. Aug 1914 Mobilmachungsbefehl

Gleichzeitig, am 1. August um 5 Uhr nachmittags, erging der Mobilmachungsbefehl. Gleichzeitig erfolgte in Petersburg die Mitteilung, daß wir uns nach Ablehnung (bezw. Nichtbeantwortung) unserer Forderung als im Kriegszustand befindlich betrachteten. Am selben Tage aber überschritten bereits russische Truppen unsere ostpreußische Grenze.

Die Würfel waren gefallen.

Wir wußten aber bereits: wo Rußland stand, stand auch Frankreich. Ja, Frankreich wartete nur auf die Befehle, die ihm von der Newa zugehen würden; wartete mit der heißen Sehnsucht seines Revanchehungers. Trotzdem ließ der Kaiser am 1. August in Paris anfragen, ob man neutral bleiben wolle; Antwort innerhalb 18 Stunden erbeten. Die Antwort darauf war die Nachricht, daß Frankreich um 5 Uhr nachmittags die volle Mobilisierung seiner Streitkräfte angeordnet hätte. Das genügte! Nachdem die Franzosen dann, ohne Kriegserklärung, am 2. August die Grenze der Reichslande überschritten, französische Flieger unter Verletzung der Neutralität über belgisches Gebiet geflogen waren, in der Rheinprovinz, auch in Baden und Bayern Bomben abgeworfen hatten, erhielt unser Botschafter in Paris am 3. August Anweisung, seine Pässe zu fordern.

3. Aug. 1914 Der deutsche Botschafter in Paris fordert seine Pässe

Wir wußten ja längst, daß wir den Krieg auf zwei Fronten zu führen haben würden — und waren darauf vorbereitet!

Eine schwere Spannung hatte in all diesen Tagen, beginnend schon mit der Ermordung des Erzherzog-Thronfolgers, sich mächtig steigernd seit dem österreichisch-ungarischen Ultimatum an Serbien, über ganz Deutschland gelegen. Aber das Leben ging doch weiter: man hoffte noch immer, daß das dräuende Unwetter sich verziehen würde; man vertraute vor allem auf die Friedensliebe des Kaisers. Die Börsen freilich spiegelten die Erregung der Zeit wider. Hier und dort fand ein kleiner Ansturm auf die Sparkassen statt; etliche Angstmeier begannen, Goldgeld aufzusammeln und in die Strümpfe zu verbergen. Aus den Bädern, den Sommerfrischen strömten die Reisenden in überfüllten Zügen nach der Heimat zurück. In den größeren Städten fanden zahlreiche patriotische Versammlungen und Kundgebungen statt. In der Reichshauptstadt sammelten sich schon am 25. Juli gewaltige Volksmassen Unter den Linden, die „Wacht am Rhein" erscholl, die Menge zog vor die österreichische Botschaft; Jungdeutschland erschien in den Nachmittagsstunden, am Abend in großen Trupps, Trommler und Pfeifer voran, wieder klang die „Wacht am Rhein" auf und „Deutschland, Deutschland über alles". In München, wo die Wogen der Begeisterung besonders hoch gingen, machte sich der Volkswille gegen einen frechen Serben kräftig Luft. Sonst lebten die Ausländer in deutschen Landen so gesichert wie vorher. Nur die Sozialdemokratie war noch blind oder verschloß absichtlich beide Augen. Für Berlin berief sie am 28. nicht weniger als siebenundzwanzig Versammlungen ein, um Erklärungen gegen den Krieg zu erhalten. Einige, wenige Tage — und auch sie war, bis auf wenige unverbesserliche Schreihälse, bekehrt.

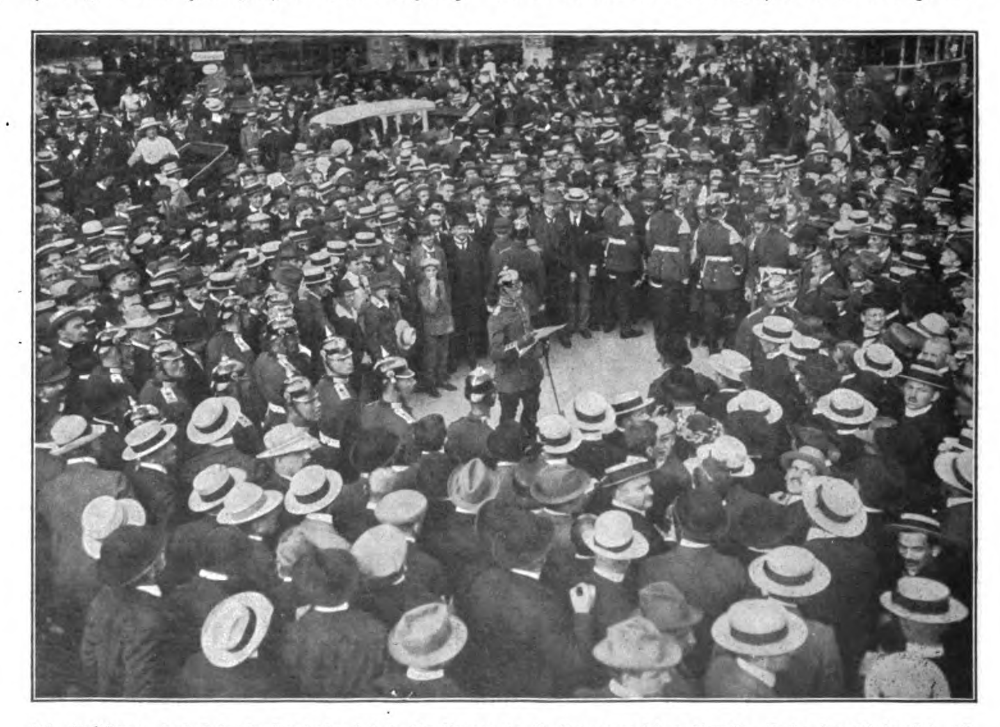
Begeisterung in Wien

In Wien jubelte das Volk. Veteranenvereine und Kriegerkorps sammelten sich am 29. vor dem Rathaus, der erste Bürgermeister hielt eine begeisterte Ansprache, die in Hochrufen auf den Kaiser, auf das Heer, auf Deutschland schloß. Ein Ausschuß der ungarischen Arbeitervereine überwies dem Staat eine Million Kronen für Kriegszwecke. Selbst im tschechischen Böhmen nahm die führende Zeitung die Partei der Regierung. Österreich-Ungarn hatte zu schwer unter den Sticheleien des kleinen Serbiens gelitten, um nicht den Krieg als Befreiung von endlosem Druck anzusehen.

Vor dem Denkmal Friedrichs des Großen war in Berlin die Erklärung des Kriegszustandes unter Trommelwirbel bekannt gegeben worden. Wieder wogten die Zehntausende durch die Linden, der alten via triumphalis. Da fuhr, gegen drei Uhr, der Kaiser, von Potsdam kommend, durch das Brandenburger Tor in Berlin ein, jubelnd begrüßt, wie einst sein Großvater 1870 bei der Rückkehr aus Ems. Auf dem Hohenzollernschloß stieg die Purpurfahne empor. Die Volksmassen umdrängten den stolzen Bau, eng und enger. „Heil Dir im Siegerkranz," „Deutschland, Deutschland über alles" klangen immer aufs neue auf. Bis kurz nach sechs Uhr der Kaiser auf den Balkon trat, dem Dom gegenüber; die Kaiserin mit ihm, die Prinzen Adalbert und Oskar neben den Eltern. Der Kaiser sah sehr ernst aus. Allmählich verstummten die Hochs, die ihn begrüßt hatten. „Majestät will sprechen", hieß es. Und er sprach. Zornbebend sprach er, mit scharfer Betonung einzelner Sätze:

Ansprache Kaiser Wilhelms II.

„Eine schwere Stunde ist heute über Deutschland hereingebrochen. Neider überall zwingen uns zur großen Verteidigung. Man drückt uns das Schwert in die Hand.



Die Erklärung des Kriegszustandes wird in Berlin am 31. Juli 1914 auf der Straße „Unter den Linden" durch Oberleutnant von Viebahn (im Kriege gefallen) vom Kaiser Alexander-Garde-Grenadier-Regiment Nr. 1 verlesen. Phot. Gebr. Haeckel



König Ludwig III. von Bayern spricht zum Volke. Phot. H. Hoffmann

Ich hoffe, daß, wenn es nicht in letzter Stunde Meinen Bemühungen gelingt, die Gegner zur Einsicht zu bringen und den Frieden zu erhalten, wir das Schwert mit Gottes Hilfe so führen werden, daß wir es in Ehren wieder in die Scheide stecken können. Enorme Opfer von Blut und Gut würde ein Krieg vom deutschen Volke erfordern, dem Gegner aber würde es zeigen, was es heißt, Deutschland anzugreifen. Nun empfehle ich Euch Gott. Geht in die Kirche, kniet nieder vor Gott und bittet ihn um Hilfe für unser braves Heer."

Unvergeßliche Stunden, unvergeßliche Tage! Uns Alten, die wir 1870 mit erlebt, die wir so stolz gewesen auf die Begeisterung von damals, auf die Einmütigkeit des ganzen Volkes, wollte es scheinen, als sei die Jetztzeit noch größer denn jene. Jedes Zeitungsblatt brachte neue Kunde: wie in München der greise König eine kernige Ansprache an die Abertausende vor dem Wittelsbacher Palais gehalten, wie in Stuttgart Zehntausende vor den Wilhelmspalast gezogen waren und dann zum Palais des Herzogs Albrechts, in dem das Volksgefühl schon den Führer des württembergischen Heeres fühlte. Überall der gleiche, aus den Herzen quellende Jubel.

Am 1. August der Mobilmachungsbefehl; am 2. die Kaiserlichen Anordnungen über die Einberufung des Reichstages.

Es war, als ob sich die gewaltige Spannung der Gemüter löste. Man wurde, bei tiefgehendster Zuversicht, stiller. Aber die Kirchen füllten sich, stärker denn je. Für das Vaterland wollte man beten, für Väter, Gatten und Söhne, die hinauszogen in den Krieg, dem Tode, dem Siege entgegen.

Am 2. August fand in Berlin ein feierlicher Gottesdienst auf dem Königsplatz, vor dem Denkmal des ersten Reichskanzlers, des Fürsten Bismarck, angesichts der

2. Aug. 1914 Gottesdienst am Bismarck-Denkmal in Berlin

Siegessäule statt. Dreißigtausend Menschen — Männer, Frauen, Kinder — beteten gemeinsam das Vaterunser. Von der Freitreppe des Reichstagsgebäudes aus sprach Hofprediger Doehring. Über den Bibelspruch sprach er: „Fürchte dich vor keinem, daß du leiden wirst. Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben." In die einleitenden Worte schon fügte er das Bismarckwort ein: „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt." Und am Schluß hob er die Hände: „Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr. Das sei der Schwur, das Gelöbnis dieser Stunde. Wer ganz die Seele eingesetzt, dem muß die Krone werden. Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage."

Unvergeßliche Tage, diese Augusttage des Jahres 1914, über denen die Sonne so strahlend klar stand, als wollte sie uns zum Siege voranleuchten.

Schon zogen einzelne Truppenteile unter rauschender Militärmusik zu den Bahnhöfen, jeder einzelne Mann mit frischen Rosen geschmückt; Rosenzeit war's ja. Auf den Plätzen und Straßen hielten ganz unbekannte Männer patriotische Ansprachen, denen Tausende stumm lauschten, bis zum Schluß immer der gleiche Jubel ausbrach.

Vor den Kasernen im ganzen Reich drängten sich nicht nur die Hunderttausende der zur Fahne berufenen Reservisten. Andere Zehntausende, Hunderttausende, Junge und Alte, Vornehme und Geringe, kamen, baten, flehten, man möchte sie als Kriegsfreiwillige einreihen. Mehr als eine Million Kriegsfreiwillige meldeten sich in den ersten zwei Wochen. Jeder einzelne von der gleichen lodernden Ungeduld beseelt, sobald als möglich an den Feind zu kommen. Noch haßten wir keinen der Feinde; wir schätzten sie als ehrliche Gegner ein, viel zu hoch.

Andrang der Kriegsfreiwilligen

Der Haß kam später — bald.

Er kam, als sich enthüllte, daß auch England gegen uns war, dasselbe England, das scheinheilig bis zur letzten Stunde angebliche Vermittelungspolitik getrieben hatte, das in Wirklichkeit nur nach einem Grund ausspähte, um, vor dem eigenen Parlament und vor der Welt der Neutralen gerechtfertigt, den Krieg erklären zu können, selbstverständlich: „zur Niederkämpfung des deutschen Militarismus, zur Wahrung der höheren Kultur".

England und die belgische Neutralität

England fand den Grund in der Verletzung der belgischen Neutralität durch Deutschlands Heere.

Einige Worte über diese vielberufene Neutralität Belgiens sind unentbehrlich. Ist es doch Herrn Grey und Genossen wirklich gelungen, uns aus deren Verletzung etwas wie einen Strick zu drehen, d. h. es hat tatsächlich fast die ganze neutrale Welt sie als schnöden Bruch des Völkerrechts betrachtet, nachdem dazu von London aus das beherrschte Kabelnetz, das treffliche Lügengeschäft der einst deutschen Herren Reuter und eine ungeheuerliche Pressemache in Bewegung gesetzt worden waren.

Belgien wurde in der Tat durch die Verträge vom 19. April 1839 als neutraler Staat erklärt; unter den Unterzeichnern der Verträge befand sich unleugbar auch Preußen. Ebenso ist unbestritten, daß seit 1907 nach der zweiten Haager Friedenskonferenz ein neutraler, d. h. an einem Kriege unbeteiligter Staat das Recht hatte, jedem Kriegführenden das Betreten seines Gebiets zu untersagen, ja die Pflicht, feindselige Handlungen auf seinem Gebiet zu hindern.



Gottesdienst am Bismarck-Denkmal zu Berlin am Sonntag, den 2. August 1914. Phot. Presse-Zentrale

Die Sache hat aber, völkerrechtlich betrachtet, ihren Haken oder vielmehr einige. Einmal hat die Verträge von 1839 nicht das Deutsche Reich, sondern Preußen unterzeichnet; man kann preußische Verpflichtungen nicht ohne weiteres als solche des Reichs ansehen. Dann aber lag aus dem Jahre 1870 bereits ein Vorgang vor, der jene Verträge in ein besonderes Licht rückte. Damals schloß nämlich gerade England sowohl mit dem Norddeutschen Bund wie mit Frankreich einen Sondervertrag, in dem ein Eventualbündnis Englands mit jedem der beiden Kriegführenden festgelegt wurde für den Fall, daß der andere Teil die Neutralität Belgiens verletzte: England glaubte danach 1870 selbst nicht mehr recht an die Gültigkeit der Verträge von 1839. Wie dem aber auch sei: das Deutsche Reich hat niemals, auch in der entscheidenden Stunde nicht, Belgiens Neutralität geleugnet.

Belgien selbst aber war bei Kriegsausbruch gar nicht mehr wirklich neutral. Es hatte seinerseits bereits die Neutralitätsverpflichtung längst verletzt. Nach der Anschauung aller maßgebenden Völkerrechtslehrer, auch englischer, z. B. des bekannten L. Oppenheimer in Cambridge, hat sich ein neutraler Staat schon im Frieden aller Handlungen zu enthalten, die ihn im Ernstfall zur Kriegsteilnahme zwingen könnten. Daß Belgien im entgegengesetzten Sinne handelte, erwiesen wiederum unsere Funde in den Brüsseler Archiven. Schon 1906 hatten, auf Englands Wunsch hin, Verhandlungen zwischen dem englischen Militärattaché in Brüssel, Banardiston, und dem Chef des belgischen Generalstabs Ducame stattgefunden, die das Zusammengehen der beiderseitigen Heere im Kriegsfall eingehend festlegten; auch auf die Teilnahme Frankreichs war dabei Rücksicht genommen. Im Jahre 1912 waren diese Verhandlungen zwischen dem englischen Oberst Bridges und dem belgischen General Jungbluth fortgesetzt worden. Es bestanden außerdem, aus den Jahren 1912, 1913 und 1914, geheime militärische Handbücher zum Gebrauch englischer Truppenführer, die, vom Londoner Kriegsamt herausgegeben, ausführliche Angaben über Eisenbahnen, Straßennetze, Ortschaften usw. enthielten — so ausführlich, daß die belgische Regierung den Stoff dazu geliefert haben mußte; ja damit nicht genug, in dem englischen Spionageamt in Brüssel, das wir uns zu öffnen erlaubten, hatte der Oberspion, Herr Dale Long, einen Haufen unausgefüllter Re-



Empfang der Kriegsausrüstung. Phot. Presse-Zentrale

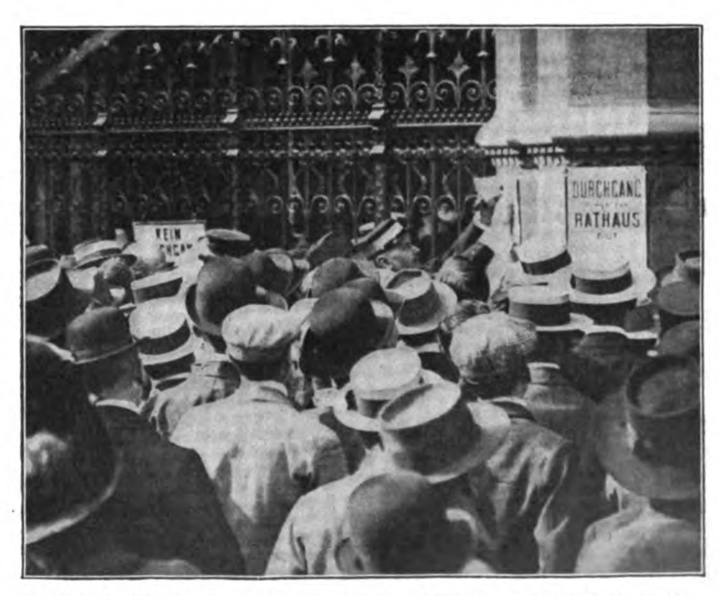
quisitionsscheine zurückgelassen, auf denen die Zulässigkeit, in Belgien Requisitionen auszuführen, bereits amtlich bescheinigt war!

Nein: Belgien war nicht neutral. Es hatte sich England bereits mit Haut und Haaren verkauft.

Deutschland befand sich aber auch im Zustand der Notwehr, als es die berühmte belgische Neutralität „brach". Notwehr aber ist ein ganz bestimmter Begriff, der die sonst rechtlich bindende Kraft auch von Neutralitätsverträgen umstößt. Wir waren der angegriffene Teil. Wir standen einem mit Sicherheit zu erwartenden französischen Vorstoß durch Belgien gegenüber: bereits am 31. Juli hatte die belgische Regierung selbst die Versammlung starker französischer Truppenmassen an der Grenze öffentlich bekannt gegeben; am 3. August bot ihr die Pariser Heeresleitung fünf Armeekorps zur Unterstützung in aller Form an; es ist durch zahlreiche Zeugen bewiesen, daß schon Tage vor der Kriegserklärung französische Offiziere und Soldaten, in Uniform, sich auf belgischem Gebiet befanden. So war es denn nichts als ein lügnerischer, heuchlerischer Verschleierungsversuch, wenn Frankreich am 1. August in Brüssel erklären ließ, es würde die belgische Neutralität achten — notabene, müsse sich aber volle Handlungsfreiheit vorbehalten, wenn eine andere Macht nicht das gleiche täte. An der Tatsache läßt sich nicht deuteln noch rütteln: Frankreich wollte Belgien als Operationsbasis gegen uns benutzen, und England wollte sich zu gegebener Stunde daran beteiligen.

Wir mußten dem zuvorkommen. Es handelte sich um die ganze Einleitung des Krieges, von der dessen Weiterentwicklung abhing. Wir mußten die überlegene Schnelligkeit unserer sorgsam vorbereiteten Mobilmachung ausnutzen, mit aller Kraft. Wir mußten aber auch durch den Einmarsch in Belgien unsere Grenzen, zumal das bedrohte rheinisch-westfälische Industriegebiet, decken. Wir konnten uns endlich durch diesen Einmarsch bedeutsame strategische Vorteile sichern, durften hoffen, auf diesem Wege bald französisches Gebiet zu gewinnen, während ein Angriff auf die stark befestigte französische Westfront uns zu überaus langwierigen und aller Voraussicht nach außerordentlich verlustreichen Kämpfen gezwungen haben würde. —

Ich greife auf den Gang der diplomatischen Verhandlungen zurück.



Anschlag der Kundmachung der allgemeinen Mobilisierung des österreich-ungarischen Heeres am Wiener Rathaus 31. Juli 1914. Phot. Seebald



Verabschiedung ausziehender Reservisten in einem Städtchen des Westens. Phot. Oskar Tellgmann

Der schon erwähnte Heidelberger Historiker Prof. Hermann Oncken hat die letzten Abschnitte dieser Verhandlungen scharf und sehr treffend zusammengefaßt. Ich folge zunächst ihm im wesentlichen. Deutscherseits hatte der Reichskanzler schon am Abend des 29. Juli in London sondieren und erklären lassen: Deutschland wäre bereit, für den Fall einer Sicherstellung der englischen Neutralität jede Garantie zu bieten, daß es selbst im Fall eines Sieges keine Gebietserweiterung auf Kosten Frankreichs beabsichtige. Weiter wahrlich konnte das Deutsche Reich nicht gehen! Aber selbst dies Angebot lehnte Grey rundweg ab; selbstverständlich mit der üblichen scheinheiligen Verbrämung, mit dem Schlußsatz: Bleibe der Friede Europas nach Überwindung dieser Krisis erhalten, so würde es sein Bestreben sein, ein Abkommen herbeizuführen, welches Deutschland versichern werde, daß keine ihm feindselige Politik von dem Dreiverbande geführt werden solle. Inzwischen war die russische Mobilmachung erfolgt, das deutsche Ultimatum nach Petersburg abgegangen. Nun drängte Cambon, der französische Botschafter in London, um die Entscheidung. Noch einmal wich Grey aus. Aber als Deutschland, in sicherer Voraussicht des Kommenden, ihm am 1. August die Frage vorlegen ließ: ob England neutral bleiben würde, wenn man deutscherseits verspräche, Belgiens Neutralität nicht zu verletzen — da lehnte er ab, eine

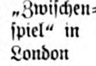


Reservisten in den Straßen Berlins. Phot. Presse-Zentrale

solche Zusage zu geben. Unser Botschafter, Fürst Lichnowsky, erbat darauf die etwaigen Bedingungen für die Neutralität Englands; er steigerte dabei das Anerbieten vom Tage vorher, den Verzicht auf Eroberung französischen Gebiets, indem er die französischen Kolonien einschloß. Wieder lehnte Grey ab — aber mehr als das: er unterschlug, wie heute feststeht, die deutschen friedfertigen Anerbietungen auch seinen eigenen Ministerkollegen, unter denen er doch einige wußte, deren er nicht ganz sicher war: Lord Morley, John Burns und Trevelyan.

Dafür führte er am Morgen des 2. August einen Beschluß des Kabinetts herbei, der ihn ermächtigte, Frankreich zunächst den Schutz der englischen Flotte zuzusagen, die bereits vollkommen gerüstet sei; der die französische Regierung auch ermächtigte, diese Tatsache öffentlich bekannt zu machen.

Das war selbstverständlich der Krieg: alles weitere, bis zum englischen Ultimatum vom 4. August, war Formsache. Grey verschob dies Ultimatum hinterlistigerweise nur, weil er ahnte oder wußte, daß bis dahin die tatsächliche „Verletzung der belgischen Neutralität" durch die deutsche Heeresleitung schon erfolgt sein und er sie dann als Trumpf in der Hand haben würde.



Es hatte noch ein seltsames Zwischenspiel gegeben, ein hübsches, echt englisches „Mißverständnis". Auch mit dem König von England hatte der Kaiser ergebnislos Telegramme gewechselt, am 31. Juli bzw. 1. August. An letzterem Tage aber sandte der deutsche Botschafter in London eine überraschende Depesche an den Reichskanzler:

„Soeben hat mich Sir Eduard Grey an das Telephon gerufen und mich gefragt, ob ich glaube, erklären zu können, daß für den Fall, daß Frankreich



Reservisten und Soldaten werden auf einem ausgehobenen Automobil befördert
Phot. Presse-Zentrale



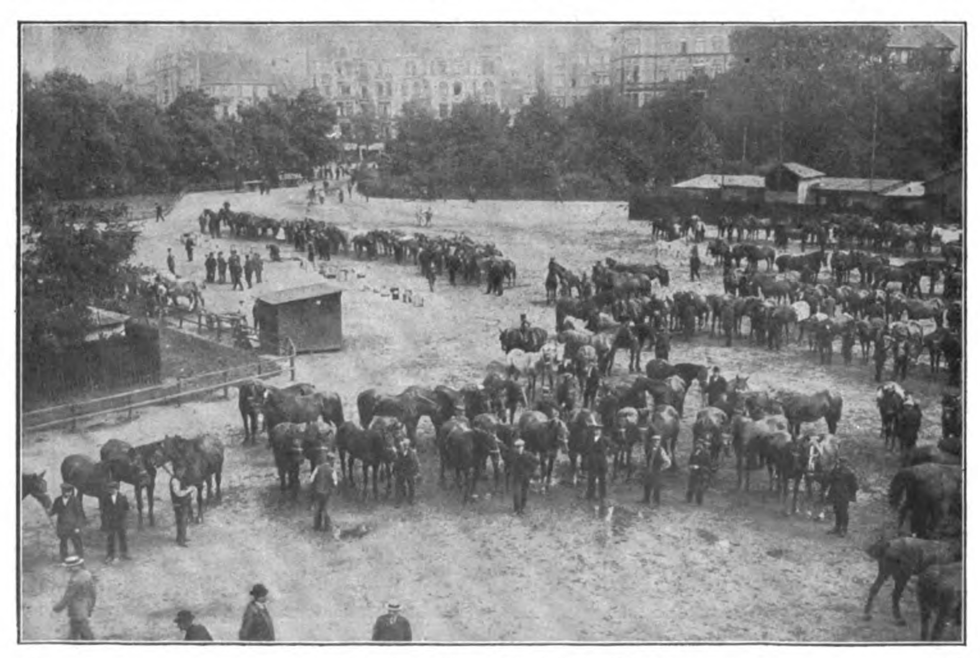
Postpferde werden durch Schaffner zur Aushebung gebracht
Photothek-Aufnahme

neutral bliebe, in einem deutsch-russischen Kriege wir die Franzosen nicht angriffen. Ich erklärte ihm, ich glaube die Verantwortung hierfür übernehmen zu können.

Lichnowsky."

Sobald der Kaiser davon Kenntnis erhielt, drahtete er in seiner Friedensliebe noch einmal, ebenfalls noch am 1. August, an den König von England:

„Ich habe soeben die Mitteilung Deiner Regierung erhalten, durch die sie die französische Neutralität unter der Garantie Großbritanniens anbietet. Dieser Anerbietung war die Frage angeschlossen, ob unter diesen Bedingungen Deutschland darauf verzichten würde, Frankreich anzugreifen. Aus technischen Gründen muß Meine von heute nachmittag nach zwei Fronten, nach Osten und Westen, angeordnete Mobilmachung vorbereitungsgemäß vor sich gehen. Ein Gegenbefehl kann nicht mehr gegeben werden, weil Dein Telegramm leider zu spät kam. Aber wenn Mir Frankreich seine Neutralität anbietet, die durch die englische Armee und Flotte garantiert



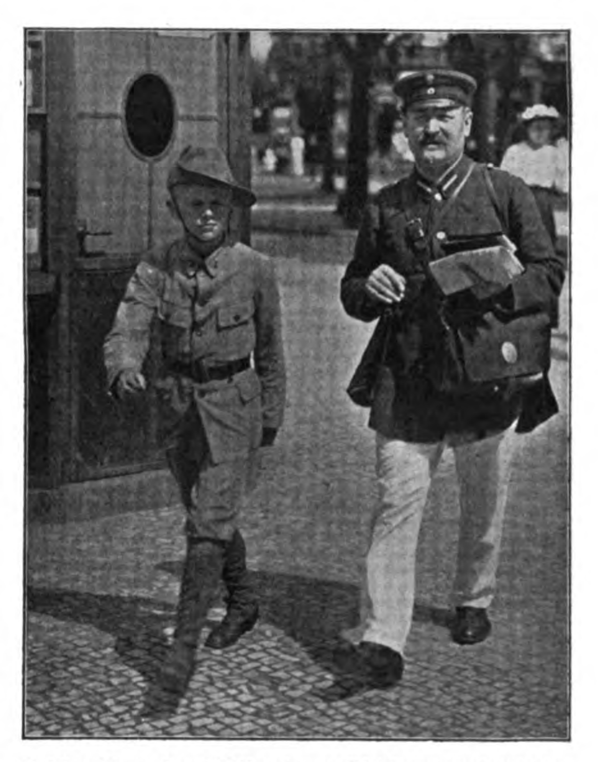
Pferdeaushebung. Phot. Atelier Schaul

werden muß, werde Ich natürlich von einem Angriff auf Frankreich absehen und Meine Truppen anderweitig verwenden. Ich hoffe, Frankreich wird nicht nervös werden. Die Truppen an Meiner Grenze werden gerade telegraphisch und telephonisch abgehalten, die französische Grenze zu überschreiten.

Wilhelm."

Auch der Reichskanzler beeilte sich zu antworten: „Deutschland ist bereit, auf den englischen Vorschlag einzugehen, falls sich England mit seiner Streitmacht für die unbedingte Neutralität Frankreichs im deutsch-russischen Konflikt verbürgt. Die deutsche Mobilmachung ist heute auf Grund der russischen Herausforderung erfolgt, bevor der englische Vorschlag eintraf. Infolgedessen ist auch unser Aufmarsch an der französischen Grenze nicht mehr zu ändern. Wir verbürgen uns aber dafür, daß die französische Grenze bis Montag, den 3. August, abends 7 Uhr, durch unsere Truppen nicht überschritten wird, falls bis dahin die Zusage Englands erfolgt ist.

Bethmann Hollweg."



Aus den Tagen der Mobilmachung: Pfadfinder im Dienste der Post. Photothek-Aufnahme

Und was war der Erfolg? Herr Grey leugnete: das ganze war ein „Mißverständnis". Vielleicht aber hatte er auch den allzuglaubenssicheren Fürsten Lichnowsky auf den Leim gelockt, um Zeit zu gewinnen. Wer kann es entscheiden — auf das arme Telephon kann man viel schieben. Jedenfalls telegraphierte König Georg, gut instruiert durch seinen Minister, umgehend an den Kaiser zurück:

„In Beantwortung Deines Telegramms, das soeben eingegangen ist, glaube Ich, daß ein Mißverständnis bezüglich einer Anregung vorliegen muß, die in einer freundschaftlichen Unterhaltung zwischen dem Fürsten Lichnowsky und Sir Edward Grey erfolgt ist, als sie erörterten, wie ein wirklicher Kampf zwischen der deutschen und der französischen Armee vermieden werden könne, solange noch die Möglichkeit besteht, daß ein Einverständnis zwischen Österreich und Rußland erzielt wird. Sir Eduard Grey wird den Fürsten Lichnowsky morgen früh sehen, um festzustellen, ob ein Mißverständnis auf seiner Seite vorliegt.

Georg."

Sie sahen sich denn auch, Herr Grey und Fürst Lichnowsky, sahen sich zum letzten Male. Und der Botschafter mußte drahtlich bekennen, daß die „An-

regungen" des englischen Premierministers „inzwischen als völlig aussichtslos aufgegeben".

Damit hatte auch dieses Zwischenspiel seinen Abschluß gefunden. Ein Zwischenspiel, das aber für eine wohl zu beachtende Tatsache Zeugnis ablegt und daher nicht übergangen werden kann, wenn man die Geschichte jener Tage schreibt: Zeugnis dafür, wie fern Deutschland jeder Angriffsgedanke gegen Frankreich lag!

❈ ❈ ❈

Unvergeßliche Tage! Unvergeßliche Stunden!

1. Aug. 1914 Zweite Ansprache Kaiser Wilhelms an das Volk

Noch einmal, am 1. August, sprach der Kaiser vom Balkon des Zollernschlosses zu seinem Volk. Wieder hatten sich auf dem weiten Platz Zehntausende zusammengeballt, standen und standen. Plötzlich erhob sich aus der Masse der Ruf: „Wir wollen unseren Kaiser sehen! Wir wollen unseren lieben Kaiser sehen!" Rhythmisch klang es, fast wie Gesang. Immer lauter, immer heißer und dringender klang der Ruf. Sehnsuchtserfüllt und hingebend.

Da traten der Kaiser und die Kaiserin heraus, und der Kaiser sprach tiefbewegt die ewig denkwürdigen Worte, die wie ein beherrschender Leitklang durch die Zeit gegangen sind:

„Aus tiefem Herzen danke Ich Euch für den Ausbruch Eurer Liebe, Eurer Treue. In dem jetzt bevorstehenden Kampf kenne Ich in Meinem Volk keine Parteien mehr! Es gibt unter uns nur noch Deutsche. Und welche von den Parteien auch im Lauf des Meinungskampfes sich gegen Mich gewandt haben, Ich verzeihen ihnen allen. Es handelt sich jetzt nur darum, daß alle wie Brüder zusammenstehen, und dann wird dem deutschen Volk Gott zum Siege verhelfen!"

Ja, wie ein beherrschender Leitton klangen diese Worte durch die Zeit: einend und versöhnend. Aus ihnen aber wuchs und reifte noch etwas anderes, Großes heraus, eine Stärkung, fast möchte man sagen: die Wiedergeburt des dynastischen Gefühls. Durch wie viele und schwere Verkennungen war unser Kaiser geschritten, schmerzlich betroffen oft, wo er das Beste gewollt, ungebeugt doch und fest vertrauend auf die Stunde, die da kommen mußte, die Stunde, die ihm Verehrung, Vertrauen, Liebe auch der Teile des Volkes schenkte, die ihm fern gestanden, die ihn nicht verstanden hatten! Wahrlich: was er am 1. August 1914 ausgesprochen, traf die Herzen, festigte sie, zwang sie zu erneuter Vaterlandsliebe: nun gab es, wie er es gesagt, keine Parteien mehr, es gab nur Deutsche! Deutsche, geeint unter dem obersten Kriegsherrn eines Volksheeres, wie es die Welt noch nicht gesehen — unter dem Schwert des mächtigsten Kriegsherrn, der bisher nur den andern Ruhm des Friedenskaisers — ach, so vergeblich! — erstrebt hatte.

Und noch einmal gab des Deutschen Reiches oberster Kriegsherr den Beweis, daß er des Krieges Schrecken gern auch denen ersparen wollte, von denen er doch schon wußte, daß sie sich freiwillig unter die Obermacht der Gegner des Reiches begeben hatten. Am 2. August richtete die deutsche Regierung telegraphisch an ihren Gesandten v. Below in Brüssel die Anweisung, Belgien noch einmal die Freundeshand hinzustrecken. Sie erklärte feierlich, daß Deutschland keinerlei Feind-



Der deutsche Kaiser spricht zum Volke
Photo-Union, Paul Lamm

seligkeiten gegen Belgien beabsichtige, daß es sich verpflichte, wenn Belgien neutral bleibe, beim Friedensschluß Besitzstand und Unabhängigkeit des Königsreichs im vollen Umfang zu gewährleisten; daß Deutschland aus der Pflicht der Selbsterhaltung heraus durch die Maßnahmen seiner Gegner in die Lage kommen könne, auch seinerseits belgisches Gebiet zu betreten; daß Deutschland aber bereit wäre, in diesem Fall nicht nur alle Bedürfnisse seiner Truppen gegen Barzahlung anzukaufen, sondern auch jeden Schaden zu ersetzen, der etwa durch deutsche Truppen verursacht würde. Sollte Belgien freilich dem deutschen Heere feindselig gegenübertreten, so wäre Deutschland gezwungen, es als Feind zu betrachten, und müßte die spätere Regelung der Verhältnisse beider Staaten zueinander der Entscheidung der Waffen überlassen.

3. Aug. 1914 Belgien lehnt letzten Friedensversuch ab

Am 3. August lehnte Belgien rundweg ab und rief gleichzeitig England um Schutz an. Wie trefflich ihm dieser gewährt wurde, werden wir später sehen.

Später werden wir ja auch sehen, was es mit der Neutralitätserklärung Italiens, die unter Berufung auf den Dreibundsvertrag am 4. August erfolgte und durch einen, gelinde gesagt, liebedienerischen Brief des Königs an den Kaiser von Österreich noch verstärkt wurde, auf sich hatte. Schon jetzt aber können wir bemerken, daß gerade ein Jahr später, als Italien schon seinen Verrat in die Tat umgesetzt hatte, der russische Ministerpräsident Sasonow in der Duma dem italienischen Kollegen Sonnino feierlichst bestätigte, wie trefflich er die Zeit nach der Neutralitätserklärung für den Krieg ausgenutzt habe.

4. Aug. 1914 Kriegssitzung des deutschen Reichstages. Thronrede des Kaisers

Am 4. August trat der deutsche Reichstag zu seiner ersten Kriegssitzung zusammen. Es war ein Tag besonderer Weihe, ein Tag, auf den noch unsere Urenkel stolz zurückblicken werden: denn er zeigte der ganzen Welt die Entschlossenheit und Einigkeit unseres Volkes.

Im Weißen Saale des Zollernschlosses an der Spree eröffnete der Kaiser den Reichstag mit einer kraftvollen, eindringlichen Thronrede.

„In schicksalsschwerer Stunde habe Ich die gewählten Vertreter des deutschen Volkes um mich versammelt. Fast ein halbes Jahrhundert lang konnten wir auf dem Weg des Friedens verharren. Versuche, Deutschland kriegerische Neigungen anzudichten und seine Stellung in der Welt einzuengen, haben unseres Volkes Geduld oft auf harte Proben gestellt. In unbeirrbarer Redlichkeit hat Meine Regierung auch unter herausfordernden Umständen die Entwicklung aller sittlichen, geistigen und wirtschaftlichen Kräfte als höchstes Ziel verfolgt. Die Welt ist Zeuge gewesen, wie unermüdlich wir in dem Drang und den Wirren der letzten Jahre in erster Reihe standen, um den Völkern Europas einen Krieg zwischen Großmächten zu ersparen.

„Die schwersten Gefahren, die durch die Ereignisse am Balkan heraufbeschworen waren, schienen überwunden. Da tat sich mit der Ermordung Meines Freundes, des Erzherzogs Franz Ferdinand, ein Abgrund auf. Mein hoher Verbündeter, der Kaiser und König Franz Joseph, war gezwungen, zu den Waffen zu greifen, um die Sicherheit seines Reichs gegen gefährliche Umtriebe aus einem Nachbarstaat zu verteidigen. Bei der Verfolgung ihrer berechtigten Interessen ist der verbündeten Monarchie das Russische Reich in den Weg getreten. An die Seite Österreich-Ungarns ruft uns nicht nur unsere Bündnispflicht. Uns fällt zugleich

die gewaltige Aufgabe zu, mit der alten Kulturgemeinschaft der beiden Reiche unsere eigene Stellung gegen den Ansturm feindlicher Kräfte zu schirmen.

„Mit schwerem Herzen habe ich Meine Armee gegen einen Nachbar mobilisieren müssen, mit dem sie auf so vielen Schlachtfeldern gemeinsam gefochten hat. Mit aufrichtigem Leid sah Ich eine von Deutschland treu bewahrte Freundschaft zerbrechen. Die Kaiserlich Russische Regierung hat sich, dem Drängen eines unersättlichen Nationalismus nachgebend, für einen Staat eingesetzt, der durch Begünstigung verbrecherischer Anschläge das Unheil dieses Krieges veranlaßte. Daß auch Frankreich sich auf die Seite unserer Gegner gestellt hat, konnte uns nicht überraschen. Zu oft sind unsere Bemühungen, mit der Französischen Republik zu freundschaftlicheren Beziehungen zu gelangen, auf alte Hoffnungen und alten Groll gestoßen. Geehrte Herren! Was menschliche Einsicht und Kraft vermag, um ein Volk für die letzten Entscheidungen zu wappnen, das ist mit Ihrer patriotischen Hilfe geschehen. Die Feindseligkeit, die im Osten und im Westen seit langer Zeit um sich gegriffen hat, ist nun zu hellen Flammen aufgelodert. Die gegenwärtige Lage ging nicht aus vorübergehenden Interessenkonflikten oder diplomatischen Konstellationen hervor, sie ist das Ergebnis eines seit langen Jahren tätigen Übelwollens gegen Macht und Gedeihen des Deutschen Reiches.

„Uns treibt nicht Eroberungslust, uns beseelt der unbeugsame Wille, den Platz zu bewahren, auf den Gott uns gestellt hat, für uns und alle kommenden Geschlechter.

„Aus den Schriftstücken, die Ihnen zugegangen sind, werden Sie ersehen, wie Meine Regierung und vor allem Mein Kanzler bis zum letzten Augenblick bemüht waren, das Äußerste abzuwenden. In aufgedrungener Notwehr, mit reinem Gewissen und reiner Hand ergreifen wir das Schwert.

„An die Völker und Stämme des Deutschen Reichs ergeht mein Ruf, mit gesamter Kraft, in brüderlichem Zusammenstehen mit unseren Bundesgenossen, zu verteidigen, was wir in friedlicher Arbeit geschaffen haben. Nach dem Beispiel unserer Väter fest und getreu, ernst und ritterlich, demütig vor Gott und kampfesfroh vor dem Feind, so vertrauen wir der ewigen Allmacht, die unsere Abwehr stärken und zu gutem Ende lenken wolle!

„Auf Sie, geehrte Herren, blickt heute, um seine Fürsten und Führer geschart, das ganze deutsche Volk. Fassen Sie Ihre Entschlüsse einmütig und schnell — das ist Mein inniger Wunsch."

Der Kaiser setzte der Thronrede noch folgendes hinzu:

„Sie haben gelesen, meine Herren, was Ich zu meinem Volke vom Balkon des Schlosses aus gesagt habe. Ich wiederhole, Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche (stürmisches Bravo!); und zum Zeugen dessen, daß Sie fest entschlossen sind, ohne Parteiunterschiede, ohne Standes- und Konfessionsunterschiede zusammenzuhalten, mit Mir durch dick und dünn, durch Not und Tod, fordere ich die Vorstände der Parteien auf, vorzutreten und Mir dies in die Hand zu geloben."

Darauf traten sämtliche Parteivorstände vor. Jedem einzelnen schüttelte der Kaiser kräftig die Hand. Dann klang ein dreifaches Hurra durch den Saal; der Kaiser entblößte sein Haupt, während alle Anwesenden das „Heil Dir im Sieger-

franz" sangen: im Reichstag die alte preußische Volkshymne. Unter nicht endenwollenden Hoch- und Hurrarufen verließ der Kaiser endlich, tief bewegt, den Saal.

Unmittelbar an die Eröffnungsfeierlichkeit schloß sich die erste und einzige Sitzung. Der Reichskanzler faßte noch einmal in einer seiner schwungvollsten Reden die Vorgeschichte des Krieges zusammen. Er schloß: „Ich wiederhole das Wort des Kaisers: ‚Mit reinem Gewissen zieht Deutschland in den Kampf.' Wir kämpfen um die Früchte unserer friedlichen Arbeit, um das Erbe einer großen Vergangenheit und um unsere Zukunft. Die fünfzig Jahre sind noch nicht vergangen, von denen Moltke sprach, daß wir gerüstet stehen müßten, um das Erbe, um die Errungenschaften von 1870 zu verteidigen. Jetzt hat die Stunde der großen Prüfung für unser Volk geschlagen. Aber mit heller Zuversicht sehen wir ihr entgegen. Unsere Armee steht im Felde, unsere Flotte ist kampfbereit — hinter ihr das ganze deutsche Volk! Das ganze deutsche Volk (zu den Sozialdemokraten gewendet) einig bis auf den letzten Mann! Sie, meine Herren, kennen Ihre Pflicht in deren ganzer Größe. Die Vorlagen bedürfen keiner Begründung. Ich bitte um ihre schnelle Erledigung."

Nach einigen prachtvoll kernigen Sätzen des Reichstagspräsidenten Dr. Kämpf nahm als einziger Redner der sozialdemokratische Abgeordnete Haase das Wort. Auch er erklärte: „Wir lassen in der Stunde der Gefahr das Vaterland nicht im Stich . . . wir bewilligen die geforderten Kredite." Einstimmig wurden dann auch die Vorlagen der Regierung, darunter die Bewilligung eines Kredits von fünf Milliarden, angenommen. Die Verkündigung der Abstimmung nahm das Haus mit minutenlangem, dröhnendem Beifall auf. Mit Recht betonte der Reichskanzler in seinen Schlußworten: „Was uns auch beschieden sein mag, der 4. August wird in alle Ewigkeit hinein einer der größten Tage Deutschlands sein!"

Schon donnerten die Geschütze an den Grenzen, in Ost und West. Im Süden stieß Österreich bereits gegen Serbien vor. Einige neue Kriegserklärungen waren zu verzeichnen, darunter die Japans, das — entgegen voreiligen Erwartungen — es für angezeigt hielt, uns ein unverschämtes Ultimatum zuzuschicken, um, aufgestachelt durch England, seine gierigen Hände nach Kiautschau auszustrecken. Es wurden der Kriegserklärungen schließlich so viele, daß unsere Feldgrauen, immer in guter Laune, an die Eisenbahnwagen, die sie ins Feld führten, mit Kreide schrieben: „Hier werden noch Kriegserklärungen angenommen." Die Welt entbrannte gegen uns.

Daheim aber folgten, Tag um Tag, neue Zeichen unserer Bereitschaft, der ganzen Welt zu widerstehen. Nicht übermütig waren wir, bewußt waren wir uns der Größe der Gefahren, die uns umringten. Aber wir vertrauten auf Gott und unsere eigene Kraft. Immer neue Zeichen des festen Zusammenschlusses zwischen Fürsten und Volk, herzerhebende Kundgebungen breitester Massen wurden kund. Der Kaiser behielt recht: es gab keine Parteien mehr im Reich. Es gab aber auch keine völkische Gegenströmungen. Die Polen folgten dem Ruf zur Fahne wie die ehedem dänisch Gesinnten aus den Nordmarken. Auch die Elsaß-Lothringer hielten — von einzelnen schmachvollen Ausnahmen abgesehen — treu zum Reich. Nicht viel anders war es im verbündeten Österreich-Ungarn. Fast gegen alle Erwartungen verliefen so manche slawische Unterströmungen im Sande. Die Mobilmachung vollzog sich glatt.

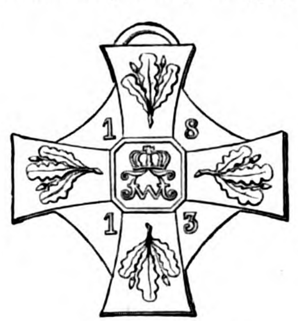


Die denkwürdige Reichstagssitzung vom 4. August 1914. Phot. Richard Gutschmann

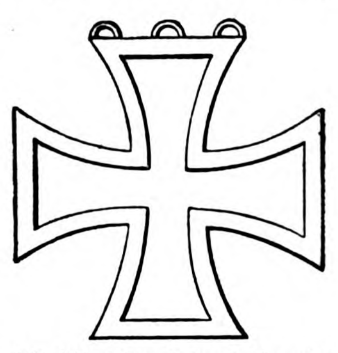
5. Aug. 1914 Erneuerung des Eisernen Kreuzes

Am 5. August erneuerte Kaiser Wilhelm das Eiserne Kreuz, das schönste kriegerische Ehrenzeichen, uns teuer, lieb und wert von 1813, von 1870 her.

„Angesichts der ernsten Lage," hieß es in dem Erlaß, „in die das teure Vaterland durch den ihm aufgezwungenen Krieg versetzt worden ist, in dankbarer Erinnerung an die Heldentaten unserer Vorfahren in den großen Jahren der Befreiungskriege und des Kampfes für die Einigung Deutschlands, wollen Wir das von Unserem in Gott ruhenden Urgroßvater gestiftete Ordenszeichen des Eisernen Kreuzes abermals wieder aufleben lassen. Das Eiserne Kreuz soll ohne Unterschied des Ranges und Standes an Angehörige des Heeres, der Marine und des Landsturms, Mitglieder der freiwilligen Krankenpflege und sonstige Personen, die eine Dienstverpflichtung mit dem Heere oder der Marine eingehen oder als Heeres- oder Marinebeamte Verwendung finden, als Belohnung eines auf dem Kriegsschauplatz erworbenen Verdienstes verliehen werden. Auch solche Personen, die sich daheim Verdienste um das Wohl der deutschen Streitmacht und seiner Verbündeten erwerben, sollen das Kreuz erhalten.



Der erste Entwurf zum Eisernen Kreuz 1813 in der vom Kriegsgerichtsrat Einsiedel König Friedrich Wilhelm III. vorgelegten Zeichnung


Schinkels erster Entwurf für eine dauerhafte Befestigung des Bandes am Kreuz II. Klasse

Demgemäß verordnen Wir, was folgt:

1. Die für diesen Krieg wieder ins Leben gerufene Auszeichnung des Eisernen Kreuzes soll, wie früher, aus zwei Klassen und einem Großkreuze bestehen. Das Ordenszeichen sowie das Band bleiben unverändert, nur ist auf der Vorderseite unter dem W mit der Krone die Jahreszahl 1914 anzubringen.

2. Die zweite Klasse wird am schwarzen Bande mit weißer Einfassung im Knopfloch getragen, sofern sie für Verdienste auf dem Kriegsschauplatz verliehen wird. Für ein daheim erworbenes Verdienst wird sie am weißen Band mit schwarzer Einfassung verliehen. Die erste Klasse wird auf der linken Brust, das Großkreuz um den Hals getragen.



Vorderseite des Eisernen Kreuzes II. Klasse von 1813, ausgeführt nach dem Entwurfe von Karl Friedrich Schinkel

3. Die erste Klasse kann nur nach Erwerbung der zweiten verliehen werden und wird neben dieser getragen.

4. Die Verleihung des Großkreuzes ist nicht durch die vorherige Erwerbung der ersten und zweiten bedingt. Sie kann nur erfolgen für eine gewonnene entscheidende Schlacht, durch die der Feind zum Verlassen seiner

Stellungen gezwungen wird, oder durch die selbständige, von Erfolg gekrönte Führung der Armee oder der Flotte, oder für die Eroberung einer großen Festung, oder für die Erhaltung einer wichtigen Festung, durch deren ausdauernde Verteidigung.

5. Alle mit dem Besitze des Militärehrenzeichens erster und zweiter Klasse verbundenen Vorzüge gehen vorbehaltlich der verfassungsmäßigen Regelung der Ehrenzulage auf das Eiserne Kreuz erster und zweiter Klasse über."



Vorderseite des Eisernen Kreuzes II. Klasse von 1870

6. Aug. 1914 „Aufruf an das deutsche Volk"

Um einen Tag später, am 6. August, erfolgte des Kaisers Aufruf „An das deutsche Volk":

„Seit der Reichsgründung ist es durch 43 Jahre Mein und Meiner Vorfahren heißes Bemühen gewesen, den Weltfrieden zu erhalten und im Frieden unsere kraftvolle Entwicklung zu fördern. Aber die Gegner neiden uns den Erfolg unserer Arbeiten. Alle offenkundige und heimliche Feindschaft von Ost und West und von jenseits der See haben wir bisher ertragen im Bewußtsein unserer Verantwortung und Kraft, nun aber will man uns demütigen.

„Man verlangt, daß wir mit verschränkten Armen zusehen, wie unsere Feinde sich zu tückischem Überfall rüsten, man will nicht dulden, daß wir in entschlossener Treue zu unserem Bundesgenossen stehen, der um sein Ansehen als Großmacht kämpft und mit dessen Erniedrigung auch unsere Macht und Ehre verloren ist.

„So muß denn das Schwert entscheiden. Mitten im Frieden überfällt uns der Feind. Nun auf zu den Waffen! Jedes Schwanken, jedes Zögern wäre Verrat am Vaterland! Um Sein oder Nichtsein unseres Reiches handelt es sich, das unsere Väter sich neu gründeten, um Sein oder Nichtsein deutscher Macht und deutschen Wesens.

„Wir werden uns wehren bis zum letzten Hauch von Mann und Roß. Und wir werden diesen Kampf bestehen, auch gegen eine Welt von Feinden.

„Noch nie ward Deutschland überwunden, wenn es einig war. Vorwärts mit Gott, der mit uns sein wird, wie er mit den Vätern war!"

Aufrufe der Bundesfürsten

In voller Einmütigkeit richteten die Herrscher der größten Bundesstaaten kernige, schöne Aufrufe an ihre Völker, an ihre Soldaten. „Es gilt das Reich zu schützen, das wir in blutigen Kämpfen mit erstritten haben," sprach der König von Bayern. „In Demut beuge Ich Meine Waffen vor dem allmächtigen Lenker des Völkergeschickes. Möge er unseren Waffen den Sieg geben und seine schirmende Hand gnädig halten über unser Heer und Volk, über Kaiser und Reich!" schrieb der König von Sachsen; „Der allmächtige Gott wird unsere gerechte Sache schützen," der König von Württemberg. „Unser Kaiser ruft zu den Waffen. Es handelt sich um die Ehre und Existenz unseres Vaterlands, um unsere



Vorderseite des Eisernen Kreuzes I. Klasse von 1914. (Auf der Rückseite eine Nadel zum Anstecken)

höchsten und heiligsten Güter . . . Gott schütze und erhalte Deutschland!" kündete der Großherzog von Baden; „Gottes Segen begleite unsere tapferen Truppen und bewahre unser teures Vaterland!" — der Großherzog von Hessen.

6. Aug. 1914 Der Kaiser an Heer und Marine

Der Kaiser selbst aber rief am 6. August dem deutschen Heere und der deutschen Marine zu:

„Nach 43jähriger Friedenszeit rufe Ich die deutsche wehrfähige Mannschaft zu den Waffen. Unsere heiligsten Güter, das Vaterland, den eigenen Herd gilt es gegen einen ruchlosen Überfall zu schützen. Feinde ringsum! Das ist das Kennzeichen der Lage.

„Ein schwerer Kampf und große Opfer stehen uns bevor. Ich vertraue, daß der alte kriegerische Geist noch in dem deutschen Volke lebt, jener gewaltige kriegerische Geist, der den Feind, wo er ihn findet, angreift, koste es, was es wolle, und der von jeher die Furcht und der Schrecken unserer Feinde gewesen ist.

„Ich vertraue auf Euch, Ihr deutschen Soldaten! In jedem von Euch lebt der heiße durch nichts zu bezwingende Wille zum Siege. Jeder von Euch weiß, wenn es sein muß, wie ein Held zu sterben. Gedenkt unserer großen, ruhmreichen Vergangenheit! Gedenkt, daß Ihr Deutsche seid! Gott helfe uns!"

Und die Kaiserin wandte sich an die deutschen Frauen:

Die Kaiserin an die deutschen Frauen

„Dem Rufe seines Kaisers folgend, rüstet sich unser Volk zu einem Kampfe ohnegleichen, den es nicht heraufbeschworen hat und den es nur zu seiner Verteidigung führt. Wer Waffen zu tragen vermag, wird freudig zu den Fahnen eilen, um mit seinem Blute einzustehen für das Vaterland.

„Der Kampf aber wird ein ungeheurer und die Wunden unzählig sein, die zu schließen sein werden. Darum rufe ich Euch deutsche Frauen und Jungfrauen und alle, denen es nicht vergönnt ist, für die geliebte Heimat zu kämpfen, zur Hilfe auf. Es trage jeder nach seinen Kräften dazu bei, unseren Gatten, Söhnen und Brüdern den Kampf leicht zu machen.

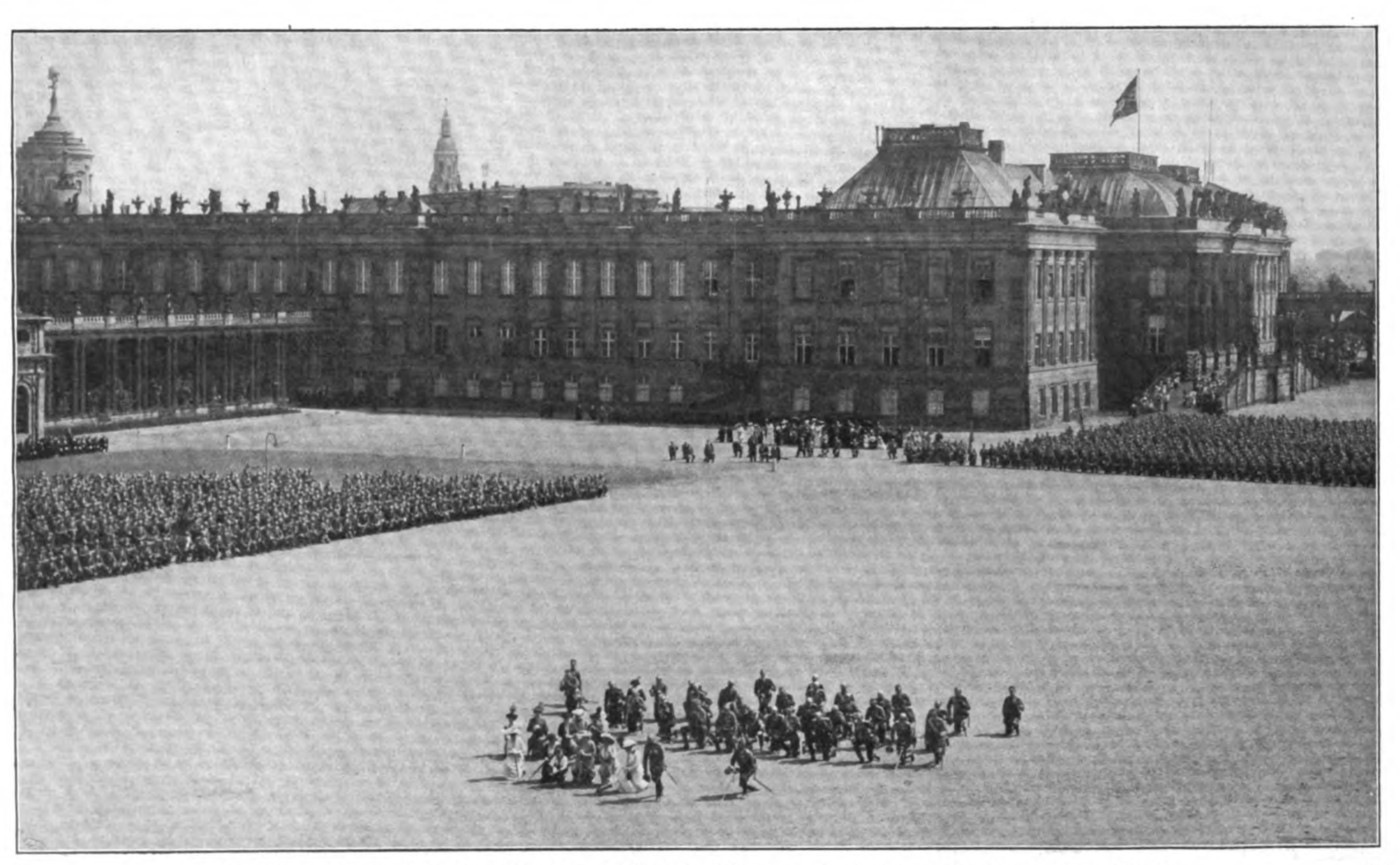
„Ich weiß, daß in allen Kreisen unseres Volkes ausnahmslos der Wille besteht, diese hohe Pflicht zu erfüllen. Gott der Herr aber stärke uns bei dem heiligen Liebeswerk, das auch unsere Frauen rüsten, unsere ganze Kraft dem Vaterlande in seinem Entscheidungskampfe zu weihen.

„Wegen der Sammlung freiwilliger Hilfskräfte und Gaben aller Art sind weitere Bekanntmachungen von denjenigen Organisationen bereits ergangen, denen diese Aufgabe in erster Linie obliegt und deren Unterstützung vor allem vonnöten ist."

16. Aug. 1914 Abreise des Kaisers ins Feld

Am 16. August reiste Kaiser Wilhelm ins Feldlager, nachdem er noch einmal an den Oberbürgermeister von Berlin, Exzellenz Wermuth, einen kurzen Erlaß hatte ergehen lassen, um der Berliner Bürgerschaft „innigsten Dank zu sagen für alle Kundgebungen und Beweise der Liebe und Zuneigung, die Ich in diesen großen und schicksalsschweren Tagen reichlich erfuhr. Ich vertraue fest auf Gottes Hilfe, auf die Tapferkeit von Heer und Marine und die unerschütterliche Einmütigkeit des deutschen Volkes in der Stunde der Gefahr. Unserer gerechten Sache wird der Sieg nicht fehlen."

Alle sechs Söhne des Kaiserpaares waren mit den vielen, vielen Hunderttausenden, die schon hinausgezogen zum großen Kampf, an der Front.



Das Kaiserpaar mit den Prinzessinnen beim Feldgottesdienst im Lustgarten zu Potsdam am 9. August 1914. Phot. Eichgrün



Ausmarsch des Hanseatischen Infanterie-Regiments Hamburg Nr. 76. Phot. Mocsigay 

Dritter Abschnitt

Unsere Heere und die unserer Feinde; das deutsche Große Hauptquartier und das Kriegsministerium; unsere Kolonien; General der Infanterie Freiherr Conrad v. Hötzendorf; Generalissimus Joffre, General French und Generalissimus Großfürst Nikolaus Nikolajewitsch.

Ehedem konnte man auf Grund der Friedensgliederung eines Heeres und der jährlich einzustellenden Rekrutenzahlen, unter Zuhilfenahme von gelegentlichen Zeitungsäußerungen und von Verhandlungsberichten der Landesvertretungen die Kriegsstärke eines Heeres und, mindestens teilweise, auch dessen Kriegsgliederung feststellen. Es ist das aber immer schwieriger geworden, fast unmöglich. Selbst die von den Militärbevollmächtigten der einzelnen Staaten gesammelten Angaben genügen oft nicht für mehr als für Wahrscheinlichkeitsberechnungen. Die Gründe liegen auf der Hand. Die Millionenheere, die heute aufgestellt werden, schöpfen die ganze wehrfähige Mannschaft jedes Landes aus, sie sind wahrhafte Volksheere. Dadurch werden nicht nur bei der Mobilmachung die im Frieden vorhandenen Truppenteile auf die Kriegsstärke gebracht; es finden vielmehr sofort sehr viele und sehr starke Neuaufstellungen statt, Ersatz-, Reserve- und Landwehrformationen der verschiedensten Art, in den verschiedenen Heeren unter verschiedenen Bedingungen und auch verschiedenen Bezeichnungen, im Grunde aber sehr ähnlicher Gestaltung. Damit ist jedoch bei den Millionenheeren der Gegenwart die Entwickelung nicht erschöpft. Noch Moltke mußte 1870/71 klagen, daß das Kriegsministerium ihm nicht genug Truppen zur Verfügung stellte. Das ist heute, so ziemlich überall, ausgeschlossen; war mindestens im deutschen Heere, das gleichsam aus einem unerschöpflichen Männerbrunnen zu schöpfen schien, ganz ausgeschlossen. Den ersten Aufstellungen folgten sogleich weitere, eine Neuschöpfung schloß sich an die andere. Es fanden nicht nur fortgesetzt weitere Aushebungen statt, um die Ersatztruppenteile und von

diesen aus wieder die im Felde stehenden „aufzufüllen“, damit eingetretene Verluste wett zu machen. Es zogen auch fortgesetzt ganz neue Regimenter, Brigaden, Divisionen, Armeekorps ins Feld; die Exerzierplätze, die Truppenübungsplätze blieben gleich den Kasernen, stärker als im Frieden, belegt. Dazu kamen für uns Landsturm-Bildungen, zumal für die Sicherung der sich immer weiter ausdehnenden Etappenstraßen, zur Besetzung eroberter Landesteile; kamen, wieder bei uns, die Armierungsbataillone, im Volksmund anfangs „Schipper“ genannt, die hauptsächlich zur Herstellung von Feldbefestigungen aller Art und für den Wegebau Verwendung fanden und so die eigentliche Feldtruppe wesentlich entlasten konnten. Eine Einschränkung hätten all diese Neubildungen im Deutschen Reich eigentlich nur bei einem Mangel an Ausrüstungsmitteln und Bewaffnung finden können; tatsächlich ist zum Staunen der Welt solch ein Mangel aber nie eingetreten.

Eine Berechnung der Kriegsstärke ist also eine mißliche Aufgabe, kann über tastende Versuche kaum hinauskommen. Schon jetzt sei bemerkt: auch für das britische Heer, das sich zwar auf ganz anderer Grundlage aufbaut, wie die Volksheere der übrigen Staaten, für das aber das gute oder schlechtere Fortschreiten der Söldnerwerbung, sowie das Heranziehen von Hilfstruppen aus den Kolonien und von allen möglichen und unmöglichen „Wilden“ eine bedeutsame und gar nicht zu kontrollierende Rolle spielte; auch für das französische Heer gilt das letztere. Unsere Generalstabsberichte haben mit guter Laune und mit Recht die Wendung von den „weißen und farbigen“ Engländern und Franzosen dafür gefunden.

So drängend daher manchem Wißbegierigen und manchem bloß Neugierigen im Verlauf des Krieges die Frage erschien: wie viele Mann haben wir wohl draußen? — Wißbegier und Neugier mußten sich bescheiden. Die rechte Zeit, Angaben darüber zu bringen, ist noch lange nicht gekommen. Auch kannten wohl nur sehr wenige Männer an maßgebender Stelle die wirkliche Zahl. In anderen Ländern lag die Sache ganz ähnlich. Was sich heut sagen läßt, darf nur als Annäherungswert betrachtet werden.

Auch in bezug auf die Kriegsgliederung — die „Ordre de bataille“, wie der alte militärische Sprachgebrauch, der vor Fremdwörtern noch nicht zurückschreckte, sagt — ist großes Sichbescheiden geboten. In völliger Klarheit, bis ins einzelne genau, wird sie erst erkennbar werden, wenn die Generalstabswerke der verschiedenen Heere vorliegen. Bis dahin aber werden Jahre vergehen, und dann werden diesem Weltkriege gegenüber die Generalstabswerke wahrscheinlich einen Umfang annehmen, der sie einem größeren Leserkreise verschließt. Es kommt hinzu, daß sich wohl noch in keinem Kriege die Gliederung der Armeen, ihr ganzes Gefüge, nach dem ersten Aufmarsch so andauernd verschob, wie in dem großen Weltenbrand. Der Begriff der „Umgruppierung“, der „Neugruppierung“ scheint erst in diesem Kriege erfunden. Wenn gegen Ende des Feldzugs von 1871 die Verschiebung der großen Bourbakischen Armee aus dem Herzen Frankreichs auf Belfort zu als eine ungewöhnliche Tat erschien, so verschwindet sie gegen die Verschiebungen, die innerhalb der deutschen, der österreichisch-ungarischen, der französischen, der russischen Armeen stattfanden. Wer viele Feldpostbriefe gelesen hat, dem muß es aufgefallen sein, wie oft der bezeichnende Satz wiederkehrt: wir

werden „abtransportiert"; auch dieses Wort ist gleichsam neu erfunden worden. Die Eisenbahnen und ihre volle Ausnutzung haben ganz neue Möglichkeiten geschaffen. Die Russen gingen ja so weit, unsere großen Siege nur dieser geschickten Ausnutzung unserer guten Bahnverbindungen zuzuschreiben. Das ist selbstverständlich einseitig und übertrieben, aber ein Kern Wahrheit steckt, wie so oft, auch in der Übertreibung.

⌘ ⌘ ⌘

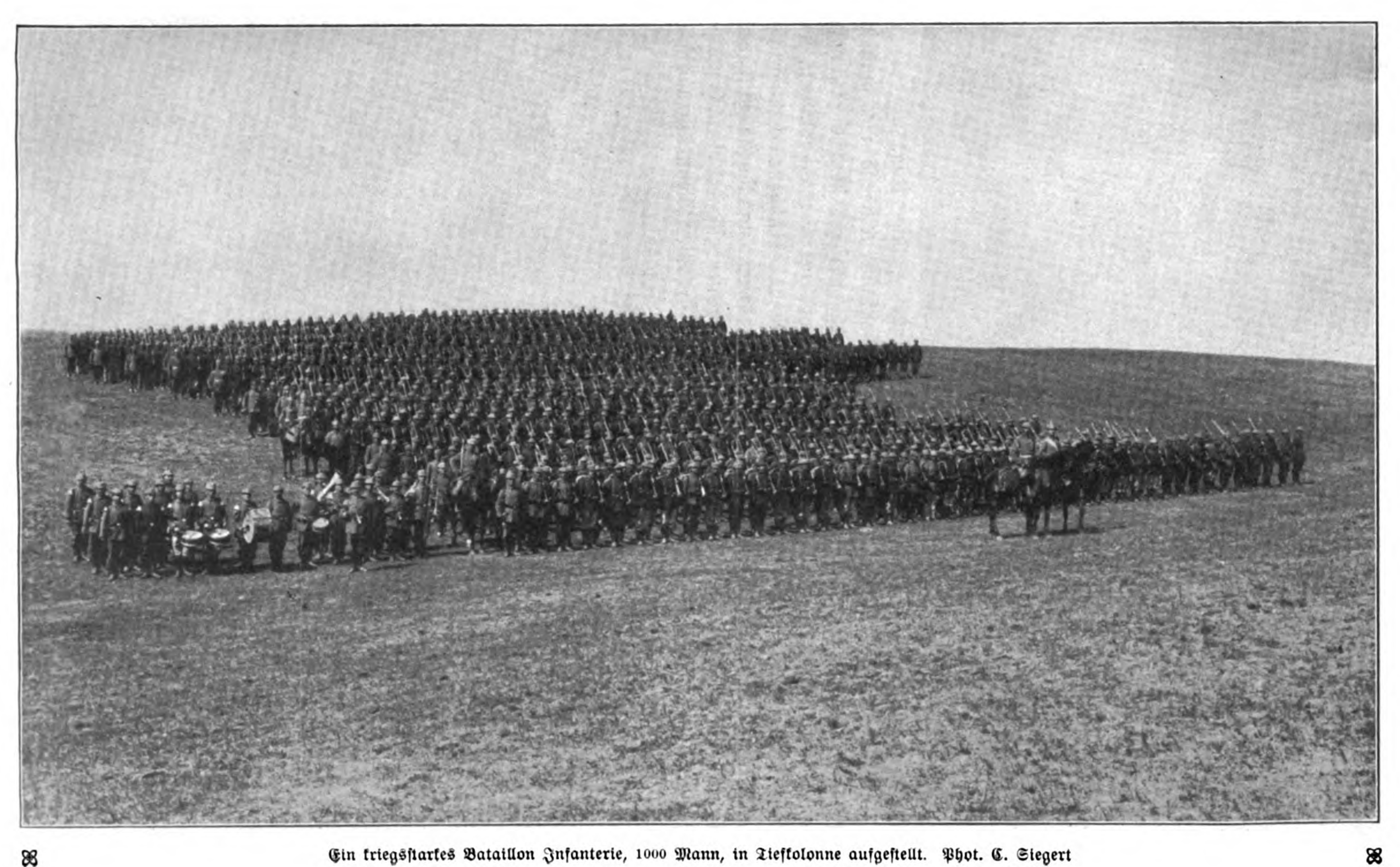
Das deutsche Heer

Das deutsche Heer verfügte, bei einer Einwohnerzahl des Reichs von 65 Millionen, über eine Friedensstärke von rund 31000 Offizieren, 750000 Unteroffizieren und Mannschaften. Es war in 8 Armee-Inspektionen, und innerhalb derselben in 25 Armeekorps mit 50 Divisionen (dazu 1 Garde-Kavallerie-Division), 106 Infanterie-, 55 Kavallerie-, 50 Feldartillerie-, 8 Fußartillerie-Brigaden, 35 Pionier-Bataillone, 2 Eisenbahn-Brigaden eingeteilt; dazu kamen 10 Telegraphen-Bataillone, 6 Luftschiffer-Bataillone, 5 Flieger-Bataillone, 8 Festungsfeldsprecher-Kompagnien.

Für den Krieg fand, wie 1866 und 1870, eine Gliederung in Armeen statt, von denen jede mehrere Armee- und Reserve-Korps, Kavallerie-Divisionen, die verschiedene Etappenformationen, eine Armeetelegraphen-Abteilung, eine Feldsignal-Abteilung, eine oder mehrere Luftschiffer-Abteilungen erhalten sollte. Jedes Armeekorps zerfiel, — im allgemeinen gesagt, Ausnahmen kamen vielfach vor, — in 2 Infanterie-Divisionen, die schwere Artillerie des Feldheeres, Korpsbrückentrain, Korpstelegraphen-Abteilung, Munitionskolonnen und Trains; jede Infanterie-Division mindestens zu Beginn des Krieges in 2 Infanterie-Brigaden, 4 Schwadronen, eine Feldartillerie-Brigade, 1 bis 2 Pionier-Kompagnien mit Divisions-Brückentrain, 1 bis 2 Sanitäts-Kompagnien. Die Kriegsstärke schätzte man auf wenigstens rund 4 Millionen Mann, und rechnete dabei auf Feld- und Reservetruppen rund 1700000, auf Landwehrbildungen die gleiche Zahl, auf (ausgebildeten) Landsturm 600000 Mann.

Die Infanterie

Unsere Infanterie hat wie immer die Hauptlast der Kämpfe getragen. Wie denn unser Exerzier-Reglement ihr vorschrieb und prophezeite: „Sie trägt die Hauptlast des Kampfes und bringt die größten Opfer. Dafür winkt ihr auch der höchste Ruhm." Die Abwehr der französischen Angriffe in der Champagne, die blutigen Gefechte in Flandern, der Angriff von Soissons, der Durchbruch von Breziny, die siegreichen Karpathenkämpfe, die große Offensive Hindenburgs und Mackensens in Nord- und Südpolen und Kurland, sind nur einige wenige der Großtaten, an denen sie den Hauptanteil trug; viele, viele andere ließen sich anreihen. Im unaufhaltsamen Drang nach vorwärts durchstürmte sie siegreich im Westen Belgien und Nordfrankreich mit Marschleistungen, denen die gesamte Kriegsgeschichte kaum ähnliche zur Seite zu stellen vermag; im harten Schützengrabenringen hielt sie dann lange, lange Monate dem Feinde stand, paßte sie sich, die immer zum Angriff erzogen, in bewunderungswürdiger Weise den hartnäckigen Stellungskämpfen an, die ihr ganz neue, ungewohnte Aufgaben stellten, in denen sie aber nicht erstarrte, sondern aus denen sie immer wieder neue Angriffskräfte entwickelte. Durch die Schlammeere und Schneestürme Polens zog sie, ohne je zu versagen; sie zagte nicht, als der Feldherr sie von den Festungsmauern Warschaus und Iwangorods zurückrief, um sie zu neuen, großen strategischen

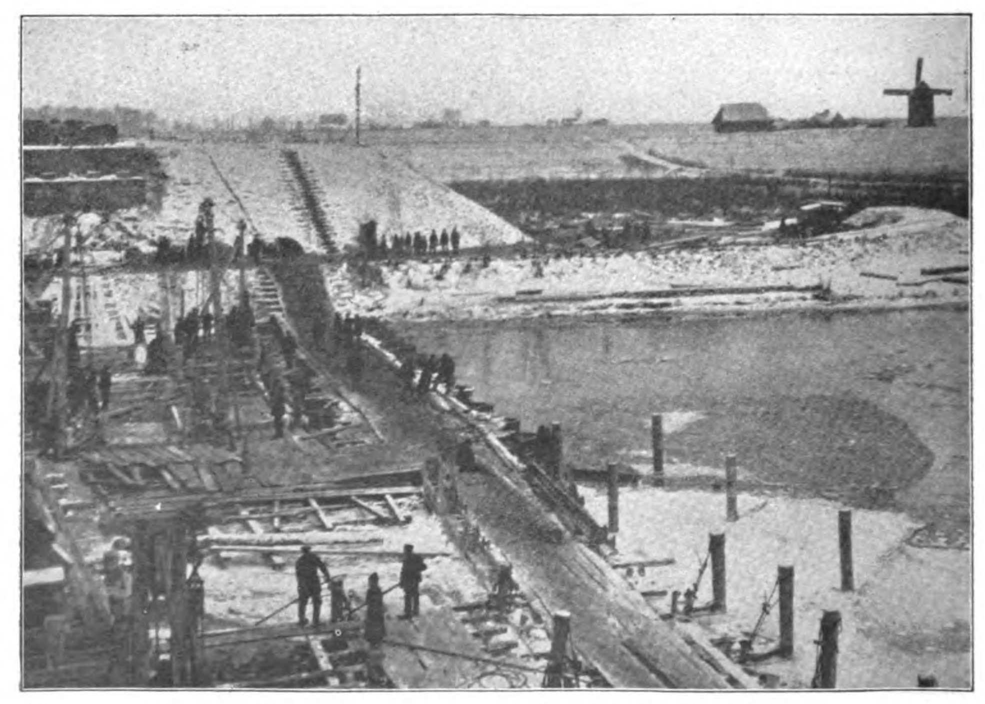


Ein kriegsstarkes Bataillon Infanterie, 1000 Mann, in Tiefkolonne aufgestellt. Phot. C. Siegert

Schachzügen anzusetzen. Nur der Verständnislose wird das Wort trivial finden, daß die herrliche Winterschlacht in Masuren, daß das Ringen im Walde von Augustowo, die große Verfolgung der Russen nach dem Fall Warschaus nicht zuletzt durch die Beine unserer braven Musketiere gewonnen wurden. Man kann fast nicht genug des Lobes für sie finden, für die Korps der Feldarmee, für die jungen Reservetruppen, die singend in den ersten Kampf zogen, für die brave Landwehr, die sich so trefflich bewährte. Wie ertrug diese unvergleichliche Infanterie auch Verluste, die jede andere Truppe vollständig kampfunfähig gemacht hätten! Um nur ein Beispiel zu erwähnen: der Mannschaftsstand einer in den Karpathen eingesetzten Brigade, einer Landwehr-Brigade, sank in der Zeit von drei Wochen von 7000 auf 1700 Mann. Trotzdem erwies dieselbe Brigade in der sich unmittelbar anschließenden, schnell fortschreitenden Offensive quer durch Galizien, daß sie ihre Stoßkraft nicht verloren, sondern sie sich voll bewahrt hatte. In solchen Tatsachen liegt der Beweis, daß die so oft herb angegriffene straffe Ausbildung, die auch einen Teil des von unseren Gegnern zum Schlagwort erhobenen „Militarismus" bildet, in unseren Siegen die schönsten Früchte trug.

Die Kavallerie

Bei der Eigenart, die der Krieg an unserer Westfront, teilweise aber auch im Osten bald annahm, bei der Umformung des Bewegungskrieges in den Stellungskrieg konnte die deutsche Kavallerie nicht in dem Maße zur Geltung kommen, wie sie wohl gehofft hatte. Zwar boten sich ihr während des schnellen Einmarsches durch Belgien und bei dem Vorstoß bis zur Marne reiche und schöne Aufgaben, auch auf den weiten Gefilden Kurlands fand sie Gelegenheit, sich vielfach auszuzeichnen. In langen Kriegsabschnitten aber mußte sie Infanteriedienst tun und fand



Pioniere bei der Wiederherstellung einer zerstörten Brücke. Phot. R. Sennecke



Artillerie- und Munitions-Kolonnen fahren nach der Front. Phot. Leipziger Presse-Büro

sich auch in den Schützengraben. Es ist wohl anzunehmen, daß nach dem Kriege ihre Ausbildung nach der infanteristischen Seite hin stärker betont werden wird.

Die Artillerie

Die Artillerie, die Feldartillerie, besonders aber die sogenannte schwere Artillerie des Feldheeres errang sich hohen Ruhm. Zumal in den späteren Abschnitten des Krieges zeigte sie sich, unter oft sehr schwierigen Verhältnissen, dem Gegner immer voll gewachsen, meist weit überlegen. Vielfach, besonders im Osten, den Russen gegenüber, bahnte sie allein, zur Massenwirkung entwickelt, der stürmenden Infanterie die blutige Siegesbahn.

Technische Truppen

Einen besonders schönen Ruhmeskranz möchte man den technischen Truppen widmen. Das Wort des ehemaligen General-Inspekteurs der Pioniere: „Pionier sein heißt kämpfen!" ist zur vollen Wahrheit geworden. Immer waren die Pioniere voran, gleichviel ob es galt, die breiten und gefährlichen Drahthindernisse vor der feindlichen Front zu vernichten, oder ob sie mit Sappe und Mine gegen diese vorgehen mußten. Fast Übermenschliches aber haben sie, Hand in Hand mit Eisenbahntruppen, in der Wiederherstellung und im Neubau der Bahnstrecken geleistet, die in diesem Kriege eine so bedeutsame Rolle spielten, wie nie zuvor. Zahllos sind die großen und kleinen Brückenbauten, die von Pionieren und Eisenbahntruppen, nicht selten im feindlichen Feuer, ausgeführt wurden. Umgehungsbahn und Förderbahn erleichterten, dank äußerst schneller Herstellung, die Verpflegung und den Munitionsersatz für die Kämpfer.

Offiziere und Unteroffiziere

Wer immer das deutsche Heer schildert, wird zwei seiner Bestandteile nicht vergessen dürfen: seines pflichttreuen tapferen Offizierkorps und seiner trefflichen Unteroffiziere. Ich will hier kein Loblied auf die Berufsoffiziere anstimmen: es erscheint mir überflüssig. Was ich aber so stark wie nur möglich hervorheben möchte, das ist die von edelsten sittlichen Kräften getragene Tüchtigkeit und Pflichttreue unserer Reserve- und Landwehroffiziere. Es gehört zum Erstaunlichsten im deutschen Heere, wie sie — nicht etwa nur durchhielten, ihren Platz ausfüllten, sondern wie sie sich in die besonderen Kriegsverhältnisse einlebten, es den

Berufsoffizieren gleichtaten, sich in alle Lagen zu schicken und zu finden wußten, immer gleich tatkräftig, immer bereit, ihr Leben in die Schanze zu schlagen. Mit den wachsenden Verlusten in den Reihen der jüngeren Berufsoffiziere haben sie vielfach deren Stellungen eingenommen, sie ersetzt, und so trefflich ersetzt, daß alle Vorgesetzten ihres Lobes voll waren. Sie und die große Zahl der inaktiven Offiziere, oft alter Herren, die freiwillig wieder zu den Fahnen eilten, haben unendlich viel für uns getan — ihnen allen gebührt der heiße Dank des Vaterlandes. Das gilt auch von den Unteroffizieren des aktiven Heeres, der Reserve und Landwehr: sie bildeten einen fast unerschöpflichen Bronnen, aus dem immer wieder neue, außerordentlich brauchbare Offizierdienstuer, Offizierstellvertreter, Feldwebelleutnants gewonnen werden konnten. Besondere Ausbildungskurse, für die sie auf einige Wochen aus der Front nach den Truppenübungslagern in der Heimat abkommandiert wurden, förderten in günstigster Weise die Ausbildung der Fahnenjunker und der Offiziersaspiranten der Reserve.

Verpflegung

Die Verpflegung der Millionenheere der Gegenwart galt vor dem Kriege vielfach als ein ungelöstes Rätsel, so manchem sogar als ein unlösbares. Die Wirklichkeit widerlegte alle Besorgnisse. Im deutschen Heere wenigstens und in dem unserer Bundesgenossen wickelte sich die Verpflegung der ungeheuren Massen in größter Ordnung und Ruhe ab. Es kam uns gewiß zugute, daß wir im Westen, in Belgien und Nordfrankreich, weite Gebiete mit ungewöhnlich starken Hilfsquellen gleich im Anfang des Krieges besetzen konnten. Aber auch im Osten fand die Intendantur überall Mittel und Wege, der Truppe das Notwendige rechtzeitig zuzuführen. Es fehlten freilich nicht schwere Tage, an denen der eine oder andere Truppenteil den Schmachtriemen enger schnallen mußte; ich weiß von einem Regimentskommandeur, der sich im hohen Winter zwei Tage lang mit ein paar Stücken hartgefrorenen Zwiebacks begnügen mußte. Aber das waren doch Ausnahmen. Die geschickte Benutzung der vorhandenen Bahnen, der schnelle Bau von



Speisung von Mannschaften aus der „Gulaschkanone". Phot. A. Grohs

Aushilfsstrecken, die ausgiebige Heranziehung der Konserven, die Verwendung von Kraftfahrzeugen aller Art halfen selbst über schwierigere Zeiten hinweg, und die geliebte „Gulaschkanone", die fahrbare Feldküche, auch „Hungerabwehrgeschütz" genannt, stellte sich meist zur rechten Stunde ein. Ich muß dabei aber auch der Pferde gedenken: was die braven Tiere — vom edelgezogenen Ostpreußen oder Hannoveraner bis zum armseligen „Panjegaul", zumal im Osten, geleistet haben, ist fabelhaft. Im mahlenden Sande, im tiefen Schnee, auf den fürchterlichsten Schlammwegen Polens taten sie ihre Pflicht und Schuldigkeit bis zum letzten, im wörtlichsten Sinn des Wortes: bis zum letzten Atemzuge. Dasselbe gilt, wie hier vorgreifend bemerkt sein mag, von den Tragtieren, die unsere Bundesgenossen in den unwegsamen Karpathen, in den Alpen, später in Serbien mit stetem Erfolg verwandten. So mancher stille vierbeinige Held blieb am Wege liegen, bis ein gnädiger Tod ihn erlöste.



Generaloberst Helmuth von Moltke, der Chef des Generalstabs des Feldheeres in den ersten Monaten des Krieges
Phot. H. Menzel

Ebenso sicher und gut, wie die Frage der Verpflegung, wurde im deutschen, und wiederum vorweg bemerkt, im österreichisch-ungarischen Heere die andere hochwichtige Frage der Munitionsversorgung gelöst. Der Bedarf der Artillerie ist ja heute riesengroß. Die französische, angeblich unter Munitionsmangel leidende Artillerie verschoß z. B. nach sicheren Quellen während der Kämpfe vor Arras innerhalb vierundzwanzig Stunden nicht weniger als 300 000, während der Septemberoffensive 1915 in wenigen Tagen über neun Millionen Granaten! Unseren Batterien hat ausreichende Munition wohl nur in seltenen Fällen gefehlt. Daß die Beschaffung möglich war, ist neben der stark gesteigerten Tätigkeit der staatlichen Munitionsfabriken vor allem der Industrie zu danken, die sich sofort nach Kriegsausbruch den Bedürfnissen der Heeresverwaltung anzupassen verstand; Eisengießereien, elektrische Werke, Fahrstuhlfabriken usw. änderten gleichsam im Handumdrehen ihre Betriebe, um Granaten und Schrapnells zu gießen, zu schleifen oder Zünder anzufertigen. Und als uns der Salpeter für das Pulver auszugehen drohte, holten unsere Chemiker ihn „aus der Luft". Während unsere Gegner einen großen Teil ihrer Munition aus dem „neutralen" Nordamerika beziehen mußten, die Russen an Japan große Summen für veraltete Fabrikate zahlten, blieb das Geld, das unsere Munition kostete, hübsch im eigenen Lande. Unsere gute Organisation, die den Feinden schließlich so imponierte, daß sie — sehr spät — sie auf der ganzen Linie durch eine

„Mobilisierung der Industrie“ nachzuahmen suchten, trug auch auf diesem Gebiet reiche Frucht.

An der Spitze aller deutschen Heere stand selbstverständlich, wie 1870 sein Herr Großvater, als Oberster Kriegsherr der Kaiser. Ihn sehen wir bald im Ost, bald im West, überall wo große Entscheidungen sich vorbereiteten oder fielen, bei seinen Tapferen.

Oberste Heeresleitung

Unter ihm, im Großen Hauptquartier, arbeitet die Oberste Heeresleitung, deren tägliche Berichte das ganze Vaterland — und nicht minder das Ausland —, mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolgte.

Einige geschichtliche Mitteilungen über das Große Hauptquartier und seine Tätigkeit werden gewiß interessieren. Gerade unser preußisches, nun das deutsche Große Hauptquartier, hat seine besondere Entwicklung, die sich auf die schlechten Erfahrungen von 1806 begründete, dann in dem durch eine glückliche Fügung mustergültigen Blücherschen Hauptquartier des Feldzuges 1813 und 1814 ein Vorbild fand und 1866 wie 1870 so glänzend ausgebaut wurde, daß seither kaum wesentliche, keine grundsätzlichen Veränderungen stattgefunden haben werden; abgesehen von denen, die durch den mächtig erweiterten Umfang der Heere und durch die verbesserten Verkehrsmittel, Eisenbahnen, Kraftwagen, Telegraphen, Fernsprechverbindungen bedingt wurden. Nur wer das geschichtliche Werden der Einrichtungen des Großen Hauptquartiers kennt, kann sein Wirken, das in mancher Beziehung auch für andere Heere vorbildlich wurde, recht würdigen.

In dem unglücklichen Jahre 1806 hatte man mit der Zusammensetzung des Großen Hauptquartiers die denkbar schlechtesten Erfahrungen gemacht. Um König Friedrich Wilhelm III., der eigentlich nur als Zuschauer und Anfeurer bei seinen Truppen sein wollte, drängte sich eine Schar von berufenen und unberufenen Beratern; es befanden sich treffliche, geistreiche Männer darunter, auch Scharnhorst bereits, aber jede Einheit des Willens fehlte. Wo gar zu viele Köpfe mitdenken und gar zu viele Zungen mitsprechen wollen, wo ein jeder die erste Geige spielen möchte, herrscht immer Uneinigkeit und als unvermeidliche Folge Unentschlossenheit und Verwirrung. Das Blüchersche Hauptquartier, das ich als vorbildlich bezeichnete, beruhte im wesentlichen auf dem Zusammenwirken dreier Männer, die in wundervoller Ergänzung zueinander paßten: des alten Haudegens selbst, des Chefs des Generalstabs Scharnhorst, an dessen Stelle nach dem allzufrühen Tode des Tiefbetrauerten Gneisenau trat, und Müfflings als Generalquartiermeisters. Auch hier fehlte es gewiß nicht an Menschlichkeiten, die vielfach Müffling zur Last fielen. Aber immer wieder glichen sie sich in gemeinsamer Tätigkeit aus.

In den Feldzügen von 1866 und 1870 finden wir Moltke als den ersten Berater des obersten Kriegsherrn, gestützt auf dessen unerschütterliches Vertrauen. Daneben bereits einen großen Organismus, vielköpfig, der sich immer steigernden Arbeitslast entsprechend, aber doch derart gegliedert, daß jeder Kraft nur ein bestimmtes Betätigungsfeld gelassen war. Wohl wurde der eine und der andere zu Beratungen zugezogen; ein eigentlicher „Kriegsrat“ üblen Angedenkens aber wurde nie abgehalten. Moltke unterbreitete dem König seine Vorschläge, und dieser entschied.

Nicht anders war es diesmal. Zu Anfang des Krieges stand sogar wieder ein Moltke als Chef des Generalstabes des Feldheeres dem Kaiser zur Seite; bis er schwer



General der Infanterie Erich von Falkenhayn, Chef des Generalstabes des Feldheeres
Phot. Albert Meyer

Der Chef des Generalstabs

erkrankte und an seine Stelle der General der Infanterie von Falkenhayn trat. Der Chef des Generalstabs hält dem Kaiser mündlich Vortrag und gibt dann die vereinbarten Weisungen an die einzelnen „A.O.K..s“, die Armee-Oberkommandos, die Führer der Heere, weiter.



Generalleutnant Hermann von Stein, Generalquartiermeister zu Beginn des Krieges
Phot. Hänse Herrmann

Der General-Quartiermeister

Die rechte Hand des Generalstabschefs und sein erster Gehilfe ist der Generalquartiermeister. Er soll den ersteren entlasten: in seinen Händen ruht die Regelung des Geschäftsganges des Generalstabes, das Instandhalten gewissermaßen der umfangreichen Maschine, der Verkehr und die Verständigung mit anderen wichtigen Gliedern des Hauptquartiers. Während der Chef des Generalstabs meist nur die wichtigsten Weisungen über die Heeresbewegungen selbst ausarbeiten kann, obliegt dem Generalquartiermeister die oberste Aufstellung all der unzähligen weiteren Befehle, die täglich ausgehen. Er ist es auch, dem wir, die wir daheim bleiben müssen, die sehnsüchtig erwarteten Nachrichten verdanken, die uns vom Großen Hauptquartier werden. Der Name Podbielski — „Nichts Neues vor Paris“ — wurde 1870 volkstümlich. Tief eingeprägt haben sich uns die klassischen Telegramme des Generalquartiermeisters von Stein, der, zu einer anderen Verwendung berufen, durch den Generalmajor von Voigts-Rhetz ersetzt wurde; dieser wieder fand, als er jäh am Herzschlag verschied, in dem General v. Freytag-Loringhoven seinen Nachfolger.



Gen.-Maj. v. Voigts-Rhetz, der 2. Generalquartiermeister. Hofphot. Bieber



Generalleutnant v. Freytag-Loringhoven, der 3. Generalquartiermeister. Phot. Otto Heinrich



Generalmajor von Schöler, General-Intendant des Feldheeres. Phot. Albert Meyer



Generalmajor Gröner, Chef des Feldeisenbahnwesens. Phot. W. Lange



Generalleutnant Franke, Feldzeugmeister Phot. Rud. Dührkoop



Generalleutnant Sieger, Chef des Feld-Munitionswesens. Phot. Max Steckel



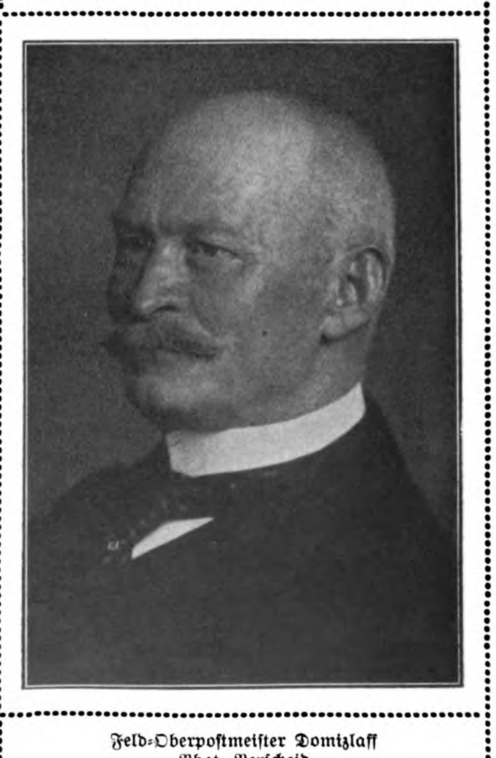
General von Hänisch, Generalinspekteur des Verkehrswesens. Phot. H. Noack



Generalmajor Tappen, Chef des Operationsbüros
Phot. H. Noack



Prof. Schjerning, Generalstabsarzt der Armee
Phot. Richard Gusdmann



Feld-Oberpostmeister Domizlaff
Phot. Perscheid

In wie hohem Maße der Kaiser die Tätigkeit des Generalstabs und im besonderen des Generals v. Falkenhayn würdigte, brachte der schöne Erlaß zum kraftvollen Ausdruck, den der Oberste Kriegsherr am Schluß des zweiten Kriegsjahres an den General richtete:

Mein lieber General v. Falkenhayn!

Ich will das Jahr 1915 nicht zu Ende gehen lassen, ohne noch einmal mit Dankbarkeit der großen militärischen Erfolge zu gedenken, die uns mit Gottes Hilfe in demselben beschieden gewesen sind.



General Wild von Hohenborn, Kriegsminister
Phot. Max Steckel

Im Westen die Winterschlacht in der Champagne, die siegreichen Kämpfe in Flandern, die große Herbstschlacht bei La Bassée und Arras, im Osten die durch die endgültige Befreiung Ostpreußens gekrönte Masurenschlacht, der Siegeszug in Polen und Kurland, der in Anlage und Durchführung gleich bewundernswerte Feldzug in Galizien und zum Schluß die glänzenden Operationen auf dem Balkan-Kriegsschauplatz, das alles sind, um nur die größten hervorzuheben, Leistungen, die in ihrer ganzen, vollen Bedeutung zu würdigen, erst einer späteren Geschichtschreibung vorbehalten sein wird.

Schon heute aber ist auszusprechen, daß neben der zähen Tapferkeit und dem Heldenmut der Truppen sowie ihrer mustergültigen, hervorragenden Führung, der planvollen, tatkräftigen und vorausschauenden Arbeit der obersten Heeresleitung das Verdienst hierfür gebührt. Unter Ihrer vorbildlichen, sicheren Leitung hat der deutsche Generalstab seine oft erprobte Tüchtigkeit von neuem bewiesen und sich im alten Rufe bewährt. Ihnen und Ihren Mitarbeitern gilt daher heute im besonderen Mein Dank und Meine höchste Anerkennung. Ich weiß deshalb auch, daß Ich, wie Ich mit dem deutschen Volke auch im kommenden Kriegsjahre der Umsicht und Tatkraft der Führer und der Tapferkeit unserer unvergleichlichen Truppen mit ruhiger Zuversicht vertraue, so auch weiterhin auf Ihre Hilfe Mich unbedingt verlassen und auf Ihre erprobte Einsicht bauen kann.

Wilhelm.

Heeresverwaltung

Über die deutsche Heeresverwaltung, das preußische Kriegsministerium (Bayern, Sachsen und Württemberg haben eigene Kriegsministerien, die aber mit Berlin getreulich Hand in Hand arbeiten) schrieb Otto von Gottberg einen auf bester Grundlage fußenden Aufsatz, dem folgende Ausführungen entnommen seien:

Fast lauter als der Feinde Haß spricht ihr widerwilliges Bewundern des organisatorischen Könnens und Leistens unserer Heeresverwaltung. Rußlands vielmonatige, Frankreichs frühzeitige Mobilmachung waren überholt durch die so umsichtige und treue wie geniale Friedensarbeit unseres Kriegsministeriums. Noch heute — es war dies im Sommer 1915 geschrieben — will ein Abgeordneter und inaktiver französischer General den Kredit für das Unterstaatssekretariat des Sanitätswesens weigern, weil Verwundete in schlechter Pflege sind. Noch heute klagen in Ost und West feindliche Führer über den Munitionsmangel ihrer Artillerie. Wohl sahen nach Kriegsbeginn auch wir die im Frieden gehäuften Vorräte an Geschossen schnell auf die Neige gehen. Doch wieder ward aus der Gegner Staunen Entsetzen, als die Organisation der deutschen Heeresverwaltung ihrer Straffheit auch eine Elastizität paarte, die ohne wahrnehmbare Kraftanstrengung bald Überfluß schuf, wo eben Mangel drohte. Während der Gegner Agenten die Märkte der Welt nach Munition durchstöberten, während England ein eigenes Munitionsministerium schuf und der französische Kriegsminister als Helfer bei der über seinen Kopf wachsenden Arbeit vier Unterstaatssekretäre ins Amt rief, gaben unserer Armee das Nötige und darüber hinaus zwei Dienststellen, die in Krieg wie Frieden im Ministerium wirken. Ein Oberst und ein Oberstleutnant tun als Chefs der Feld- und Fußartillerieabteilung gewissermaßen mit der linken Hand die Arbeit, die ein englischer Minister mit einem Beamtenheer, mit freiwilligen Helfern, durch Einberufung von Volksversammlungen und Reden vor Bürgern wie Arbeitern zu bewältigen — versucht. Mehr Denken als der Munition schenkt jeder der beiden Stabsoffiziere wohl der Leitung seiner Waffe. Unausgesetzt sind beide bei der Aufstellung neuer Verbände tätig. Der eine schafft Material für die Belagerung feindlicher Festungen und für die Armierung von eroberten Plätzen. Neben der Zeit für ähnlich wichtiges Tun muß er auch im Krieg noch die Muße finden, als Künstler, Historiker und Waffenmeister das Berliner Zeughaus mit Trophäen zu schmücken. Der andere hat außer seiner Waffe auch die Infanterie mit Gerät für den Feldgebrauch, den Train für Übungen und die Feldpost für Transporte zu versorgen.

So arbeitet unser Kriegsministerium, arbeitet die Schmiede des Schwertes, das der Allerhöchste Kriegsherr am Tag der Mobilmachung scharf und blank in die Hand des Chefs des Generalstabes des Feldheeres legen konnte! Von des Schwertes Schlägen hören wir täglich um 3 Uhr nachmittags: den Bericht der obersten Heeresleitung. Der Schlag des Hammers, der bei Tag und Nacht auf den Amboß fällt, scheint im Lärm der Leipziger Straße in Berlin, wo das Kriegsministerium heimatberechtigt ist, zu verhallen. Und doch ist die Arbeitsleistung der Schmiede ein Faktor, der Siege erstreitet, mit dem der Träger des Schwertes stündlich rechnet. Wie ihr Versagen die Niederlage, bringt ihre Förderung den Erfolg. Sie liefert dem Feldherrn seine Heere, die eisernen Würfel, die er rollen läßt. Darum begleitete den Kaiserlichen Oberfeldherrn der Kriegsminister (General Wild von Hohenborn) ins Große Hauptquartier. Er mag zum Weiterstecken der Pflöcke

raten, wenn die Schmiede Neues schuf. Des Krieges großen Aufgaben lebend, muß er aber frei von der Fülle der dienstlichen Arbeit und Sorgen sein und ein ihn entlastender stellvertretender Kriegsminister die schwere Bürde der Heimarbeit schultern. Beide Generale leben in täglichem Gedankenaustausch, damit der Kriegsminister draußen stündlich weiß, was er dem Feldherrn an Menschen und Material bieten kann. Der stellvertretende Minister, Generalleutnant von Wandel, tritt vor den Reichstag und darf die Verantwortung vor dem Parlament tragen, weil er — schon um Zeit zu sparen — oft auch die bedeutsamsten Entscheidungen selbständig ohne Befragen des fernen Ministers treffen muß. Er also sammelt mit den Kriegsministern von Bayern, Sachsen und Württemberg in gemeinsamer, von gleichem Geist und gleichem Willen, dem frohen deutschen Siegeswillen, beseelter Arbeit alle Kräfte im Reich für das Feldheer.



Generalleutnant von Wandel, stellvertretender Kriegsminister. Phot. Liesendahl

Das Wirken des Kriegsministeriums mag trotz allem kein Hurra wecken. Die Phantasie regt es wenig an. Dichtung und Legende scheinen lieber das rote Haus unter den goldenen Schwingen der Siegesgöttin am Königsplatz, die Heimstätte des Großen Generalstabs, als das gelbbraune unweit des Potsdamer Tores zu suchen. In Aktenstaub thront dort der „preußische Kommiß" vor seinem Hochaltar. In langen kahlen Korridoren scheint es nach Leder, Tuch, nach Putzöl und Wagenschmiere zu riechen. Viel Tinte fließt. Es wird gerechnet und sogar gehandelt, denn schon zur Zeit des großen Roon war das Kriegsministerium ein Sturmbock der Armee, und die Kritik lief häufiger mit herbem Tadel an als warmem Lob. Die Kritik zählte Pfennige, als drei Kriege zu Wirtschaft aus dem Vollen zwangen, und vergaß, daß das Haus der großen Bestellungen auch Schmiede des Schwertes war, das den Weg in den Königssaal von Versailles und zum Erbe Barbarossas wie heuer den bis vor Paris und in die dritte Hauptstadt Rußlands bahnte.

Treu wie der Schöpfer Scharnhorst und des alten Kaisers Waffenmeister mehrten in emsig stiller Arbeit von 45 Jahren die Männer von heute der Großen reiches Erbe und rüsteten die gewaltigste organisatorische Tat der Weltgeschichte. Wir kämpfen nicht an einer Front. Wir bieten Stirn und Brust einer Welt, von der wir abgeschlossen sind. Aus heimischen Hilfsquellen nur kann das Kriegsministerium Lebensblut zur Speisung der schlagenden Fronten schöpfen. Das Sammeln der Vorräte an Rohstoffen zur Herstellung neuen Materials allein würde in anderen Landen ein Sonderministerium heischen. Die Arbeit leitet ein Major, beauftragt mit Wahrnehmung der Geschäfte des Abteilungschefs. — Wir

unterhalten ein Heer von Gefangenen, weit größer als jede Friedensarmee. Es ist untergebracht und in den Dienst der Wirtschaft gestellt nicht durch eine neue Behörde, sondern durch die linke Hand des im Krieg und Frieden zu für uns nützlicherem Tun berufenen Unterkunftsdepartements. Die Schnelligkeit, die neue deutsche Heere aus der Erde stampft, erinnerte fremde Zeitungen an die Wunder von Tausend und einer Nacht. Eine Gruppe von fünf Offizieren des Kriegsministeriums leitet die auch das Staunen des Deutschen weckende Arbeit. Andere Gruppen, wenig größer oder kleiner, sorgen für Waffen, Ausrüstung, Verpflegung, Bekleidung, Wagen und Pferde, für Kranke und Verwundete oder Hinterbliebene, überwachen die Arbeit von Fabriken, leiten Liebesgaben an die Front und finden der Feldpost ihre Wege. Jedwede Art menschlichen Tuns wird vom Kriegsministerium in den Dienst der Front gestellt. So tief reicht die Hand der Verwaltung ins Volksleben, daß jeder Deutsche ihre leitenden Finger spüren kann. Wenn die Hausfrau Kupfer in die Markthalle bringt, trägt sie ein Mandat des Kriegsministers. — — —

Zeppeline und Flieger

Einige besondere Überraschungen, welche die deutsche Heeresleitung für die Gegner bereit hielt, mögen schon hier kurz erwähnt werden. Der greise, brave Graf Zeppelin wird mit hoher Befriedigung gesehen haben, wie sein oft angefeindetes „starres System“ den Sieg über alle anderen Luftschiffe davontrug. Schon im ersten Ansturm auf Lüttich bewährte sich ein Zeppelin; als erstes Luftfahrzeug kreiste ein zweiter über Paris; tief, tief eingeprägt werden sich den Engländern die wiederholten Luftangriffe auf ihre Küsten, ihre Stützpunkte, auf die Docks von London haben. Man kann ja mit Fug und Recht von einer „Zeppelin-Furcht“ bei unseren Gegnern sprechen. Aber auch unsere Flieger übertrafen alle Erwartungen. Vor dem Feldzug stand angeblich die französische Aviatik an der Spitze; unsere Flieger brachten aber bald den Beweis ihrer Überlegenheit, zumal seitdem ihre Apparate sich zu wirklichen Kampfflugzeugen entwickelt hatten. Eine ganz neue Aufgabe ergab sich für sie auf dem Gebiet der Aufklärung. Sie waren es, die selbst unter den schwierigsten Verhältnissen der höheren Führung rechtzeitig Nachrichten, zumal auch über die feindlichen Artilleriestellungen, brachten. Neben ihnen leistete übrigens der altbewährte Fesselballon dauernd gute Dienste.



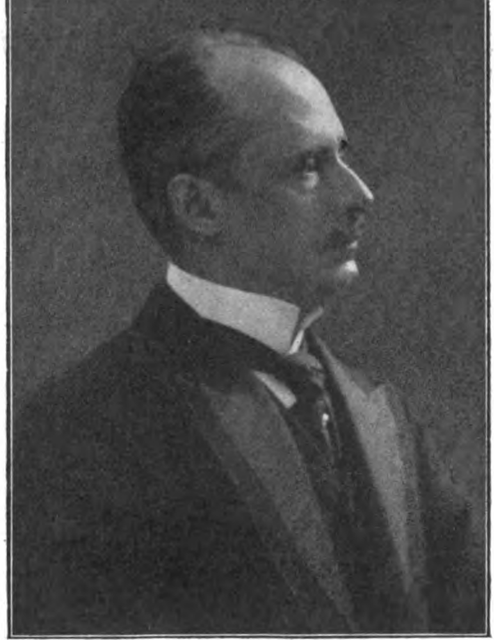
Graf Zeppelin. Aufnahme von Hptm. Wilcke



Auf Schleichwegen zwischen den Wolken
Zeichnung von Prof. M. Zeno Diemer

Riesengeschütze

Zu den Überraschungen, die unseren Gegnern höchst empfindlich werden sollten, gehörten auch die neuen Riesengeschütze, welche Krupp in Essen in aller Stille geschaffen hatte. Der 42 cm-Mörser zerschmetterte gleich zu Beginn der Kämpfe die stärksten stählernen Panzerplatten und die festesten Betonmauern; er zertrümmerte, jeden Widerstand brechend, die russischen Festungen. Die „fleißige Berta" wurde zu einem Liebling des ganzen Heeres, nein: des ganzen Volkes.



Professor Dr. Rausenberger, Mitglied des Direktoriums der Firma Friedr. Krupp, A.-G., einer der Konstrukteure der 42 cm-Mörser. Phot. M. Hönscheidt

Es erübrigt noch, der deutschen Kolonien zu gedenken und der Truppenmacht, die zu ihrer Verteidigung eingesetzt werden konnte, wobei man immer im Auge behalten muß, daß das schließliche Schicksal der Kolonien auf dem europäischen Kriegsschauplatz zu entscheiden ist. Wir hatten in Ostafrika nur eine Schutztruppe von 122 Offizieren, 2500 Mann; in Südwestafrika von 157 Offizieren, 1800 Mann; in Kamerun von 64 Offizieren, 1700 Mann, in Togo gar nur 2 Offiziere, 150 Mann. Die Mannschaften in Ostafrika und Kamerun waren Farbige. — Im einsamen Schutzgebiet Kiautschou standen rund 100 Offiziere, 2500 Mann. Hinzu traten aber überall in den Kolonien alle wehrfähigen Deutschen. Von dem heldenhaften Widerstand der kleinen Besatzungen gegenüber einer ungeheuren Übermacht wird ja später zu berichten sein.

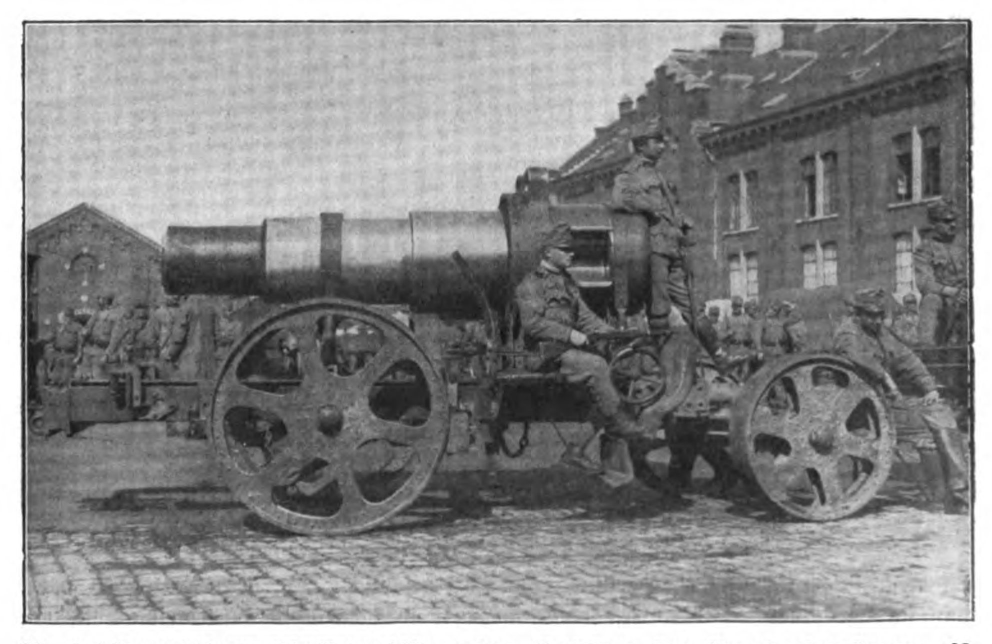
Heeresmacht Österreich-Ungarns

Die Heeresmacht Österreich-Ungarns hat uns während des ganzen Krieges treu zur Seite gestanden. Unter schwierigeren Verhältnissen, als die unserigen, groß geworden, hier und dort unter der Verschiedenheit der Nationalitäten leidend, in Friedenszeiten durch die mangelhafte Einsicht der Volksvertretung etwas kurz gehalten, bewährte sie doch allenthalben den alten Ruhm.

Österreich und Ungarn verfügten bei einer Einwohnerzahl beider Reiche von rund 51 Millionen über eine Friedensstärke von rund 34500 Offizieren, 580000 Mann. Die gesamte Wehrmacht gliederte sich, innerhalb 6 Armee-Inspektionen, in das gemeinsame Heer, die k. u. k. und die k. ungarische Landwehr (Honveds), den k. u. k. und den k. ungarischen Landsturm. Auch hier fand eine Kriegsgliederung in Armeen statt, je aus mehreren Armeekorps zusammengefügt; Etappenformationen und Verkehrstruppen verschiedener Art schlossen sich an. Einige wenige Worte über die vielgenannten Tiroler Landesschützen seien eingeschaltet. Sie gehören zur k. u. k. Landwehr und sind gleich dieser „im Kriege zur Unterstützung der gemeinsamen Wehrmacht und zur inneren Verteidi-

gung" berufen; ihnen schließen sich als sogenannte Standschützen die entsprechenden Landsturmbildungen an, die wieder in Verbindung mit den seit altersher landesüblichen, staatlich organisierten Schießständen stehen. Zum Eintritt in den k. u. k. Schießstand ist jeder Tiroler oder Voralberger vom siebzehnten Lebensjahr an berechtigt, erhält auch vom Staat Waffe und Munition; mehrere Schießstände stellen zusammen eine eigene Standschützenformation, Bataillon, Kompagnie, Zug, auf und wählen für diese Offiziere und Unteroffiziere selbst. Bei Kriegsausbruch scheiden aus diesen Formationen alle sonst wehrpflichtigen Männer aus, um im aktiven Heer oder in der Landwehr ihre Pflicht zu erfüllen. Daher setzen sich die Kriegsformationen der Standschützen aus Männern aller Altersstufen zusammen, auch Ungedienten und Landsturmpflichtigen; es steht oft bei den halbwüchsigen Buben der siebzigjährige wetterharte Greis. So sind denn, als später Italien in den Krieg eingriff, die Standschützen-Bataillone Innsbruck, Meran, Bozen, Kufstein, Brixen usw. sofort zum Schutz der Grenzen verwendet worden; ihre Schießfertigkeit, ihre Ruhe und Kaltblütigkeit, ihre körperliche Tüchtigkeit, selbst die der ältesten Männer, erhöht durch leidenschaftliche Vaterlandsliebe in Treue gegen den Kaiser, haben sie vortreffliche Dienste leisten lassen.

Vorgesehen waren für die Kriegsgliederung der österreichisch-ungarischen Armee 16 Armeekorps zu je 2 Linien- und 1 Landwehr-Infanterie-Truppen-Division; jede der 48 Divisionen bestand aus 12—14 Bataillonen, 2—3 Schwadronen und 1 Artillerie-Brigade. Außerdem 10 Kavallerie-Truppen-Divisionen zu 2 Brigaden mit je 12 Eskadrons und 1 Abteilung reitender Artillerie. Die Kriegsstärke schätzte man auf rund 1 Million 720000 Mann, wozu noch der Landsturm mit rund 2 Millionen Mann hinzutreten sollte; zu bemerken ist, daß die österreichische und



Das österreichisch-ungarische Motorgeschütz der Skoda-Werkstätten. Phot. Vereenigte Foto-Bureaux

ungarische Landwehr, die an der erstgenannten Zahl mit wenigstens 300000 Mann beteiligt ist, schon im Frieden als aktive Truppe besteht: daß anderseits die Heeresverwaltung gerade auch in der Donaumonarchie äußerst zahlreiche Reserveformationen allmählich aufstellte. Es wird an anderer Stelle darauf noch zurückzukommen sein. Die österreichisch-ungarische Armee hatte, was vielfach übersehen wird, bereits zu Beginn des Krieges gleich uns auf zwei Fronten zu kämpfen: gegen Rußland und gegen Serbien. Nachdem dann aus später zu erörternden Ursachen der Feldzug gegen Serbien im wesentlichen abgebrochen wurde, konnte sie ihre Kräfte zwar gegen Rußland vereinigen, mußte aber immerhin starke Truppenmassen sowohl dem Balkan, wie dem unsicheren Bundesgenossen, Italien, gegenüber stehen lassen. So kam eigentlich niemals die gesamte Heeresmacht gegenüber dem stärksten Feinde, Rußland, zur vollen Geltung. Was dabei in Südpolen und Galizien geleistet wurde, zum Teil unter den denkbar schwierigsten Geländeverhältnissen, auf schlechtesten Wegen und unter der Ungunst der Witterung, bleibt im höchsten Grade bewundernswert. Auch hier gestaltete sich die Kampfesart für die einzelnen Waffen ähnlich wie oben für die deutsche Armee kurz ausgeführt worden ist.

Die Infanterie trug die Hauptlast des Kampfes, die Reiterei wurde vielfach zum Infanteriedienst gezwungen, die Artillerie bewährte sich vortrefflich. Auch Österreich-Ungarn hatte Überraschungen für den Gegner vorbereitet. Die aus der Werkstätte Skoda hervorgegangenen neuen Motor-Haubitzen von großen Abmessungen und großer Beweglichkeit leisteten die trefflichsten Dienste; auch in den Reihen des deutschen Heeres, im Osten und Westen, wirkten sie mit oft erstaunlichem Erfolg mit. Ebenso haben sich die österreichischen Flieger vortrefflich, mit immer steigendem Erfolg bewährt.

Conrad von Hötzendorf

Unter dem Oberbefehl des Erzherzogs Friedrich leitete General Conrad von Hötzendorf die Operationen. Die Armee besaß in ihm einen Generalstabschef von außerordentlichen Fähigkeiten, großer Energie und zäher Kraft im Durchhalten, der auch aus schweren Tagen immer wieder die ihm anvertrauten Armeen zu neuer Offensive zu führen strebte. Conrad von Hötzendorf erfreute sich zudem des unbedingten Vertrauens seines kaiserlichen Herrn und des gesamten Heeres. Man verehrte ihn nicht nur, man bewunderte ihn nicht nur, man liebte ihn: den genialen Strategen, aber auch den wackeren geradlinigen Mann. Als besonderes Verdienst muß man ihm anrechnen, in welch mustergültiger Weise er stets die Beziehungen zu den Führern der deutschen Heere aufrecht zu erhalten wußte.

Frankreich

In der Reihe unserer Gegner müssen wir Frankreich an erster Stelle nennen. Kurz vor dem Kriege hatte das opferwillige Land, allerdings unter starkem Widerstand, die dreijährige Dienstpflicht für alle Waffen eingeführt. Die Armee bestand im Frieden, bei einer Einwohnerzahl des Mutterlandes von rund 40 Millionen, aus 21 Armeekorps, die in ebenso viele Regionen und die Militär-Gouvernements von Paris und Lyon eingeteilt waren; 10 Kavallerie-Divisionen mit zusammen 60 Regimentern und 20 reitenden Batterien fügten sich an. Dazu trat die große Kolonialarmee, aus der die Heeresverwaltung reichlichst schöpfte.

Die Friedensstärke kann auf etwa 900000 Mann angegeben werden. Die Kriegsstärke wurde auf 4—5 Millionen Mann geschätzt. Von der Kriegsgliederung, wie sie vor Ausbruch des Krieges vorgesehen war, war bekannt geworden, daß man auf 22 Armeekorps mit 48 Infanterie-Divisionen und 10 Kavallerie-Divi-



Franz Freiherr Conrad von Hötzendorf, Generalstabschef der österreichisch-ungarischen Armee
Phot. Rudolf Jobst

sionen zu rechnen hatte, daß dazu aber sofort 173 Reserve-Regimenter, 8 Reserve-Kolonial-Regimenter, 4 Reserve-Zuaven-Regimenter, 31 Reserve-Jäger-Bataillone, rund 44 Reserve-Kavallerie-Regimenter und eine große Zahl Reserve-Batterien treten würden; ferner 145 Territorial-Infanterie-Regimenter zu 3—6 Bataillonen, 7 Territorial-Jäger-Bataillone, 14 Territorial-Zuaven-Bataillone, rund 40 Territorial-Eskradons und rund 70 Abteilungen Feld-, Gebirgs- und Fußartillerie. Man sieht aus diesen Angaben, wie sorgfältig sich die Franzosen, mindestens was die Zahl der Reservebildungen anbetrifft, auf den Krieg vorbereitet hatten.

Hut ab vor dem Gegner! Die Franzosen sind immer gute, tapfere Soldaten gewesen, sie haben sich auch in diesem Kriege fast überall gut, bisweilen heldenhaft geschlagen. Die kleinen Piou-Pious, die französischen Infanteristen, stürmten immer aufs neue gegen unsere starken Stellungen an, in der Champagne, bei Arras, in der Côte Lorraine, überall. Nicht einmal, nicht zweimal, oft zehnmal an einem Tage; stets unter den schwersten Verlusten zurückgeschlagen, brachen immer wieder neue Bataillone, Regimenter, Brigaden aus ihren Schützengräben hervor, um über Berge gefallener Kameraden den Ansturm auf die deutschen Befestigungen zu wagen. Wahrlich, sie haben es uns nicht leicht gemacht, und wir müssen rückhaltlos ihre Angriffslust, ihren „Elan“ anerkennen. Ausgezeichnet schlugen sich, zumal in den heißen, langandauernden Vogesenkämpfen, auch die französischen Alpenjäger, eine treffliche Truppe ersten Ranges; im Frieden schon besonders für den Gebirgskrieg ausgebildet, zeigten sie sich in all dessen Listen und Schlichen wohlbewandert, waren äußerst ausdauernd, unermüdlich — gefährliche Gegner. Die Kavallerie kam verhältnismäßig wenig zur Geltung, was auch für sie weniger eigene Schuld, als die bald hervortretende Eigenart des Krieges bedingte. Ihrer Artillerie hatte die französische Heeresleitung seit langer Zeit besondere Sorgfalt zugewendet und ihre Ausrüstung und Ausbildung stark gefördert. Jene Sorgfalt war nicht umsonst gewesen. Zumal die Feldartillerie erwies sich von Anfang an fast überall als tüchtiger Feind, im Material der deutschen sogar etwas überlegen, während die schwere Artillerie zunächst zurückstand, obwohl man sich auf die Rimailho-Haubitze sehr viel zugute getan hatte.



Millerand,
französischer Kriegsminister nach Beginn des Krieges

Trotz aller langjährigen und kostspieligen Vorbereitungen des Revanchekrieges war die Armee bei dessen Ausbruch doch nicht in jeder Beziehung so „bereit“, wie man erwartet hatte. Sie trug noch keine Felduniform, sondern den blauen Rock und die berühmten weithin leuchtenden roten Hosen, und erlitt dadurch schwere Verluste; einzelne Verwaltungszweige lagen stark im argen; die Ver-

pflegung soll vielfach unzureichend gewesen sein, die sanitären Einrichtungen, die erste Pflege der Verwundeten, ihr Abtransport, die Lazarette werden sogar in französischen Quellen als über alle Begriffe mangelhaft geschildert, worunter leider auch unsere Verwundeten, die in Feindes Hand zu fallen das Unglück hatten, schwer litten. Mit der den Franzosen eigenen Gabe des Improvisierens und dank der unbegrenzten Zufuhr aus dem „Lande der unbegrenzten Möglichkeiten" wurde aber verhältnismäßig schnell Abhilfe geschaffen. Im großen und ganzen muß man dem, den Sozialisten abtrünnig gewordenen Kriegsminister des ersten Kriegsjahrs Millerand wohl zugestehen, daß er nach Kräften ganze Arbeit tat, so sehr er von Parteigegnern angegriffen wurde. Auch ist der Munitionsmangel der Artillerie, der immer wieder diesen Angriffen zur Unterlage dienen mußte, kaum je wirklich in dem Umfang vorhanden gewesen, der oft geschildert wurde. Die französische Artillerie konnte im Gegenteil fast überall geradezu Munitionsverschwendung treiben. Der Munitionsmangel scheint durchaus, wie auch, vorweg bemerkt, in England, ein Schlagwort gewesen zu sein, mit dem man Mißerfolge zu beschönigen suchte.


General Joffre,
der Generalissimus des französischen Heeres

Generalissimus Joffre

An der Spitze der ganzen Armee stand der Generalissimus Joffre, von dem leichtentzündlichen Volke im voraus als der größte Stratege und Taktiker der ganzen Welt gefeiert; auch außerhalb der französischen Grenzen ist der aus der Genietruppe hervorgegangene, gewiß grundgescheite, außerordentlich tätige Führer vielfach als ein Genie bewundert worden, dem gegenüber der Ruhm Friedrichs des Großen, Napoleons und selbstverständlich unseres Moltke von 1870/71 verbleichen mußte. Zumal seit unserem strategischen Rückzug von der Marne zur Aisne, den die Franzosen nachträglich für sich zu einem in der Kriegsgeschichte noch nicht dagewesenen Sieg aufbauschten, wob sich eine wahrhafte Gloriole um das Haupt von „Papa" Joffre. Seine „Abknabberungstaktik" galt als etwas Außerordentliches, und wenn er nach einigem Zögern wieder einmal eine seiner großen Offensiven ankündigte, reichte ihm Frau Minerva eiligst Vorschußlorbeeren. Trotzdem diese Vorstöße immer — ich schreibe im Januar 1916 — unter blutigsten Verlusten scheiterten, wollte merkwürdigerweise der Glaube an ihn nicht erlöschen. Die Schilderung der Persönlichkeit Joffres, die ein Neutraler, der Schwede Gustaf Hellstroem, anläßlich eines Besuchs im französischen Hauptquartier, das in einer Fabrik untergebracht war, entwirft, wird interessieren. „Dort, seitlich an dem kartenbelegten Tisch, sitzt ‚Er'. ‚Er' ist

ein alter Mann in blauem Uniformrock und Manchesterhosen, die sich nicht viel von denen unterscheiden, die die französischen Arbeiter zur Winterszeit tragen. Kein Orden an der Brust, kein rotes Band. Nur die drei diskreten Sternchen, die in grauer Seide unauffällig in die Achselklappen eingestickt sind, sprechen von seinem Rang. Er ist ein wenig unter Mittelgröße. Sein aufwärts gebürstetes Haar ist weiß, sein herabhängender Schnurrbart desgleichen. Sein Rücken ist etwas gebeugt, die Schultern indessen von frappanter Breite. Er erhebt sich, reicht uns die Hand, tritt sodann einen Schritt zurück und steht uns nun inmitten des Zimmers mit auf den Rücken gelegten Händen und ein wenig vorgestrecktem Kopf gegenüber. Ich bin kein Gesichtsdeuter. Falls ich diesem Mann, der nun da vor mir steht, in bürgerlicher Kleidung begegnete, würde ich in ihm auf jeden Fall alles andere als einen der Führer in diesem gewaltigsten Kriege aller Zeiten vermuten. Ich würde eher auf den Besitzer eines nicht allzu großen Landgutes schließen. Vorerst aber würde ich sagen: Dieser Mann weiß, was Sorge und Verantwortung ist, und er weiß auch seine Sorgen nach außen hin zu verbergen. Es ist etwas Starkes und doch in sich selbst Zurückgezogenes in ihm, wie er nun so dasteht.



Lord Kitchener, der Leiter des englischen Kriegsamtes bei Beginn des Krieges

Dann sieht er plötzlich voll zu uns auf, und sein Blick ist scharf und klar.

‚Meine Herren‘ sagt er, ‚ich heiße Sie bei meiner Armee willkommen. Ich hoffe, daß es Ihnen vergönnt sein möge, etwas zu sehen, das Ihr Interesse findet. Ich selbst kann Ihnen nicht viel sagen; ich möchte deshalb die Tatsachen sprechen und Sie mit eigenen Augen schauen lassen. Ich wünsche Ihnen eine recht angenehme Reise, meine Herren. Wie ich höre, hat Herr Oberst X. das Programm ausgearbeitet, das hoffentlich Ihren Erwartungen entsprechen wird. Auf Wiedersehen, meine Herren!‘

Wiederum ein Händedruck. Die Audienz ist beendet. Der Grand Couronné de Nancy, wie die Franzosen ihn seit der Verteidigung des Berges Grande Couronnée vor Nancy nennen, begibt sich wiederum zu seinem Lehnstuhl und seinen Karten.

Wir stehen wieder auf dem schmalen, holperigen Wege. Aus dem Fabrikschlot quillt nach wie vor der Rauch. Und drinnen stampfen und ächzen die Maschinen und drehen — Granaten.

Und ich muß unwillkürlich für einen Augenblick denken: Wenn das nun die Deutschen wüßten — — wenn die Deutschen wüßten, daß ‚Er‘ hier in dieser Fabrik sitzt — —. Dann würden die Tauben wohl kaum so viele Bomben auf die Stadt abwerfen, aus der wir gekommen sind, und wo sie das Hauptquartier in einem luxuriösen Hotel vermuten, sondern sich sehr bald ein besseres Ziel suchen.“ —

Das stolze **Großbritannien** verfügte, dank seinem Söldnersystem, bei Kriegsbeginn nur über eine verhältnismäßig kleine Feldarmee. Bei einer Bevölkerung von rund 46 Millionen bestand die „reguläre Armee" nur aus 6 Infanterie-Divisionen und 4 Kavallerie-Brigaden, die durch die sogenannte Armee-Reserve (Mannschaften, die 3 bis 7 Jahre im stehenden Heere gedient hatten) ungefähr verdoppelt werden konnten. Damit ergab sich eine Stärke von 12000 Offizieren und etwa 478000 Mann. Hierzu trat, nur zur Verteidigung des Königreichs bestimmt, die Territorial-Armee, teilweise frühere Freiwillige, in recht verwickelten Formationen, mit etwa 320000 Mann; und endlich die „indische Armee", die alles in allem auf die Stärke von 270000 Mann berechnet wurde. Bei all dem ist zu berücksichtigen, daß das stehende Heer in der halben Welt verzettelt war, von Gibraltar, über Malta und Ägypten bis Hongkong. Für die Kriegsgliederung war stets die Bildung eines **Expeditionskorps** vorgesehen, bestehend aus den 6 Infanterie-, einer Kavallerie-Division und Reserve-(Armee-)Truppen, mit zusammen 75 Bataillonen, 15 Kavallerie-Regimentern, 54 fahrenden, 6 reitenden, 18 Haubitz-, 6 schweren Batterien und technischen Truppen, in einer Stärke von etwa 160000 Mann. Davon sollten ungefähr 40000 Mann als „Striking Force" jederzeit sofort verwendbar sein. Sie sind denn wohl auch zuerst nach Frankreich hinübergeworfen worden.



Marschall French, Oberbefehlshaber des englischen Expeditionskorps bei Beginn des Krieges

Selbstverständlich sahen die leitenden Männer sehr schnell ein, daß selbst das bescheidene Frankreich und das noch bescheidenere Belgien mit der Hilfe dieses Expeditionskorps nicht zufrieden sein konnten; wenn man ein ernstliches Wort auf dem Festland mitsprechen wollte, mußte man also rüsten, ein wirkliches Heer aus der Erde stampfen. Das versprach denn auch der in Südafrika und anderen Orten berühmt und berüchtigt gewordene Kriegsminister Kitchener in kürzester Frist zu bewirken; es war ja eine Kleinigkeit, für gutes Geld ein Zwei- oder gar Dreimillionenheer zu beschaffen. Was aber Kitchener einfing, reichte wohl gerade hin, um die gewaltigen Verluste, die das Expeditionskorps erlitt, auszugleichen und es allmählich auf etwa 7—800000 Mann zu verstärken, wobei die herangezogenen indischen Hilfstruppen, die „farbigen Engländer", schon eingerechnet sein mögen. Allerdings darf man nicht übersehen, daß England auch nach dem Balkan und nach Ägypten bedeutende Truppenmassen senden mußte, auch nach Indien, wo das Feuer des Aufstandes immer unter der Asche glühte. Dafür kamen ihm aber andererseits seine Kolonien, zumal Australien und Kanada, mit Kontingenten zu Hilfe, die immerhin ins Gewicht fielen. Daß nach dem Gesagten der ‚Kampf um die allgemeine Wehrpflicht' sich immer schärfer zuspitzt, kann nicht Wunder nehmen.

Tommy Atkins

Der alte englische Söldner, Tommy Atkins genannt, im Frieden recht verachtet, im Kriege recht angesehen, war ein tapferer Soldat, der unter oft in drei Weltteilen erprobten Offizieren brav focht. Sehr gut ausgerüstet, verlangte er dafür nur hohen Sold und überreichliche Verpflegung. Die Mehrzahl dieser trefflichen Soldaten aber deckt heute die Erde Nordfrankreichs und Belgiens, und wenn man ihrem Ersatz auch nicht nachsagen kann, daß er versagte: an die Leistungsfähigkeit der alten Krieger reichte er nicht heran.

General French

Seit Beginn des Krieges führte die englische Armee auf dem Festland General French. Allem Anschein nach ein Mann von überlegener Ruhe; seine sparsamen Berichte standen bisweilen, nicht immer, in erfreulichem Gegensatz zu den französischen Tagestelegrammen — und genügten daher dem heimatlichen Ruhmesdurst nicht recht. Es schien auch, daß zwischen ihm und der Heeresleitung Joffres nicht allezeit ein gerade herzliches Einverständnis herrschte.

Belgien

Das durch politische Unvernunft in den Kampf gerissene **Belgien** hatte gerade ein Jahr vor dem Kriegsausbruch sein Heerwesen auf kräftigeren Fuß zu bringen versucht. Die allgemeine Wehrpflicht war ein-, aber nicht durchgeführt. Der Friedensstand der Armee umfaßte, bei einer Bevölkerungszahl von rund 7½ Millionen, 6 Infanterie- und eine Kavallerie-Division, zu je 3 Brigaden mit insgesamt nicht ganz 50000 Mann. Die Kriegsstärke wurde geschätzt auf 150000 Mann der Feldarmee und 80000—100000 Mann Festungsbesatzungstruppen, woraus erhellt, daß man im voraus auf die tatkräftige Verteidigung der großen Festungen Lüttich, Namur und vor allem Antwerpen besonderen Wert legte. Es bestand außerdem die sogenannte Bürgergarde, deren Stärke für den Kriegsfall auf 150000 Mann angegeben wurde; ihr fehlte aber jede militärische Bedeutung. Die Führung des Heeres lag, wenigstens angeblich, in der Hand des Königs Albert, und nach allem, was man erfahren hat, hat er sich als tapferer Soldat erwiesen, auch nachdem er von England elend im Stich gelassen worden war.

Rußland

Im letzten Grunde beruhte die Hoffnung Frankreichs und Englands auf **Rußlands** gewaltigem Heer. Man rechnete mit seinen überwältigenden Massen, die sich als die berühmte „Dampfwalze" gegen Österreich-Ungarn, vor allem aber gegen Deutschland wälzen sollten. Man rechnete auch damit, daß die Schäden, die sich im russisch-japanischen Krieg in der russischen Armee offenbart hatten, ausgemerzt wären. Das letztere war in der Tat, mindestens zum Teil, der Fall. Rußland hatte seit dem Frieden mit Japan und mit der Unterstützung französischer Milliarden sein Heer nicht nur weiter vermehrt, sondern auch nach den verschiedensten Richtungen hin dessen Leistungsfähigkeit wesentlich gehoben.

Rußland stellte, bei einer Bevölkerungszahl von 170 Millionen, jährlich nicht weniger als 480000 Rekruten ein; die Friedensstärke seines Heeres betrug wenigstens 1500000 Mann, in kritischen Zeiten stets reichlich eine halbe Million mehr. Im Frieden gliederte sich das Heer in 37 Armeekorps; die Kriegsstärke schätzte man, sehr verschieden, auf 5 bis 8 Millionen. Jedenfalls aber konnte Rußland, in erster Linie, 79 aktive und mindestens 35 Reserve-Divisionen, dazu an 40 Kavallerie-Divisionen, ins Feld stellen; dazu später etwa 40 Divisionen Reichswehr (Landsturm). Freilich waren diese ungeheuren Massen nicht sofort verfügbar; Rußland mußte vorerst an seinen anderen Grenzen bedeutende Truppen belassen,

durfte auch das innere Land nicht entblößen. Mit wenigstens 80 Infanterie-Divisionen hatten wir und unsere Verbündeten jedoch gleich zu rechnen, zumal Rußland schon seit geraumer Zeit geflissentlich seine Truppen westwärts geschoben hatte.

Über die Güte des russischen Heeres lauteten die Urteile, auch die der Mitkämpfer, zumal anfangs äußerst verschieden. Allmählich bildete sich dann doch ein hoher Grad von Achtung heraus. Gleichwertig freilich waren die russischen Truppen nicht. Neben ausgezeichneten Korps standen mäßige, wobei die Führung häufig mitsprach. Als besonders gut wurden immer wieder, außer dem Garde- und dem Grenadierkorps (Petersburg und Moskau), die sibirischen Korps, auch die kaukasischen gerühmt.



Großfürst Nikolaus von Rußland, der Generalissimus der russischen Streitkräfte

Der Infanterist — „das graue Tierchen", wie die Offiziere liebevoll sagen — war, in eiserner Disziplin erzogen, vielfach etwas stumpf; im Durchschnitt deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen an Bildung, Findigkeit, Trieb zum selbständigen Handeln weit unterlegen. Gutmütig, solange seine brutalen Instinkte nicht geweckt waren; zäh in der Verteidigung bis zu einem gewissen Zeitpunkt, in dem, oft überraschend, der Hang zum Überlaufen unwiderstehlich wurde; was meist eintrat, sobald eine Stellung in der Flanke bedroht war. Im Angriff, der fast immer in mehreren Schützenreihen hintereinander erfolgte, war die Infanterie weniger zuverlässig. Es gab freilich auch Ausnahmen, wo sie mit großer Tapferkeit vorging, während andererseits immer wieder festgestellt wurde, daß sie durch rückwärts aufgestellte Maschinengewehre vorgetrieben werden mußte. Außerordentliches leistete die Infanterie im Ausbau ihrer Stellungen. Die Offiziere gingen, nach den ersten für sie äußerst verlustreichen Kämpfen, fast immer in die hinteren Linien zurück; gewiß nicht aus Feigheit, sondern weil es von oben herab angeordnet war, um das für Rußland geradezu unersetzliche Offizierkorps zu schonen; auch im Angriff hielten sie sich meist hinter der Front.

Die Kavallerie versagte fast völlig; die Kosaken bezeichneten russische gebildetere Offiziere selbst bisweilen als eine unbrauchbare Räuberbande; nur ganz ausnahms-

weise kämpften auch sie mit leidlichem Erfolg. Dagegen erwies sich die Artillerie als eine überraschend gut ausgebildete, äußerst wackere Waffe. Zumal in den ersten Monaten des Krieges, noch im Vollbesitz des Materials, leistete sie Ausgezeichnetes; besonders wurde allgemein die scharfe Beobachtung der Ziele gerühmt.

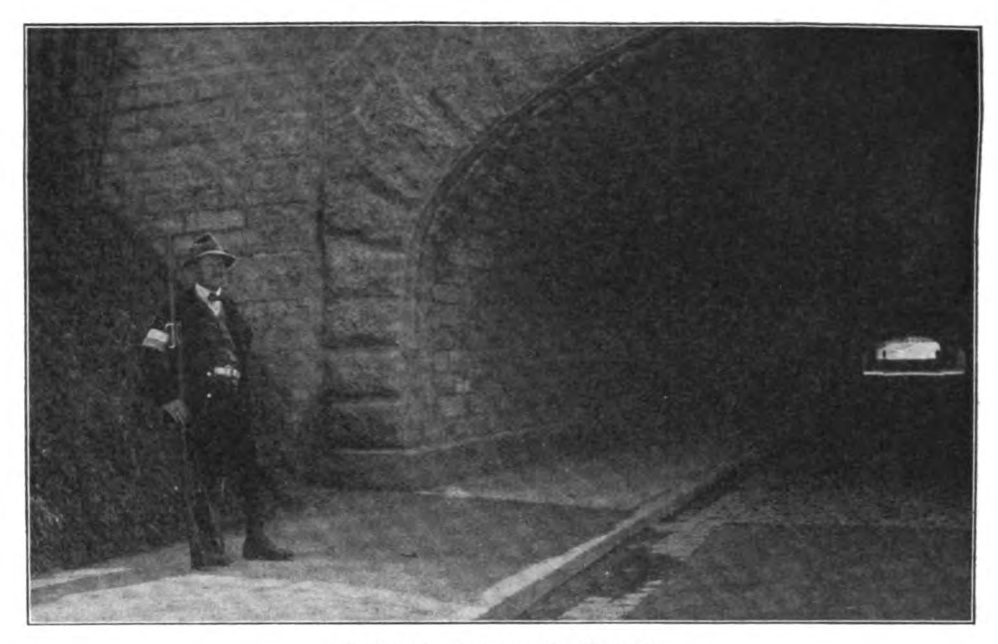
Überraschend gut, sorgsam vorbereitet war die erste Ausrüstung des Heeres; Stiefel und Mäntel zumal waren vortrefflich. Auch die Verpflegung der riesigen Massen scheint im allgemeinen gut geleitet gewesen zu sein. Erst allmählich stellten sich auf fast allen Gebieten Mängel ein. Immerhin wird man den Vorwürfen, die nachträglich gegen den Kriegsminister, General Suchomlinow — auch, echt russisch, wegen Unterschlagung — gerichtet wurden, nicht ohne weiteres zustimmen können. Man brauchte einen Sündenbock.

Der Großfürst-Generalissimus

Selbstverständlich mußte das russische Heer, wie das französische, seinen Generalissimus haben. Er fand sich in der Person des Großfürsten Nikolaus Nikolajewitsch, dem Oheim des Zaren; als Chef seines Generalstabs gesellte er sich den General Januschkowitsch zu. Nach einem wüsten Junggesellenleben war der 1856 geborene Großfürst recht spät, 1907, in den Hafen der Ehe eingelaufen; seine Gattin war eine der schönen und ehrgeizigen montenegrinischen Prinzessinnen, Anastasia, die vorher bereits mit dem Herzog von Leuchtenberg vermählt gewesen, aber nicht allzulange vor ihrer zweiten Heirat von diesem geschieden worden war. Seit seiner Vermählung wurde der Großfürst ein noch heißerer Anhänger des Panslawismus, als er vorher gewesen; er rang sich zugleich immer entschiedener zum Oberhaupt der sogenannten Großfürstenpartei empor, die zugleich die Kriegspartei am Zarenhofe war. Unleugbar militärisch begabt, sehr energisch, rücksichtslos bis zur Brutalität, fühlte er sich in ungemessenem Selbstgefühl zum Heerführer berufen, wie kein Zweiter. Er wußte aber auch der Armee und bis zu einem gewissen Grade der Masse des Volkes den Glauben an sich einzuimpfen, ja darüber hinaus sogar den Verbündeten in London und Paris. Nicht zuletzt er hat den „guten Niki", seinen Neffen, hat die Welt in diesen Krieg hineingetrieben; er hat, in seinem unerschütterlichen Vertrauen auf die strategische und taktische Wirkung der Massen, Hekatomben wackerer Soldaten hingeopfert, wo er nur irgend einen Erfolg zu erspähen glaubte. Nach den gewaltigen Mißerfolgen der Russen im Sommer 1915 „ermannte" sich der Zar und übernahm, angeblich, selbst die oberste Heeresleitung, während der Großfürst als Vizekönig nach dem Kaukasus geschickt wurde. Gleichzeitig löste den bisherigen Generalstabschef der General Alexejew ab. —

Serbien

So scharf und schroff man das politische Gehaben Serbiens verurteilen muß, dem kleinen serbischen Heere kann man Anerkennung nicht versagen. Bei einer Einwohnerzahl von nur 4 Millionen und einer Friedensstärke von knapp 80000 Mann stellte Serbien ein Kriegsheer auf, das zeitweise an eine halbe Million Streiter heranreichte (Feldheer etwa 300000, Landsturm usw. etwa 200000 Mann). Verhältnismäßig gut bewaffnet und ausgerüstet, hat es sich, unterstützt von für den Angreifer äußerst schwierigen Geländeverhältnissen, sehr brav und tapfer geschlagen. Tapferkeit muß man auch den Soldaten Montenegros zugestehen, das bei einer Volkszahl von nur 400000 Menschen reichlich 50000 Mann ins Feld zu senden vermochte.



Bahnwache. Phot. Georg Pettendorfer

Vierter Abschnitt

Unsere Grenzen in Ost und West. Die ersten Grenzkämpfe. Lüttich und General v. Emmich. Das Oberelsaß; die Kämpfe um Mülhausen; General Gaede. Das Ringen im Osten. Die russische Njemen- und die Narew-Armee. Gefechte bei Stallupönen und Gumbinnen. Einfall der Russen in Ostpreußen.

Schon in den Tagen der höchsten Spannung, vor den Kriegserklärungen, waren die notwendigsten ersten Maßnahmen für die Sicherung unserer Grenzen getroffen. Wie es im Frieden längst vorgesehen war, besetzten Grenzsicherungstruppen die besonders bedrohten Punkte, Bahnen und Straßenzüge. Aber auch wer in diesen Tagen quer durch das innere Deutschland reiste, konnte erkennen, wie sorgsam alle Sicherungsmaßregeln vorbereitet waren. Da gab es nicht eine Bahnbrücke, nicht einen Tunnel, bei denen nicht ein stämmiger Wehrmann, oft noch im bürgerlichen Kleide, nur durch eine Armbinde gekennzeichnet, aber immer mit scharfgeladenem Gewehr, ausspähend getreue Wacht hielt. Wir wußten recht gut, daß unsere Feinde ein Heer von Spionen und Agenten in unserem Vaterland besoldeten. Es mußte verhütet werden, daß irgend ein Schurke eine Brücke, einen Durchlaß gefährdete, was bei Anwendung der heutigen Sprengmittel nur allzuleicht möglich gewesen wäre.

Die Ostgrenze

Besondere Sorge bereitete unserer Heeresleitung die Ostgrenze gegen Rußland. Zwar nahm man zunächst an, daß die russische Mobilmachung noch nicht so weit vorgeschritten, wie sie sich sehr bald erwies; immerhin war mit Einbrüchen zumal starker Reitermassen zu rechnen.

Unsere Ostgrenze war strategisch recht ungünstig gestaltet. Wie eine weit vorspringende Landzunge streckte sich West- und zumal Ostpreußen in Feindes-

land hinein; von Osten her konnte der Russe aus seinem Gouvernement Suwalki, von Süden her aus Russisch-Polen einbrechen und fand das erste starke Naturhindernis eigentlich erst an der Weichsel. Es hatte daher nicht an Stimmen gefehlt, die eine freiwillige zeitweise Aufgabe und Räumung der bedrohten Provinz befürworteten. Wer aber konnte, durfte sich entschließen, diese treuen reichen Gebiete ohne ernstesten Versuch eines tatkräftigen Widerstandes dem Gegner preiszugeben? Auch versprach man sich von vornherein von der Einwirkung der starken Festung Königsberg und der masurischen Seenkette mit der kleinen Feste Boyen (Lötzen) gute Erfolge.

Westlich der Weichsel, für die Provinz Posen, lagen die Verhältnisse etwas günstiger; bedrohter erschien wieder Schlesien, wo der oberschlesische Industriebezirk, eine Quelle des deutschen Wohlstandes, außerdem besonderen Schutzes bedurfte. Breslau ist von der Grenze nur 80, Posen nur 60 Kilometer entfernt; der genannte Industriebezirk stößt aber unmittelbar an sie an.

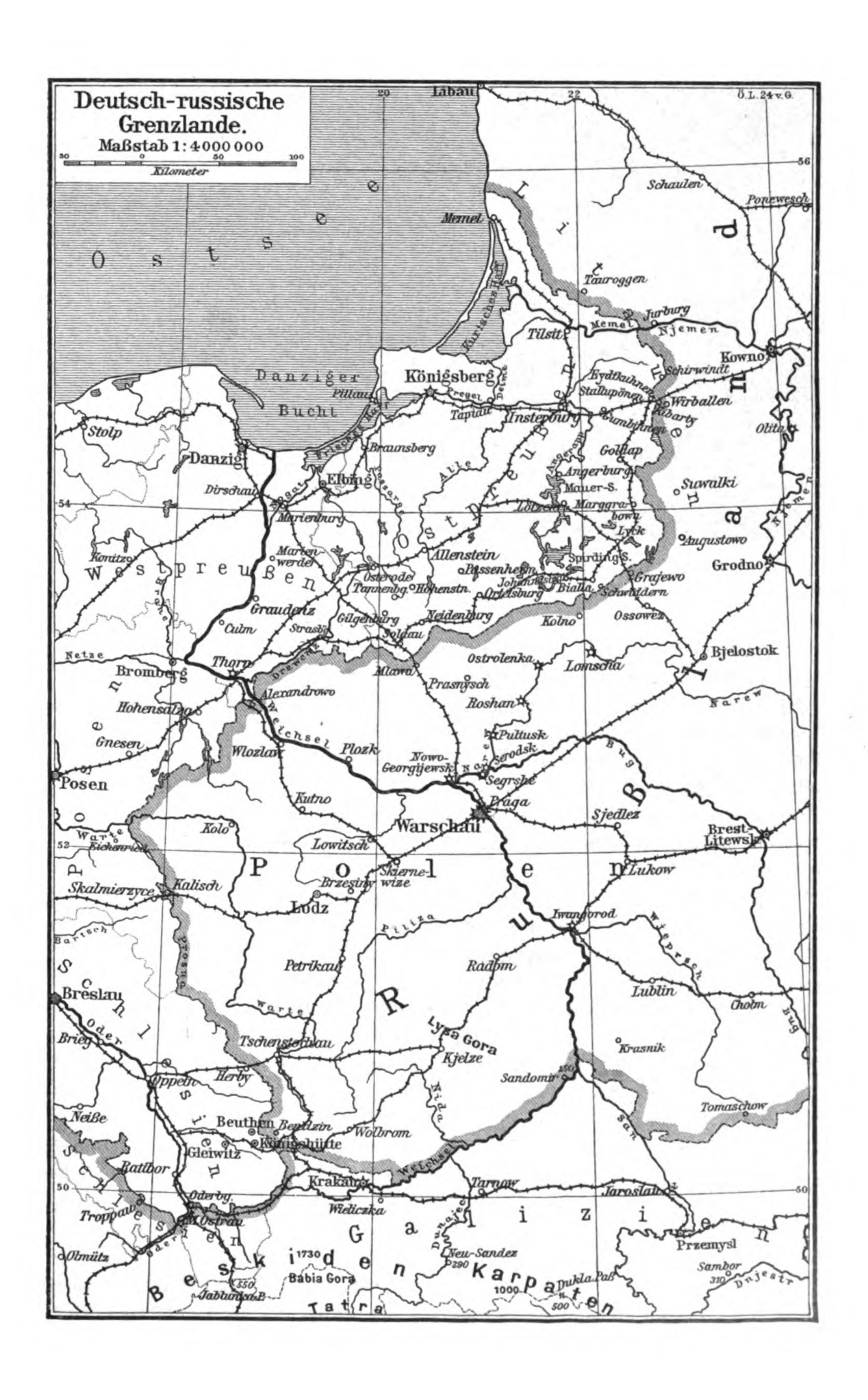
Zugute kam uns dagegen unser vorzüglich ausgebautes Eisenbahnnetz, das in seiner Leistungsfähigkeit besonders bei der späteren Entwickelung der Kämpfe die überraschende Verschiebung selbst großer Truppenmassen, zum Staunen der Feinde, ermöglichte.

Die Westgrenze

Auch unsere Westgrenze war keineswegs sonderlich günstig. Leider hatten wir uns 1871 der mächtigen Festung Belfort, trotz Moltkes Drängen, nicht versichert. So sperrte sie uns nun die altberühmte „Burgundische Pforte" und bot andererseits dem Feinde Gelegenheit zur gesicherten Ansammlung großer Armeeteile, die durch die «Trouée de Belfort» jederzeit in das südliche Elsaß eindringen konnten; zumal die Franzosen sich rückwärts Belfort durch den Ausbau von Besançon, Dijon und Langres eine Art riesigen Festungslagers geschaffen hatten. Nördlich von Belfort waren die an sich nicht besonders wegsamen Vogesen durch eine Kette starker Sperrforts — Giromagny, Servance, Lamberts, Rupt, Remirémont, Arches — bis zu den Forts von Epinal hin geschützt. Es folgt dann eine Lücke in den französischen Befestigungen, die aber eigentlich nur scheinbar ist. Denn ein Angreifer, der durch diesen Zwischenraum vorstoßen wollte, würde bald auf die Flankenwirkung der Befestigungen von Nancy und der riesigen Lagerfestung Toul stoßen; westlich vorgeschoben war hier außerdem das sehr starke Fort Manonviller, unfern Lunéville.

Von Toul aber zog sich nordwärts, an der Maaslinie, wieder eine fast ununterbrochene Reihe von Sperrforts hin, Deutsch-Lothringen gegenüber, bis zur großen Festung Verdun. Wir begegnen hier Namen, die sich zum Teil jedem Deutschen eingeprägt haben: Gironville, Camp des Romains, Paroches usw. Vor ihnen breitete sich die Woevre mit den Höhenzügen der Côte Lorraine, hinter ihnen und der Maas der wilde Argonnenwald. Die Strecke nördlich von Verdun bis zur belgischen und luxemburgischen Grenze war zwar, wenn man von den überalterten Festungen Montmédy und Longwy absieht, frei von permanenten Werken, aber vielfach mit Feldbefestigungen gespickt.

All dieser ungeheuren Anhäufung von Festungswerken gegenüber verfügten wir über einige Sperrungen in den Vogesen, dann freilich über die gewaltigen Festungen Straßburg und Metz und dahinter über die Rheinlinie, hinter der sich



Deutsch-russische Grenzlande.
Maßstab 1: 4000000
Kilometer
Ostsee
Danziger Bucht
Königsberg
Danzig
Elbing
Marienburg
Thorn
Bromberg
Posen
Warschau
Polen
Russland
Westpreußen
Ostpreußen
Schlesien
Galizien
Breslau
Krakau
Lodz
Kowno
Grodno
Bjelostok
Brest-Litewsk
Iwangorod
Memel
Tilsit
Insterburg
Allenstein
Tannenbg.
Lublin
Radom
Kjelze
Tarnow
Jaroslau
Przemysl
Beskiden
Karpaten
Tatra
Babia Gora

östlich vom südlichen Elsaß der dräuende Isteiner Klotz, mit stärksten Geschützen bewehrt, erhob. Immerhin konnte es sehr zweifelhaft erscheinen, ob wir in der Lage sein würden, einem kräftigen französischen Vorstoß aus dem Loch von Belfort sogleich mit Erfolg entgegenzutreten, ob wir die Abwehr eines solchen nicht weiter rückwärts verlegen müßten.

Es mußte auf all diese Verhältnisse etwas näher eingegangen werden, um zu zeigen, daß wir bei einem Angriff gegen die französische Ostgrenze auf die allergrößten Schwierigkeiten gestoßen wären, auf schwer wegsames Gebirge, auf außerordentlich starke Befestigungen; daß schließlich auch die räumlichen Verhältnisse für die günstige Entfaltung heutiger Millionenheere sehr beengt gewesen wären. Jeden Versuch eines Durchbruchs größerer Art hätten wir wahrscheinlich mit Strömen teuren Blutes bezahlen müssen. So wies uns jedes und alles auf den Einbruch und Marsch durch Luxemburg und Belgien hin. Es war bitterste Notwendigkeit, die uns dazu zwang — ganz abgesehen davon, daß Frankreich und England ja auch die Neutralität Belgiens nicht geachtet haben würden.

⌘ ⌘ ⌘

Sicherungsmaßregeln

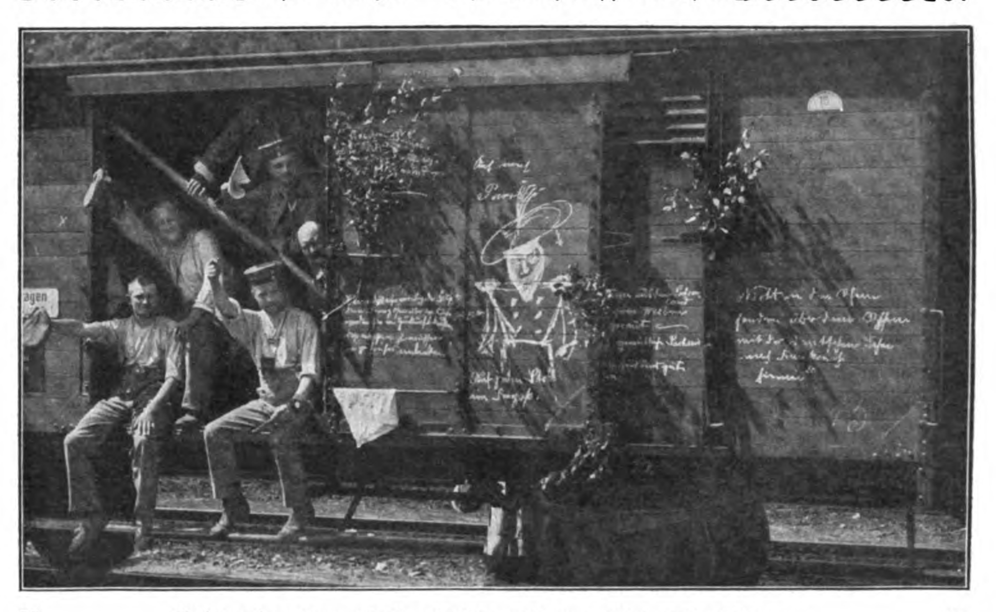
Schon am ersten Tag der Mobilmachung, am 2. August, rollten aus verschiedenen Friedensgarnisonen Militärzüge nach der Ost- und Westgrenze, um den schwachen bisherigen Grenzschutz zu verstärken: gemischte Abteilungen aller Waffen, hier nur ein Bataillon mit ein paar Geschützen, dort Kavallerie, am dritten Ort ein Verband in der Stärke einer schwachen Brigade: alles im Mobilmachungsplan auf Tag und Stunde verteilt und vorausberechnet, in diesem berühmten Mobilmachungsplan, den seit 1870 alle europäischen Mächte nachzuahmen versucht hatten, den aber doch keine erreichte. Da stand im voraus fest, wo jeder dieser schnellstens hinausgeworfenen Truppenteile verladen werden sollte, die Stärke jedes Zuges war haarscharf berechnet, der Fahrplan war von Station und Station festgelegt bis zum Ausladepunkt. Wo der letztere lag, wußte meist der kommandierende Offizier nicht einmal, wenn er mit seiner Truppe verladen wurde. Es kam vor, daß er im Glauben lebte, nach Hamburg zu fahren, unterwegs wieder und wieder den Kopf schüttelte, weil der Zug ganz andere Wege einschlug — bis er schließlich hart an der französischen Grenze landete.

Luxemburg

So besetzten in der Nacht vom 1. zum 2. August deutsche Truppen bereits die Stationen der Eisenbahnlinien Trier—Luxemburg und Ulfingen—Luxemburg; das Großherzogtum Luxemburg fügte sich sehr verständigerweise dem Zwang der Verhältnisse und wurde von uns mit der größten Zuvorkommenheit behandelt. An der Ostgrenze versuchten russische Patrouillen gegen die Bahnbrücke über die Warthe bei Eichenried vorzugehen, wurden aber mit blutigen Köpfen heimgeschickt; auch in

Erste Grenzkämpfe im Osten

Ostpreußen rührte es sich: bei Schwiddern, südwestlich Bialla, überschritten stärkere russische Kolonnen die Grenze; in dem Grenzort selbst zeigten die Russen sich zum ersten Male als Mordbrenner; einzelne Gehöfte flammten auf, Gewehrsalven sausten in die aus den Häusern stürzenden Einwohner, jedes Retten aus den lodernden Höfen wurde verhindert. Zwei Sotnien Kosaken gingen auch gegen Johannisburg vor, das aber von einer Schwadron unserer 11. Dragoner besetzt war, die Bahn Johannisburg—Lyck wurde unterbrochen; sogar im nördlichsten Zipfel



Mobilmachungstage: Auf der Fahrt zur Grenze. Phot. Oskar Tellgmann

machten sich die Russen mausig, wurden aber, nachdem sie eine Bahnhofskasse geleert, schnell von nur einer kleinen herbeieilenden Infanterie-Abteilung zersprengt.

3. Aug. 1914 Besetzung von Czenstochau, Bendzin, Kalisch

Der 3. August brachte unsere ersten Gegenmaßregeln zur Geltung. Wir nahmen an der schlesischen Grenze nach kurzem Gefecht Czenstochau, wobei ein hübsches Stückchen zeigte, wie der echte kavalleristische Geist bei unseren Reitern lebendig war. Hielten da auf dem neuen Markt von Czenstochau noch etwa 200 Kosaken — soeben war etwa die Hälfte davon in die angrenzende Warschauer Straße abgeritten und um die Ecke verschwunden, als plötzlich von der anderen Seite auf dem neuen Markt ein deutscher Kavallerieoffizier und zwei Mann im Galopp erschienen und, anscheinend ohne die noch dort haltenden Kosaken zu beachten, an diesen vorbeipreschten und gleichfalls um die Ecke in die Warschauer Straße verschwanden. Die überraschten Kosaken ritten hinterher, so daß die Deutschen zwischen die beiden Kosakenabteilungen gerieten, und die zahlreich anwesende Menge glaubte, daß nunmehr die drei Reiter verloren wären. Nach wenigen Augenblicken erschienen jedoch die zwei Mann in voller Karriere wieder an der Ecke; demnach schien nur der Offizier gefallen zu sein. Die zwei Mann hielten auf dem Markt ihre Pferde an und wandten sich um — da kommt im vollen Jagen auch der Offizier um die Ecke, aber nicht allein, denn neben sich hat er einen Kosaken mit seinem Pferde. Mit der Zügelfaust hält er das Gelenk der rechten Hand des Kosaken umspannt, in der dieser den Säbel hält, und machtlos muß der Steppensohn seinem überlegenen Gegner folgen, der mit ihm weiterjagt, um die Meldung zu bringen, daß Czenstochau nunmehr gänzlich vom Feinde geräumt wäre. Erst etwa eine Viertelstunde nach diesem Vorfall erschien die Spitze der einmarschierenden Truppen. Gleich darauf wurde der bedeutende russische Industrieort Bendzin besetzt, und wir legten damit entschlossen Hand auf die Bahn Wien—Warschau; ebenso wurde das wichtige Kalisch an

der Bahn Ostrowo—Warschau durch ein Infanterie-Bataillon und ein Ulanen-Regiment besetzt, wobei es nach zuerst friedlichem Einmarsch zu einem recht erbitterten Häuserkampf kam. Auch in Alexandrowo an der Bahn Thorn—Warschau rückten am gleichen Tage unsere Truppen ein. Und von der Flotte kam eine erfreuliche Kunde: der Kleine Kreuzer „Augsburg" — wie hier eingeschaltet werden mag — war keck und kühn nach Libau gedampft, hatte Minen gelegt und den Kriegshafen beschossen. Die Kriegshandlungen unserer Flotte sollen im übrigen in gesonderter Darstellung gewürdigt werden.

Beschießung von Libau

4. Aug. 1914 Angriff auf Lüttich

Dann kam der 4. August, und er brachte den Beginn des „Geheimnisses von Lüttich", wie später der Generalquartiermeister v. Stein sich ausdrückte, als er den Schleier lüften durfte.

Was war uns Lüttich?

Lüttich war die eine der drei großen belgischen Festungen, auf die die ganze Verteidigung des Königreichs sich stützen sollte: Antwerpen, Lüttich, Namur. Der genialste Festungsbaumeister Belgiens, dessen Ruf einst ganz Europa erfüllte, der General Brialmont, hatte die Befestigungen um 1890 entworfen. Die Stadt liegt in einem Tal, dessen Höhenränder durch zwölf Forts gekrönt waren; sie selbst hatte keine Umwallung, die Zitadelle, die sie sichern sollte, war überaltert. Die Forts dagegen waren noch in neuerer Zeit stark um- und ausgebaut, besaßen mächtige, in ungeheure Betonklötze eingebaute Panzertürme und waren sehr stark bestückt; selbstverständlich fehlte auch der zehn Meter breite Graben mit reichlichen Flankierungsanlagen nicht. So galten die Forts denn als durchaus sturmfrei.

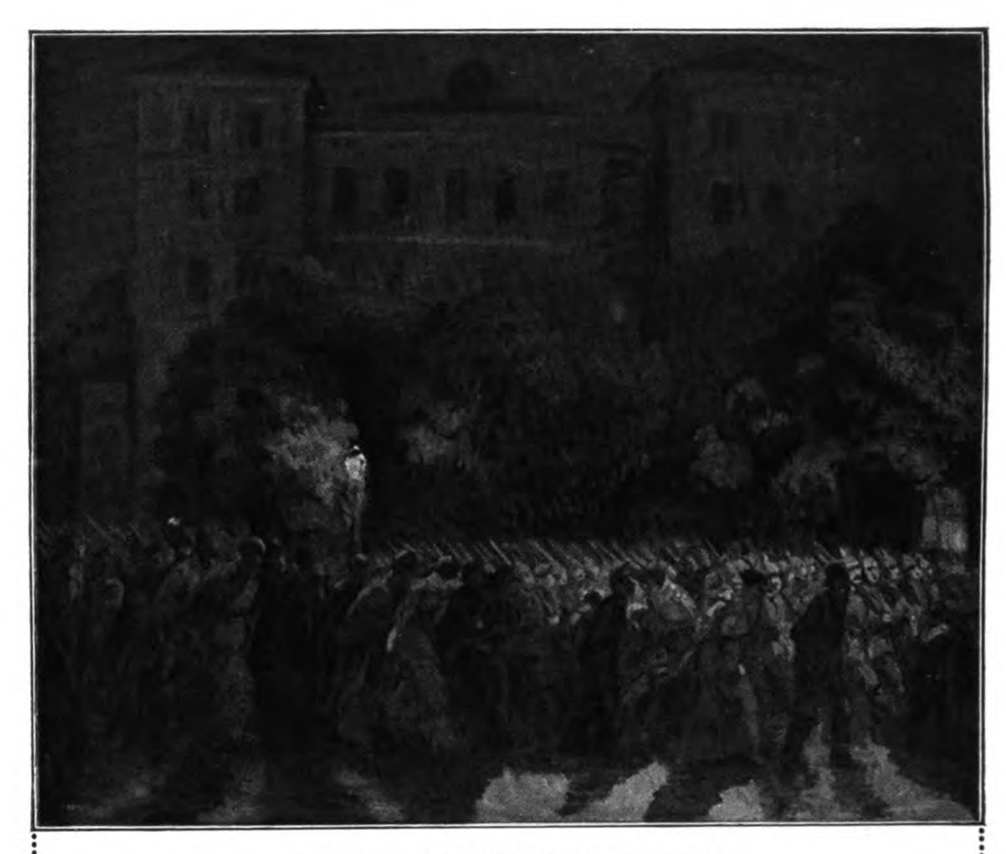
Lüttich war aber nicht nur eine sehr bedeutende Festung, mit deren langwährender Widerstandskraft Belgien durchaus rechnen durfte. Es ist auch ein äußerst wichtiger Bahnknotenpunkt. Solange Lüttich sich hielt, wirkte die Festung wie eine riesige Sperre gegen den Einmarsch in Belgien. Endlich ist Lüttich mit seinen 170 000 Einwohnern eine große Industriestadt, ausgezeichnet vor allem durch umfangreiche Waffenfabriken, die sich auch bis in die Vororte ausdehnen und sehr unruhige Arbeitermassen beschäftigen.

Lüttich sollte, mußte so schnell wie möglich von uns genommen werden.

Daß es aber, wie heute vielfach geglaubt wird, durch einen kühnen Handstreich von uns genommen wurde, gehört in den Bereich der schon allzu geschäftigen Legendenbildung. Die Festung wurde von uns vielmehr in schwerem blutigen Kampf *erobert*, allerdings auf ganz andere Art, als sonst Festungen dieses Ranges belagert und erobert zu werden pflegen.

General v. Emmich, dessen Brust schon das Eiserne Kreuz von 1870 schmückte, hatte den Befehl erhalten, Lüttich zu nehmen; als Gehilfe stand ihm General Ludendorff zur Seite. Die Aufgabe sollte mit sechs schwachen Friedensbrigaden, mit Artillerie und etwas Kavallerie gelöst werden, mit Truppenteilen, die noch nicht auf Kriegsstärke gebracht, noch nicht völlig mobil gemacht waren.

In aller Eile wurden die Brigaden an die Grenze geworfen; am 3. August begann der Vormarsch, hauptsächlich von Aachen aus, unter sorglicher Schonung der nahen Grenze des neutralen Holland. Die Truppen marschierten zunächst durch friedliches Land; vor den Türen in den Dörfern standen grüßende Frauen.



Ausmarsch. Gemälde von Amandus Faure

Reservistenlied

Nun geht's voran in Reih und Glied.
Wir singen uns ein Wanderlied
Im Takte fest, im Herzen fest,
Heraus aus eurem weichen Nest,
Einer wie der andre!

Der gleiche Rock, das gleiche Recht,
Und Rottennachbarn Herr und Knecht,
Derselbe Lohn, dasselbe Brot,
Dasselbe Bett in Schlaf und Tod,
Einer wie der andre.

Die Ernte steht auf hohem Halm,
Wir knieen bald im Pulverqualm;
Reserve jung, frisch auf zum Sprung,
Hurra, marsch marsch zur Wanderung,
Einer wie der andre!

Es klingt die Sense durch das Korn,
Wo mäht sie, hinten oder vorn?
Kehr dich nicht dran, Reservemann,
Wie's Gott gefällt, so kommt man dran,
Einer oder der andre.

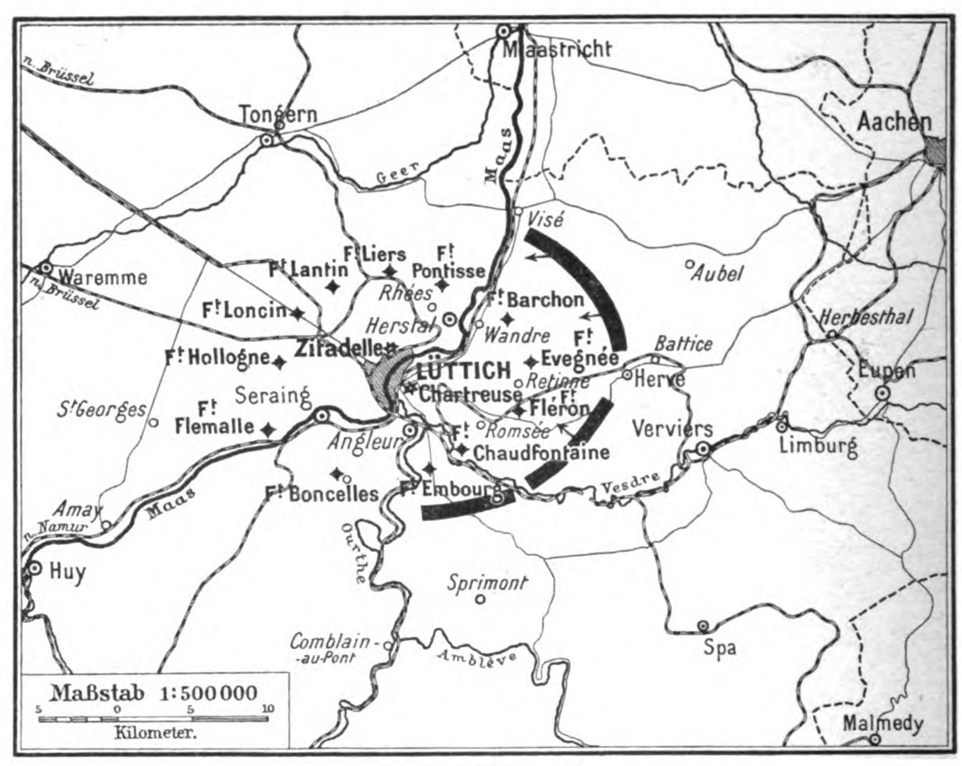
So geht's voran in Reih und Glied,
So singen wir das Wanderlied.
Nun tut das Lest' und packt sie fest,
Wer weiß, bald kehr'n wir heim zum Nest,
Einer wie der andre.

Otto Crusius





General Otto von Emmich, der Eroberer von Lüttich
Phot. Alexander Möhlen



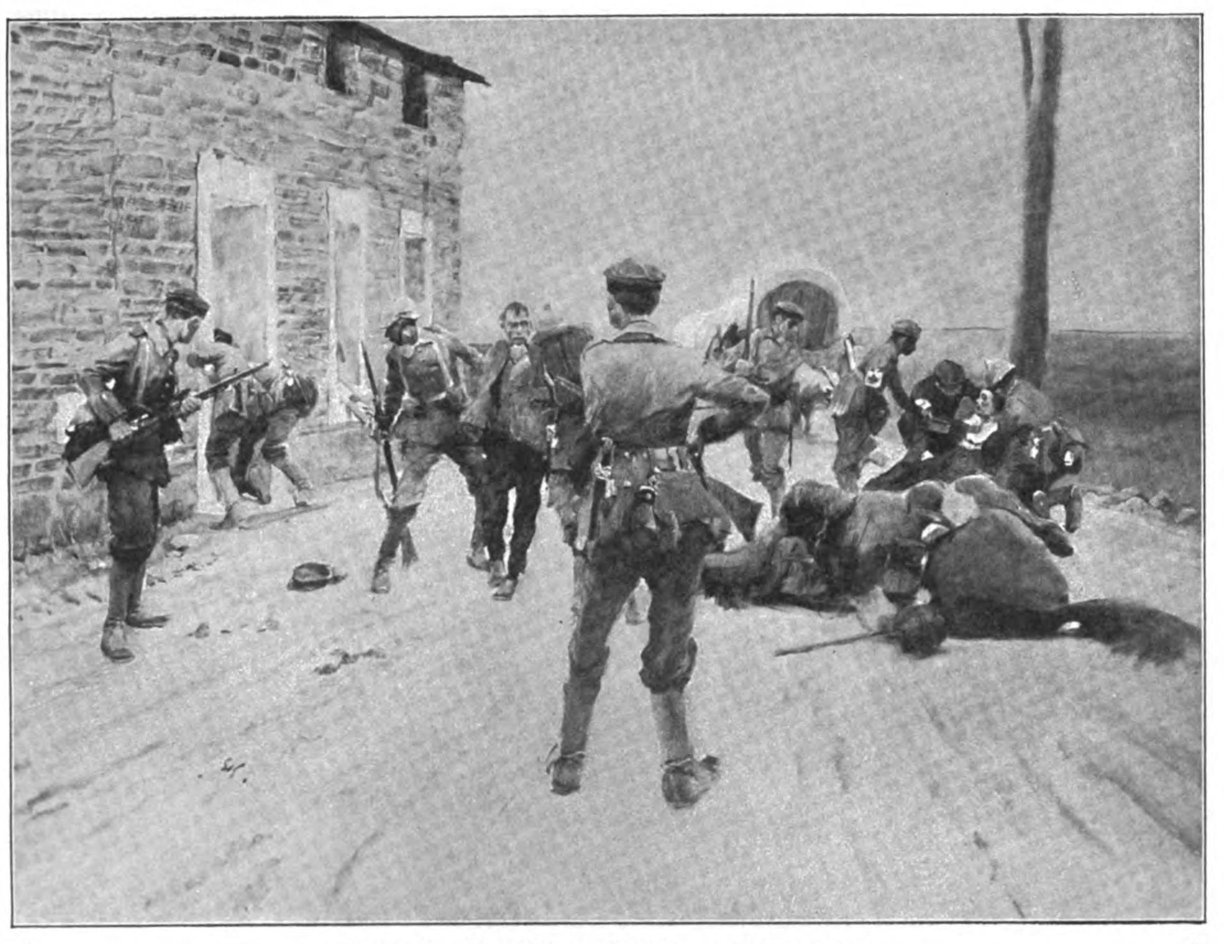
Zur Einnahme von Lüttich

Freischärlerkrieg

Aber bald änderte sich das Bild. In der ersten Nacht schon enthüllten sich die „friedlichen" Belgier als heimtückische Freischärler schlimmster Art. Aufgehetzt durch ihre Regierung, in der sicheren Erwartung auf den französischen Rückhalt, schossen sie aus jedem Hause, jedem Gehölz. Toller wurde es und immer toller. Die Weiber mischten sich in den Kampf, gossen siedendes Wasser auf unsere Feldgrauen. Wehe den Verwundeten, die zurückbleiben mußten. Verstümmelt, ermordet wurden sie später aufgefunden. Die Hölle schien losgelassen. Und noch half es nichts, daß die Truppe gerechte Vergeltung übte, daß die Häuser, aus denen geschossen, aufloderten, daß, wer mit der Waffe in der Hand getroffen ward, an der nächsten Mauer erschossen wurde. Die fanatische, sinnlose Bevölkerung, an sich übelberüchtigt, mußte erst die ganze Strenge des Kriegsrechts empfinden, ehe sie sich knirschend fügte.

Schwere schmerzliche Verluste waren unvermeidlich. Aufhalten aber konnten die zügellosen Banden den Vormarsch nicht.

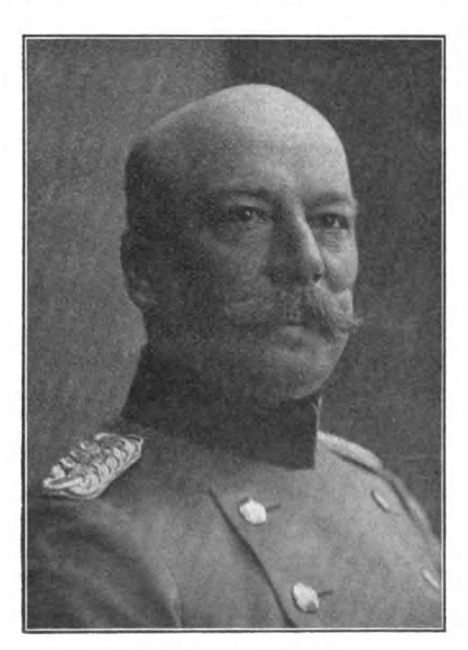
So gelangten die vorderen Truppen am 4. August vor Lüttich. Ein heftiger Kampf entspann sich, in dem unsere Artillerie bereits wirksam die Forts beschoß. Das kleine Fort Embourg schien niedergekämpft, der Halbkreis der Angreifer schloß sich mehr und mehr. Gegen Abend schien die Gelegenheit zu einem Handstreich gegeben. Ein Trupp Ulanen drang wirklich in die Stadt ein und hätte beinahe den Kommandanten, General Léman, gefangen genommen. In der Dunkelheit, in dem schwer übersichtlichen Gelände, schlossen sich den Reitern, dem unwillkür-



Im Kampfe mit Franktireurs. Gemälde von Wilhelm Schreuer

lichen Drang nach vorwärts folgend, auch kleine Infanterie-Abteilungen an und gelangten, während eines schweren Gewitters, das den Überblick und die Leitung noch mehr erschwerte, in einzelne Vororte; ein Jägerbataillon, das nördlich Lüttich, bei Visé, die Maas überquert hatte, setzte sich vorübergehend in Herstal fest. Ein Erfolg aber war nicht zu erringen. Einzelne kleine deutsche Abteilungen wurden sogar gefangen genommen und entwaffnet. Kurz, kühl und überlegen meldete uns die Oberste Heeresleitung: „Der Handstreich auf die modern ausgebaute Festung ist nicht geglückt. Die Truppen stehen vor der Festung in Fühlung mit dem Gegner."

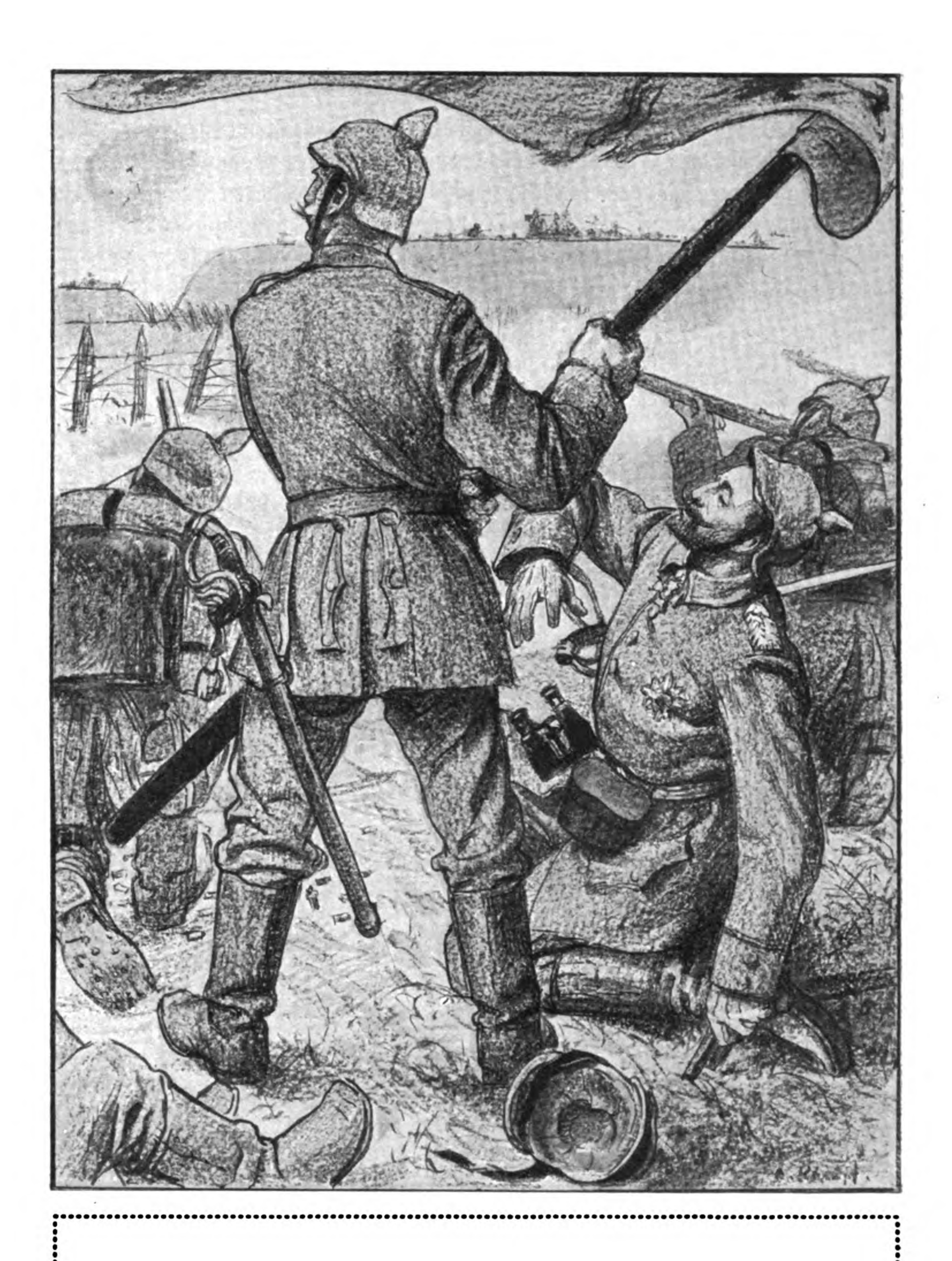
Das standen sie. Und der 6. und 7. August sahen unseren Angriff stetig fortschreiten. Weitere Truppen waren herangezogen worden, wobei ein gleichsam aus der Erde gestampfter „Autopark" eine hübsche Rolle spielte. Ein paar hundert Kraftwagen sind notwendig, sogleich, sofort. Der Fernsprecher spielt nach allen Seiten. Ein junger Großindustrieller aus Düsseldorf, Leutnant de Bruyn, wird die „Sache machen". Ganz allein. Und er hielt Wort. Zur gegebenen Stunde stehen nicht weniger als 350 Wagen in Aachen bereit. Noch fehlen die meisten Fahrer — aber in wenigen Stunden sind sie für die ersten hundert Wagen gefunden, darunter siebzig Freiwillige. Einsteigen die Mannschaften: hinaus jagen sie zur Grenze, durch die feuersprühenden Franktireurdörfer. Und bald können ihnen weiter hundert und noch einmal hundert Wagen folgen, alle wohl ausgerüstet mit Notreifen und Benzin.



General Fritz von Wussow, als erster deutscher General vor Lüttich gefallen
Phot. Otto Wittich

Inzwischen dröhnten vor Lüttich neben den Kanonen der Feldartillerie die Haubitzen der schweren Artillerie des Feldheeres, zumal gegen die Forts Fléron und Evegnée; in der Nacht erschien ein Zeppelin zu seiner ersten Kriegstat und schleuderte Bomben auf die Befestigungen. Am Morgen wurde das Dorf Rétinne mit stürmender Hand genommen; hier fiel der erste General in diesem Kriege, Fritz von Wussow, dicht neben ihm ein Regiments-Kommandeur. Im gleichen Ringen, nordöstlich der Stadt, erlitt, als erster deutscher Prinz, Prinz Friedrich Wilhelm zur Lippe, den Heldentod für das Vaterland. Der Sturm war schon weit vorgeschritten, als sich die Abteilung, bei der sich der Prinz mit der Fahne befand, plötzlich von belgischen Truppen umstellt und bedroht sah. „Wir verteidigten uns längere Zeit auf das hartnäckigste," berichtete ein Mitkämpfer als Augenzeuge. „Endlich erschien zu unserer Unterstützung von links her eine starke Abteilung. Um das genauer festzustellen, erhob sich der Prinz in Kniestellung, musterte mit dem Krimstecher die Herannahenden und gab mir, der ich auf hand-

Heldentod des Prinzen Friedrich Wilhelm zur Lippe



Der Tod des Prinzen Friedrich Wilhelm zur Lippe beim Sturm auf Lüttich

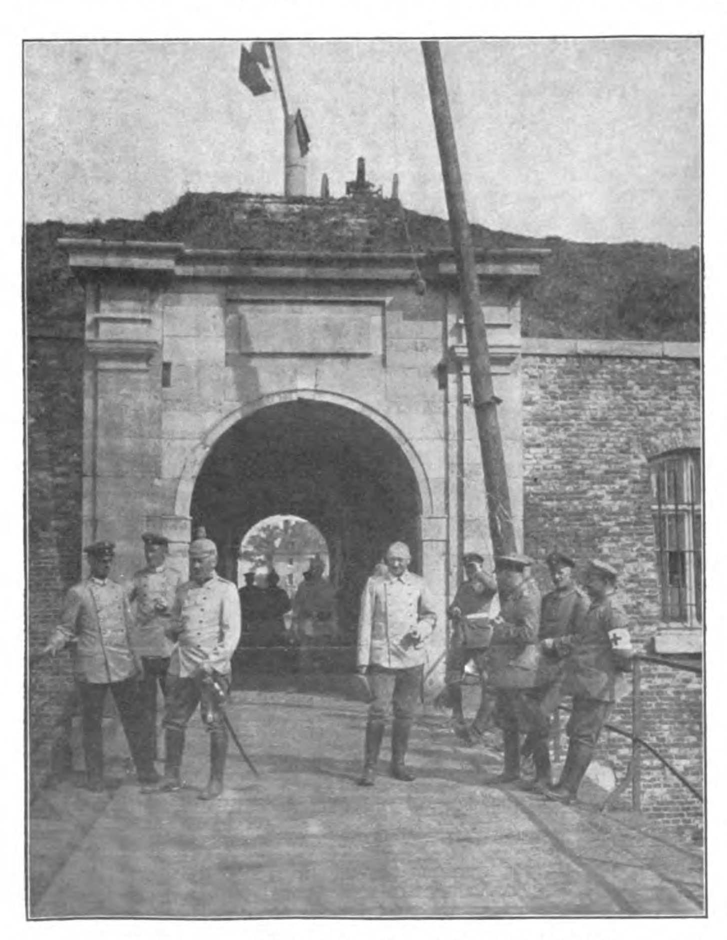
Zeichnung von Prof. Arthur Kampf

breite Entfernung unmittelbar neben ihm lag, den Befehl: ‚Erheben Sie die Fahne, damit wir rechtzeitig erkannt werden‘. Ich hob die Fahne und schwenkte sie im Kreise, was sofort einen verstärkten feindlichen Kugelregen bewirkte. Mir wurde die Fahne aus der Hand geschossen, und der Prinz gleichzeitig in Brust und Hals tödlich getroffen. Umsinkend sprach er die letzten Worte: ‚Grüßen Sie . . .‘“

Schwere Verluste, aber die Unseren kamen vorwärts! Immer weiter vorwärts! Über zusammengeschossene Gehöfte, durch sperrenden Stacheldraht, im scharfen Feuer der kleinen, mit Hunden bespannten belgischen Maschinengewehre drangen sie auf Fort Fléron ein. Es wurde erstürmt. Noch einmal wurde der Versuch gemacht, die Festung zur Übergabe zu veranlassen. Vergeblich. So ging es denn wieder weiter, vorwärts auf die Stadt selbst.

7. Aug. 1914 General v. Emmich rückt in das eroberte Lüttich ein

Und am Morgen des 7. zog General von Emmich — „unser Emmich“, nannten sie ihn bald stolz daheim — an der Spitze einer Infanterie-Brigade in Lüttich ein. Die Marschtritte der Preußen dröhnten hart und drohend auf dem Pflaster, siegesfroh glühten die heißen Gesichter. Verbissen standen die Lütticher und starrten. Sie fühlten: der Mann dort an der Spitze ließ nicht mit sich spaßen, es galt sich zu ducken und zu fügen. Er brach, was nicht gehorchen wollte.



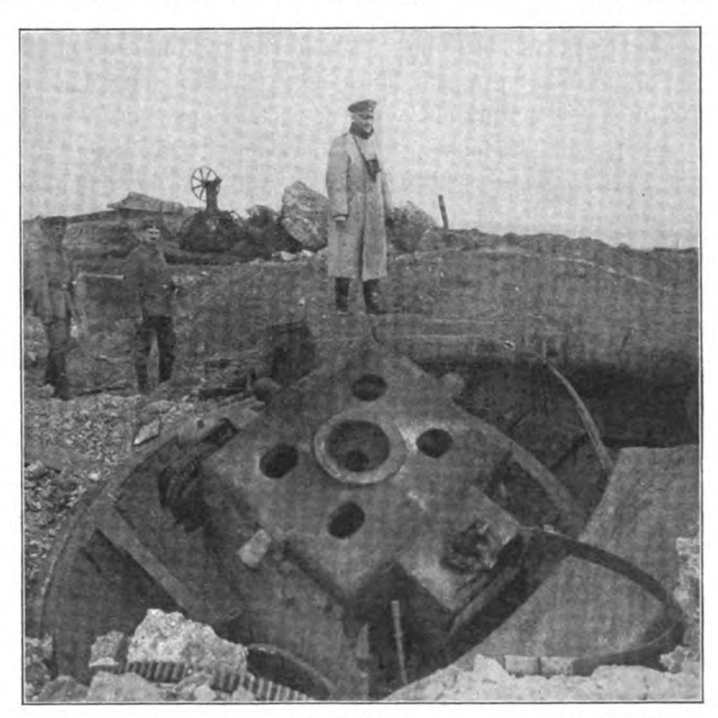
Lüttich nach der Übergabe: Der deutsche Kommandant vor dem Tor der Zitadelle. Phot. R. Sennecke

Geiseln wurden genommen und ins Rathaus gesteckt; alle versteckten Waffen eingefordert. Einzelne Überfälle, die noch vorkamen, wurden streng bestraft. Gleich nach dem Einmarsch wurde eine Ankündigung angeschlagen: wenn sich die Fälle wiederholen sollten, daß auf deutsche Soldaten geschossen würde, so würde sofort die (schon eroberte) Zitadelle die Stadt beschießen. Lüttich wurde ein preußisches Feldlager, in dem nun endlich die Truppen, die es genommen, mobil

machten. Mobil machten in der eroberten Stadt. Und, was die Lütticher verwunderte, sie bezahlten alles bar. In den öffentlichen Gebäuden waren sie untergebracht. Auf den Plätzen fütterten sie die Tauben und sangen ihr „Gloria — Viktoria" und „Deutschland, Deutschland über alles — über alles in der Welt".

Aber noch standen wehrhaft die Forts der Westfront. Und der Kaiser hatte befohlen: Ich will nicht, daß noch ein Tropfen Blutes durch ihre Erstürmung vergossen wird.

Es war auch dafür vorgesorgt.



Nach der Eroberung von Lüttich: Zerstörter Panzerturm des Forts Loncin. Phot. R. Sennecke

Die Belgier hatten zwar einen der großen Tunnels zwischen Lüttich und Verviers gesperrt, indem sie, da die Zeit für die Sprengung ihnen nicht reichte, trotzdem die vorbereiteten Minen bereits mit Dynamit geladen waren, einige Lokomotiven darin aufeinander fahren ließen. Kleinigkeit für die preußischen Pioniere: ebenso schnell, wie sie die Maas bei Lüttich an Stelle der gesprengten Brücke neu überbrückten, ebenso rasch säuberten sie mit Hilfe herbeitelephonierter Eisenbahnarbeiter den Tunnel; schnell war die Bahn frei. Und nun dampfte ein Sonderzug auf Lüttich zu, der einen hohen Gast beförderte, eine sehr, sehr stattliche, gewichtige Frau. Die „dicke Bertha" wurde sie genannt oder, hübscher, die „fleißige Bertha". Das war das Riesengeschütz, das ganz im geheimen Krupp in Essen in Verbindung mit der Oberleitung der preußischen Artillerie konstruiert hatte, von dessen Vorhandensein niemand etwas ahnte außer den Eingeweihten. Ehre ihnen, auch den Arbeitern, daß sie das Geheimnis so gut bewahrt hatten! Und gerade die Arbeiter hatten auch dem gewaltigen 42 cm-Mörser in echt deutscher, gut gemeinter Laune seinen Spitznamen gegeben: nach dem Vornamen ihrer Herrin, der Frau Bertha Krupp von Bohlen!

Und wieder starrten die Lütticher: kam da auf mächtigem Kraftwagen ein Ungeheuer angefahren fast bis mitten in ihre Stadt hinein, macht auf der Avenue Rogier halt und beginnt — zu sprechen. Aber wie sprach es! Eine Feuergarbe stieg aus dem Riesenschlund, und die Fenster barsten. Plötzlich erhob

sich, wer genau zusah, konnte es schauen, ein ungeheures Etwas über der Mündungsöffnung und stieg fast senkrecht bergan . . . .

Dem starken Fort Loncin, das nordwestlich von Lüttich nahe der Straße nach Brüssel liegt, galten die ersten Grüße. Anfangs war es nur mit schweren Haubitzen beschossen worden, erst am 15. August trat der Kruppsche Riese in Tätigkeit. Über die Wirkung lassen wir am besten einen gewiß unparteiischen Zeugen sprechen, den Kommandanten von Lüttich selbst nämlich, der auf Fort Loncin Zuflucht gesucht hatte und später als Kriegsgefangener von Magdeburg aus berichtete:

„Es war 2 Uhr, als die Beschießung von neuem mit einer Heftigkeit begann, von der man sich keine Vorstellung machen kann. Es kam uns so vor, als ob die deutschen Batterien Salven abgäben. Wir erfuhren später, daß sie da mit 42 cm-Mörsern geschossen hatten, die Granaten von 1000 kg gegen uns schleuderten von einer bisher noch nicht dagewesenen Explosionskraft.

Wir hörten, wenn sie ankamen; wir hörten das Sausen der Luft, das sich allmählich bis zum Heulen eines wütenden Orkans steigerte und in einem furchtbaren Donnerschlag seinen Abschluß fand. Ungeheure Wolken von Staub und Rauch wälzten sich über den erzitternden Boden.

In einem gewissen Augenblick dieser schrecklichen Beschießung wollte ich in den Kommandeurstand zurückgehen, um zu sehen, was dort vor sich ging. Aber kaum hatte ich einige Schritte in der Galerie getan, als ein mächtiger Luftstoß, der den Korridor entlang fegte, mich umwarf, so daß ich aufs Gesicht schlug. Ich erhob mich und wollte meinen Weg fortsetzen, wurde aber festgebannt durch eine wahre Flut von Stickluft, die alles einhüllte. Es war eine



In der Zitadelle von Lüttich: Erbeutete Geschütze, im Hintergrund die Kaserne
Phot. R. Sennecke



Im besetzten Lüttich: Verkehr über eine von deutschen Truppen erbaute Schiffbrücke
Phot. R. Sennecke

Mischung von dem Gas des explodierenden Pulvers und dem Rauch einer Feuersbrunst, die in den Mannschaftsräumen ausgebrochen war, wo sich Betten und Möbel befanden.

So wurden wir also wieder dahin zurückgetrieben, woher wir kamen, aber die Luft war jetzt nicht mehr zu atmen. Wir wären fast erstickt darin, als Hauptmann Collard (der Adjutant des Generals) auf den Gedanken kam, den oberen Teil der Panzerung des Fensters wegzunehmen; indem so der Raum oberhalb des Gitterwerkes freigemacht wurde, kam ein wenig Luft herein.

Da ich fortwährend den Wunsch hatte, einen Teil der Besatzung in Sicherheit zu bringen, sagte ich meinen Begleitern, ich wollte mich in die Konter-Eskarpe begeben. Man ließ mich also durch den Zwischenraum hindurch und dann in den Graben gleiten, den ich durchschritt. Aber wie groß war mein Entsetzen, als ich sah, daß das Fort eingestürzt war, daß seine Trümmer den Graben der Kehle anfüllten und einen Damm bildeten, der von der Eskarpe bis zur Konter-Eskarpe reichte.



General Leman, der Verteidiger von Lüttich

Soldaten liefen auf diesem Damm hin und her. Ich hielt sie für belgische Gendarmen und rief sie an: „Gensdarmes",

aber ein Erstickungsanfall befiel mich, Schwindel ergriff mich. Ich fiel zu Boden.

Als ich wieder zu mir kam, sah ich mich inmitten meiner Begleiter, die versuchten, mir zu helfen; aber im Kreise der Meinen befand sich ein deutscher Hauptmann, der mir einen Becher Wasser zu trinken gab.

Das war ungefähr um ½7 Uhr abends (was ich später erfahren habe); ich wurde in einen Krankenwagen gelegt und nach Lüttich gebracht.

Ich war Gefangener, ohne mich ergeben zu haben.

Ich habe später erfahren, daß das Fort Loncin etwa um 4 Uhr 20 Minuten nachmittags in die Luft geflogen war, gerade in dem Augenblick, als ich durch die Rauchwolke in der Galerie zu Boden geworfen wurde; daß die Leute, die ich für belgische Gendarmen gehalten hatte, deutsche Soldaten waren, die auf den Damm heraufgesprungen waren, als sie den von mir oben erwähnten Graben durchquerten.

Daß deutsche Pioniere kommandiert worden waren, um von den Verteidigern des Forts die zu retten, die man noch am Leben antreffen könnte, erfuhr ich gleichfalls.

Nach Lüttich zurückgekommen, wurde ich im Schloß des Provinz-Gouverneurs interniert, zusammen mit dem Hauptmann und Kompagniechef Collard und meinem Burschen.

Der deutsche Generalleutnant Kolewe, Militärgouverneur der Stadt, überreichte mir in Gegenwart des Hauptmanns Collard und des deutschen Platzkommandanten einen Säbel als Zeichen der Achtung.

Ich habe diese Waffe hier in meinem Zimmer auf der Magdeburger Zitadelle.

Nichtsdestoweniger waren die moralischen Leiden, die ich auszustehen hatte, entsetzlich; sie ließen mich meine körperlichen Schmerzen vergessen. Ich mußte mich indessen damit beschäftigen, denn alle Augenblicke ergriffen mich Übelkeit und Schwindelanfälle, die mich schwanken machten. Der Aufenthalt in der erstickenden Luft von Loncin hatte mich vollständig krank gemacht.

Mit Hauptmann Collard und meinem Burschen, die mich nicht verlassen hatten, wurde ich zuerst nach Köln gebracht unter Führung eines deutschen Majors, dessen höfliches und herzliches Wesen ich niemals vergessen werde."

So konnte denn der Generalquartiermeister v. Stein am 18. dem deutschen Volke und jenseits unserer Grenzen jedem, der es hören wollte, mit Recht melden: „Der Feind kannte unsere schweren Angriffsmittel nicht. Daher glaubte er sich in den Forts sicher. Doch schon die schwächsten Geschütze unserer schweren Artillerie veranlaßten jedes durch sie beschossene Fort nach kurzer Beschießung zur Übergabe. Die noch erhaltenen Teile der Besatzung retteten dadurch ihr Leben. Die Forts aber, gegen die unsere schweren Geschütze feuerten, wurden in allerkürzester Zeit in Trümmerhaufen verwandelt, unter denen die Besatzung begraben wurde. Jetzt werden die Forts aufgeräumt und wieder zur Verteidigung eingerichtet. Die Festung Lüttich soll dem von unserem Gegner vorbereiteten Plan nicht mehr dienen, sondern dem deutschen Heere ein Rückhalt sein."

Trotz allem hat die deutsche Regierung versucht, Belgien noch einmal die rettende Hand zu reichen. Durch Vermittelung einer neutralen Macht war in

Brüssel mitgeteilt worden: „Die Festung Lüttich ist nach tapferer Gegenwehr im Sturm genommen worden. Die deutsche Regierung bedauert es aufs tiefste, daß es infolge der Stellungnahme der belgischen Regierung gegen Deutschland zu blutigen Zusammenstößen gekommen ist. Deutschland kommt nicht als Feind nach Belgien. Nur unter dem Zwang der Verhältnisse hat es angesichts der militärischen Maßnahmen Frankreichs den schweren Entschluß fassen müssen, in Belgien einzurücken und Lüttich als Stützpunkt für seine weiteren militärischen Operationen zu besetzen . . . Die deutsche Regierung ist aber zu jedem Abkommen mit Belgien bereit, das sich irgendwie mit der Rücksicht auf ihre Auseinandersetzung mit Frankreich vereinigen läßt. Deutschland versichert nochmals, daß es nicht von der Absicht geleitet gewesen ist, sich belgisches Gebiet anzueignen, und ihm diese Absicht durchaus fern liegt. Deutschland ist noch immer bereit, das belgische Königreich unverzüglich zu räumen, sobald die Kriegslage es gestattet."

Am 13. August lehnte Belgien jeden Verständigungsversuch „getreu seinen internationalen Verpflichtungen" ab. Die betörte belgische Regierung hat es nicht anders gewollt: der Krieg mußte weiter über das schöne blühende Königreich dahinbrausen. Wir waren frei von Schuld!

⌘ ⌘ ⌘

Vom heutigen Festungskrieg

Es mag hier, anknüpfend an die Eroberung von Lüttich, die die deutsche Heeresleitung selbst mit Recht „eine einzig dastehende Leistung" nennen durfte, gestattet sein, einige Worte über das Vorgehen gegen Festungen und ihren Widerstand einzuflechten, wie sich beides in diesem Kriege entwickelt und erwiesen hat.

Die Geschichte des Festungskrieges läßt sich in Abschnitte einteilen, die von der Veränderung der Angriffsmittel abhängig sind. Die Erfindung des Pulvers, die Entwickelung des Minenkriegs, die Einführung gezogener Kanonen, die Anwendung sehr schwerer und doch verhältnismäßig leicht beweglicher Geschütze bildeten z. B. die Grenzen solcher Abschnitte, in denen jedesmal die Festungsbaukunst neue Abwehrmittel den neuen Angriffsmitteln entgegen zu setzen bestrebt war.

Der Festungserbauer der Gegenwart suchte nun im wesentlichen sein Heil in stärksten Panzerungen, Panzertürmen, geschützten Batterien und im Beton. Der letztere sollte das Mauerwerk, die ersten sollten die Erdwälle ersetzen. Außerdem hoffte er, durch zahlreiche Zwischenwerke zwischen den Forts, durch weites Vorschieben von Infanteriestellungen dem Angreifer erfolgreich Widerstand zu leisten.

Frankreich und Belgien vertrauten hauptsächlich der Verbindung von Beton und Panzer; Rußland gab dem Beton den stärkeren Vorzug, wobei indessen vielleicht auch geldliche Erwägungen mitgesprochen haben.

Nach den Erfahrungen dieses Krieges scheint dabei ein Rechenfehler untergelaufen zu sein: man zog die Entwickelung der deutschen und auch der österreichisch-ungarischen schweren und schwersten Artillerie nicht genügend in Betracht. Aber das allein war nicht das Maßgebende. Die uralte Wahrheit fand wieder neue Bestätigung, daß nicht Technik und Waffen allein siegen (und nicht die Massen), sondern der Geist, der Verteidiger und Angreifer beseelt. Dem vorwärtsdrängenden Geist der deutschen Angreifer, der Führer und der Mannschaft, hielten auch die stärksten Werke nicht stand.

Und noch eins: die deutsche Art des Festungsangriffs hatte ganz andere, neue Formen angenommen. Früher galt es als fast unumstößliche Regel, daß eine Festung, ehe der eigentliche Angriff begann, eingeschlossen, „zerniert", sein müsse; erst wenn das geschehen, begann man mit dem Vorgehen gegen die gewählte „Angriffsfront". In diesem Kriege schritten wir nur ausnahmsweise zur völligen Einschließung von Festungen. Wir begannen vielmehr fast stets sofort mit einem höchst tatkräftigen Vorgehen gegen einen Teil, bisweilen einen Bruchteil der Befestigungen, kämpften diesen dank unserer überlegenen Artillerie, dank der Tüchtigkeit unserer Pioniere, dank der opfermutigen Tapferkeit unserer Infanterie meist überraschend schnell nieder und schritten dann rücksichtslos zum Sturm, wo der noch nottat.

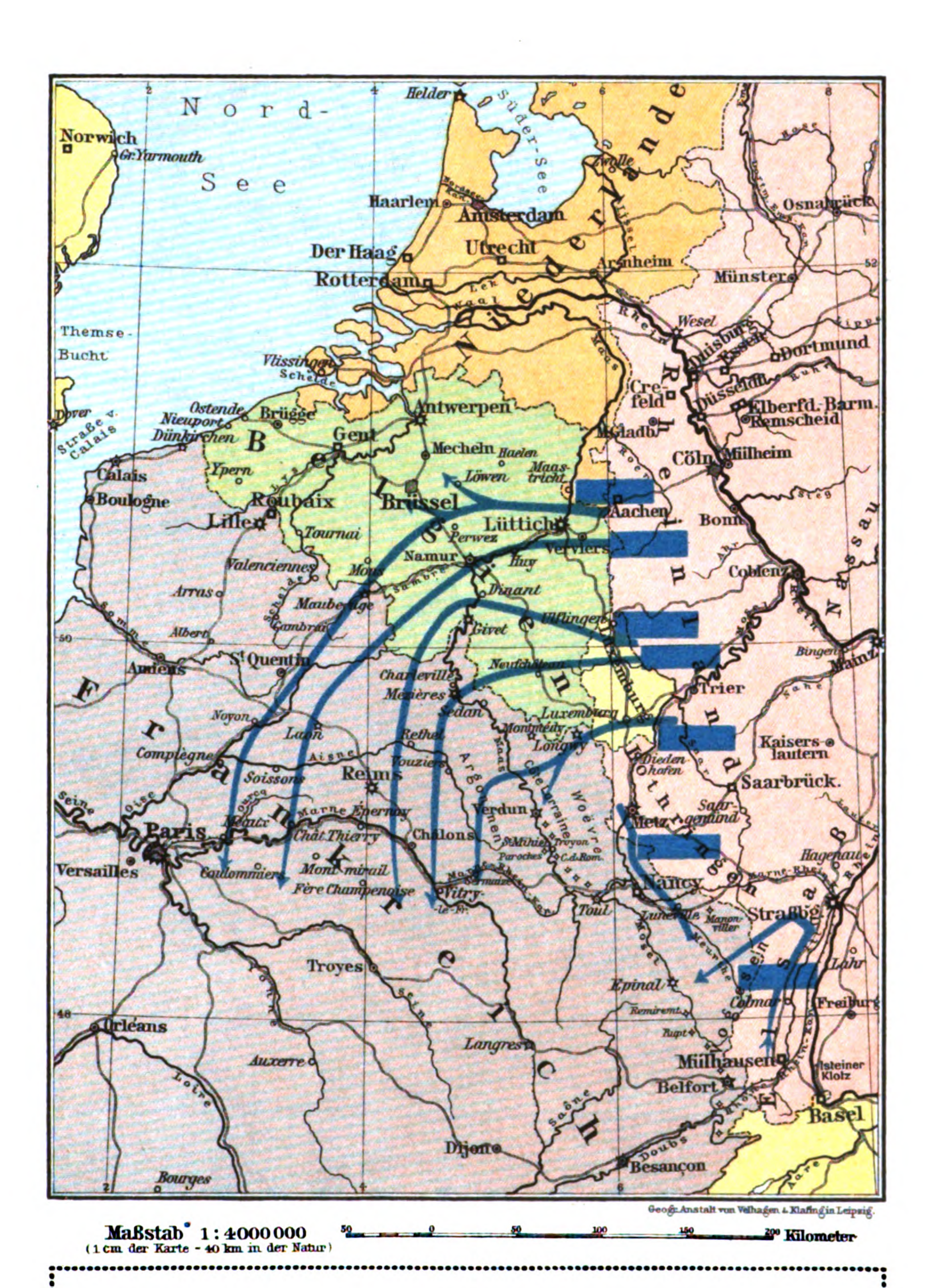
Es muß freilich bekannt werden, daß wo viel Licht auch Schatten ist: Die völlige Einschließung einer Festung sichert im Fall eines Erfolges die größere Kriegsbeute, vor allem meist die Gefangennahme der Besatzung. Bei dem Angriff nur gegen einen Teil der Befestigung, mag er auch noch tatkräftig und schnell durchgeführt werden, wird es einem gewandten Verteidiger vielfach gelingen, größere Teile der Besatzung und oft auch vieles Kriegsmaterial, Geschütze, Munition, rechtzeitig in Sicherheit zu bringen: eine Abzugsstraße, meist mehrere, bleiben ja zu seiner Verfügung.

Diesem Nachteil aber stehen weit größere Vorteile gegenüber. Die Schnelligkeit, mit der unsere neue Angriffsart zum Erfolge führt, spart viele Opfer, sie verbessert, hebt die Gunst der strategischen Gesamtlage, und — wahrlich nicht zuletzt — sie hebt den Geist der eigenen Truppe und den Geist der Millionen in der harrenden Heimat. Sie trägt aber auch den Schrecken in die Reihen der Gegner und übt eine gewaltige Wirkung in politischer Beziehung aus.

⌘ ⌘ ⌘

Aufmarsch der deutschen Armeen im Westen

An die Einnahme von Lüttich schloß sich, nach inzwischen vollendeter Mobilmachung, der strategische Aufmarsch der deutschen Heere unmittelbar an. Wir müssen dabei wieder einmal der unvergleichlichen Leistungsfähigkeit unserer Eisenbahnen und ihrer Beamten, bis zum letzten Weichensteller, dankbar gedenken. Sie bewältigten zunächst ohne sichtbare Schwierigkeiten den gewaltigen Ansturm der Gestellungspflichtigen, die zu ihren Truppenteilen eilten: Massen, die z. B. nach einer amtlichen Zusammenstellung in einzelnen westlichen Direktionsbezirken allein während der ersten zwei Mobilmachungstage je 80000 Mann betrugen. Als dann mit Mitternacht vom zweiten zum dritten Mobilmachungstage der Mobilmachungsfahrplan in Kraft tat, mußten vor allem alle unterwegs befindlichen Güterzüge beiseite gestellt oder entladen werden, wobei es sich in einem einzigen Bezirk um 40000 Wagen handelte. Gleichzeitig wurden überall Kriegsverpflegungsstationen eingerichtet und Laderampen gebaut. Schon begann aber auch, wie wir gesehen haben, die Abbeförderung der Truppen nach Ost und West. Welchen Umfang diese Transporte annahmen, mag wieder eine trockene Zahl beweisen: in einem westlichen Direktionsbezirk wurden in 19 Tagen über 26000 Militärzüge westwärts befördert mit mehr als 2 Millionen Soldaten und allem Zubehör an Geschützen, Pferden, Munition, Fuhrparkkolonnen usw. Damit aber nicht genug: vom ersten Mobilmachungstage an mußten täglich ungeheure Massen Kohlen für unsere Flotte an die Küste geschafft werden!

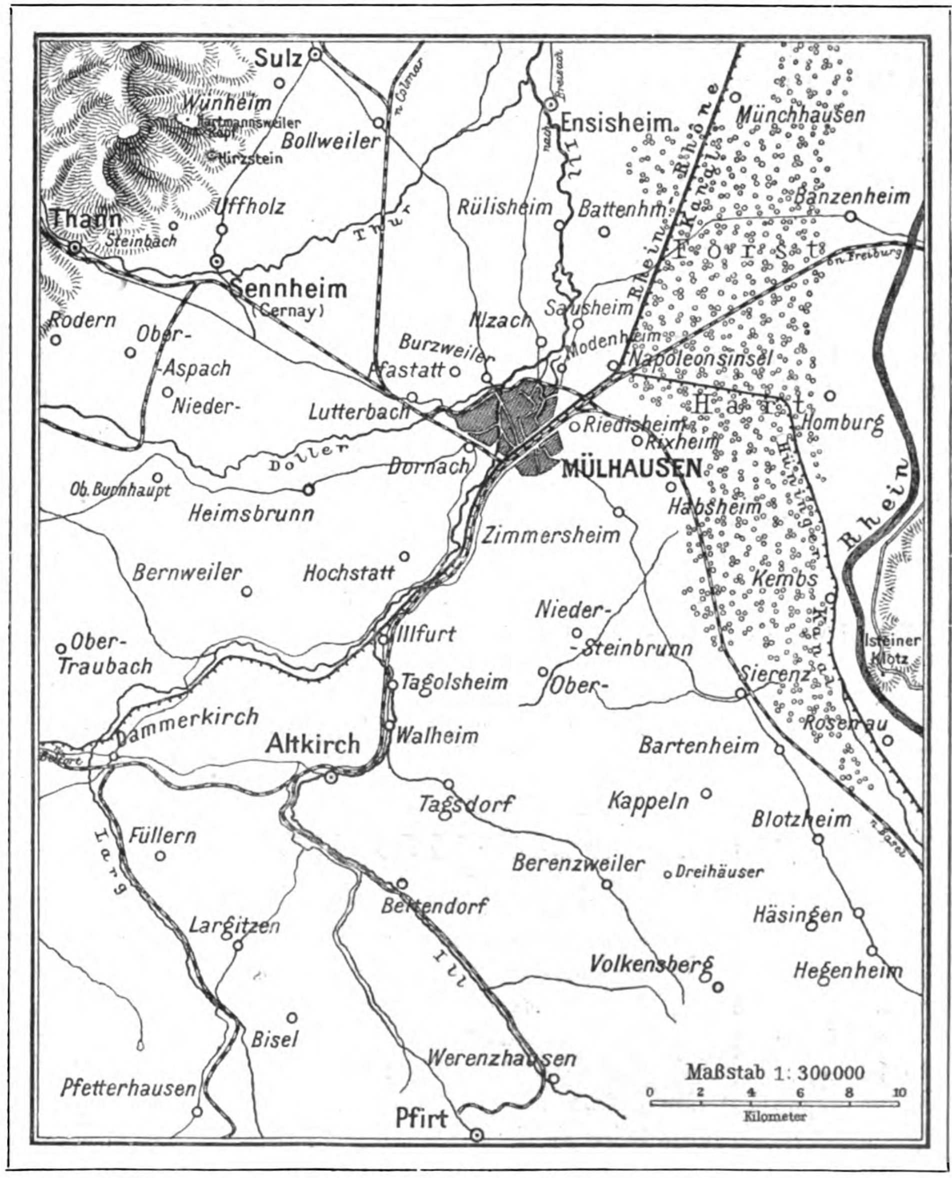


Maßstab 1 : 4 000 000
(1 cm der Karte = 40 km in der Natur)

50 0 50 100 150 200 Kilometer

Schematische Darstellung des deutschen Einmarsches in Frankreich

Die eingezeichneten Linien geben nur ganz im allgemeinen die Marschrichtung der Armeen an, von denen jede selbstverständlich mehrere Straßen benutzen mußte



88 Karte zu den Kämpfen im Sundgau

Das sind Leistungen, die uns auch keiner unserer Gegner nachgemacht hat und nachmachen konnte. Nur deutsche Organisation und deutsche Pflichttreue machten das scheinbar Unmögliche möglich, daß nirgends eine Stockung, nirgends auch ein nennenswerter Unfall eintrat. — — —

In sieben ungeheuren Kriegsharsten, je zu etwa vier bis fünf Armeekorps, gliederte sich im Westen das deutsche Heer.

Den äußersten rechten Flügel bildete, besonders stark auch mit Reiterei versehen, die Armee des Generalobersten v. Kluck: 1. Armee.

Ihr reihte sich die Armee des Generalobersten v. Bülow an: 2. Armee.

Es folgte ostwärts von dieser die Armee des Generalobersten v. Hausen, des früheren sächsischen Kriegsministers: 3. Armee.

Dann kam mit seinem Kriegsharst der Herzog Albrecht v. Württemberg: 4. Armee.

Die nächste Armee hatte den jugendlichen Kronprinzen des Deutschen Reichs und von Preußen, Wilhelm, zum Führer erhalten: 5. Armee.

Endlich hielten in Lothringen und im Elsaß Wacht der Kronprinz Rupprecht von Bayern mit der 6. Armee und Generaloberst v. Heeringen mit der 7. Armee.

Ehe wir uns aber den Ereignissen auf den großen Kriegsschauplätzen zuwenden, müssen wir die weiteren Grenzkämpfe im Elsaß und in Lothringen und im Osten wenigstens kurz verfolgen. Sind sie im engen Rahmen doch der Auftakt zu Größerem und in mancher Beziehung für dies Größere mitbestimmend.

Im Elsaß rührte es sich früh. Der erwartete französische Vorstoß durch das „Loch von Belfort“ ließ nicht auf sich warten. Nachdem schon vor den Kriegserklärungen kleine französische Abteilungen die Grenze überschritten hatten, drangen am 6. August starke Kräfte auf Mülhausen vor; das ganze 7. französische Armeekorps und noch eine weitere Division. Unsere schwachen Grenzschutztruppen wichen nach tapferem Widerstand zurück. Mit klingendem Spiel zogen die Franzosen am 8. August in Mülhausen ein, dessen Bevölkerung leider, abweichend von der des übrigen Elsaß, teilweise starke französische Sympathie zeigte; es fehlte nicht an Tücher- und Fähnchenschwenken, und hier und dort klang sogar der Ruf „Vive la France“ aus der dem festlich aufgeputzten Einzug zuschauenden Masse auf. Hier glaubte man noch an Frankreichs Überlegenheit. War nicht soeben feierlich verkündigt worden: „Kinder des Elsaß! Nach 44 Jahren schrecklichen Wartens betreten französische Soldaten wiederum den Boden eures edlen Landes. Sie sind die Vorarbeiter des großen Werkes der Revanche. Es erfüllt sie mit Rührung und Stolz: um das Werk zu vollbringen, geben sie ihr Leben dahin. Die französische Nation steht einmütig hinter ihnen, und in den

6. Aug. 1914 Erster französischer Vorstoß im oberen Elsaß

8. Aug. 1914 Franzosen besetzen Mülhausen

PROCLAMATION

DU

Généralissime Francais

Aux ALSACIENS

Enfants d'Alsace. après 44 années d'une douloureuse attente des soldats francais foulent à nouveau le sol de votre noble Pays. Ils sont les premiers ouvriers de la grande œuvre de la REVANCHE.

Pour eux quelle émotion et quelle fierté! Pour parfaire cette œuvre ils ont fait le sacrifice de leur vie! La Nation Francaise unanimement les pousse et dans les plis de leur drapeau sont inscrits les noms magiques de Droit et de Liberté.

Vive l'Alsace!
Vive la France!

Le Généralissime Francais.
JOFFRE.

Porté par les Escadrilles Françaises de Mulhouse

Französischer Aufruf an die Bevölkerung von Elsaß-Lothringen

Bekanntmachung.

Es wird hiermit zur allgemeinen Kenntnis gebracht, daß vom 22. August 1914 mittags 12 Uhr ab die Pariser Zeit eingeführt wird.

Mülhausen, den 21. August 1914.

Das Bürgermeisteramt.

Mülhausen, von den Franzosen zum zweiten Male besetzt

Falten ihrer Fahnen sind die zauberhaften Worte ‚Recht und Freiheit' eingegraben. Es lebe das Elsaß! Es lebe Frankreich! Der französische Generalissimus Joffre."

Wer Joffre war, wußten die wenigsten. Aber Generalissimus: das mußte etwas besonders Großes sein. Von einem Generalissimus hatte man sogar bei den „Ditschen" nie etwas gehört. Das klang. Und die schönen Phrasen klangen erst recht. Und wie viele Soldaten! Immer neue kamen, marschierten durch die Stadt in die umliegenden Dörfer. Wahrhaftig: es war zu Ende mit der deutschen Herrschaft und Herrlichkeit. Die Deutschen hatten das auch schon gewußt: hatten sie doch die Schätze der Reichsbank über den Rhein in Sicherheit gebracht. In Sicherheit? In ein paar Tagen waren die Franzosen sicherlich über den Rhein. „Do sin wir jetz," hatte ein kleiner französischer Leutnant auf gut Elsässerditsch beim Einzug gerufen. „Jetz geht's uf Berlin."

Es kam recht anders.

Am 8. hatten die Franzosen ihren festlichen Einzug gehalten, schon am 9. donnerten nördlich Mülhausen die deutschen Geschütze. Die Armee Heeringen zog von Norden und Nordosten heran, die braven Badener an der Spitze, den Sundgau zu säubern, den Eindringlingen die Suppe zu versalzen. Über Uffholz und

9. Aug. 1914 Schlacht bei Mülhausen

Bekanntmachung.

Es wird hiermit bekannt gegeben, daß ab Mitternacht vom 26. auf den 27. August 1914 die mitteleuropäische Zeit wieder eingeführt wird.

Mülhausen, den 26. August 1914.

Das Bürgermeisteramt.

Die Freude der Franzosen dauerte nicht lange: Nach vier Tagen ward Mülhausen wieder von ihnen geräumt

Sennheim kamen sie, merkwürdig überraschend, wo sie die Franzosen beim Abkochen überraschten und kurzen Prozeß machten. Dann aber folgten heiße, schwere Kämpfe. Schritt um Schritt fast mußten sie sich Bahn brechen. Bei Illzach und Modenheim fanden sie starken Widerstand. Hier fand der zweite deutsche General, v. Koschenbahr, den Heldentod, fast gleichzeitig mit sieben Kameraden der badener Regimenter. Die französische Artillerie an der Napoleonsinsel schoß gut, aber schließlich wurde sie niedergekämpft. Es ging vorwärts: am Spätnachmittag begann der Angriff auf die gartenreichen Villenvorstädte von Mülhausen. Straße um Straße mußte von der Infanterie erobert werden, während in das Brüllen der Kanonen der Feldartillerie sich der Donner der weittragenden Riesengeschütze des Istein über den Rhein her mischte. Im Morgengrauen zog der hartnäckige Gegner ab. Ihn nach der Schweizer Grenze hin zu drängen, war leider nicht gelungen: trotzdem war der Erfolg groß. In den nächsten Tagen konnte fast der ganze Gau bis gegen Belfort hin, über Dammerkirch und Altkirch fort, vom Feinde befreit werden.



General der Infanterie Gaede. Phot. Paul Haarstick

Das war die Schlacht von Mülhausen am 9. August; 10 Offiziere, über 500 Mann als Gefangene, dazu 4 Geschütze brachte sie uns ein.

Ich möchte hier, vorgreifend, die Geschicke des Sundgaus in der nächsten Zeit der besseren Übersicht halber gleich anfügen. Die deutschen Truppen der Armee Heeringen wurden am 17. August in nördlicher Richtung zu anderweitiger Verwendung, von der wir später hören werden, zurückgenommen, nur schwache Landwehr blieb im Sundgau; Mülhausen wurde gänzlich geräumt. Als die Franzosen gleichzeitig wieder von Belfort aus, diesmal mit stärkeren Kräften vorstießen, drängten sie die tapfer widerstehenden Deckungstruppen nach verlustreichen Gefechten bei Dornach, Altkirch und Tagsdorf hinter die Ill zurück und konnten stolz zum zweiten Male in die größte Stadt des Oberelsaß einrücken. Diesmal in der festen Absicht, sich häuslich einzurichten: in einer Mitteilung an die Zeitungen verkündete das französische Kriegsministerium denn auch sofort diese zweite Besetzung Mülhausens als einen großen Erfolg. Auch diesmal währte die Freude indessen nicht lange. Strategische Rücksichten, die mit denen gleich liefen, die zum Abzug unserer Truppen nach Norden geführt hatten, veranlaßten auch die französische Heeresleitung zu gleicher Maßnahme. Schon am 22. wurde in Paris kund und zu wissen getan: „Der Generalissimus, der an der Maas alle Truppen

Zweite Besetzung und zweite Befreiung Mülhausens

nötig hat, befahl, nach und nach das besetzte Oberelsaß zu räumen. Mülhausen ist schon geräumt worden."

So wurde die Stadt von uns mit schwächeren Kräften wieder in Besitz genommen. Und inzwischen war Vorsorge getroffen worden, daß es uns nicht sobald wieder genommen werden konnte.

General der Infanterie Gaede

Saß da in Freiburg ein verdienter General der Infanterie z. D., der sich im schönen Breisgau zur Ruhe gesetzt, sich aber bei Ausbruch des Krieges sofort der Heeresleitung zur Verfügung gestellt hatte. Exzellenz Gaede hieß der Herr — man muß sich den Namen einprägen. Er erhielt den Befehl über die drei schwachen Landwehrbrigaden, die zur Deckung des Elsaß von Basel bis Straßburg bestimmt waren, er hatte mit ihnen die zweite Offensive der Franzosen in breiter Front aufzuhalten versucht, wacker und brav, solang es ging — gegen 2½ Armeekorps und eine Kavallerie-Division. Als es nicht mehr ging, hatte er seine Truppe sehr geschickt über den Rhein zurückgeführt, fest entschlossen, zu hindern, daß ein Franzose den deutschen Strom überschreite. Sie wagten es nicht einmal, an dessen Ufer zu kommen: so hatte General Gaede sie über die Stärke seiner Landwehr getäuscht. In bangen Tagen der Erwartung baute er die Truppe aus; aus den benachbarten Garnisonen wurde, was entbehrlich war, herangezogen, Kolonnen, Trains bis zu den Gulaschkanonen herab gleichsam aus dem Nichts geschaffen. Und als dann der rechte Augenblick gekommen war, als die Franzosen aus dem Oberelsaß abzuziehen begannen, da zögerte der General nicht eine Stunde: er ging wieder über den Rhein und drängte die Rothosen — damals trugen sie noch Rothosen — bis hart an die Grenze, bis zu dem Zipfel zurück, in dem sie dann, durch die Gunst des Geländes unterstützt, Halt machten. Hart ihnen gegenüber aber stand nun gleich einer Mauer die Armeeabteilung Gaede, wie sie seit dem



Munitionskolonne durchzieht eine französische Ortschaft. Phot. Aug. Rupp

19. September amtlich genannt wurde, und was an starker Feldbefestigung irgend zu ersinnen war, das wurde zur Abwehr geschaffen. Als erste, rechte „Wacht am Rhein" hat sich die Armeeabteilung durch die langen Monate bewährt. Es darf gewiß gleich hier gesagt sein, mit welch warmherzigen Worten höchster Anerkennung der Kaiser, um ein Jahr später, dem General den Orden Pour le mérite verlieh:

An den General der Infanterie Gaede. Vor mehr als einem Jahre nach der ersten Schlacht bei Mülhausen wurde Ew. Exzellenz der Auftrag, das Elsaß zu schützen. Seit dieser Zeit haben die Ihnen unterstellten Truppen unter Ihrer umsichtigen und festen Führung allen Anstürmen des Feindes, der seine besonderen Anstrengungen auf die Gewinnung des Oberelsaß richtete, Trotz geboten und selbst jede Gelegenheit, den Feind aus den letzten von ihm noch besetzten deutschen Gebieten zu vertreiben, ausgenützt. Die bis in die jüngste Zeit führenden Vogesenkämpfe sind unvergängliche Ruhmesblätter in der Geschichte des deutschen Heeres. Als Ausdruck meines Dankes für Ihre und Ihrer Truppen Leistungen verleihe ich Ihnen den Orden Pour le mérite.

Wilhelm I. R.

Aber auch nördlicher, Deutsch-Lothringen gegenüber, suchten die Franzosen nach ihrer Art eine große Offensive durch Teilvorstöße vorzubereiten. So hatte sich am 11. August, von Nancy kommend, eine französische Brigade des XV. Armeekorps am Rhein-Marne-Kanal, westlich Saarburg, in und bei Lagarde eingenistet und verschanzt. Unsere Grenztruppen gingen nach scharfer Artillerievorbereitung gegen den mindestens um das Doppelte überlegenen Feind vor, kämpften sich in glühender Augusthitze mühsam vorwärts. Als schließlich ein Stocken eintrat, machte ihnen eine kühne Attacke bayrischer Reiter Luft. Verstärkung kam noch rechtzeitig heran, und nach siebenstündigem Ringen war der Gegner auf den Wald von Parroy, nordöstlich Lunéville, zurückgejagt. Über tausend Gefangene waren unser, dazu 2 Batterien und 4 Maschinengewehre — endlich, als erstes in diesem Kriege erbeutetes Feldzeichen — eine Fahne. Auch wir freilich hatten nicht unbeträchtliche Verluste. Als am Abend ein Chevauxleger-Rittmeister seine Reiter zählte, waren's noch 58 von 142 Mann.

11. Aug. 1914 Gefecht von Lagarde

Ich kann mir nicht versagen, hier den Feldpostbrief eines einfachen Musketiers, des Offizierburschen Hinrich, einzufügen. Nicht weil er Neues und Bedeutsames über das Gefecht von Lagarde brächte; der Gesichtskreis des mitkämpfenden Soldaten, ja eines Offiziers in der Front, auch der rein körperliche, reicht fast nie so weit, daß er die großen Züge einer Schlachthandlung schildern kann. Der Brief erscheint mir aber wundervoll charakteristisch für den Geist unseres Heeres.

„Sonnabend und Sonntag waren wir in Lagarde, wir das Bataillon vom Grenzschutzregiment. Lagarde ist wie alle Lothringer Dörfer, nur größer. Es liegt am Rhein-Marne-Kanal und ist Zollstation. Das Wasser ist aber fast alles abgelassen. Alle Lothringer Dörfer sind lange nicht so schön wie die Dörfer in Deutschland. Sie haben so kahle Häuser, weiß getüncht, mit wenig Fenstern und einen Misthaufen grad vor dem Haus. Sonntag abend sind wir von Lagarde wieder fortgemacht. Nur eine Kompagnie blieb dort. Und wie wir abgezogen waren, da haben die Bewohner ein Zeichen mit der Glocke im Kirchturm gegeben, und aus all den vielen



Französische Gefangene. Phot. Hohlwein & Giercke

Wäldern über der Grenze sind spornstreichs Franzosen herausgekommen und haben Lagarde besetzt. Das haben wir aber erst später gehört, als wir's wieder gewonnen hatten. Zu uns ist am andern Morgen der Befehl gekommen: ‚Das Bataillon nimmt Lagarde!' Also wir wieder hin und marschiert, erst die Straße entlang, dann durch Haferfelder, auf die die Sonne herabbrannte, daß es so eine Art war. Wir sind dann neben dem Wald hergegangen, und der Wald war voll Franzosen.

Dann ist das Bataillon in den Wald hineingegangen, und bei jeder Schneise haben wir gedacht: ‚Sind sie da?' ‚Kommen sie?' Aber wir sind glücklich durchgekommen und alle, die im Wald waren, haben keine gesehen. Wie wir aus dem Wald herauskommen, fallen die ersten Schüsse von den Franzosen. Nun hieß es, vorgehen über Wiesen, die mit Viehgattern überzogen sind. Einmal sind wir drunter durch, der Major und alle Herren Offiziere mit uns, einmal sind wir rüberweg. So kamen wir dem Feind immer näher. Und nun schossen wir auch und warfen uns nieder, und dann sprangen wir wieder eine Strecke vor; grad wie im Manöver. Und einmal sagte der Major: ‚Kinder, der Sprung war zu kurz,' und dann sprang er uns vor und wir mit. Die Kugeln pfiffen nur so über unsere Köpfe weg. Einmal fuhr eine an meiner Nasenspitze vorbei in die Erde und gab einen Schlag, wie wenn mir jemand eine Ohrfeige gegeben hätte. Dann sprangen wir wieder vor. Die Offiziere immer vorne weg. Und da, wo's dem Major nicht schnell genug ging, ist er selbst hingemacht und hat die Kompagnie geholt und hat geschrien: ‚Linker Flügel vor'.

Sehen konnten wir die Franzosen schon von weitem, die roten Hosen und die blauen Fracks. Es war bald Mittag und glühend heiß. Ganz blauer Himmel.

Ein Flieger ganz hoch warf Bomben, aber die taten uns nix. Aber vor uns auf dem Kirchturm schossen die Franzosen wie toll mit einem Maschinengewehr, das sie heraufgeschleppt hatten, und von den Schiffen und von den Fenstern und aus den Gärten haben sie geschossen.

Alles, was noch in Deckung war, ist jetzt heraus. Der Tambour hat geschlagen, da sind wir mit aufgepflanztem Seitengewehr zum Sturm auf die Brücke hinauf. Die Offiziere immer voran. Was mein guter Hauptmann ist, wie der aus der Hecke rauskommt, hat er eine Kugel, weg und tot war er, ehe er ein Wort sagen konnte. Und er hatte grad erst eine feindliche Radfahrerabteilung zurückgetrieben und 22 Klappfahrräder, die die Franzosen auf dem Rücken tragen, erbeutet. Jammerschade um ihn! Er sah so schön aus in der Scheune, in die sie ihn nachher getragen haben, als wollte er sagen: ‚Ich hab' meine Pflicht getan.'

Aber noch waren wir nicht drin im Dorf. Ach so — ich hab' ganz vergessen: Wir sind durch einen Bach, unser Kommandeur immer der erste. Der war so hoch, daß das Wasser bis an die Schultern ging und es war gut, daß wir nicht von den Kleinen waren. Und wie die Franzosen uns haben stürmen sehen, da ging ihr Schießen erst recht los. Denn die Franzosen schießen alle auf einmal und mörderlich, und dann sind sie wieder still. Unser Major hat einen Schuß in den rechten Oberarm bekommen, und wie ihn einer hat halten wollen, kriegt der einen Schuß und fällt hin und ist tot. Die Artillerie hat uns geholfen von zwei Seiten, und unsere Maschinengewehre haben geschossen, was ging. Und die anderen Truppen sind von der andern Seite gekommen und haben das Dorf beschossen und ganz umzingelt. Um ein Uhr war es unser. Da sind wir mit Hurra hineingemacht. Und alle Franzosen mußten sich ergeben. Die hatten Angst, sie legten ganz schnell Gewehr und Seitengewehr ab und sprangen in die Ecken und hoben die Arme hoch. Es waren schmächtige Leute; sie sagen, aus Südfrankreich. Ich habe ihr Stücker drei gefangen hinter einem Weinfaß. Die liefen wie die Hasen! Vor dem Haus, in dem wir Sonntag Logis hatten, haben drei tote Pferde gelegen, und an der Mauer hatten sie die Männer kurzerhand totgeschossen, die aus den Häusern auf uns geschossen hatten. Für uns hat's Rotwein aus einem Faß gegeben. Es war zu heiß gewesen, und wenn wir nicht beizeiten die Feldflaschen gefüllt gehabt hätten am Morgen, so wären wir verschmachtet. Gesungen haben die Truppen die ‚Wacht am Rhein', als sie in Lagarde eingezogen sind.

Tausend Gefangene haben wir gemacht. Die machten bald die Hand rund zum Betteln, weil sie Hunger hatten. Einer, der etwas Deutsch konnte, sagte: ‚Gesehen haben wir euch nie in euren grauen Joppen, nur wenn ihr sprangt, wußten wir, wo ihr war't'. Sie hatten alle rote Hosen und schwarze Wickelgamaschen und große Röcke wie Fräcke, und vorn am Kragen rote Achselstücke und am Käppi die Regimentsnummer. Nur das Käppi hatte einen grauen Überzug. Einem haben wir ein Korsett ausgezogen! Und dann die Stiefel! Wie es heißt, müssen die französischen Soldaten sich die Stiefel selbst halten, und deshalb sind sie wohl alle so kaputt und schlecht. Zwei von den 150, die ich mit eskortierte, hatten gar nichts an den Füßen. Bei anderen hingen die Sohlen herunter. Die Patronen hatten sie oft nur in Papier gewickelt. Sie haben uns

gezeigt, wie man die Geschosse noch extra schlimm machen kann mit einem Blech, damit die Wunden noch ärger werden.

Nachher hab ich geholfen, Verwundete tragen. Die Bauern mußten Wagen hergeben, und unser Herr Oberst hat selbst dafür gesorgt. Die Schwerverletzten sind noch am Abend in Autos und Wagen ins Lazarett gebracht worden. Die Leichtverletzten sind weiter fortgemacht. Auf unserem Kasernenhof stehen jetzt neun Geschütze, die wir den Franzosen abgenommen haben. Aber mein Zug geht — ich muß aufhören. Das nächste Mal mehr. Ich muß zurück in die Front machen. Für meinen Herrn müssen drei Franzosen dran glauben!"

14. Aug. 1914 Feuerüberfall vom Donon

Aber auch eine kleine Schlappe hatten wir zu verzeichnen. Die Franzosen hatten, ohne daß wir rechtzeitig Kenntnis davon erhielten, sofort nach Kriegsausbruch den hohen Donon besetzt. Als nun am 14. zwei Festungsbataillone mit Geschützen und Maschinengewehren im Vogesenpaß bei Schirmeck vorgingen, erlitten sie vom Donon her einen heftigen Feuerüberfall. Die in dem engen Paß eingekeilte Truppe mußte zurück — aber erst nachdem sie Geschütze und Maschinengewehre unbrauchbar gemacht hatte; sie erreichte unverfolgt den Festungsbezirk Straßburg. Die Oberste Heeresleitung schloß ihren Bericht: „Die Truppe hat zwar ihre Geschütze, aber nicht den Mut verloren." Dafür wurde am 19. ein von der französischen 55. Infanterie-Brigade gegen Weiler, 15 Kilometer nordwestlich Schlettstadt, unternommener Vorstoß von bayrischen und badener Truppen glänzend zurückgewiesen, nachdem schon vorher ein bayrisches Armeekorps zur Deckung des deutschen Aufmarsches nach Frankreich eingedrungen war, bei Badonviller siegreich gekämpft, Baccarat und Blamont erreicht hatte. Plötzlich wurde es zurückgerufen: es bereitete sich eine größere Aufgabe auch für dies Korps vor.



General v. Rennenkampf

19. Aug. 1914 Gefechte bei Weiler und Badonviller

Bevor wir auf diese eingehen, die auf längere Zeit hinaus für die Ereignisse an unserer Westfront bedingend wurde, müssen wir aber unsere Aufmerksamkeit nach Ostpreußen wenden, wo sich aus den kleineren Grenzgefechten schneller, als man erwartet, größere Kämpfe entwickelten.

Wir hatten bereits gesehen, daß unsere Heeresleitung das Schwergewicht der Entscheidung zunächst im Westen suchte, für die sie sieben sehr starke Armeen vorgesehen hatte. So blieben für Ostpreußen nur drei aktive Armeekorps übrig unter Generalleutnant v. François, unter General der Kavallerie v. Mackensen und unter General der Artillerie v. Scholtz; dazu eine Kavallerie-Division und einige Reserve- und Landwehrformationen. Die ganze Heeresmacht war zur 8. Armee unter dem Generaloberst v. Prittwitz und Gaffron vereinigt.

Die Grenzkämpfe, die wir bereits bis in die ersten Augusttage verfolgt hatten, entwickelten sich auch noch in der nächsten Woche nicht ungünstig. Unsere vorgeschobenen kleinen Schutzabteilungen hielten wacker stand, während die russische Reiterei, auch wo sie in stärkeren Verbänden auftrat, wenig Unternehmungsgeist und noch weniger Widerstandskraft zeigte. Am 9. August gelang es der deutschen Grenzwehr bei Bialla, südwestlich des Spirdingsees und etwa 17 Kilometer östlich von Johannisburg, eine ganze russische Kavalleriebrigade zurückzuwerfen und ihr acht Geschütze abzunehmen; am gleichen Tage wurde bei Schmalleningken, östlich Memel, ein anderer russischer Vorstoß von drei ostpreußischen Landwehrkompagnien glänzend abgewiesen. Am 10. August warfen drei andere von Eydtkuhnen, dem Grenzort östlich von Gumbinnen, vorgehende Kompagnien, trefflich unterstützt durch herbeieilende Feldartillerie, die ganze 3. russische Kavallerie-Division, die auf Romeiken antritt, über die Grenze.

9. Aug. 1914 Gefechte bei Bialla und Schmalleningken

BEKANNTMACHUNG

ALLEN EINWOHNERN OST. PREUSSENS.

Gestern d. 4 — 17 August überschritt das Kaiserliche Russische Heer die Grenze Preussens und mit dem Deutschen Heere kämpfend, setzst es seinen Vormarsch fort.

Der Wille des Kaisers aller Reussen ist die friedlichen Einwohner zu schonen.

Laut der mir Allerhöchst anvertrauten Vollmächten mache Ich folgendes bekannt:

1. Jeder, von Seiten der Einwohner dem Kaiserlichen Russischen Heere geleistete Wiederstand, wird schonungslos und ohne Unterschied des Geschlechtes und des Alters bestraft werden.

2. Orte, in denen auch der kleinste Anschlag auf das Russische Heer verübt wird oder, in denen den Verfühungen desselben Wiederstand geleistet wird, werden sofort niedergebrannt.

3. Falls die Einwohner Ost-Preussens sich keine feindlichen Handlungen zu Schulden kommen lassen, so wird auch der kleinste dem Russischen Heere erwiesene Dienst reichlich bezahlt und belohnt werden; die Ortschaften werden verschont und das Eigenthumsrecht wird gewahrt bleiben.

Gezeichnet: von Rennenkampf.

General Adjutant Seiner Kaiserlichen Majestät
General der Kavallerie.

Russische Proklamation

Aber die Gefahr wurde doch immer drohender. Immer stärkere Kräfte zeigten die Russen. Man erkannte, daß sie zwei große Armeen gegen Ostpreußen in Bewegung gesetzt hatten. Die eine, die Njemen-Armee, drang aus dem Raum der Festungen Kowno, Olita und von Wilna unter dem Befehl des Generals v. Rennenkampf gegen die Ostgrenzen der Provinz vor; bei ihr befand sich auch der Großfürst-Generalissimus. Die andere, die Narew-Armee, drängte, aus Russisch-Polen kommend, gegen die südliche Grenze vor. General Ssamsonoff, der sie befehligte, hatte augenscheinlich Weisung, über Osterode—Deutsch-Eylau vorzugehen, um dann der Njemen-Armee die Hand zu reichen und mit ihr vereint, sei es gegen die Weichsellinie, sei es gegen Königsberg, zu operieren. Die Narew-Armee bestand aus dem VI., XIII., XV., IX. und XXIII. russischen Armeekorps, sowie drei Kavallerie-Divisionen, rund 250000 Mann; die Njemen- oder Wilna-Armee aus dem II., III., IV., XX. Armeekorps, etwa 6 Reserve-Divisionen, 2 Schützenbrigaden und 2 Garde-Kavallerie-Divisionen, rund 300000 Mann. Außerdem konnte, etwas später, noch die sogenannte Grodno-Armee festgestellt werden,

Die russische Njemen-, Narew- und Grodno-Armeen

die von Südost auf Goldap—Lyck vorgegangen war und aus Teilen des III. sibirischen, Resten des bei Tannenberg geschlagenen VI. Armeekorps und dem XXII. (finnischen) Armeekorps zusammengesetzt war.

Im ganzen hatten die Russen 500000—600000 Mann gegen Ostpreußen in Bewegung gesetzt. Demgegenüber verfügten wir über höchstens 225000 Mann, von denen etwa 90000 Mann für Besatzungs- und Sicherungstruppen abgingen, so daß für die Feldoperationen auf knapp 135000 Mann gerechnet werden konnte!

Trotz allem glückte es, noch zweimal das Vordringen der Hauptmassen der Njemen-Armee aufzuhalten. Am 17. August warf unser I. Armeekorps den Feind bei Stallupönen, westlich Eydtkuhnen, und nahm ihm, der auch außerordentlich blutige Verluste erlitt, 3000 Gefangene ab. Am 20. schlug General v. François mit demselben Armeekorps, unterstützt durch schleunigst herangezogene Verstärkungen, sehr starke russische Kräfte bei Gumbinnen, wobei er sogar 8000 Gefangene und einige Geschütze erbeutete; in derselben Zeit kämpfte die preußische Kavalleriedivision gegen zwei russische Reiterdivisionen mit glänzendem Erfolg. Es waren überhaupt Tage, in denen sich kühner Reitergeist frei entfalten konnte. So erhielt Leutnant v. Robendorff eines Jäger-Regiments zu Pferde den Auftrag, mit einer Patrouille von 2 Unteroffizieren und 20 Jägern über Rössel auf Sorquitten vorzugehen, um die Bewegungen des Feindes zu erkunden. An der Seeenge von Sorquitten stießen sie auf eine russische Kavallerie-Division. Rasch entschlossen ließ Leutnant v. Robendorff absitzen, zog seine geringen Kräfte geschickt hinter eine Höhe in breiter Front zum Fußgefecht auseinander und eröffnete aus einer Entfernung von 800 Meter ein lebhaftes Feuer auf die ahnungslos anreitende Vorhut des Feindes. Sein kühner Plan gelang. Die Russen, in dem Glauben, sich stärkeren Kräften gegenüber zu finden, gerieten in Verwirrung und jagten unter Zurücklassung von mehreren Verwundeten hinter die Seeenge zurück. Erst nach Verlauf einer Stunde wagte es die russische Kavallerie, unterstützt von einem Regiment Infanterie, wieder vorzugehen. Dieser Übermacht mußte die Patrouille weichen. Nachdem sie die Nacht in dauernder Fühlung mit dem Feinde zugebracht hatte, ohne daß derselbe einen energischen Angriff gewagt hätte, zog sie sich gegen Mittag auf Rössel zurück.

17. Aug. 1914 Gefecht bei Stallupönen

20. Aug. 1914 Gefecht bei Gumbinnen

Kurz vor Rössel erreichte sie die Nachricht, die Stadt sei von feindlicher Kavallerie besetzt. Sofort beschloß v. Robendorff, die Russen durch ein keckes Reiterstückchen zu täuschen. Er zog seine Leute auf 200 Meter Tiefe auseinander, setzte sich selbst an die Spitze und jagte in den Ort hinein. Auch diesmal ließen sich die Russen täuschen und vermuteten hinter dem großen Staubwirbel stärkere Kavallerie. Eine auf dem Marktplatz haltende Kosakenschwadron flüchtete in größter Verwirrung zum anderen Tor hinaus, und unter Hurrarufen besetzten unsere tapferen 20 Jäger die Stadt Rössel. Leutnant v. Robendorff holte eigenhändig die russische Fahne vom Rathausturm, hißte die deutsche Flagge und erklärte unter dem nicht endenwollenden Jubel der Bevölkerung Rössel wieder zur deutschen Stadt. Noch viele andere schneidige Ritte zeigten den Mut und den Reitergeist v. Robendorffs. Auf einer schwierigen Patrouille gegen die starken Feldbefestigungen der Russen nördlich Piasecno ritt er mit den Worten: „Wir müssen die Stellungen erkunden, koste es, was es wolle!" dicht an die feindlichen Linien heran und starb, von zwei Kugeln getroffen, den Heldentod. —



Ortelsburg, vom Turm der protestantischen Kirche aus gesehen. Hofphot. Kühlewindt

Barbarische russische Kriegführung in Ostpreußen

Inzwischen waren aber immer größere Truppenmassen sowohl nördlich vom Pregel wie auch auf Lyck zu und endlich südwestlich der Masurischen Seenplatte in Ostpreußen eingedrungen. Schon mußte die Heeresleitung die Stellung bei Gumbinnen räumen. Es verlautete, sie wolle alle verfügbaren Kräfte erst an der Weichsellinie wieder zusammenziehen. Die Russen aber hausten, mit wenigen Ausnahmen, in den besetzten Landesteilen wie die Hunnen, brannten, raubten, schändeten, schleppten jung und alt weg, schossen ohne Grund und Sinn Wehrlose nieder. Es schien fast, als wären die Zeiten des Siebenjährigen Krieges wiedergekehrt, in denen die Moskowiter die gleichen Gegenden verheert und verwüstet hatten.

Soweit es noch möglich war — niemand hatte ja eine derartige grausame, jeder Menschlichkeit Hohn sprechende Kriegführung der Heerscharen des „guten Niki", des Friedensapostels, für möglich gehalten — erhielt die Bevölkerung der bedrohten Gebiete Weisung, die Heimat zu räumen. Die Wege bedeckten sich mit Flüchtigen, die, zu Tausenden und Abertausenden, westwärts zogen, bettelarm die einen, ein wenig gerettetes Hausgerät mit sich führend, die anderen. Die letzten Bahnzüge, die von den, den Grenzen nahen Stationen abgelassen werden konnten, waren überfüllt. Große Herden Vieh wurden die Straßen zur Weichsel hin entlang getrieben: war doch die Viehzucht eine wirtschaftliche Hauptstütze Ostpreußens gewesen. Hinter den Fliehenden aber loderten die Dörfer, die Gehöfte. Vorgreifend sei festgestellt, daß nach amtlichen Quellen die Zahl der in Ostpreußen von den Russen bei ihren verschiedenen Einfällen getöteten oder schwerverletzten Personen auf nicht weniger als 2000, die Zahl derer, die die Russen verschleppt haben, sogar auf 10700 berechnet wurde, und, was besonders kennzeichnend ist für die Barbarei unserer

östlichen Feinde, daß sie sich bei ihren Greueltaten nicht auf wehrfähige Männer beschränkten, sondern daß auch Frauen, Kinder und alte Leute ihnen zum Opfer gefallen sind; befinden sich doch unter den Verschleppten zahllose Greise, und besteht doch die Hälfte der Entführten aus Frauen und Kindern. 350000 bis 400000 ostpreußische Einwohner sind von Haus und Hof vertrieben worden. 24 Städte, beinahe 600 Dörfer, ungefähr 300 Güter und über 30000 Gebäude haben die Russen zerstört.

Es mag gestattet sein, den Brief eines hart an der Grenze ansässigen Gutsbesitzers einzufügen, der in schlichten Worten einen Ausschnitt aus jener Leidenszeit gibt:

„Heute frühmorgens saß ich, noch nichts ahnend, zu Hause an meinem Schreibtisch, als vor dem Fenster plötzlich der Kopf eines Kosakenoffiziers erscheint. ‚Aus diesem Hause ist geschossen worden!‘ ruft er auf Deutsch. Ich nötige ihn ins Wohnzimmer und gebe ihm die Versicherung, daß weder von mir noch von meinen Leuten ein Schuß abgegeben worden sei, und daß wir von der Anwesenheit der Russen überhaupt nichts gewußt hätten. Er scheint sich dabei zu beruhigen, und ich frage ihn, ob ich ihm eine Flasche Wein vorsetzen dürfe. ‚Wir nehmen während des Feldzugs keinen Tropfen Alkohol, es ist streng verboten,‘ antwortet er, ‚aber für ein Glas Tee wäre ich Ihnen dankbar.‘ Ich lasse ihm Tee und ein Frühstück servieren, wir unterhalten uns ganz gemütlich miteinander. Als er aber fertig ist, erklärt er mir mit der gleichgültigsten Miene: ‚Nun muß ich meine Pflicht tun und den Hof anzünden lassen, denn es ist aus Ihrem Hause auf meine Truppe geschossen worden.‘ Meine Beteuerungen helfen nichts, er gestattet mir nur, meine Leute



Ostpreußische Flüchtlinge in einem Berliner Barackenlager. Phot. Gebr. Haeckel

und mich in Sicherheit zu bringen, und er verspricht, mein Wohnhaus zu verschonen. Die unglückliche Viehherde, die sich auf der Weide befand, wurde von den Kosaken in den Stall getrieben, die Tür verschlossen und an alle Gebäude Feuer angelegt. Inzwischen hatte ich meine Leute und mich auf den Leiterwagen gesetzt, und nun ging es fort, so schnell wie die alten Ackergäule laufen konnten. Schwarze Rauchwolken und das klägliche Gebrüll meines Viehs waren der letzte Gruß der untergehenden Heimat.

Wir versuchten die nächste Bahnstation zu erreichen; hier ging aber kein Zug mehr, und so mußten wir weiter. Überall tauchten schon Kosakentrupps auf, und ich habe unsere dichten ostpreußischen Wälder gesegnet, in denen wir uns, wenn die Lage gar zu brenzlich wurde, verstecken konnten. . . . Schließlich erreichten wir noch eine Bahn. All unsere Habe ist verloren, aber wir haben wenigstens das Leben gerettet.

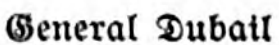
Über das Auftreten der Kosaken habe ich die verschiedenartigsten Gerüchte und Ansichten gehört. Sie sollen, im Gegensatz zu den regulären russischen Truppen, ein für allemal die dienstliche Erlaubnis zum Plündern und Brennen erhalten haben. Als Vorwand diente dann immer die Beschuldigung, es wäre aus dem betreffenden Gehöft geschossen worden. Die ‚herrschaftlichen‘ Landhäuser lassen sie meistens stehen, weil die Gebäude von den russischen Offizieren eventuell als Quartier benutzt werden sollen. Damit erklärt sich auch die Schonung meines Gutshofes. Weshalb sie aber unsere Viehherden verbrennen, die ihren Truppen doch als Nahrung dienen könnten, ist schlechterdings rätselhaft."

Zu Sorge und Kummer gesellte sich die Angst. Was Wunder, daß es nicht an Kleinmütigen fehlte. Wilde Gerüchte wehten durch das Land, all das Unheil noch übertreibend, von vergeblichem Widerstand der Unsern kündend, von Verrat und Vaterlandslosigkeit. Schon sollte Königsberg bedroht sein, vor dem doch die Landwehr eine wacker gehaltene Verteidigungslinie, weit vor den Forts, längst der Deime bezogen hatte. Schon wurde angeblich Elbing geräumt. —

Da erschien der Retter in der Not: Generaloberst von **Beneckendorff und Hindenburg** wurde durch kaiserliches Vertrauen an die Spitze der 8. Armee berufen, und ihm zur Seite trat einer der Sieger von Lüttich, der Generalmajor Ludendorff, dem soeben der Kaiser selbst im Großen Hauptquartier den höchsten preußischen Kriegsorden, den vom ‚Alten Fritz‘ gestifteten Pour le mérite, an die Brust geheftet hatte.

Plan von Allenburg mit Einzeichnung der durch die Russen verursachten Zerstörungen. Bearbeitet nach der Aufnahme von Geheimrat Fischer und Vermessungsdirektor Werner in Königsberg





General Duball



General Pau



General Castelnau

Fünfter Abschnitt

Die große Schlacht in Lothringen unter dem Kronprinzen von Bayern. — Der Vormarsch der deutschen Heere durch Belgien und ihr Einmarsch durch Frankreich bis zur Marne.

Es wird von einem französischen „Kriegsplan" berichtet, nach dem fünf große Heere aufgestellt werden sollten: die Armee von Belfort, die von Epinal, von Toul, von Verdun und endlich die von Maubeuge, zu welch letzterer das englische Expeditionskorps und unter Umständen die belgische Armee zu stoßen gehabt hätten — wenn nicht eben alles anders gekommen wäre. Die Armee von Maubeuge sollte durch Belgien vorgehen und Köln und Koblenz nehmen; die Armee von Verdun Metz erobern und mit der erstgenannten Armee dann in Norddeutschland einfallen; der Armee von Toul fiel Straßburg zu, mit ihr sollte sich die Armee von Belfort vereinigen. Die Armee von Epinal endlich wäre als strategische Reserve gedacht.

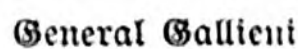
Dieser ganze Kriegsplan erscheint wenig glaubwürdig. Soviel hatten die französischen Generalstäbler doch wohl von Moltke gelernt, daß ein Kriegsplan nicht über den ersten Aufmarsch hinaus und jedenfalls nicht so weit hinaus entworfen werden kann, wie es hier der Fall ist, wo mit den Eroberungen der Festungen vom Range Metz und Straßburg gerechnet wird wie mit Kinderspielzeugen. Er stimmt aber auch in wesentlichen Punkten nicht mit der Gliederung des französischen Aufmarsches überein, auf die wir stießen. Wobei allerdings bemerkt werden muß, daß Generalissimus Joffre das reiche Eisenbahnnetz Frankreichs stets geschickt benutzt und viele Verschiebungen vorgenommen hat; aller Wahrscheinlichkeit nach auch solche, die sich unserem Einbruch durch Belgien entgegenstellen sollten.

Tatsächlich war die gesamte feindliche Heeresmacht um Mitte August etwa folgendermaßen gegliedert.

Aufmarsch der französischen Armeen

Die 1. Armee unter General Pau stand bei und nördlich Belfort. Der gefeierte einarmige General Pau scheint, nebenbei bemerkt, mit dem Generalissimus nicht immer in besonderem Einvernehmen gelebt zu haben, denn er verschwand bald in der Versenkung; d. h. in Anbetracht des hohen Ansehens, das er genoß, wurde er mit militärisch-diplomatischen Aufträgen nach Petersburg und in die Balkanstaaten geschickt.





General Gallieni



General Langle de Cary



General Maunoury

Die 2. und 3. Armee unter den Generälen Dubail und Castelnau hielt gegenüber Lothringen Wacht.

Die 4. Armee unter General Sarrail sicherte den Raum um Verdun.

Die 5. und 6. Armee unter den Generalen Ruffey und Langle de Cary standen an der belgischen-luxemburgischen Grenze und hatten starke Teile unter General Lauresac nach Namur zur Unterstützung der Belgier vorgeschoben.

Eine große weitere Armee war in und um Paris unter General Maunoury, der später eine andere Armee erhielt und durch General Gallieni ersetzt wurde, als Reserve in der Bildung begriffen.

Das englische Expeditionskorps landete in Ostende und Dünkirchen, hatte aber bereits Teile, besonders Kavallerie, auf Mons vorgeschoben.

Die belgische Armee hielt mit dem einen, schwächeren Teil Namur und Vorgelände, stand mit dem größeren zwischen Lüttich und der Linie Antwerpen—Brüssel.

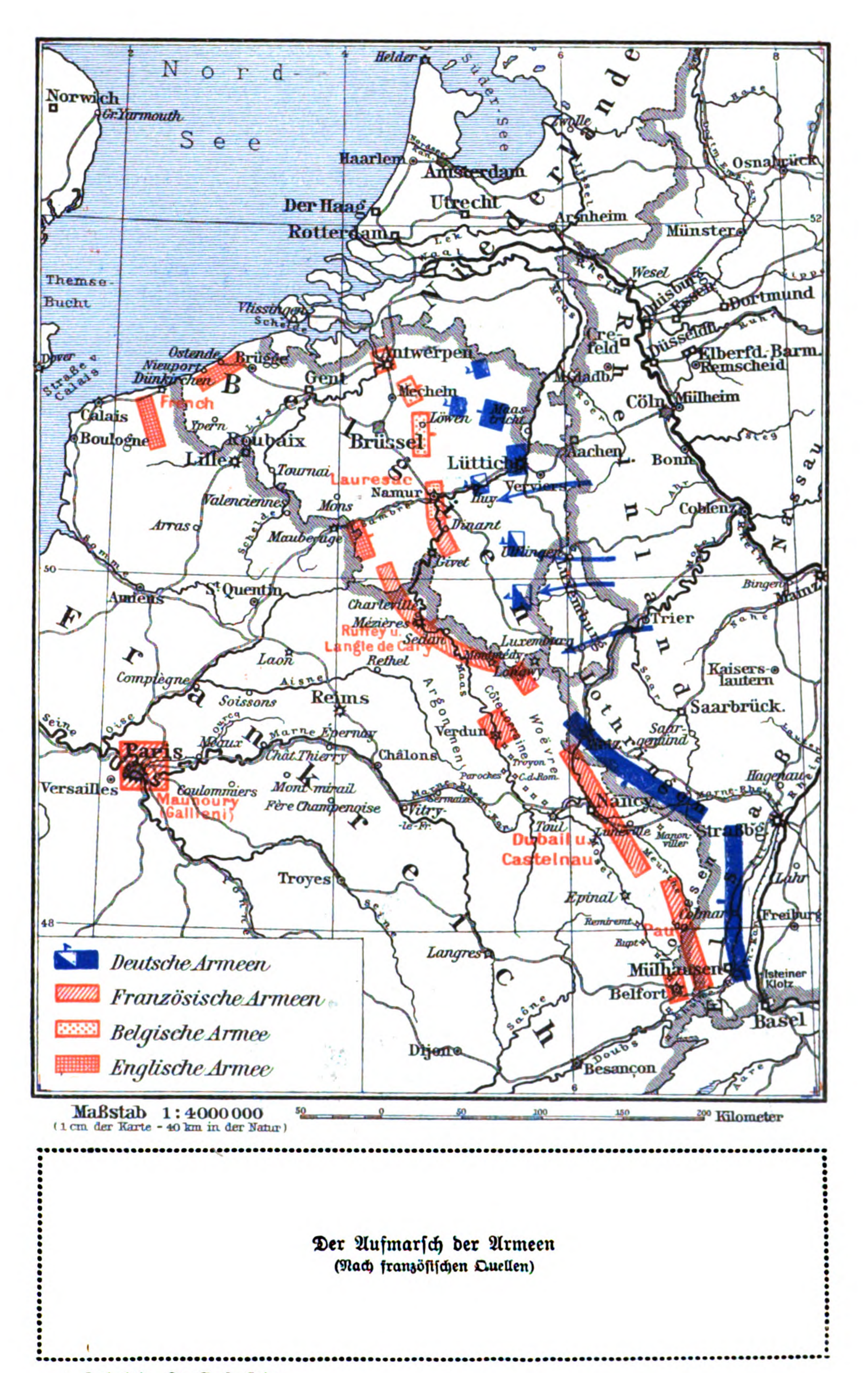
Erinnern wir uns demgegenüber der Gliederung des gesamten deutschen Westheeres in sieben Armeen. Ein schönes, greifbar deutliches Bild für diese Gliederung hat A. Fendrich gefunden: er vergleicht das deutsche Heer einem Riesenarm; die Armee Heeringen ist ihm die steife Achsel, die Heeressäulen der Kronprinzen von Bayern und des Deutschen Reichs sind der wuchtige Oberarm; die Armee des Schwabenherzogs ist das bewegliche Gelenk, und die Armeen Hausen, Bülow und Kluck sind straff zufassender Unterarm und Hand. —



General Sarrail

Ein bayrisches Korps bis östlich Saarburg zurückgenommen

Wir hatten gesehen, wie ein bayrisches Korps im flotten Vorstoß über die Grenze gegangen war — und zurückberufen wurde. Sie sollen sehr ungehalten gewesen sein, die immer angriffslustigen Bayern, und sie wurden noch ärgerlicher, als es weiter und weiter zurückging:



Der Aufmarsch der Armeen
(Nach französischen Quellen)

bis östlich Saarburg. Wir haben auch gesehen, daß Heeringen Mülhausen, das eben eroberte, freiwillig aufgeben mußte und nordwärts verschoben wurde.

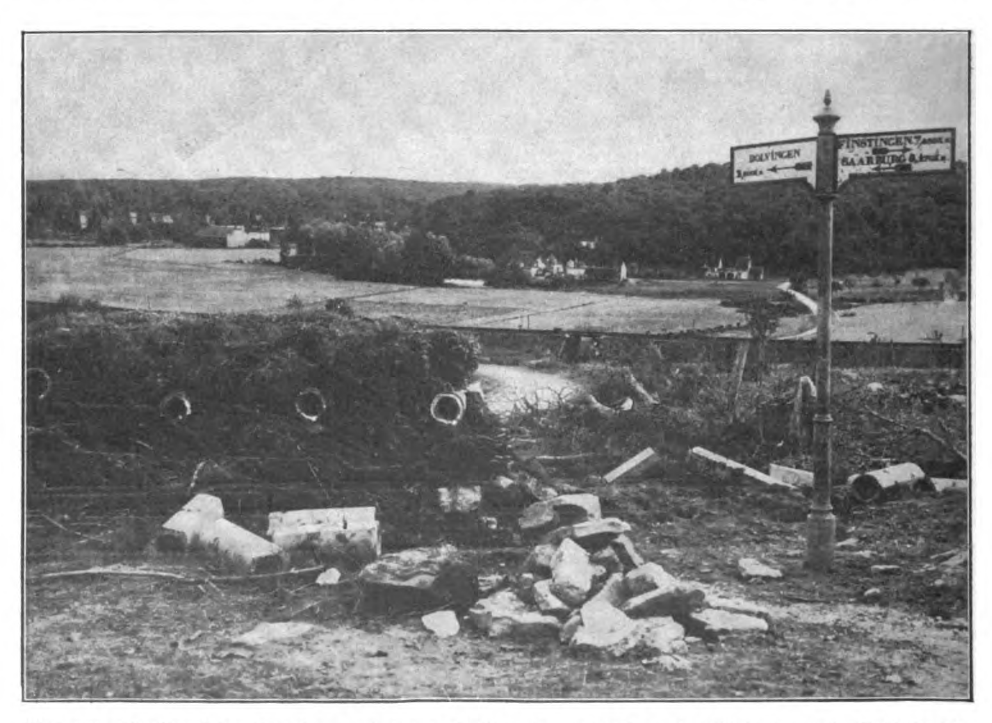
Es hatte seine guten Gründe.

Die Franzosen planten, man wußte es, eine neue große Offensive nach Lothringen hinein. Da sollten sie gut empfangen werden. Daraufhin war alles angelegt und vorbereitet.

19. Aug. 1914 Beginn der französischen Offensive

Am Morgen des 19. erschienen bereits zwei feindliche Kavallerie-Divisionen bei Saarburg; bald darauf besetzte französische Infanterie die Stadt selbst und den nahen Wald von Saaraltdorf. Gleichzeitig drangen immer stärkere Massen vom Donon her durch das Breuschtal vor, von Nancy aus über Chateau Salins auf Dieuze, wo sie sich besonders im Monacherwald bei Verzonville einnisteten, und auf Mörchingen, auch von Pont-à-Mousson auf Remilly. Acht volle Armeekorps setzten die Franzosen ein. Auch sie hatten guten Grund. Denn augenscheinlich wollten sie die deutschen, schnell vorschreitenden Erfolge in Belgien ausgleichen, wo man immer noch vergeblich auf das Eingreifen des englischen Expeditionskorps harrte.

Die Unsern aber standen und warteten. Die 6. Armee unter dem bayrischen Kronprinzen und die 7. unter Generaloberst v. Heeringen, für die Kampftage der ersteren unterstellt. Auf dem rechten Flügel Preußen von Delme bis etwa Gebling; links von ihnen die Bayern hauptsächlich im Raum von Saarburg; Badener um Bühl; dann wieder Preußen um Dagsburg, Württemberger. Von Truppen aller deutschen Stämme kündete nachher die deutsche Siegesnachricht.



Blick von Oberstinzel bei Saarburg auf die zerschossene Saareckmühle und Schloß Saareck. Dahinter die Waldungen bei Dieuze, in denen der heißumstrittene Saarkanal mit seinen Schleusen liegt. Über Oberstinzel gingen am 20. August Teile des I. bayrischen Armeekorps im Sturm vor. Im Vordergrunde Artillerie-Scheinstellung aus Zementröhren. Phot. Aug. Rupp



Durchziehende Infanterie in Dieuze. Phot. Aug. Rupp

Bis zum Freitag, den 20. denkwürdigen Angedenkens, mußten unsere Feldgrauen warten und harren. „Soldaten!" lautete der kernige Tagesbefehl des Kronprinzen von Bayern: „Höhere Rücksicht zwang mich, Euch trotz Eurer Kampfeswut Zügel anzulegen. Die Zeit des Wartens und Zurückgehens ist um. Wir müssen vorwärts. Nun gilt es. Wir müssen siegen, wir werden siegen! Vorwärts!"

20. Aug. 1914 Deutscher Gegenangriff

Auf 11 Uhr vormittags war der große Ansturm angesetzt. Bei dem Dämmerlicht des Augustmorgens aber begannen bereits die Geschütze zu donnern: hüben und drüben. Sieben lange Stunden währte der gewaltige Artilleriekampf. Bis endlich unsere schweren Haubitzen und Mörser entschieden Überhand gewannen. Bis mit dem Glockenschlag 11 Uhr die deutsche Infanterie losstürmte. In langen, langen Sprüngen stürzten die endlosen Schützenketten unter donnerndem Hurra vorwärts. Stellung auf Stellung wurde genommen, französische Gegenstöße überall abgewiesen. Wo das Seitengewehr nicht zureichte, half der Kolben nach. Bald konnte die Artillerie weiter vorgezogen werden und pfefferte gegen die weichenden Feinde drein. Als der Abend sich zu sinken anschickte, war das Hauptwerk getan, war der erste große Feldsieg der Deutschen entschieden.

Die rechte Flanke hatte, nach anstrengendem Marsche in die Nähe von Delme gelangt, eine preußische Division im Verein mit einer Kavallerie-Division gegen das befestigte Lager von Nancy gedeckt. Ein anderes preußisches Armeekorps focht fast in der Mitte der langgedehnten Schlachtlinie entscheidend mit; bei Gebling und Biedesdorf vorstoßend, warf es den hartnäckig Widerstand leistenden Feind über Verzaville zurück und nahm am Abend noch Dieuze. Hinter dem linken Flügel dieses Armeekorps stand wiederum eine Kavallerie-Division bereit, griff aber nur mit Artillerie in den Kampf ein. Eine württembergische Division, ursprüng-

lich Armee-Reserve, wurde nachmittags am rechten Flügel der preußischen Linie zur Füllung einer Lücke eingesetzt, feuerte jedoch auch nur einige Schuß. Ein weiteres preußisches Armeekorps marschierte über Dagsburg an, um südlich Saarburg aus den Vogesen herauszutreten; am 20. fochten von ihm nur Vortruppen in der Gegend von Hohenwalsch. Nur mittelbar an der Schlacht beteiligt war die Hauptreserve von Metz, aus Preußen und Bayern bestehend, die auf Nomeny vorstieß, um feindliche Kräfte zu binden.

In der Mitte der Schlachtfront kämpften die Bayern.

Das I. bayrische Armeekorps

Wir besitzen eine außerordentlich klare Schilderung eines einzelnen Kampfausschnittes, der Anteilnahme des I. bayrischen Armeekorps an der Schlacht von Metz, eine Schilderung, die noch dadurch an Interesse gewinnt, weil sie die überhaupt erste amtliche Darstellung eines Schlachtenvorgangs war. Darum und weil sie auch ein lebendiges Bild des Kampfes selbst gibt, sei sie im Auszuge hier eingeschaltet.

„Der Befehl für das I. Armeekorps hatte gelautet, seine Stellung zwischen Rommelfingen und Rieding entscheidend zu verteidigen. Da traf in der Nacht vom 19. zum 20. der freudigst begrüßte neue Befehl ein, der den allgemeinen Angriff auf der ganzen Front für den 20. August 11 Uhr vormittags anordnete.

Schwierig mußte ja dieser Angriff sein — über das freie Gelände vor der eigenen Stellung mußte man nun selbst vorstürmen. Aber der Feind war endlich einmal in Massen und in greifbarer Nähe vor dem I. Armeekorps; hier gab es daher bei jedem Angehörigen des Armeekorps nur den einen Gedanken: „Drauf, koste es, was es wolle!"

Seit dem Morgengrauen des 20. bekämpften sich die beiderseitigen Artillerien mit großer Heftigkeit. Dumpf dröhnten die eigenen und die feindlichen schweren Geschütze auf der eigenen Front und bei den Nachbarkorps; zahlreiche helle Sprengwölkchen und dunkelbraune Rauchentwicklungen zeigten im einzelnen, wohin sich die Wirkung der Artillerie richtete.

Die Infanterie, die in den Schützengräben unter dem heftigsten Feuer der französischen Batterien lag, und die rückwärtigen Teile der Infanterie, die, gewandt im Gelände sich deckend, die Umgruppierung aus der Verteidigung zum entscheidenden Angriffe vollzogen, erwarteten mit Sehnen die Stunde des Angriffs.

Das Armeekorps hatte sich inzwischen zum Angriffe gruppiert, ohne daß der Feind es merkte. Es sollten vorgehen:

Rechts 2. Infanteriedivision: 4. Infanteriebrigade von Oberstinzel: 15. Infanterieregiment auf Zittersdorf und Saaraltdorf, 12. Infanterieregiment auf Hof. 3. Infanteriebrigade zunächst Korpsreserve nördlich Hilbesheim.

Links 1. Infanteriedivision: 2. Infanteriebrigade, rechts 16., links 2. Infanterieregiment von Tinkelberg gegen Hof-Saarburg, 1. Infanteriebrigade beiderseits Rieding vorbei gegen Saarburg und Höhen dicht östlich davon.

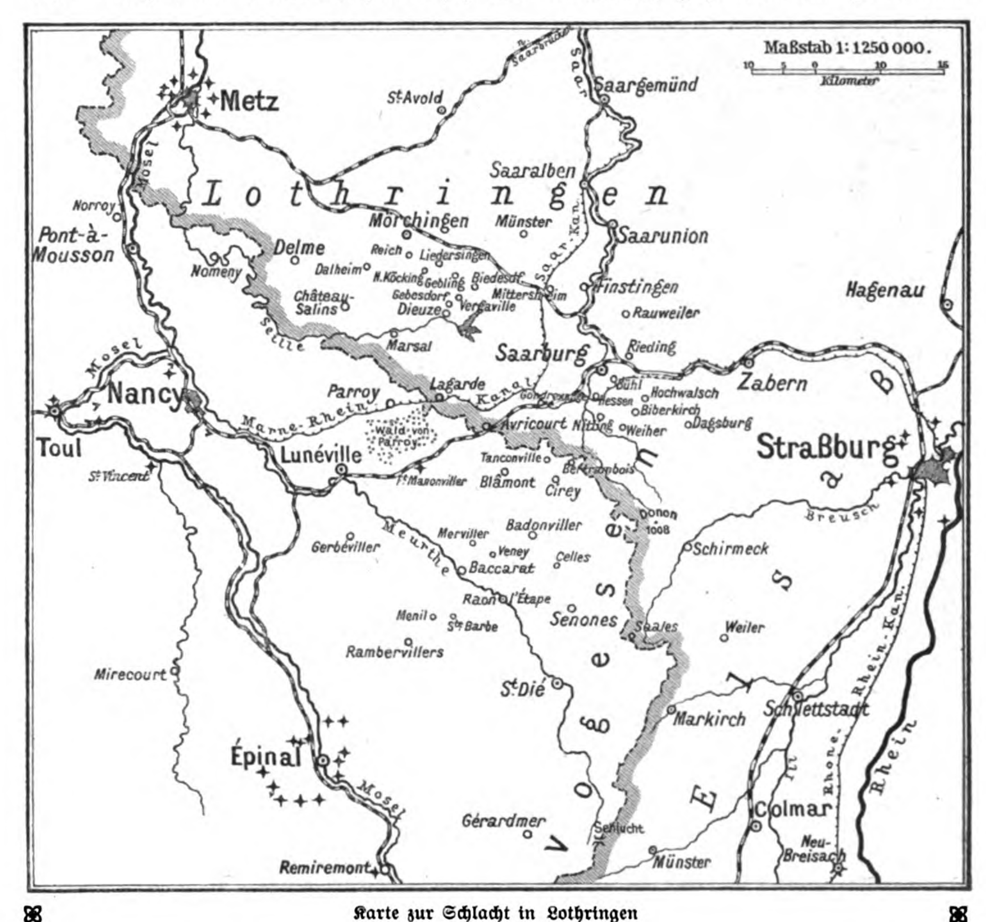
Die Artillerie blieb zunächst in ihren Stellungen: Die 2. Feldartilleriebrigade auf den Höhen nordöstlich Oberstinzel-Saaraltdorf, die 1. Feldartilleriebrigade auf dem Tinkelberg und nördlich Rieding; dahinter die schweren Batterien: 2. und 1. Fußartillerieregiments (schwere Feldhaubitzen) und 2. und 3. Fußartillerieregiments (Mörser) südlich Hilbesheim, 3. Fußartillerieregiment Nr. 18 (Mörser) südlich Rauweiler.

Die Pioniere befanden sich teils bei der Infanterie, teils bei der Artillerie; die Kavallerie stand bei der Artillerie.

Der Ballon der Feldluftschifferabteilung war bei Kirberg hochgegangen. Seinen guten Beobachtungen war zum großen Teile das sichere Schießen der schweren Artillerie zu verdanken.

Das Generalkommando stand am Kastelwalder Hof.

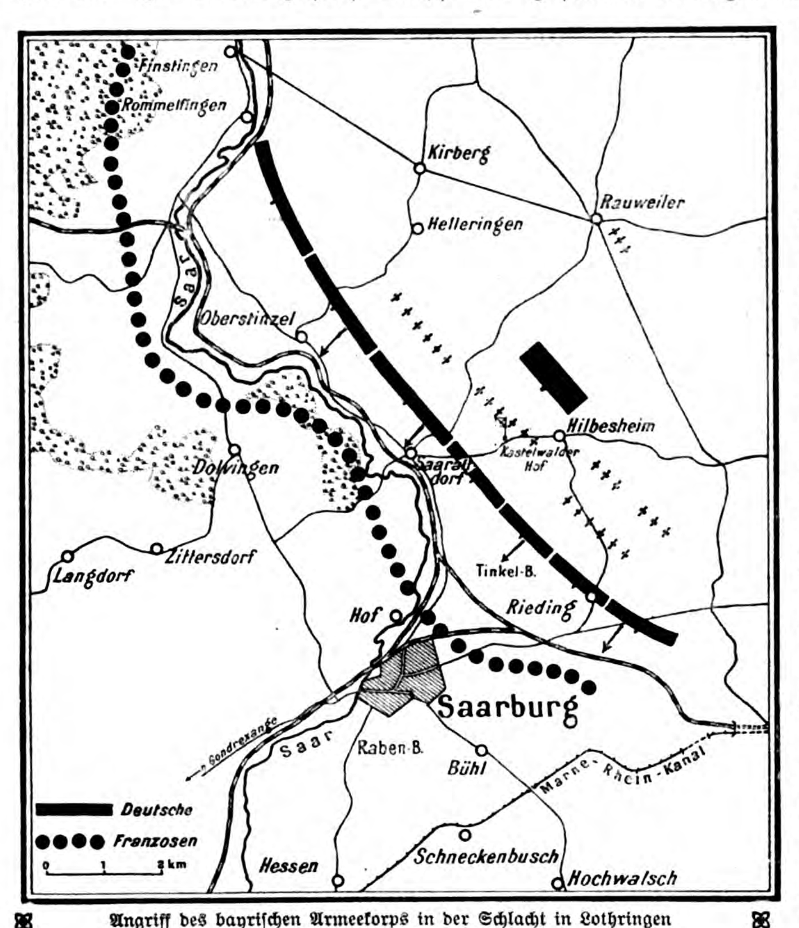
Es ist 11 Uhr vormittags geworden — wie auf einen Schlag beginnen die vorderen Linien vorzubrechen, und sofort entbrennt die Schlacht zur höchsten Heftigkeit. Auch beim linken Nachbarkorps, den Badenern, geht nun ein Höllenlärm



Karte zur Schlacht in Lothringen

los, und man sieht weithin an den Sprengwolken der Artillerie, wie die Linien verlaufen. Die französische Infanterie, die nördlich Saarburg und in den Waldungen westlich Saaraltdorf-Finstingen sich mit Massen bereitgestellt hat und zum Teil im Abkochen begriffen ist, wird durch den Angriff völlig überrascht. Die eigene Feldartillerie, die den Infanterieangriff durch Beschießen der Waldränder vorbereitete, hatte, wie später festgestellt wurde, gegen die Franzosen, die sich in den Waldungen eng zusammengeschart hatten, furchtbare Wirkung. Die schwere Artillerie des Feldheeres wirkte verheerend gegen jede erkennbare feindliche Batterie; sie wird auch gegen massierte Infanterie eingesetzt, wo wenige Schüsse genügen, ganze Kompanien niederzulegen. Gegen fünf Uhr abends sind Dol-

vingen, die Waldungen westlich Saaraltdorf, sowie der Südrand von Saarburg genommen; der Feind ist überall im Zurückweichen. Abends hat die 2. Infanteriedivision, der auch die 3. Infanteriebrigade (bisher Korpsreserve) wieder zur Verfügung gestellt wurde, die Gegend von Langdorf—Zittersdorf, die 1. Infanteriedivision die Höhen bei Hof, Saarburg und die Höhe des Rabenberges in Händen. In Saarburg selbst kämpft das Infanterie-Leibregiment (die ‚Leiber‘ nennen es die Münchener kurzweg) noch gegen zurückgebliebene Teile des Feindes, die den eindringenden Sieger aus Häusern, Türmen usw. mit Maschinengewehren befeuern. Mit Einbruch der Dunkelheit versucht der Feind noch einen Gegenstoß gegen den linken Flügel der 1. Infanteriedivision zwischen Saarburg und Bühl; der Angriff wird von der 1. Infanteriebrigade glänzend abgewiesen. Die 1. Infanteriedivision hält sich nachts bei Hof, in Saarburg und am Rabenberge; die 2. Infanteriedivision gelangt auf der Verfolgung nachts 2 Uhr noch bis Gondrexange.



Angriff des bayrischen Armeekorps in der Schlacht in Lothringen

Im großen und ganzen aber läßt der Gefechtslärm während der Nacht nach.

Am Abend des Schlachttages hat man das Gefühl, den Feind geworfen zu haben. Die Größe des Erfolges wird jedoch erst in den nächsten Tagen klar, als man die Verluste des Feindes, die zahlreichen Gefangenen und die Zahl der genommenen Geschütze — 31 — überblickt. Die Geschütze wurden beinahe sämtlich durch die bayrische Artillerie demoliert, die Bedienungen wurden von ihr erschossen, oder sie liefen davon. Das VIII. französische Armeekorps und das XIII. sind durch die Schlacht bei Saarburg und durch die folgenden Verfolgungsgefechte bis



Rupprecht
Kronprinz von Bayern



zur Meurthe schwer geschädigt und in ihrem Halte erschüttert. Es ist dies durch zahlreiche Tagebuchnotizen von französischen Verwundeten und Toten übereinstimmend festgestellt.

Die Verluste des Armeekorps in den Tagen vor und nach Saarburg entsprachen dem großen Erfolge, der erreicht wurde. Verluste bis zu 25 und sogar 50 v. H. ertrugen die Truppen ohne Wanken. Dieser opfermutigen Tapferkeit der Truppe ist in erster Linie der Sieg zu verdanken, dessen Tragweite als durchschlagender Anfangserfolg heute noch gar nicht voll gewürdigt werden kann.

Das Verhalten der Truppe war über alles Lob erhaben; wie auf dem Exerzierplatze vollzogen sich die Vorwärtsbewegungen und das Feuern. Kein Mann blieb zurück. Alles ging vorwärts, vorwärts. Wahre echte Tapferkeit durchglühte die Truppen. Heldenhaft benahmen sich die Verwundeten; man hörte kein Stöhnen, kein Wimmern; ohne Klage, aufrecht und selbstbewußt gingen die marschfähigen Verwundeten zum Verbandplatz, ruhig erwarteten die nicht marschfähigen die Abholung durch die Sanitätsmannschaften.

Wer diese Truppen sah am Morgen und Abend des ersten großen Schlachttages, dem mußte es warm ums Herz werden, der mußte stolz und dankerfüllt sich sagen: „Hier haben echte Soldaten, hier haben ganze Männer für Kaiser und König, für das Vaterland, für ihre Ehre gekämpft."

Nicht minder tapfer und erfolgreich hatten die Badener im Verbande der 6. Armee gekämpft. Zuerst bei Bühl südlich Saarburg; dann, am 20., brachen die Badener über die Linie Schneckenbusch—Hochwalsch, wo der Brennpunkt des Ringens für sie lag, entscheidend gegen Hessen—Weiher—Biberkirch los und warfen die Franzosen im unwiderstehlichen Ansturm. Achtzehn Geschütze waren für sie neben vielen Gefangenen der Preis des Tages. Auch im Verband der 6. Armee kämpften die Württemberger, nördlich Dieuze. Spät am Abend nahm eine Brigade den Gutshof Neu-Köcking.

Das war die Schlacht bei Metz, richtiger eigentlich die Schlacht in Lothringen genannt; denn ihre Ausdehnung erstreckte sich, in vielen Einzelgefechten, fast über ganz Deutsch-Lothringen, von Delme im Norden bis weit südlich Saarburg. Sie nahm auf fast 150 Kilometer Länge einen weit größeren Raum ein, als etwa 1870 die Schlacht von Gravelotte und St. Privat.

21. Aug. 1914 Fluchtartiger Rückzug der Franzosen

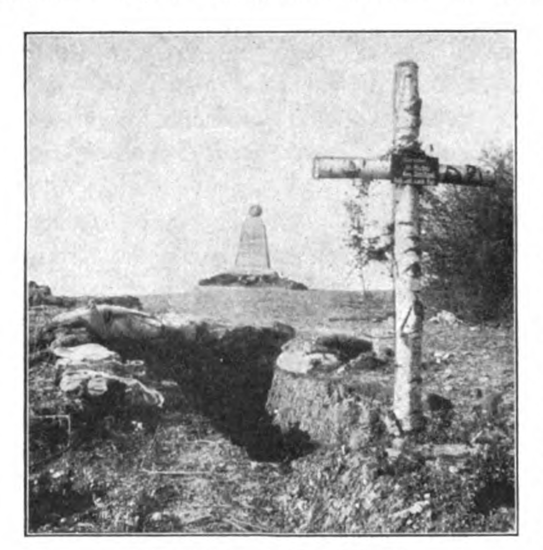
Am nächsten Tage, dem 21., artete der Rückzug der Franzosen vielfach in Flucht aus. Stolz und schlicht meldete das Telegramm der Obersten Heeresleitung: „mehr als 10000 Gefangene sind gemacht, mindestens 50 Geschütze erbeutet."

Hunderte von Kriegergräbern, Freund und Feind, ziehen sich über das ungeheure Schlachtfeld hin. Rührend sind die Inschriften: „In Treue fest" steht hier; „Unsern lieben Kameraden gewidmet," steht dort; bei Mittersheim erhebt sich das erste Grabdenkmal aus unbehauenen Felsblöcken gefügt: „Hier ruhen 45 tapfere Bayern"; am Rebberg ruhen 312 Gefallene, Deutsche und Franzosen: „Gefallen als Helden!" kündet die kurze Inschrift; bei dem Friedhof von Gebesdorf wieder Steinquadern: „Freund und Feind im Tod vereint . . ." „Sie fielen im Kampf für ihr Vaterland"; auf einer Höhe hinter Reich unweit Mörchingen eine schwarze Tafel mit goldener Riesenschrift: „Hier ruhen 700 Krieger, darunter

300 tapfere Bayern"; ein Kreuz dazu: „Sei getreu bis in den Tod." Dann endlich auf dem blutig umstrittenen Tinkelberg bei Saarburg eine mächtige Pyramide aus rotem Sandstein, gekrönt von einer Kugel mit dem Zeichen des Eisernen Kreuzes: „Unsern tapferen Bayern, 18.—21. August 1914". Im reichen Baumschatten liegen fast alle Heldengräber. Der Verband Rheinland, Bund deutscher Baumschulbesitzer, hatte auf Veranlassung seines Mitglieds Hönigs in Neuß bei Köln allein 12 Eisenbahnwagen mit 75000 Pflanzen und Bäumen gestiftet . . .

22 Aug. 1914 Verfolgung der Franzosen

Unaufhaltsam ging nach dem heißen Kampf die Verfolgung weiter; am 22. hatten unsere Feldgrauen bereits die Linie Lunéville—Blâmont erreicht, am 24. zog das XXI. Armeekorps in Lunéville ein; immer mehr wuchs die Kriegsbeute — am 24. hatten wir bereits 150 Geschütze erobert. Am 26. wies der Kronprinz von Bayern einen starken Gegenstoß der Franzosen aus der Richtung von Nancy erfolgreich zurück, am 27. erreichte Heeringen Epinal, nachdem allein das ihm unterstellte Badener Korps, während seines unausgesetzten, rastlosen Vordringens bei Mitting, in Linie Tanconville-Bertrambois, also schon jenseits der Grenze, dann bis Merviller-Veney, bei Baccarat-Raon und bei St. Barbe-Menil geschlagen und gesiegt hatte.



Schützengraben mit Kriegergrab
Im Hintergrunde das Bayerndenkmal auf dem Tinkelberg bei Saarburg. Phot. Aug. Rupp

27. Aug. 1914 Das Sperrfort Manonviller gefallen

Am 27. fiel, unsern Lunéville, Manonviller, angeblich das stärkste aller Sperrforts. Auch der große Donon, der 1000 Meter hohe Vogesenkopf, den die Franzosen auf das allerstärkste befestigt hatten, erlag dem gewaltigen Ansturm. Eichenlaub an den Helmen, sangen die Sieger auf dem höchsten Gipfel ihr „Deutschland, Deutschland über alles —".

⌘ ⌘ ⌘

Längst hatten inzwischen unsere anderen Streitharste den Vormarsch angetreten. Unaufhaltsam wälzten sich ihre Marschkolonnen durch Belgien und bald auch Nordfrankreich. Wo sich der Feind stellte, wurde er niedergerungen, niedergeschmettert.

Auf dem äußersten rechten Flügel zog die 1. Armee (Kluck) ihre Siegesbahn.

12 Aug. 1914 Gefecht bei Haelen

Am 12. August schon hatte ihre vorgetriebene Heereskavallerie unter Generalleutnant v. Garnier, der ein Jägerbataillon beigegeben war, ein schweres Gefecht bei Haelen, unweit Diest. Die Belgier haben aus dem Reiterkampf sogar nachträglich einen „Sieg" für sich erfunden. Harte Verluste brachte der Tag uns freilich; zumal die wackeren Mecklenburger Dragoner litten schwer — auch ihr tapferer Regimentskommandeur, Oberstleutnant Digeon von Monteton, und neben ihm sein Adjutant, Oberleutnant von Laffert, erlitten bei einer opfermutigen Attacke den Heldentod. Dafür schlug aber bereits am 19. August Meister Kluck die

19. Aug. 1914 Gefecht bei Tirlemont

Belgier bei Tirlemont, dem alten Thienen, so empfindlich aufs Haupt, daß sie sich unter Verlust einer Fahne, zweier Batterien und von 500 Gefangenen in das Vorgelände des ja angeblich uneinnehmbaren Antwerpens auf den Weg machten. König Albert, sein Hof und seine Minister (letztere unter Zurücklassung recht wichtiger Archive) hielten es auch für geboten, hinter Antwerpens Forts Schutz zu suchen. Sie taten gut daran: denn schon am 20. August rückten Abteilungen der 1. Armee, nachdem sie die notwendigsten Deckungstruppen gegen Antwerpen abgezweigt, in der schönen belgischen Hauptstadt Brüssel ein. Gar nicht fassen und begreifen konnten es die Brüsseler, Männlein und Frauen, als plötzlich die Hufschläge deutscher Reiter auf ihrem Pflaster donnerten und dann die Feldgrauen in langen, langen Kolonnen einrückten. Wie war das nur möglich? Wo waren denn die geliebten Rothosen und wo waren die besten aller Bundesgenossen, die Engländer? Ganz gewiß, es war eine Falle, sauber gestellt, in die diese törichten Deutschen hineintappten wie die Blinden. Ein Tag, ein paar Tage — und sie mußten Brüssel wieder räumen, diese Barbaren! Diese Barbaren redeten freilich eine schrecklich deutliche Sprache, und vor dem stolzen hochragenden Justizpalast hatten sie abscheuliche Maschinengewehre aufgebaut. Höchstens etwas demonstrieren konnte man — vorläufig — und diese Deutschen mit einiger Mißachtung strafen. Erstaunlich freilich, wie sicher sie sich fühlten, nein, wie frech sie sich benahmen, als ob das ganze Königreich ihr Eigentum wäre, als ob nicht die stärkste Festung auf dem Erdenrund, das unbesiegbare Anvers, ihnen dicht vor der Nase läge. Und wie schnell sie dabei verfuhren. Schon am 26. traf ein untersetzter alter Herr ein, der übrigens unter seiner goldenen Brille ganz gütige Augen hatte und einen berühmten Namen trug: Generalgouverneur nannte er sich und hieß Generalfeldmarschall Freiherr v. d. Goltz; mit ihm kam auch gleich ein ganzer Stab von Verwaltungsbeamten: Exzellenz v. Sandt als oberster Verwaltungschef, dazu die Herren Oberregierungsrat v. Wussow, Justizrat Trimborn, Legationsrat Kämpf, v. Loebell und andere mehr. Sie

20. Aug 1914 Besetzung von Brüssel

26. Aug. 1914 Feldmarschall v. d. Goltz, General-Gouverneur in Belgien



Generalfeldmarschall Frhr. v. d. Goltz, Generalgouverneur von Belgien
Hofphot. E. Bieber

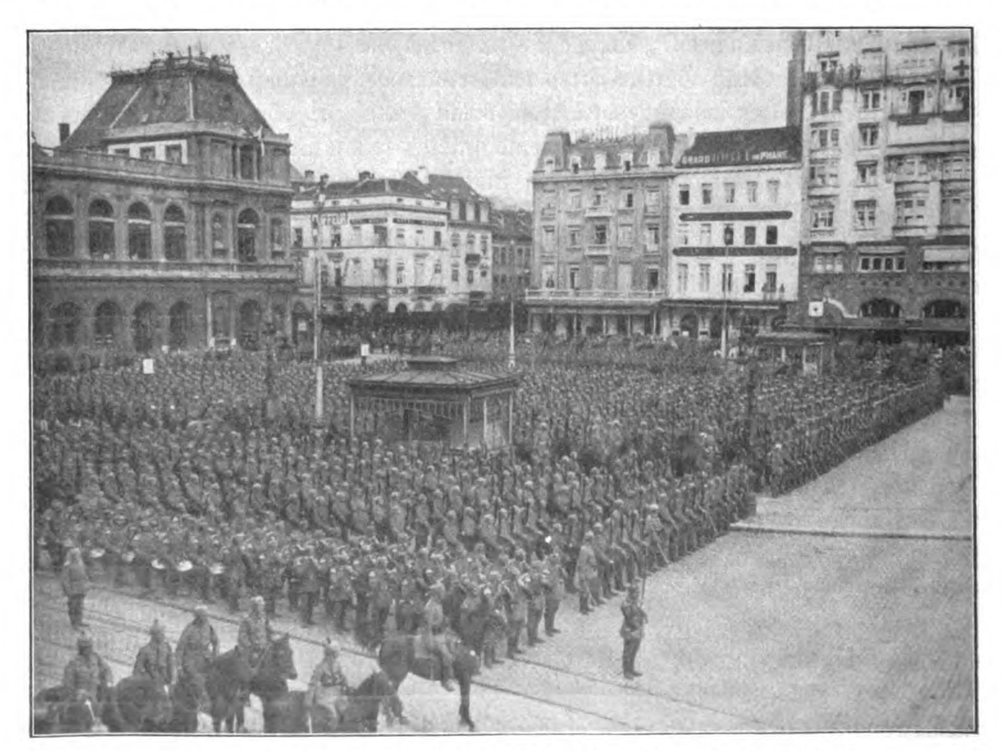


Reg.-Präsident Dr. Maximilian von Sandt, der Chef der deutschen Zivilverwaltung in Belgien. Phot. W. Blum-Höffert

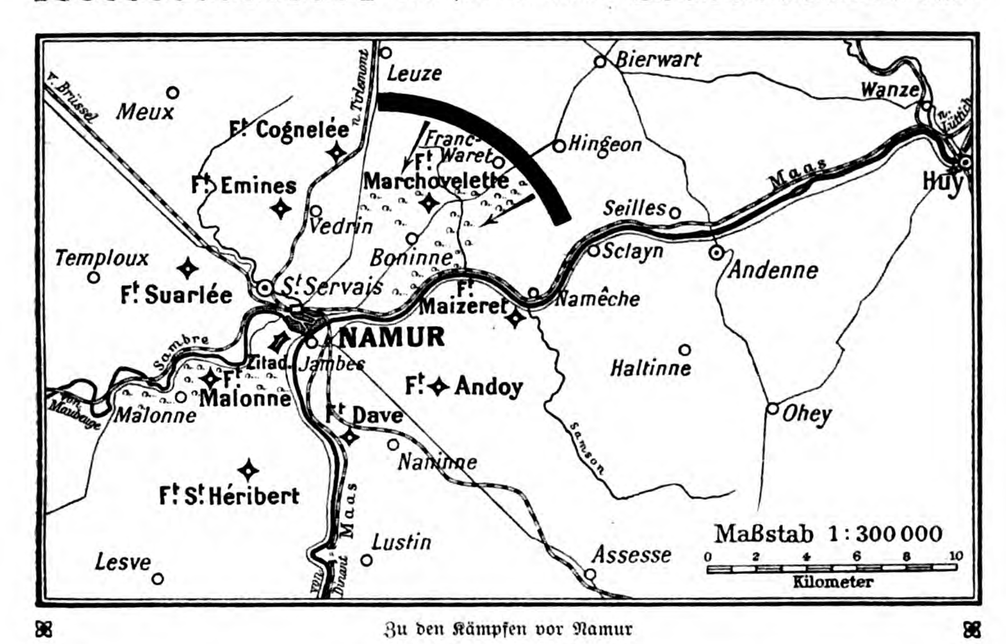
nahmen ohne weitere Umstände die Zügel der Regierung in die Hand, als ob das gar nicht anders sein könnte. Sie hießen die Uhren auf deutsche Zeit stellen, sie befahlen, daß die Zeitungen, die überhaupt noch erscheinen durften, in deutscher Sprache gedruckt wurden, sie legten Kontributionen auf, gründeten bald sogar eine eigene große Bank. Und während die zuerst eingerückten Truppen weiter zogen, nach Süden zu, kamen für sie immer neue, bärtige Männer, Landwehr und Landsturm, die gar bärbeißig aussahen, wenn sie auch leidlich höflich waren und jeden Einkauf bar bezahlten. Wozu nur das alles, dachten die Belgier immer noch: es ist ja doch nur Bluff. Ein wenig Geduld, und unser König zieht siegreich wieder in seine Residenz ein! —

Franktireurkampf in Belgien

Die 2. deutsche Armee war auf dem Vormarsch in der allgemeinen Richtung auf Namur. Das kleine auf dem Wege liegende Sperrfort Huy mußte sich zwar bald ergeben, aber sonst stießen die Truppen auf einen verzweifelten Widerstand. Auf den ekelhaftesten aller Gegner — auf den Franktireur. Das ganze Gebiet war in Aufruhr, aus fast allen Dörfern, aus allen Gehöften, aus allen Wäldern und Büschen wurde geschossen. Die aufgehetzten Bauern und Arbeiter gebärdeten sich wie toll und verrückt. Sogar eine junge Offiziersfrau, Frau v. Klützow, die gekommen war, die Leiche ihres bei Lüttich gefallenen Gatten in die Heimat zu holen, wurde im Automobil getötet. Weiber, halbwüchsige Kinder beteiligten sich an diesen grausamen, wilden Kämpfen der Freischärler, zwischen die sich auch belgische Soldaten in bürgerlicher Kleidung gemischt hatten. Die Hölle schien losgelassen. In Andenne stieß man auf planmäßig vorbereiteten Widerstand der



Parade unserer Feldgrauen in Brüssel. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft



Zu den Kämpfen vor Namur

Einwohner. Schießscharten waren in die Häuser geschlagen, Maschinengewehre wurden von Bürgern bedient, große Munitionsmassen waren aufgespeichert. Nur die äußerste Strenge konnte helfen. So gingen denn die Dörfer in Flammen auf, wo sich Widerstand zeigte; wer mit der Waffe in der Hand gefaßt wurde, wer gegen den Befehl Waffen nicht auslieferte, wurde erschossen. Schwer genug fiel das Gericht oft unsern gutmütigen Feldgrauen, aber es mußte sein!

18. Aug. 1914 Gefecht bei Perwez

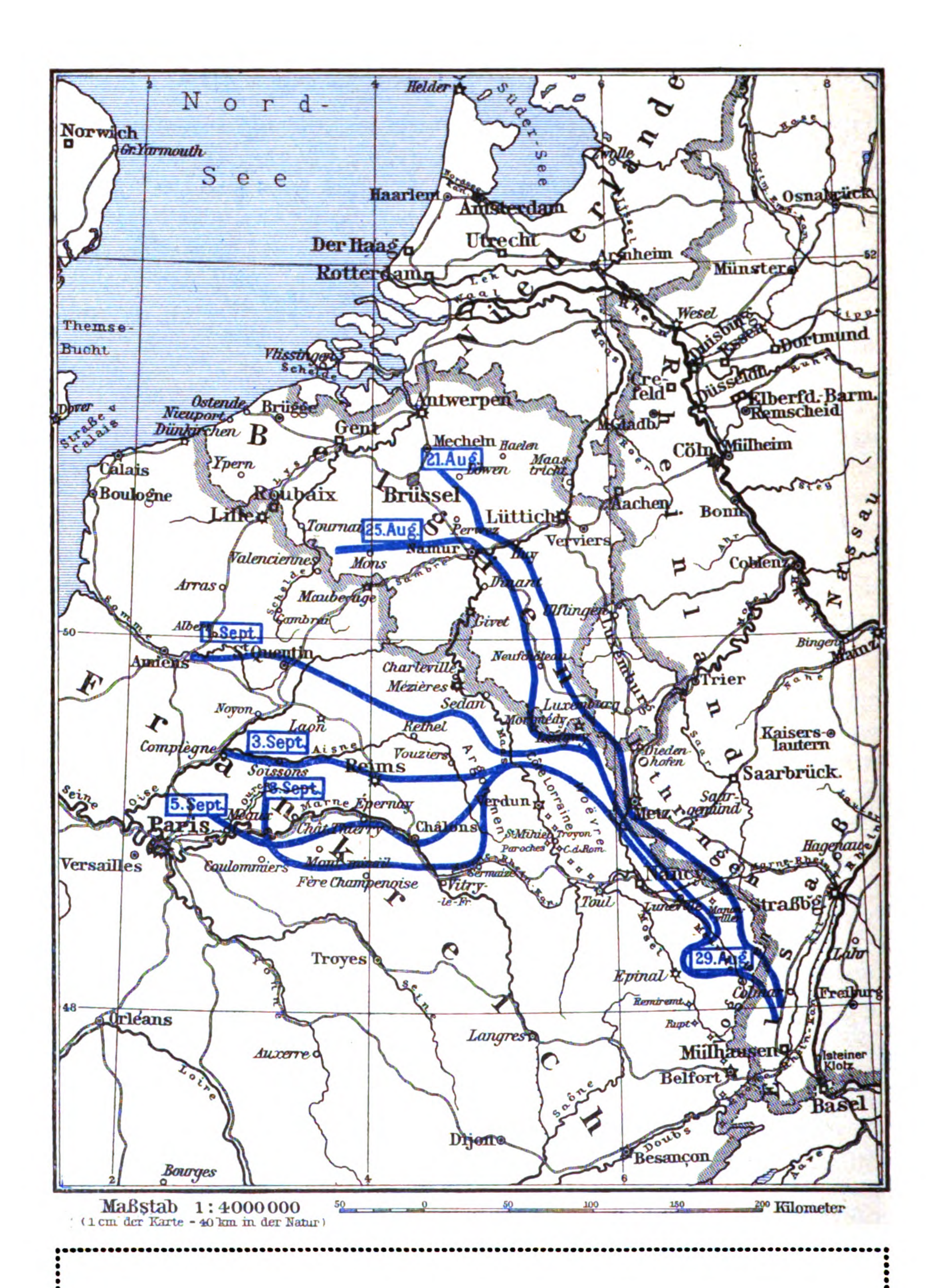
Am 18. tauchte endlich bei Perwez nördlich Namur ein ehrlicher Gegner auf, die 5. französische Reiterdivision, freilich nur, um von unserer Kavallerie sofort zurückgeschlagen zu werden. Vor Namur kam es am 22. Aug. bei Marchovelette und dem Gehölz von Frank Waret zu heftigen Kämpfen, in denen zumal das Korps des später so berühmt gewordenen Generals der Artillerie v. Gallwitz, Schritt um Schritt den Feind in das Vorgelände der Festung zurückdrängte. „Vor Namur donnern seit gestern abend die deutschen Geschütze," konnte unsere Oberste Heeresleitung am 23. melden.

22. Aug. 1914 Kämpfe im Vorgelände von Namur

23. Aug. 1914 Einnahme von Namur

Wenn die deutschen Geschütze donnern, geht es fast immer schnell vorwärts. Schon am 23. August brach eine Infanterie-Brigade von Leuze aus zwischen den Forts Marchovelette und Cognelée durch und drang um die Mittagsstunde in die nördliche Vorstadt Namurs ein. Die Besatzung zog südwärts ab. Bald waren fünf Forts gefallen. Namur schien ruhig, die Bevölkerung leidlich verständig. Und doch war es eine Täuschung: am Abend brach, ganz überraschend, ein Feuerüberfall auf unsere Truppen aus; aus Fenstern und Dachluken wurde auf sie geschossen, von zurückgebliebenen, versteckten belgischen Soldaten, aber auch von Einwohnern. Es kam zu einem heißen Ringen, in dem ein Teil der Stadt in Flammen aufloderte. Dann trat endlich Ruhe ein.

Noch waren aber vier Forts nicht genommen. Sie hielten zwar den Weitermarsch der Armee Bülow nicht auf, aber „erledigt" mußten sie doch werden.



Deutsche Fronten in Belgien und Frankreich

Und dabei spielte sich eine der hübschesten Episoden ab, die dieser Krieg hervorgebracht hat: der preußische, blutjunge Leutnant v. d. Linde vom 5. Garde-Regiment z. F. eroberte mit fünf Mann das Fort Malonne. Er selbst hat über seine Tat, die ihm den Pour le mérite einbrachte, der damit seit 1866 zum ersten Male wieder einem Leutnant verliehen wurde, in dankbarer Erinnerung der Schule, auf der er erzogen, dem Potsdamer Realgymnasium, auf fast rührend bescheidene Weise berichtet:

24. Aug. 1914 Einnahme des Fort Malonne

„Am 23. 8. 14 waren wir siegreich in Namur eingezogen. Am Tage darauf kam mein Bataillon auf Vorposten nach Le Milieu du Monde als Sicherung gegen die Forts St. Héribert und Malonne. Um 10 Uhr vormittags erhielt ich von meinem Bataillonskommandeur Major Reinhard den Auftrag, festzustellen, ob das Fort Malonne überhaupt noch vom Feinde besetzt sei. Ich ließ aus meinem Zuge Freiwillige vortreten und wählte mir davon die Gefreiten der Reserve Schröder, Rosenberger und die Grenadiere Hörenberg, Blaise und Könen aus.



Leutnant v. d. Linde
Ausschnitt aus einem Gemälde von Alfred Hamacher

Mit diesen machte ich mich auf den Weg.

Das Fort liegt, fast überall von Wald umgeben, auf einer Anhöhe. Die Straße führte genau zur Kehle des Forts. Wir arbeiteten uns links der Straße im Walde vor. Unser Vorwärtskommen wurde aber sehr erschwert durch dichtes Unterholz, wie wir es überall in Belgien gefunden haben. Die Straße durften wir nicht betreten, weil diese vom Fort aus eingesehen werden konnte. Als wir uns etwa ¾ Stunden lang durch das Gestrüpp gewunden hatten, währenddessen links neben uns im Walde dauernd Patrouillenknallerei war, wurde der Wald lichter. Wir waren in die Nähe des Forts gelangt. Vor uns war der Wald in einer Breite von 150 m umgelegt worden. Die Stämme und Sträucher hatte man etwa in 1 m Höhe angehackt und umgelegt, sowie vollkommen mit Stacheldraht durchzogen. Ein für uns undurchdringliches Hindernis. Da das Fort, soweit wir sehen konnten, von einem derartigen Hindernis umgeben war, und ich darin auch Minen befürchtete, sah ich mich gezwungen, die Straße zum Vorgehen zu benutzen. Zunächst beobachteten wir von unserer gedeckten Stellung genau eine fast undurchsichtige Hecke, die sich direkt hinter dem niedergelegten Waldstreifen am Rande desselben hinzog, ebenso die vielen Schießscharten des Forts, das von unserem Standpunkt aus noch etwa 4—500 m entfernt lag. Nichts regte sich. Wie nun feststellen, ob das Fort besetzt ist? Es war nur möglich, unseren Auftrag auszuführen, wenn man sich offen dem Fort zeigte, um so den Gegner herauszufordern. Hierbei ist der Gefreite der Reserve Schröder lobend zu erwähnen. Er bot sich an, allein vorzugehen, um das Leben der anderen zu schonen. Ich erwiderte ihm jedoch, daß, wenn jemand das täte, es doch mir als Führer der Patrouille zukäme, wogegen jedoch die Übrigen Einspruch erhoben, denn niemand wollte zu den Zurückbleibenden gehören. Wir näherten uns nun gedeckt wieder der Straße und bemerkten von hier aus, daß in Höhe der

oben erwähnten Hecke vor uns über der Chaussee ein Baumstamm lag, an dem mit mehreren Drähten drei großkalibrige Granaten befestigt waren. Da wir vermuteten, daß diese durch verborgene Drähte zur Explosion gebracht werden könnten, suchten wir nach solchen. Am Chausseegraben entlang fanden wir dann auch mit Erde lose zugedeckte Drähte, die sich jedoch bei näherer Untersuchung als Telegraphendrähte, die wohl nach Namur führten, entpuppten. Wir durchschnitten sie natürlich. Um Sicherheit über die Granaten zu bekommen oder um sie vielleicht zur Explosion zu bringen, gaben wir jetzt auf die Granaten aus gedeckter Stellung eine Salve ab. Jedoch erfolglos. Inzwischen war wieder eine halbe Stunde vergangen, und da Eile geboten war, schritt ich zum letzten Mittel, meinen Auftrag auszuführen. Wir verließen unsere Deckung und gingen mitten auf der Straße auf die Kehle des Forts los. Und zwar im Gänsemarsch, damit, wenn wir auf eine Mine stoßen sollten, wenigstens nur einer daran glauben mußte. Meine Leute folgten, einer vom anderen einen entsprechenden Abstand haltend. Diese Art des Vormarsches war unser Glück, denn, wie sich später herausstellte, waren wir gerade über ein Minenfeld gegangen. So näherten wir uns dem Fort. Aber nichts rührte sich dort. Als wir am Baumstamm mit den Granaten vorbeikamen, stellte sich heraus, daß diese nur zur Beschwerung des Stammes angebracht waren. Wir erreichten das Hauptglacis, wanden uns vorsichtig durch das 60 m breite Drahthindernis und standen vor dem Graben. Ein trockener Graben, dessen Sohle durch Grabenstreichen bestrichen werden konnte. Wir waren kaum an den Rand getreten, als wir plötzlich Stimmengewirr aus dem Graben heraufschallen hörten, was anscheinend von Leuten kam, die hinter den an den jenseitigen Grabenrändern befindlichen Schießscharten sich befanden. Ich rief sofort hinüber, jeglicher Widerstand sei nutzlos, das Fort solle sich ergeben, wenn es nicht von unseren, bereits aufgefahrenen schweren Haubitzen wie die übrigen Forts zusammengeschossen werden solle. Wenn uns irgend etwas geschehen sollte, wäre das das Zeichen zum Beginn der Beschießung. Darauf drüben Totenstille. Wir sahen uns inzwischen unsere Lage an. Zurück konnten wir nicht; ehe wir durch das Drahthindernis gekommen wären, hätten uns die Kugeln unserer Gegner zehnmal erreicht. Also durchhalten. Deckung nehmen konnten wir auch nicht, wir standen wie auf dem Präsentierteller. Ich rief meinen Befehl nochmals, aber diesmal nachdrücklicher hinüber. Das half, sie wollten verhandeln, worauf ich mich jedoch nicht einließ. Ich forderte vielmehr, daß das Tor geöffnet und die Brücke unter dem Torweg herabgelassen würde. Ferner sollte die Besatzung ohne Waffe einzeln mit zehn Schritt Abstand aus dem Tore herauskommen. Sie willigten ein, und ich begab mich mit meinen Leuten schnell zum Tor. Es dauerte keine fünf Minuten, dann wurde langsam die Brücke vorgeschoben, das Tor öffnete sich, und mit dem Kommandanten an der Spitze nahte einer hinter dem anderen die Besatzung. Sie bestand aus Belgiern, ausschließlich Artilleristen, etwa 20 Mann und 5 Offizieren, dazu der Kommandant. Die Infanteriebesatzung, die aus Franzosen gebildet war, hatte schon vorher die Flucht ergriffen. Ich stellte jetzt zwei meiner Grenadiere als Posten vor die Gefangenen, einen schickte ich auf einem im Fort vorgefundenen Rade zum Regiment mit der Meldung von der Einnahme des Forts.

Zum Glück, das ich bis jetzt entwickelt hatte, kam jetzt noch ein zweites, das ich aber erst später erfuhr. Beim Vorpostenbataillon hatte man mich nämlich schon aufgegeben, und die schwere Artillerie hatte gerade Befehl bekommen, mein Fort zusammenzuschießen. Da traf meine Meldung beim Bataillon ein; nun mußte sie noch zum Regiment, und von da aus weiter an die Artillerie, welche jeden Augenblick ihre Kanonade eröffnen konnte. Mit dem Rade wäre die Meldung wohl zu spät gekommen, das Regiment lag in Namur; doch mein Glückstern sollte mich heute nicht im Stich lassen. Zufällig war beim Vorpostenbataillon ein Kamerad von meinem Regiment, Leutnant von Leyser, mit einem erbeuteten Automobil, der sofort die Meldung in sausender Fahrt nach Namur brachte. Ihm haben wir es zu verdanken, daß der Befehl an die Artillerie wieder rückgängig gemacht wurde, sonst wären wir ahnungslos in unserem Fort zusammengeschossen worden.

Mit den beiden noch übrig gebliebenen Grenadieren machte ich mich jetzt daran, das Fort zu durchsuchen. Zunächst wurde die belgische Fahne heruntergeholt und eine deutsche gehißt, deren Anfertigung allerdings etwas Nachdenken erforderte. Aber bald fand sich geeignetes Material dazu, nämlich eine schwarze belgische Hose, ein weißes Hemd, sowie eine rote französische Bauchbinde, und es dauerte nicht lange, so war eine schwarz-weiß-rote Fahne fertig. Wir erbeuteten neben den vier großkalibrigen Panzerturmgeschützen eine Reihe von Schnellfeuer-Kanonen, Gewehre, ein großes Lager mit tausenden von Gewehrpatronen, Artilleriemunition, Pulver, Dynamit sowie ein ganzes Konservenlager ... Nach etwa zwei Stunden rückte mein Zug heran, der noch durch eine belgische Abteilung, die sich zwischen ihn und das Fort geschoben hatte, aufgehalten worden war.

Gegen Abend erhielten meine angestellten Posten mehrfach Feuer aus dem dicht dabei liegenden Dorf Malonne. Ich zog sie deshalb ein, schloß das Tor und zog die Zugbrücke zurück. So war das Fort wiederum zur Verteidigung eingerichtet, nur hatten wir die Rollen getauscht. Am nächsten Morgen, als ich durch eine Kompagnie des XI. Korps abgelöst wurde, rückte ich wieder nach Namur, wo mein Regiment, wie ich dann erfuhr, einen wüsten Straßenkampf in der verflossenen Nacht mit den Einwohnern zu bestehen hatte, die plötzlich aus allen Fenstern auf die Ahnungslosen das Feuer eröffnet hatten. Dem waren wir auf diese Weise glücklich entgangen."

Vormarsch der deutschen Armeen

Das war am 24. August. In diesen Tagen schlugen die Armeen v. Bülow (2.) und v. Hausen (3.) bereits acht französische und belgische Korps südlich Namur zwischen Sambre und Maas, wobei im Verbande der 2. Armee die preußische Garde im Raume von Auvelais ihre erste blutigschwere Feuertaufe in diesem Kriege empfing. Beide Armeen knüpften an die gewonnene Schlacht sofort wieder die Verfolgung. Nicht ganz so unaufhaltsam ging es bei den Armeen des Herzogs von Württemberg (4.) und des deutschen Kronprinzen (5.) vorwärts. Auch der Württemberger warf zwar am 24., zu beiden Seiten von Neufchâteau vordringend, eine über den Fluß Semois vorstoßende feindliche Armee vollständig über den Haufen und trug große Kriegsbeute davon; als er aber darauf im kühnen Anlauf mit Vortruppen glücklich über die Maas gekommen war, wurden diese von überlegenen Kräften angegriffen, und er mußte sie zunächst zurücknehmen. Erst bei einem zweiten Vorstoß gelang es ihm, auf dem jenseitigen Maasufer festen Fuß zu fassen und die weitere Verfolgung wieder aufzunehmen. Starke Verluste erlitten die Sachsen

24. Aug. 1914 Kämpfe am Semois und an der Maas

Gefecht bei Dinant

bei Dinant, wo die Einwohner sich wieder einmal am blutigen Kampf beteiligten, bis die romantisch gelegene Stadt in einen Trümmerhaufen verwandelt war.

Über dies erbitterte Ringen sagt der amtliche Bericht in seinem zusammenfassenden Schluß:

„Überblickt man den gesamten von der Bevölkerung Dinants und seiner Vororte den deutschen Truppen geleisteten Widerstand, so fällt in erster Linie das Planmäßige ins Auge.

Schon vor dem 23. August war es den Einwohnern der Umgegend von Dinant bekannt, daß in diesem Orte eine Organisation zu heimtückischem Überfall auf die deutschen Truppen bestand. Man wußte, daß die in Sorinnes und anderen östlich der Maas gelegenen Orten vorgekommenen Überfälle von Landeseinwohnern auf deutsche Truppen zum Teil auf Sendlinge aus Dinant zurückzuführen waren.

Diese Organisation zeichnete sich durch ihre sorgfältige Vorbereitung und durch ihre räumliche Ausbreitung aus. Die Häuser waren durch Verrammelung der Türen und Versetzung der Fenster, durch Anbringen von Schießscharten, durch Anhäufung eines großen Vorrats von Schießwaffen und Munition in Verteidigungszustand versetzt. Bei der nächtlichen Unternehmung am 21. August waren Stolperdrähte über die Straße gezogen.

Daß die Schießwaffen nur zum Teil Jagdgewehre und Revolver, zum Teil aber auch Maschinengewehre und Militärgewehre waren, läßt auf die Unterstützung der Organisation durch die belgische Regierung schließen. Ganz Dinant mit sämtlichen Vororten auf dem rechten und linken Maasufer war in gleicher Weise vorbereitet. Überall, in Leffe, in Les Rivages, in Neffe, fand man die Verbarrikadierung der Häuser, die Schießscharten, das Vorhandensein von Waffen. Dabei wird in den Gefechtsberichten ausdrücklich hervorgehoben, daß die kämpfenden belgischen Zivilisten keinerlei militärische Abzeichen trugen. Die gesamte Bevölkerung ist sich eins gewesen in dem Willen, den deutschen Vormarsch aufzuhalten. Sie hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn sie zu einem Teil in den Gefahren, in die sie sich dadurch bewußt begeben hat, umgekommen ist.

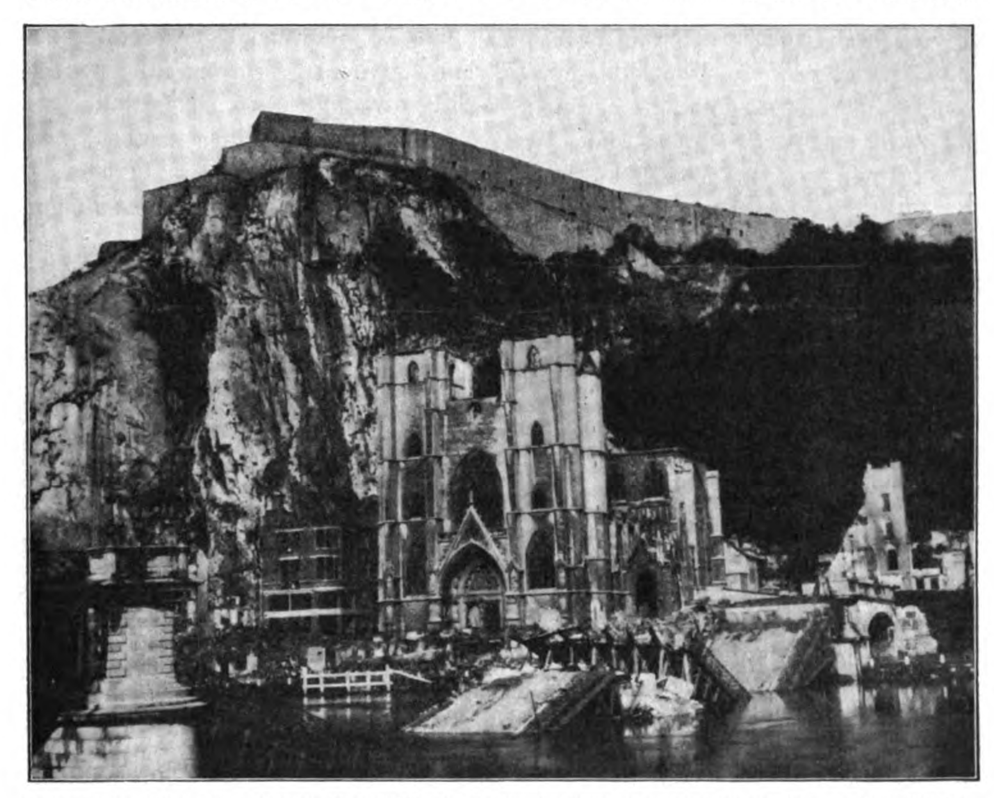
Dieser Widerstand war von größter Hartnäckigkeit. Alle Stände, selbst Geistliche, beteiligten sich daran, Männer und Frauen, Greise und Kinder. Aus den Kellern in Brand stehender Häuser wurde weiter geschossen. Heimtückisch und hinterlistig schoß man, selbst unsichtbar nach außen, aus Schießscharten von hinten auf vorüberziehende Abteilungen, auf einzelne Offiziere. Vor den eindringenden Deutschen entwich man durch Hintertüren in die zahlreichen Höhlen und unterirdischen Gänge, um an anderer Stelle den Meuchelmord fortzusetzen. Einige männliche Freischärler hatten Frauenkleidung angelegt. Das Genfer Abzeichen wurde von einzelnen Personen und für Gebäude dazu mißbraucht, um unter seinem Schutze die Deutschen zu schädigen. Selbst Verwundete, die zurücktransportiert wurden, sowie das Sanitätspersonal beschoß man aus den Häusern. Seine empörendste Betätigung fand der Fanatismus der Bevölkerung in der Tötung Schlafender, in der Schändung Gefallener, in dem Verbrennen verwundeter Gefangener, die man zu dem Zwecke mit Draht angepflöckt hatte.

Bei Beurteilung der Haltung, die die Truppen des XII. Korps gegenüber diesem bis aufs äußerste feindseligen, mit allen, auch den verwerflichsten Mitteln



Wilhelm Kronprinz
Oberkommandierender der 5. Armee

Einzelkunstblätter im Verlage von August Scherl, G. m. b. H., Berlin



Die von den Franzosen gesprengte Maasbrücke in Dinant, dahinter die alte Zitadelle und die Frauenkirche, deren Inneres erhalten geblieben ist. Aufnahme von Prof. Dr. Georg Wegener

arbeitenden Vorgehen der Zivilbevölkerung eingenommen haben, ist davon auszugehen, daß das taktische Ziel des Korps der schnelle Übergang über die Maas und die Vertreibung des Feindes vom linken Maasufer war. Die schleunige Überwindung des diesem Ziel entgegenarbeitenden Widerstandes der Einwohner war eine Kriegsnotwendigkeit. Aus diesem Gesichtspunkt war ohne weiteres die artilleristische Beschießung der am Kampf aktiven Anteil nehmenden Stadt und die Inbrandsetzung der von Freischärlern besetzten Häuser, sowie die Erschießung der mit der Waffe in der Hand betroffenen Einwohner gerechtfertigt.

Ebenso aber entsprach auch die in verschiedenen Ortsteilen vorgenommene Erschießung der Geiseln dem Rechte. Die in der Stadt kämpfenden Truppen befanden sich in dringendster Notlage, insofern sie unter dem Artillerie-, Maschinengewehr- und Gewehrfeuer des auf dem linken Maasufer stehenden regulären Feindes gleichzeitig im Rücken und von den Seiten von den Einwohnern beschossen wurden. Der Geiseln versicherte man sich, um diesem Franktireurwesen Einhalt zu tun. Da trotzdem die Bevölkerung nach wie vor der kämpfenden Truppe Verluste beibrachte, schritt man zur Erschießung der Geiseln. Andernfalls würde die Festnahme der Geiseln nur eine leere Drohung bedeutet haben. Das Leben von Frauen und Kindern ist grundsätzlich, soweit sie nicht auf frischer Tat betroffen worden sind oder Notwehr gegen sie vorlag, geschont worden. Daß trotzdem Frauen und Kinder getötet und verwundet worden sind,

ist aus der Sachlage erklärlich. Zum Teil sind sie durch feindliche, vom linken Maasufer ausgehende Geschosse, zum Teil durch abirrende Geschosse während des Häuser- und Straßenkampfes getroffen worden. Auch in Les Rivages sind bei der Erschießung der Geiseln einige Frauen und Kinder getroffen worden. Es handelt sich dort um solche, die entgegen der getroffenen Anordnung in der allgemeinen Verwirrung ihren von den männlichen Geiseln getrennten Standpunkt verlassen und sich mit diesen zusammengedrängt hatten.

Daß sich die Truppen des XII. Korps nicht hart oder grausam gezeigt haben, beweisen zahlreiche Fälle, in denen sie für Frauen, Greise und Kinder eine unter den obwaltenden Umständen besonders anerkennenswerte Fürsorge bewiesen haben. Eine Anzahl infolge von Entbindung bettlägeriger Frauen wurden aus gefährdeten Häusern an einen geschützten Ort getragen und bei unseren Verwundeten auf Matratzen gebettet. Verwundete Einwohner — die Verwundungen rührten meist vom feindlichen Feuer her — wurden verbunden und in gewissenhafte ärztliche Behandlung genommen. Allein betroffene kleine Kinder wurden in weibliche Obhut gegeben. Die große Zahl aus dem brennenden Dinant kommender Frauen und Kinder, die in der Nacht zum 24. August in Les Rivages waren, wurden in einem Hause untergebracht und mit Speise und Trank versorgt. Am Morgen erhielten sie sämtlich Kaffee aus einer Feldküche des Leibregiments.

Die von den überlebenden Einwohnern Dinants über die Kämpfe um ihre Stadt gegebenen Darstellungen und die darauf fußenden Angaben der belgischen Untersuchungskommission sowie der feindlichen Presse kennzeichnen sich sämtlich dadurch, daß sie unter Verschweigung des Anteils, den die Bevölkerung an dem Kampf gegen unsere Truppen genommen hat, lediglich und mit absichtlicher Übertreibung dasjenige bekunden, was unsere Truppen zur Abwehr dieser Anteilnahme am Kampfe getan haben." — —

22. Aug. u. ff. Schlacht bei Longwy und Longuyon

Der Kronprinz, in dessen Stab sich bekanntlich auch als „ältester Kriegsfreiwilliger des deutschen Heeres" der greise Feldmarschall Graf Gottlieb v. Haeseler befand, hatte, zu beiden Seiten der kleinen, überalterten Festung Longwy vorgehend, die am 25. nach zweitägiger heftiger Beschießung, übrigens nach tapferer Gegenwehr fiel, am 22. und 23. den ihm gegenüberstehenden starken Feind empfindlich geschlagen. Der Widerstand war aber damit nicht gebrochen. Der Gegner führte gerade hier immer neue Kräfte ins Treffen, die meist von Verdun aus vorstießen. Mehrere Tage zogen sich die Kämpfe hin, bis der Feind endgültig wich, der Übergang über den tiefeingeschnittenen Chiers im Raume von Longuyon erzwungen und die Maas erreicht und überschritten werden konnte. Heiße, schwere Kämpfe, in denen sich unser Kronprinz den ehrenvollen Beinamen des „Siegers von Longwy" erwarb. Als ein Jahr nach den stolzen Siegestagen verflossen war, richtete der Kaiser an den Kronprinzen nachfolgendes Telegramm:

„An diesem Tage jährt sich die Erinnerung an die Schlacht von Longwy, in der sich die 5. Armee unter Deiner Führung in mächtigem Ansturm den Weg in Feindesland bahnte. Von Erfolg zu Erfolg schritt sie dann, bis sie zur Erfüllung ihrer Aufgabe, die Verbindung des Westheeres mit der Heimat zu sichern, in die Gegend nördlich von Verdun gewiesen wurde. Deine Armee hat diese ihre Aufgabe in vollkommenster Weise erfüllt und dadurch mit die Grundlage für unsere Siege im Osten geschaffen. Niemals ist in ihr während der langen schweren



Wirkung einer 21 cm-Granate auf dem Burgunder Tor in Longwy. Phot. Eugen Jacobi.

Zeit der Angriffsgedanke erloschen. Nirgends haben sich zähe Tapferkeit, unbeugsamer Wille, den Feind niederzuringen, Sorge für den Untergebenen in gleicher Weise betätigt als während der mühseligen, an stillem Heldentum überreichen Argonnenkämpfe. Für solche Leistungen Dir und Deiner Armee meinen Dank und meine Anerkennung zu sagen, ist mir ein Bedürfnis. Als äußeres Zeichen verleihe ich Dir den Orden Pour le mérite."

Wir besitzen vom ersten Tage dieses Ringens den schönen Bericht eines neutralen Offiziers, des schweizer Obersten Müller, über den Kampf um Fillières, einem Dorf, das am Kreuzungspunkte der Straßen Luxemburg—Etain und Diedenhofen—Longuyon, etwa sechs Kilometer westlich der deutsch-französischen Landesgrenze liegt.

„Am Morgen des 22. August," schreibt Oberst Müller, „versammelte sich das Metzer Armeekorps bei Aumetz, sechzehn Kilometer nordwestlich Diedenhofen, sieben Kilometer südlich der luxemburgischen Landesgrenze. In der Sammelstellung des Armeekorps, das der General der Infanterie v. Mudra befehligte, traf die Meldung ein, daß die Franzosen mit starken Kräften in der Gegend von Mercy-le-Bas (an der Straße Longuyon-Briey-Metz, fünfzehn Kilometer südlich von Longwy) ständen. Dem Angriffsbefehl des Armeeoberkommandos gemäß befahl der kommandierende General des XVI. Armeekorps, die Franzosen bei Mercy-le-Bas zurückzuwerfen. Die eine Division sollte links, frontal angreifend über die Höhen von Joppécourt, das auf einem dem Südrande der Crune-Schlucht entlang laufenden Höhenrücken liegt, gegen Mercy-le-Bas vorgehen, die andere über Errouville (vierundeinviertel Kilometer nordöstlich

9*

Fillières) und Serrouville (drei Kilometer östlich Fillières) über Fillières, zur Umfassung des linken französischen Flügels. Als die Spitze dieser Division bei Serrouville eintraf, kam die Meldung: Starke feindliche Kolonnen sind im Anmarsche von Ville au Montois (fünf Kilometer westlich von Fillières) auf Fillières. Daraufhin befahl der Divisionskommandeur den Angriff auf Dorf und Höhe von Fillières. Die Division ging in drei Kolonnen vor: Kolonne rechts gegen den Raum weiter nördlich Fillières zur Umfassung des linken feindlichen Flügels, Kolonne der Mitte, zwei Regimenter stark, gegen Fillières und die nördlich und südlich davon sich ausdehnenden Terrassen; Kolonne links südlich an Fillières vorbei durch die Schlucht der Crune. Die Artillerie bezog eine günstige Feuerstellung bei Serrouville, von wo aus sie über die vorliegenden Waldungen und das Crunetal hinaus das Gelände um Fillières und das Dorf selbst wirksam bestreichen konnte.

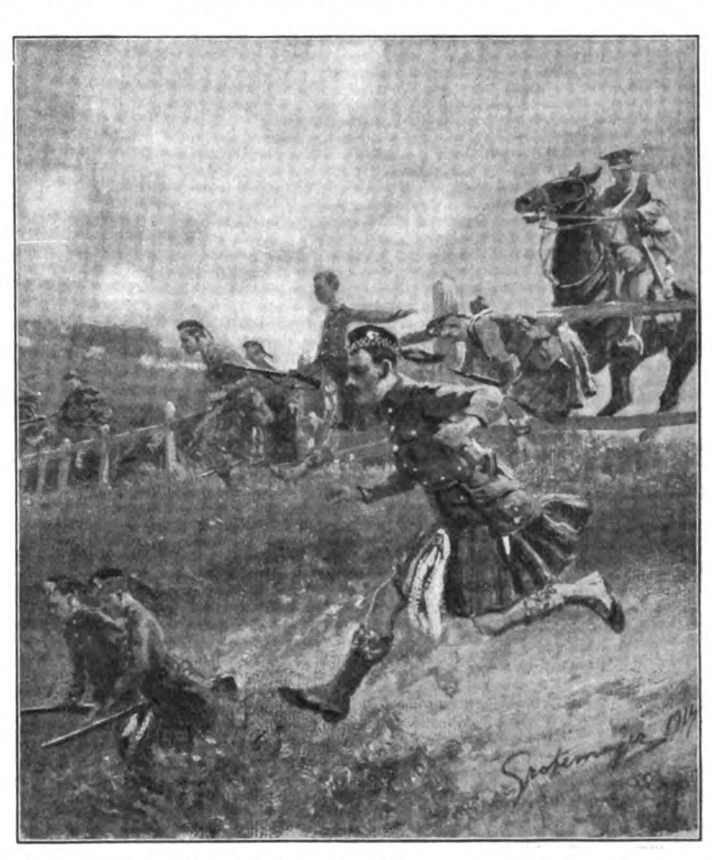
Die Franzosen folgten auch hier ihrer Neigung zur Besetzung der Örtlichkeiten und vorgeschobener Stellungen. Sie setzten ihre vordere Linie fest am Dorfrande von Fillières und den sich beiderseitig anlehnenden Bodenwellen, wo sich ihre Schützenlinien einrichteten, während der Kirchturm des Dorfes mit mehreren Maschinengeschützen und einem Beobachtungsposten besetzt wurde. Ihre Haupt- und Artilleriestellung bezogen sie weiter westlich, auf einer rückwärtigen Anhöhe, die Artillerie in gegen Sicht gedeckter Lauerstellung. Die von den Deutschen beabsichtigte Umfassung des französischen linken Flügels gelang zunächst nicht, gestaltete sich vielmehr zum frontalen Angriff, da die Franzosen ihren linken Flügel verlängerten. Wie die deutschen Schützenlinien, unterstützt von der Artillerie bei Serrouville, aus den Waldrändern ihren Feuerangriff eröffneten, wurden sie von den Franzosen mit Massenfeuer der Infanterie und dem Strichfeuer der Maschinengewehre überschüttet. Diese wurden jedoch von den deutschen Batterien bald zum Schweigen gebracht; der Kirchturm wurde in Brand geschossen. Als nach längerem Feuergefecht die französische Vorstellung erschüttert zu sein schien, brachen die deutschen Schützenlinien aus den Waldrändern, die bis auf Nahfeuerentfernung an die französischen Feuerstellungen heranreichten, hervor, arbeiteten sich sprungweise heran und gingen dann zum Sturmangriff über, der durch eine von Serrouville her in die Feuerlinie vorgezogene Artillerieabteilung kräftig vorbereitet und unterstützt wurde. Die Franzosen räumten ihre Vorstellung und traten einen eiligen und verlustreichen Rückzug auf ihre Hauptstellung an. Das Dorf und die auf gleicher Höhe liegenden Bodenwellen wurden von den Deutschen genommen. Nun aber kamen diese unter das wirksamste Kreuzfeuer der sorgfältig gedeckten französischen Batterien, deren genaues Zielen durch vorher aufgesteckte Markierpunkte noch erleichtert wurde. Die Deutschen, die hier eine ganze Stunde lang ohne eigene Artillerieunterstützung aushalten mußten, bis die feindliche Artilleriestellung aufgefunden war und beschossen werden konnte, erlitten bedeutende Verluste. Erst abends sieben Uhr konnte, nachdem inzwischen die deutschen Schützenlinien, durch Reserven verlängert und verstärkt, sich vorgearbeitet hatten und die französische Hauptstellung durch die Artillerie erschüttert war, auch diese im Sturm genommen werden. Die Nebendivision links eroberte die Höhen von Joppécourt. Der Erfolg des Tages war das Zurückwerfen der französischen Kampfgruppe an und über den Chiers. . . ."



v. Kluck Gen. Oberst

Aufnahme von R. Dührkoop, Berlin

Gleich gewaltigen Sturmblöcken schoben sich die deutschen Heere vorwärts, tiefer und tiefer nach Frankreich hinein. Dreißig, vierzig, fünfzig Kilometer an einem Tage leisteten die unermüdlichen Feldgrauen. Es bedurfte keines Ansporns für sie, ein Wille nach vorwärts beseelte alle, Führer und Mannschaft. Überall, wo Brücken gesprengt waren oder Wege gesperrt, waren die flinken Pioniere zur Hand, schlugen ihre Pontons über die Ströme, zimmerten neue Übergänge; gleich kamen die Telegraphen- und Fernsprechabteilungen und bauten ihre Leitungen, Tag um Tag, bis zu den vordersten Stäben; auch die Eisenbahner brachten die zerstörten Linien schnell wieder in Betrieb. Und dahinter wälzte sich lawinenartig, aber mit der Regelmäßigkeit eines guten Uhrwerks der ungeheure Troß, die Verpflegungskolonnen, die Munitionskolonnen; entstanden die Feld- und Kriegslazarette, wurde der Etappendienst eingerichtet und geregelt.



Die Flucht der Engländer bei St. Quentin. Zeichnung von Prof. Fritz Grotemeyer

Und daheim war es wie ein Traum, wenn uns eine Siegeskunde nach der anderen wurde in diesem Erntemonat August. Wir lebten uns schon ein in den Gedanken an eine schnelle Überwältigung Frankreichs, an ein zweites Sedan, die Umklammerung der Feinde. Ja, wir hofften auf den nahenden Frieden. —

War das ein Wunder? „Wir lassen nicht nach," rief der Kaiser, der seit dem 16. im Felde stand, den Truppen zu, „wir werden dem Feinde ans Leder gehen. Wir verlieren nicht die Zuversicht im Vertrauen auf unsern guten alten Gott dort oben. Wir wollen siegen, und wir müssen siegen!"

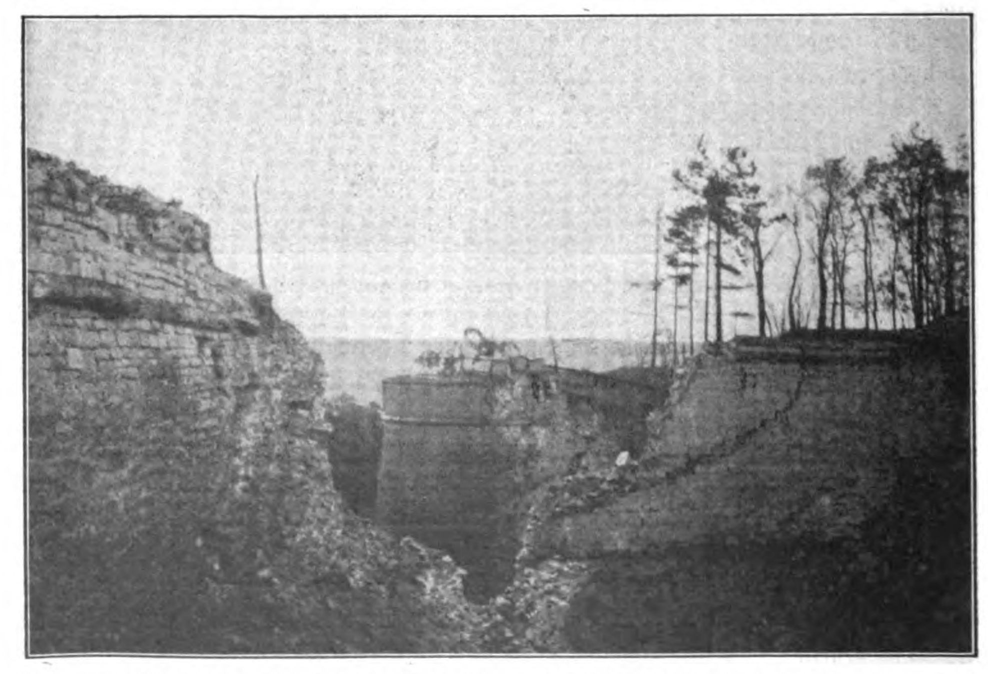
27. und 29. August 1914 Schlachten bei St. Quentin

Schon rückte die 1. Armee gegen Maubeuge vor, verjagte eine englische Kavallerie-Brigade, dann die ganze englische Armee, ließ die eingeschlossene Festung liegen, schlug am 27. August die Engländer, die sich durch drei französische Territorial-Divisionen verstärkt hatten, wiederum nördlich St. Quentin, erbeutete

acht Batterien und tausende von Gefangenen; die Schlacht war als große Umfassung angelegt — aber Marschall French rückte so schnell aus, daß er sich nicht einkesseln ließ, nur unsere Reiterei faßte ihn noch derb an. Zwei Tage später traf die 2. Armee auf dem gleichen historischen Boden, auf dem 1870 der treffliche Goeben die Franzosen unter Faidherbe geschlagen, eine starke französische Armee so gründlich aufs Haupt, daß Generaloberst v. Bülow in seinem Tagesbefehl stolz künden konnte: „Ich habe Großes von Euch erwartet, und Ihr habt es geleistet . . . In rastloser Verfolgung habt Ihr den Feind vor Euch hergetrieben und dabei noch den Engländern Schläge versetzt, die diese übermütigen Gesellen sobald nicht vergessen werden. Reich war die Beute: 6 Fahnen, 59 Geschütze, 55 Maschinengewehre, 10400 Gefangene. Groß waren auch die Opfer. Ruhm und Ehre allen denen, die mit ihrem Blute die Treue gegen ihren allerhöchsten Kriegsherrn besiegelt haben. Soldaten, ich danke Euch für alles, was Ihr vollbracht habt. Vorwärts hieß bisher Eure Losung, sie soll es auch weiter sein!"

1. Sept. 1914 Kämpfe zwischen Reims und Verdun

Am gleichen Tage kämpfte auch die 3. Armee siegreich bei Rethel an der Aisne. Am Sedantage wurden zwischen Reims und Verdun die mittleren Heeresgruppen der Franzosen, zehn Armeekorps, in Gegenwart des Kaisers, geworfen. Unsere Armeen überschritten die Aisne, blieben im Vormarsch auf die Marne, die am 3. September bereits von den Vorhuten erreicht wurde. Feste auf Feste fiel meist ohne Kampf: Montmédy, Givet, Hirson, Les Ayvelles, Condé, La Fère, Laon. Die Reiter Klucks, unter General v. d. Marwitz, streiften bereits bis in das Vorgelände von Paris. Bis Ende August hatte allein die Armee Bülow 6 Fahnen, 233 schwere, 116 Feldgeschütze, 79 Maschinengewehre erbeutet



Bresche in den Wällen der Zitadelle von Givet. Aufnahme von Prof. Dr. Georg Wegener

und 13000 Gefangene gemacht; die anderen Heere hatten gar nicht die Zeit gefunden, bei dem schnellen Vormarsch die riesige Beute aufzuzeichnen und zu sammeln.

Am 3. September wurde Reims besetzt.

3. Sept. 1914 Besetzung von Reims

„Eben kehre ich aus dem eroberten Reims zurück," schrieb damals unter dem frischen Eindruck des Geschauten der Kriegsberichterstatter Prof. Dr. Georg Wegener. „Wir hatten am Abend des 4. September im Großen Hauptquartier gehört, daß die Stadt kapituliert habe. In der Morgenfrühe des 5. fuhr ich mit einem Kollegen im Auto nach dorthin ab. In sausender Fahrt ging es durch Belgien und Nordfrankreich, den Karabiner und den Browning schußbereit zur Hand. Gegen 5 Uhr nachmittags, auf der waldigen Höhe von Berry zwischen den Forts Witry les Reims und Nogent l'Abbesse entrollte sich zu unsern Füßen in breiter Talebene das Häusermeer der großen Stadt. Im Schattenriß, denn die Sonne stand gerade dahinter, erhob sich darüber, mächtig wie ein Kastell, ein Riesenbau — die Kathedrale von Reims.

Lange hatte ich mir gewünscht, diese wunderbare Kirche zu sehen, eine der herrlichsten der Welt und in der Geschichte der Gotik eine der bedeutsamsten. Daß es aber einmal so geschehen sollte, wer hätte das ahnen können! Grauer Geschichte schwer ist in diesen Gegenden Europas, in diesen Grenzländern des Germanen- und Romanentums, fast jeder Fußbreit Bodens. Reims aber ist eine Stätte, deren Erinnerungen zu den ältesten und glänzendsten dieser Gebiete gehören. Schon im römischen Gallien war es einer der blühendsten Orte, ein sehr schöner römischer Triumphbogen in der Stadt zeugt noch heute davon. Früh wurde es dann ein Sitz des jungen Christentums; hier wurde der Merowinger Chlodwig getauft, der den letzten Rest des weströmischen Kaiserreichs, die gallische Insel des Syagrius, zertrümmerte und der Gründer des ersten selbständigen Frankenstaats, der Urheber Frankreichs wurde. Seitdem ist Reims auch die Jahrhunderte hindurch die geheiligte Stätte gewesen, wo die Frankenherrscher die Weihe des Himmels für ihre irdischen Aufgaben empfingen. Ludwig der Fromme, der Erbe des Weltreichs Karls des Großen, bereits zu Lebzeiten seines Vaters zu Aachen zu seinem Nachfolger gekrönt, hielt es für nötig, sich 816 noch einmal in Reims durch Papst Stephan krönen zu lassen. Und seitdem sind beinah alle französischen Könige — bis 1800 nur Hugo Capet und Heinrich IV. nicht — durch tausend Jahre hindurch hier gekrönt worden, seit dem 13. Jahrhundert in der Kathedrale, die für diese Feierlichkeiten den denkbar würdigsten Rahmen darbot.

Unter diesen Krönungen ist eine, die auch uns Deutschen wohl vertraut ist. Jeder Jüngling, jedes junge Mädchen bei uns kennt sie und hat sie im Geiste miterlebt, tiefster Bewegung voll. Es ist die Königskrönung Karls VII. von Valois am 17. Juli 1429, den das lothringische Wundermädchen Johanna d'Arc aus Domremy hierher geführt, nachdem ihr Zauber ihm das fast schon verlorene Reich zurückerobert hatte. Zurückerobert von — den Engländern! Friedrich Schiller hat die Krönungsfeier in der Kathedrale von Reims im vierten Aufzug seiner „Jungfrau von Orleans" mit den schönsten Farben seiner historisch-dichterischen Gestaltungskraft uns allen unverlierbar vor Augen geführt, hat sie so machtvoll unser aller Herzen nahe gebracht, daß wir sie mit einem inneren Anteil durchlebt haben wie wenig Ereignisse unserer eigenen deutschen Geschichte. Ein romantischer Glanz umschwebt daher auch für uns, fast wie für die Franzosen selbst, die Stätte von Reims.

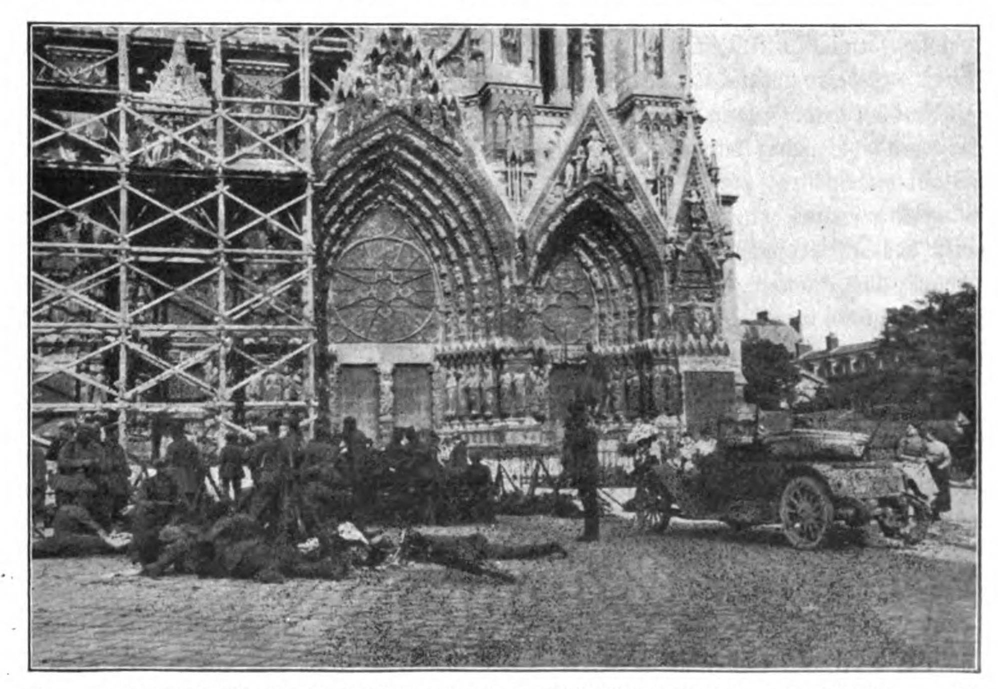


Französische Flüchtlinge vor den Toren von Reims. Aufnahme von Prof. Dr. Georg Wegener

Im Hauptquartier der 3. Armee hatte man uns gesagt, daß Reims noch fast gar keine deutsche Truppenbesatzung habe. Wenn auch bei Tage wohl kaum ein Bedenken obwaltete, hineinzufahren, so gab man uns doch dringend den Rat, jedenfalls nicht über Nacht dort zu bleiben, denn wenn man an das Beispiel belgischer Städte denke, so sei nicht abzusehen, was hier geschehen könnte.

Als wir uns jetzt dem Weichbild von Reims näherten, wälzte sich uns ein Strom von Landleuten, in kleinen und großen Gruppen, entgegen, die in Bündeln und auf Gefährten verschiedenster Arten Betten, Möbel und allerlei Hausrat mit sich führten. Es waren Bauern aus der Umgegend, die vor dem anrückenden Feind in die Festung geflüchtet waren und nun nach deren Fall wieder in ihre Dörfer zurückkehrten. Mitten in diesem Strom stand bei den ersten Häusern von Reims, ganz einsam, aber völlig unbekümmert, ein deutscher Wachtposten in feldgrauer Uniform, in seiner gänzlichen Vereinsamung ohne Frage tatsächlich machtlos, wenn die Masse auf ihn einen Angriff hätte machen wollen, aber ein Sinnbild der übermächtigen und unwiderstehlichen Gewalt, die jetzt das nördliche Frankreich sich unterworfen, und als solches respektvoll geachtet und scheu umgangen. Durch große Menschenmengen, die die Gassen und Plätze dicht erfüllten, fuhren wir hinein, uns durchfragend nach dem Maire, bis wir auf dem schönen Platz vor dem Hotel de Ville anlangten. Auf der Rampe des stattlichen, dem 17. Jahrhundert entstammenden Renaissancebaus standen und saßen mehrere deutsche Soldaten, die mit einigen durch weiße Armbinden gekennzeichneten Zivilpersonen sprachen. Vom Turmaufbau der Vorderfront hing eine große weiße Fahne hernieder. Langsam wehte sie hin und her über dem prunkenden Reliefreiterbild Ludwigs XIII. an der Wand. In rascher Begrüßung erfuhren wir, daß

General von Suckow bereits in die Stadt eingezogen und mit seinem Stab in dem ersten Hotel, dem Lion d'Or an der Kathedrale, Wohnung genommen habe. . . . Wir plauderten mit unsern Soldaten und Offizieren und erhielten so die ersten, frühesten Nachrichten über den Hergang der Einnahme von Reims, Einzelheiten, die seitdem, größtenteils auch in unseren Berichten an die Tageszeitungen, in weiten Kreisen bekannt geworden sind. Ich will daher hier nur ein paar Einzelzüge davon wiederholen, die wohl verdienen, daß man sie sich noch einmal ins Gedächtnis zurückruft. Taten sind's ja von herzerfrischender Keckheit und Entschlossenheit. Landleute hatten am 3. September den anrückenden deutschen Truppen, die in schweren Kämpfen im Norden von Reims an der Aisne die französische Armee in die Flucht geschlagen, erzählt, die Festung Reims sei von der Besatzung geräumt worden. Vorsichtig rückte man von Nord und Nordosten her heran — denn man konnte nicht wissen, ob das nicht eine Falle war. Gegen Abend traf man einige Kilometer vor der Stadt ein. Um festzustellen, ob Reims wirklich von Truppen verlassen sei, entschloß sich Rittmeister von Humbracht zu einem überaus verwegenen Husarenstückchen. Er ritt mit einer auserlesenen Begleitung, die er aus einer viel größeren Zahl an freiwillig sich Erbietenden auserwählt hatte, gegen das Fort Witry les Reims vor. Es waren Oberleutnant Freiherr von Steinäcker, Leutnant Martini, Leutnant von Waldow, Fähnrich Jäckel, Unteroffizier Dr. Arnhold, Trompeter Zwahlen und die Husaren Knappe, Krause, Buse, Reinelt, Rohne und Starke. Auf einem Waldwege ritten sie bis an das Fort selbst. Wäre es besetzt gewesen, so wären sie, sofort beschossen, wahrscheinlich in wenigen Sekunden erledigt gewesen. So aber trafen sie das Fort vollkommen leer. Der Führer sandte nun den Oberleutnant von Steinäcker



Deutsche Truppen vor der Kathedrale in Reims. Aufnahme von Prof. Dr. Georg Wegener

mit der schleunigsten Meldung an den Kommandierenden zurück und beschloß selbst noch Keckeres. Mit den Übrigen ritt er nämlich geradewegs auf Reims zu, wo er gegen 9 Uhr abends eintraf. Friedlichen Schrittes durchritt der kleine Trupp die belebte Stadt. Unterwegs sahen sie vor einer Kirche zwei französische Infanteristen, nahmen einen davon fest und ließen sich von ihm zum Maire führen, zu dem vorhin genannten Platz vor dem Hotel de Ville. Hier trat ihnen vor dem Portal der Maire entgegen, rechts und links drängten sich dichte Mengen der Bevölkerung. Rittmeister von Humbracht hielt aus dem Sattel eine kleine Ansprache, in der er dem Bürgermeister erklärte, daß er der Vortrab einer unmittelbar folgenden großen Truppenmacht sei und daß er Vorbereitungen für umfassende Requisitionen zu treffen habe. Er werde die Nacht auf dem Rathaus verbringen und den Bürgermeister als Geisel bei sich behalten. Und während der Leutnant Martini mit einer Meldung von der Einnahme von Reims an das Kommando abgesandt wurde — er kam übrigens nach zwei Stunden wieder — machten die Leute unter Fähnrich Jäckel in der Nachbarschaft Quartier. Rittmeister von Humbracht, Leutnant von Waldow und Unteroffizier Dr. Arnhold blieben, abwechselnd Wache haltend, mit dem Bürgermeister im Sitzungssaal des Rathauses bis gegen 5 Uhr morgens. Da bis dahin noch keine Verstärkung gekommen war und die winzige Schar sich ernstlich doch nicht hätte halten können, führte Rittmeister von Humbracht seine Leute wohlbehalten wieder aus der Stadt hinaus.

Inzwischen waren während der Nacht sämtliche Forts von Reims besetzt worden, sie wurden überall verlassen, die Geschütze unbrauchbar gemacht, vorgefunden. Da die Stadt aber am nächsten Morgen, wohl infolge des Wiederabzugs der gestrigen Truppen, der Übergabe Schwierigkeiten entgegensetzte, erfolgte um ½9 Uhr der Beginn der Beschießung. Eine Stunde später bereits ging auf dem nördlichen Münsterturm die weiße Flagge hoch, Reims war unser, und unter dem Gesang vaterländischer Lieder zogen unsere Truppen, zunächst auch jetzt noch in sehr kleiner Zahl, denn es waren noch nicht mehr heran, in die Stadt ein." — — —

Die Deutschen an und südlich der Marne

Und weiter, immer weiter ging der deutsche Vormarsch. Generaloberst v. Kluck mit der 1. Armee erreichte Compiègne mit Vorhuten und bog dann östlich auf Meaux aus. Die 2. Armee schloß sich östlich an, die 3. und 4. Armee labten sich in Chalons und Epernay am echten Champagner; die 5. Armee stand, nach schweren Kämpfen, mit vorgeschobenen Korps bis Sermaize, Revigny und Louppy; weit vorn streifte überall die Reiterei bis Coulommiers, Sezanne, Vitry. Die französische Regierung, der Herr Präsident Poincaré an der Spitze, flüchtete eiligst von Paris nach Bordeaux. Gleichzeitig fast schlossen England, Frankreich, Rußland den berühmten gegenseitigen „Versicherungsvertrag": daß sie gemeinsam bis zum Ende aushalten würden, daß keiner ohne den anderen Frieden schließen sollte. Über der Lichtstadt aber kreuzten fast täglich deutsche „Tauben". Paris entvölkerte sich. Dafür sammelte der Generalissimus Joffre, der den Rückzug seiner Massen, nachdem er ihn als unvermeidlich erkannt, geschickt und energisch durchgeführt hatte, zwischen den drei befestigten Lagern, die des Landes Hauptstadt beschirmten, unter Zusammenziehung **aller** erreichbaren Kräfte ein großes Heer. — — — —



Rückseite einer Hindenburg-Medaille von A. Löwental
Münzhandlung Robert Ball Nachf., Berlin

Sechster Abschnitt

Hindenburg. Die Vernichtungsschlacht von Tannenberg. Die Schlacht an den Masurischen Seen. Die Gefechte des Generals von Morgen bei Bialla und Lyck. Ostpreußen vom Feinde frei. Besetzung des russischen Gouvernements Suwalki.

In weiten deutschen Landen war der Name Hindenburg unbekannt. Es kannte und verehrte den Mann nur ein Kreis deutscher Offiziere, nur die, welche unter ihm gedient. Nun flog der Name plötzlich durch alle deutschen Gauen — und darüber hinaus in alle Welt, nicht zuletzt in die Reihen unserer Feinde: „Hindenburg" kurzweg, wie wir kurzweg von Blücher, Bismarck, Moltke sprechen.

Ein Siebenundsechziger war er; am 2. Oktober 1847 in Posen geboren, Sprosse einer alten Soldatenfamilie, fest und recht im Kadettenhause von Wahlstatt erzogen, dem er immer treue Dankbarkeit bewahrte. Im Jahre 1866 wurde er Leutnant im damals neugegründeten 3. Garde-Regiment z. F., zeichnete sich bei Trautenau, Königinhof und Königgrätz und 1870/71 bei Gravelotte, Sedan und Le Bourget aus; mit dem Eisernen Kreuz geschmückt, kehrte er heim, besuchte die Kriegsakademie, kam in den Generalstab und stieg die Stufenleiter der militärischen Laufbahn schnell hinan. Im Jahre 1890 erhielt er die 8. Division in Karlsruhe; 1903 wurde er mit der Führung des IV. Armeekorps in Magdeburg betraut. Überall, in allen Stellungen, auch als Lehrer auf der Kriegsakademie und als Abteilungschef im Kriegsministerium, hatte er sich glänzend bewährt, galt als ein in jeder Beziehung hervorragender Offizier: ganz erfüllt von eisernem Pflichtgefühl, außerordentlich ruhig, klar im Planen, ungemein energisch in der Durchführung seiner Ideen; ein Schweiger oft und dann wieder voll eines ganz eigenen trockenen Humors; schlicht und einfach; unbeirrt fest in der Vertretung seiner Untergebenen, ein strenger, aber auch ein gütiger, fürsorglicher Vorgesetzter. Im Heere wurde es tief betrauert, als er 1911 den Abschied erbat und unter Verleihung des Schwarzen Adlerordens erhielt. Seither lebte er in Hannover.

Als der Krieg ausbrach, hatte er sich selbstverständlich sofort dem obersten Kriegsherrn zur Verfügung gestellt. Aber er mußte warten und warten. Dann

kam plötzlich, am 22. August nachmittags — der General hat es selbst erzählt, als er grad mit seiner Gattin am Kaffeetische saß, das Telegramm aus dem Großen Hauptquartier: Seine Majestät hätte ihn zu einer hohen Kommandostelle ausersehen; er möge sich bereit halten, Sonntag mittag abzureisen. Eine halbe Stunde später folgte eine zweite Depesche: sein zukünftiger Generalstabschef, Generalmajor Ludendorff, würde ihn bereits Sonnabend Nacht zwischen drei und vier Uhr in Hannover mit Sonderzug abholen. In der achten Abendstunde erfuhr er endlich durch ein drittes Telegramm, daß der Kaiser ihn zum Führer einer Armee, Front Osten, ernannt hätte. In aller Eile wurden die notwendigsten Vorbereitungen getroffen. Es wird erzählt, daß der Schneider dem General auf der Fahrt zum Bahnhof erst Maß zu einer feldgrauen Uniform genommen hätte.



Generalleutnant Erich Ludendorff
Chef des Generalstabes der Armee Hindenburg
Phot. Arnold Overbeck

Im sausenden Sonderzug ging es dann bis Marienburg ohne längeren Aufenthalt durch. Um eineinhalb Uhr traf man dort ein, und um diese Stunde hatte Hindenburg bereits mit General Ludendorff, der im Großen Hauptquartier über die allgemeine, wenig günstige Lage unterrichtet worden war, die erforderlichen Maßnahmen vereinbart. Der Telegraph trug den Kommandobehörden seine ersten Befehle zu, die zur Entscheidungsschlacht von Tannenberg führen sollten.

Erinnern wir uns: mit drei großen Armeen waren die Russen in Ostpreußen eingefallen; die eine, die Njemen (oder Wilna)-Armee drang von Osten, die zweite, die Narew-Armee, von Süden her ein; zwischen ihnen etwas später die kleinere sogenannte Grodno-Armee in der Richtung auf Lyck: 500000 bis 600000 Mann hatten sie in Bewegung gesetzt. Dem gegenüber verfügte der neu ernannte deutsche Heerführer zunächst nur über drei Armeekorps und einige Reserve- und Landwehrformationen; nach Abzug der unentbehrlichen Grenzschutz-, Besatzungs- und Etappentruppen etwa über 135000 Mann.

Hindenburg hatte sofort erkannt — und das ist sein erstes großes Verdienst —, wer der gefährlichste Gegner war, gegen wen er sich zunächst wenden, mit wem er zuerst abrechnen mußte. Das war die Narew-Armee. Hinderte man sie nicht an weiterem Vorschreiten, etwa über Allenstein hinaus, so war selbst ein Sieg über die andere, die Njemen-Armee, nur von zweifelhafter Wirksamkeit; jene

bedrohte dann auch in gefährlichster Weise die eigene rechte Flanke. Also erst die Narew-Armee abfertigen, schlagen, besiegen — dann mit der Njemen-Armee, die sich außerdem nur langsam vorschob, die Rechnung begleichen.

Es sind nun sehr geistreiche Vergleiche aufgestellt worden von der Schlacht bei Cannae über Sedan hinweg bis zu Tannenberg. Das vielgenannte vortreffliche Werk des leider zu früh verstorbenen Chefs des preußischen Generalstabs, Grafen v. Schlieffen, „Cannae" gab dazu immer wieder willkommene Veranlassung; denn in ihm wird die Umfassungs- und Vernichtungsschlacht gefeiert. Mit all solchen Vergleichen ist es aber eine eigene Sache. Jede große Schlachthandlung hat nämlich ihre ganz besonderen Voraussetzungen, und ein Feldherr vom Range Hindenburgs lehnt sich nicht starr an Vorbilder an, sondern geht seine besonderen Wege, die er aus seinem Geiste gebären muß. Ich bin fest überzeugt, daß er weder an Cannae noch an Sedan gedacht hat, als er den Plan zur Einkesselung des Feindes erwog und entwarf.



General von François. Phot. W. Ruf Nachf.

Es gab, abgesehen von anderem, einen starken Unterschied gegen alle etwaigen Vorbilder: Hindenburg verfügte über ein vorzügliches Eisenbahnnetz, das von trefflichen, zu jeder Anspannung willigen Beamten geleitet und bedient wurde und das er ausgiebig zu benutzen verstand. Dazu konnte er unbedingt auf seine Truppen vertrauen, auf ihre große Marschfähigkeit, Ausdauer und Tapferkeit. Hat er doch später selbst voller Bescheidenheit und in ehrlicher Anerkennung gesagt: was erreicht worden sei, wäre den unvergleichlichen Truppen zu verdanken, Soldaten, wie sie die Welt noch nicht gesehen. „Jeder einzelne Mann ein Held, das kann ich ehrlich sagen!"

Die großen Kämpfe, die wir unter dem Namen der Schlacht von Tannenberg zusammenzufassen gewohnt sind, zerfallen wie fast alle Schlachthandlungen der Neuzeit in eine Reihe von Einzelkämpfen, die keineswegs an einem Tage ausgefochten wurden, sondern sich durch Tage dehnten, zusammengehalten, zusammengeschmiedet durch den zielbewußten Willen des Feldherrn.

Wir sahen General von François mit seinem Armeekorps in siegreichem Ringen um Stallupönen (17. August) und Gumbinnen (20. August), wissen, daß es vor weit überlegenen Kräften in westlicher Richtung von dem damaligen Heerführer,

Generaloberst v. Prittwitz, zurückgenommen wurde. Ebenso das weitere Armeekorps, das zur Unterstützung des I. Korps herangezogen worden war. Am 26. schon finden wir ein Armeekorps westlich Gilgenburg, am 25. das andere Armeekorps im Raum von Lautern, südlich Bischofstein: Das sind gewissermaßen die beiden Ecksteine der großen, bereits halbkreisförmigen Front. Wir finden weiter zwischen beiden Armeekorps — ich bitte die Kartenskizze auf Seite 149 zu verfolgen! — im Anmarsch und in der Entwicklung das dritte zur Verfügung stehende Armeekorps westlich Sophienthal und Reserve- und Landwehrformationen im Raum nördlich Allenstein eingeschoben, verstärkt durch schwere, aus der Festung Thorn herangezogene Artillerie. Eine Landwehrdivision endlich östlich Lautenburg. Gegen die russische Njemen-Armee hatte Hindenburg nur das Allernotwendigste zurückgelassen: Die Hauptreserve der Festung Königsberg, Landsturm und Reiterei.

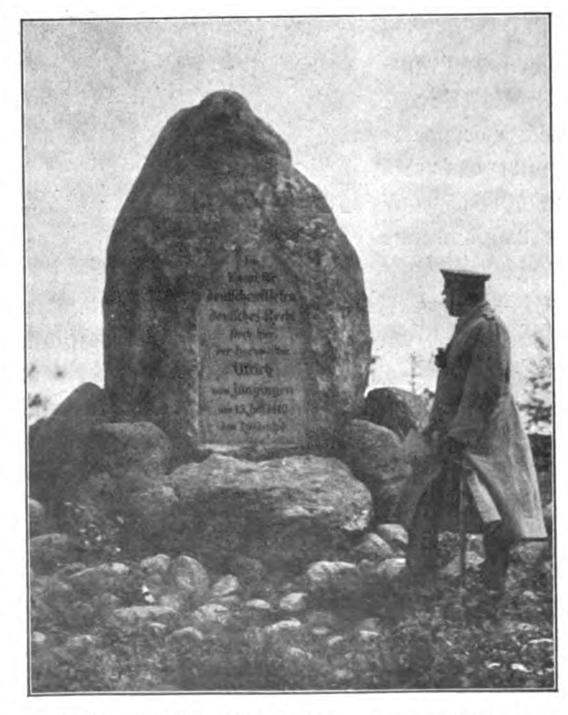
26. Aug. 1914 Versammlung der Hindenburg-Armee zur Schlacht von Tannenberg

Was war inzwischen beim Feinde geschehen?

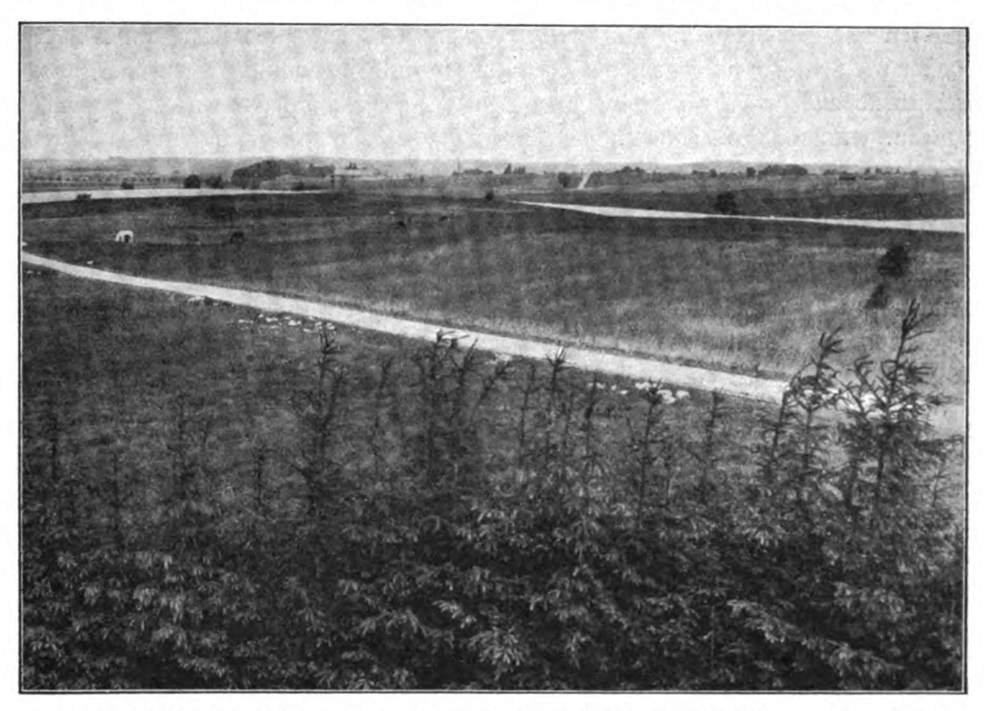
Die Narew-Armee hatte am 24. mit ihren Hauptkräften die ungefähre Linie Mlawa—Willenberg gewonnen, blieb im Vormarsch auf Osterode—Allenstein und hatte ein Seitenkorps nordwestlich, Richtung Bischofstein, vorgeschoben, das die Verbindung mit der Njemen-Armee Rennenkampfs sichern sollte.

Sich dem Feinde unmittelbar entgegenzuwerfen, lag nicht im Plan Hindenburgs. Er hätte damit ein höchst ungünstiges, wald- und seenreiches Gelände im Rücken gehabt und kaum eine Gelegenheit gefunden zu einem umfassenden Angriff. So nahm er seine Vortruppen zurück und ließ zunächst die Russen weiter vorrücken: am 25. und 26. gelangt die Narew-Armee mit ihrem linken Flügel in den Raum von Usdau, mit der Mitte in die Gegend Hohenstein—Tannenberg, mit dem rechten Flügel nach Allenstein; das rechte Seitenkorps drängt über Gr. Bössau und Sauerbaum gegen Lautern vor.

Bevor wir die Ereignisse der nächsten Tage näher verfolgen, erscheint ein Blick auf das Gelände, in dem das gewaltige Ringen sich abspielen sollte, erforderlich. Wir können uns den Kampfraum als einen Kreis vorstellen, in dessen Umfassungslinie, nicht ganz, aber ungefähr, die Orte Allenstein, Osterode, Gilgenburg, Soldau, Willenberg, Ortelsburg, Passenheim liegen; etwas südlich der Mitte liegt Neidenburg; in der westlichen Hälfte Hohenstein und südlich davon Tannenberg. In der westlichen



Gedenkstein an die Schlacht bei Tannenberg im Jahre 1410
Phot. A. Grohs



Blick auf das Schlachtfeld bei Tannenberg von dem auf S. 146 abgebildeten Gedenkstein aus. Phot. A. Grohs

Hälfte des Kreises streicht ein Höhenzug ungefähr von Nord nach Süd und findet unsern Tannenberg seine höchste Erhebung (die höchste ganz Ostpreußens) in der Kernsdorfer Höhe; auch Hohenstein liegt auf einem stattlichen Hügel. Weniger die westliche, wie die östliche Hälfte ist ausgezeichnet durch einen großen Seenreichtum; der größte See, der Plautziger, liegt fast in der Mitte östlich Hohenstein. Eine kleine Enttäuschung wird es für viele Leser sein, daß von den vielberühmten großen Sümpfen, in denen die Narew-Armee nach weit verbreiteter Auffassung ein unrühmliches Ende gefunden haben soll, doch nur in recht beschränkter Weise die Rede sein kann. Es fehlt zwar an den Seen und bei zahlreichen kleinen Flußläufen nicht an nassen Wiesen, eigentliche Sümpfe gibt es aber nur im Lauf des Omulef, der im Südwesten des Schlachtenraums auf Willenberg zu fließt. Dagegen ist das ganze Gebiet reich an größeren und kleineren Waldungen; von Mühlen, unweit Tannenberg, ziehen sich der Laubener und Thurauer Wald nach Osten, nordöstlich Neidenburg dehnt sich der sehr große Kaltenbornforst.

Das Schlachtfeld ist, wie bekannt, historischer Boden. Am 17. Juli 1410 brachen bei Tannenberg die Slawen, Polen und Litauer, die einst so stolze Macht des Deutschen Ritterordens trotz heldenmütiger Gegenwehr: jetzt wurden auf gleichem Blachfeld die Slawen bis zur Vernichtung geschlagen. Es war ein schöner Gedanke, daß Meister Hindenburg für den ersten Schlachttag als Losungswort „Jungingen" ausgab, den Namen des Hochmeisters, der bei Tannenberg so ritterlich bis zum Tode gekämpft hatte. — — —

Die vordringenden Russen hatten in den von ihnen besetzten Orten vielfach wieder wie die Hunnen gehaust; nur in einzelnen Städten hielten höhere Offiziere

auf leidliche Manneszucht. Im Grenzstädtchen Neidenburg, wo schon am 22. früh Kosaken einritten, zerschossen sie die Fenster und verwundeten einige Zurückgebliebene auf der Straße durch Lanzenstiche; die Wohnungen wurden verwüstet und ausgeraubt. Am Nachmittag beschoß russische Artillerie die gar nicht von uns besetzte Stadt, sodaß etwa 200 Häuser niederbrannten. In Ortelsburg wüteten die Russen besonders auf ihrem Rückzuge, plünderten und brannten. Allenstein wurde wenig beschädigt, nur ungeheure Lieferungen an Brot, Reis, Zucker wurden der Stadt auferlegt; der russische General wollte die beiden Eisenbahnbrücken südlich der Stadt sprengen lassen, was der Oberbürgermeister Zülch ihm geschickt auszureden wußte; übrigens war Allenstein nur wenig über einen Tag, vom 26. bis 28., in Feindes Hand. — — —

26. Aug. 1914 Angriff bei Lautern

Am 26. August hob das Vorspiel des gewaltigen Ringens aus. Unser Armeekorps des linken Flügels griff die weit vorgeschobene rechte Seitendeckung der Russen, das russische VI., durch eine Kavalleriedivision verstärkte Armeekorps, im Raum um Lautern an und warf es nach heißem Kampf in südlicher Richtung, auf Bischofsburg zu, zurück. Damit war bereits ein Teil des Schlachtplans erfüllt: die Verbindung der Narew- und der Njemen-Armee war unterbrochen. Bei Gr. Bössau und Sauerbaum leistete der Gegner am gleichen Tage hartnäckigen Widerstand, besonders in einer großen Kiesgrube, die er feldmäßig ausgebaut hatte; auch hier wurde er, nachdem schwere Artillerie von Seeburg aus herangekommen war, geworfen.

In der deutschen Mitte zogen sich am 26. die Vortruppen ohne ernsten Kampf bis zur Linie Sophienthal—Dröbnitz—Tannenberg—Oschekau zurück. Am rechten deutschen Flügel trafen unsere Truppen nach sehr großer Marschleistung am 26. nachmittags — einem schwülen Spätsommertage — auf den Gegner, das I. russische Armeekorps, das bis zum Abend in östlicher Richtung abgedrängt wurde bis in die Stellung Wessolowen—Usdau, wo es eine außerordentlich starke Stellung mit bekanntem Geschick ausgebaut hatte.

27. Aug. 1914 Der erste Schlachttag

Der 27. August war der erste Tag der Schlacht.

Der russische Oberbefehlshaber verkannte noch völlig die Gefahren, in der seine beiden bereits schwer bedrohten Flügel schwebten. Er meinte, mit seinen Massen die deutsche Mitte durchbrechen zu müssen und zu können. Aber diese Mitte war gleich einer Mauer aus Eisen und Stahl. Vergebens rannten die russischen Linien in dichten Wellen immer aufs neue an, vergebens überschüttete die damals noch über reichlichste Munition verfügende russische Artillerie die deutschen Gräben mit Granaten und Schrapnells: es gab kein Weichen. Es half auch nichts, daß General Ssamsonoff neue Kräfte von seinem linken Flügel heranzog. Die Unseren, Linie und Landwehr, hielten Stand.

Schon aber hatte unser rechter Flügel zur Umfassung eingesetzt. Am gleichen 27. erkämpfte er sich in einem zähen, blutigen Waldgefecht um Wessolowen schrittweise Gelände; links von der hier eingesetzten Division wurde der Angriff auf Usdau von der anderen Division vorgetragen: um 11 Uhr vormittags war das Dorf im Sturm genommen. Ein seltsamer Zufall wollte es hier, daß uns als Teil seiner Besatzung das alte russische Regiment Wiborg, das den

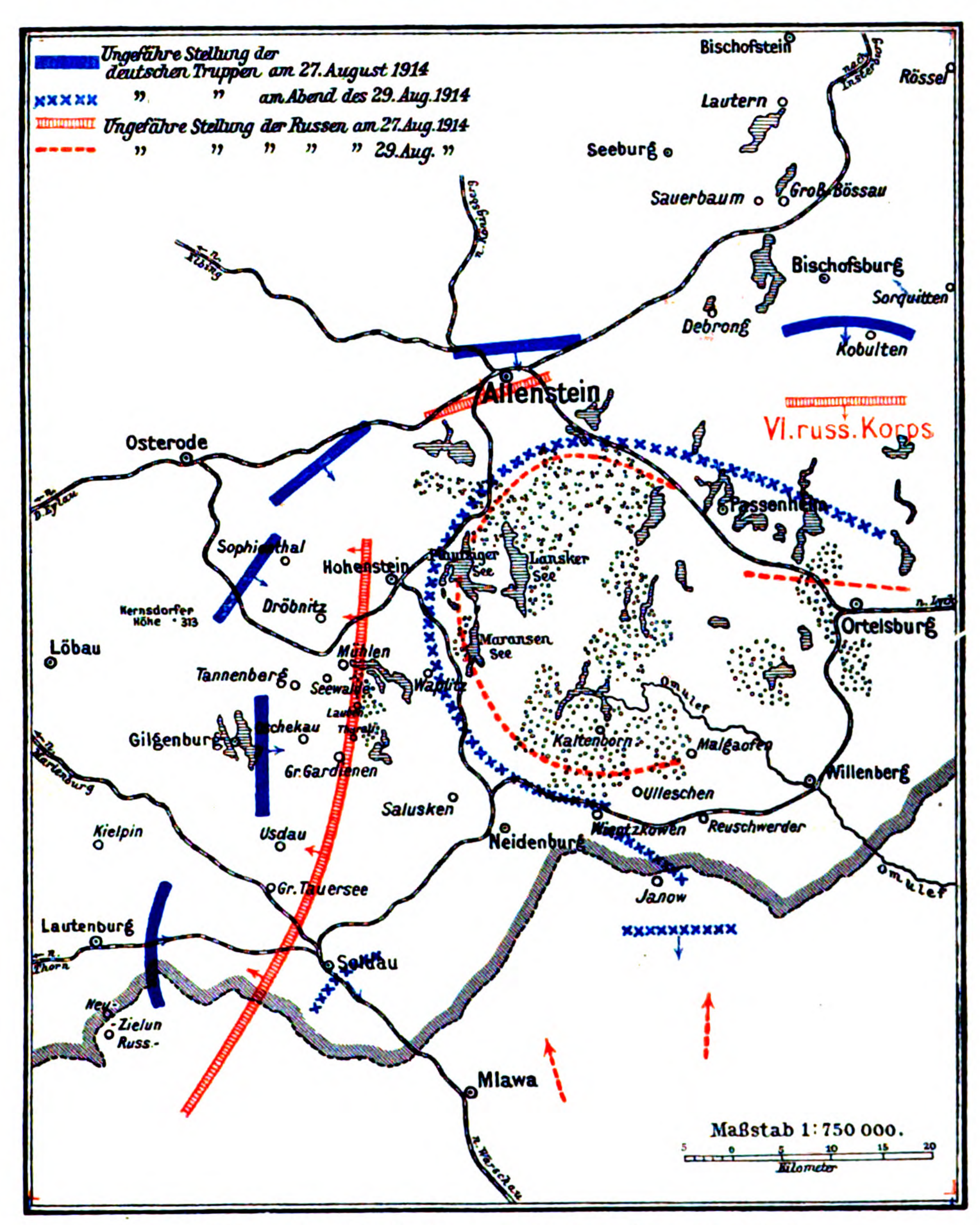


von Hindenburg.

Einzelkunstblätter im Verlage
von Meißner & Buch in Leipzig

Generalfeldmarschall von Hindenburg
Gemälde von Prof. Hugo Vogel





Kartenskizze zur Schlacht bei Tannenberg vom 27. bis 29. August 1914

Namenszug unseres Kaisers auf den Schulterklappen trug, gegenüberstand; nach tapferem Widerstand wurde es fast ganz aufgerieben. Unter schweren Verlusten wich der Feind im Verfolgungsfeuer der Artillerie nach Soldau aus. Damit war in der Tat schon die Flanke der Narew-Armee dem vernichtenden Vorstoß des siegreichen Armeekorps preisgegeben.

28. Aug. 1914 Der zweite Schlachttag

Am 28., dem **zweiten Schlachttag**, ging die deutsche Mitte zum Angriff über. Nach hartem Kampf wurde der Gegner auf die Linie Hohenstein—Mühlen

zurückgedrängt; auch Allenstein räumten die Russen, deutsche Kavalleriepatrouillen trafen gerade noch rechtzeitig ein, um die nun doch vorbereitete Sprengung der Eisenbahnbrücken zu verhindern. Am heftigsten tobte der Kampf um Mühlen und Dröbnitz, das General v. Morgen schließlich dem XV. russischen Korps entriß. Ein von Groß-Gardienen aus in die Flanke des feindlichen Zentrums geführter Stoß trug, kräftig unterstützt durch die Feldartillerie, wesentlich zur Entscheidung bei. Der Gegner flutete gegen den Großen Plautziger-See und den sich südlich fast unmittelbar anschließenden Maransen-See zurück und war damit eigentlich schon von seiner natürlichen Rückzugsstraße abgedrängt und in das gefährliche Seengebiet geraten. Aber auch die Umklammerung machte Fortschritte: unser linkes Flügelkorps schob sich näher an Ortelsburg heran; auf dem rechten Flügel errangen wir unter Abzweigung eines Teils über Soldau hinaus gegen Saluskén und Neidenburg Gelände — immer in der allgemeinen Richtung auf Willenberg. Es kämpfte also bereits in rastloser Verfolgung, die Russen, die zumal in den Waldabschnitten verzweifelt Gegenwehr leisteten, aus einer Stellung in die andere zurückwerfend.


Gutschein
über Mk. 1,00 wörtl. eine Mark
Dieser Gutschein wird bei Beendigung des Krieges von der Stadt Riesenburg Wpr. eingelöst.
Der Stadtkassenrendant. Der Bürgermeister.
L. S.
Dieser Gutschein hat für die Stadt nur dann Verbindlichkeit, wenn er das Siegel der Stadt, die Unterschrift des Bürgermeisters und des Stadtkassenrendanten trägt.

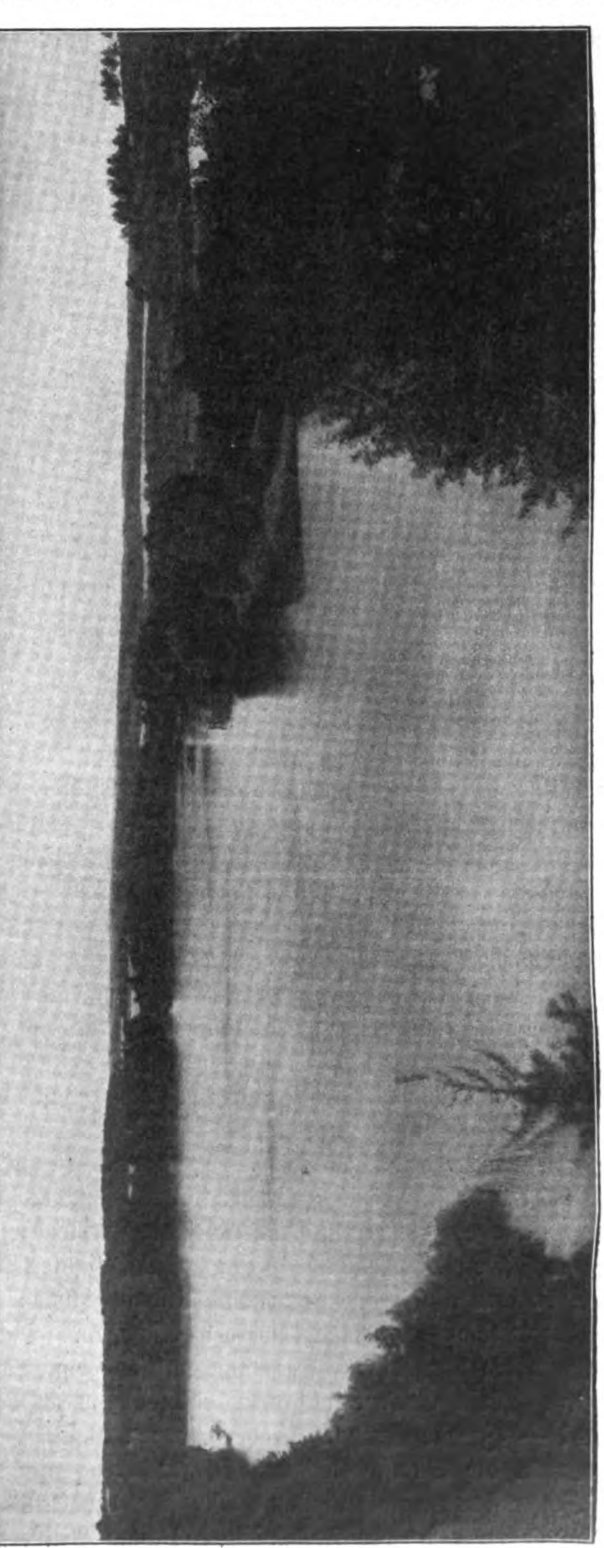
Gutschein der Stadt Riesenburg in Westpreußen. Derartiges Notgeld wurde vielfach aus Mangel an kleinen Münzen ausgegeben

Aus den Kämpfen in der deutschen Mitte, bei Mühlen, besitzen wir die frische anschauliche Schilderung des Feldwebels eines Infanterie-Regiments (Heinrich Bl., zuerst abgedruckt in der Deutschen Tageszeitung), die im Auszug eingeschaltet sei:

„Um 2 Uhr morgens, am 28. August, stehen wir wieder in unserer Stellung bereit. Noch ist alles ruhig. Nur hin und wieder huschen gespenstisch Patrouillen durch die Nacht. Um 4¾ Uhr schickt unsere Artillerie den Russen den ersten Brummer als Morgengruß. Der Artilleriekampf beginnt auf der ganzen Linie mit großer Heftigkeit. Wir liegen hinter der Chaussee Seewalde-Mühlen im Chausseegraben. Vor uns fahren zwei Batterien Artillerie auf. Die Sonne hat die dichten Nebelschwaden niedergedrückt und verkündet einen schönen Tag. Wie wird er enden? Da decken uns auch schon russische Schrapnells zu. Im selben Augenblick erreicht uns der Befehl: ‚Das Bataillon hinter Gut Mühlen führen und von dort nach der Feuerlinie entwickeln!‘ Jeder hat mit dem Leben abgeschlossen. ‚Du, Heinrich, weißt doch, meinen Brustbeutel, meine Uhr, mein Tagebuch und einen letzten Gruß an meine Frau.‘ — ‚Ja, ja, so schlimm wird's schon nicht werden!‘ Gut Mühlen ist ein brennender Trümmerhaufen, nur das Gutshaus steht unversehrt. Ein Wunder! Zu Dutzenden schlagen hier Granaten in allen Größen ein; dazu wird die Chaussee durch Infanteriefeuer bestrichen. Der Graben liegt voll Verwundeter und Toter. Wir müssen nach rechts hinter das Mauerwerk in Deckung. Hier können wir vor Pferde- und Rinderkadavern

nicht weiter. Wir geraten auch in das Artilleriefeuer. Ein nervenzerrüttendes Getöse: Platzende Granaten, pfeifende Kugeln, ratternde Maschinengewehre, rasselnde Geschütze, gebrüllte Kommandos, wiehernde Rosse, blökendes Vieh, schreiende Verwundete. Und da sitzt furchtlos, straff und ruhig, als sei er gegen die Unzahl von Geschossen gefeit, unser General. Am Zaun, unter einer alten Linde, hat er es sich bequem gemacht, eine Zigarette rauchend. Vor ihm liegt ausgebreitet eine Karte. Nur hin und wieder, wenn Adjutanten kommen oder der Telegraph eine Meldung bringt, steckt er die Fähnchen auf der Karte anders. Eine prächtige Erscheinung. Ja, das ist unser General! Unter dessen Augen dürfen wir kämpfen! Wir wollen's auch so machen, daß er mit uns zufrieden ist. ‚In der Richtung halblinks auf den Wald schwärmen!'

Ich entwickele meinen Zug links der Chaussee Tannenberg—Mühlen—Neidenburg. Aus dem Hexenkessel waren wir heraus. Fort ging's in Sprüngen über das tausend Meter breite ebene Stoppelfeld. Die Uhr zeigt 10½ Uhr. Der



Ein Bild aus der ostpreußischen Seengegend

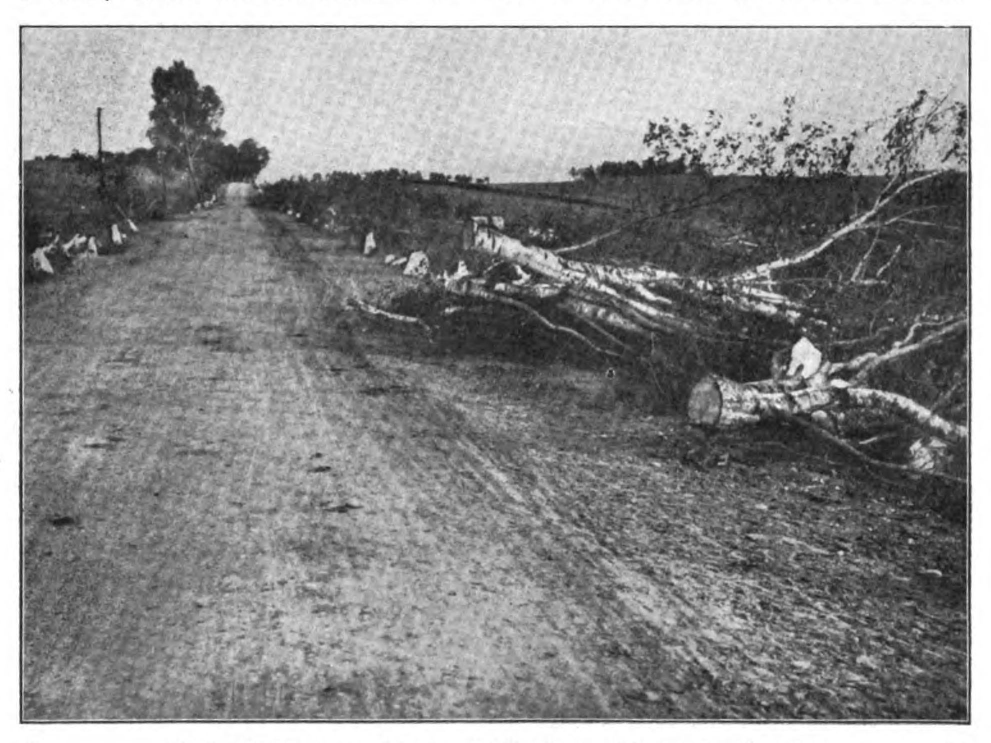
Schweiß läuft uns bis auf die Stiefelsohlen herunter. Getrunken wird nicht, denn der Tag ist noch lang, und der Kugeln sind viel. Mittlerweile fängt man an, über die pfeifenden Kugeln zu scherzen. Ein Kerl scheint es gerade auf mich abgesehen zu haben. Pitsch und pitsch und pitsch! immer dicht an meinen Ohren vorüber. Wo nur der Lump sitzen mag! ‚Sprung auf — marsch marsch! — Hinlegen!' Vor uns liegt ein tiefes Terrain mit See und Bach und Sumpf. Nur die Chaussee führt in tiefer Schlucht hindurch. Drüben ist die stark befestigte Stellung der Russen. Bis an die Zähne sind die Kerle eingegraben. Niemand ist zu sehen.

Die Chaussee ist für uns das Einbruchstor in die russische Stellung. Hier stauen sich die Kompagnien. In fürchterlicher Enge muß hier alles hindurch. Unterstützt von dem Feuer aus unseren Deckungen gehen die Züge durch die Schlucht vor. Es ist ein Höllentor, ein Todestor, das von russischem Artillerie- und Maschinengewehrfeuer zugedeckt wird. Und doch geht es unaufhaltsam durch und vorwärts.

Mein Zug ist dran. ‚Nicht zur Seite sehen, die Augen nach dem Feinde, marsch, marsch, mir nach!' Im Laufschritt geht's auf den Engpaß los. Kein Aufenthalt. Wenn auch Herz und Beine nicht mehr wollen; sie müssen. Was fällt, das fällt. Durch bis an die schützende Höhe im schnellsten Tempo. Noch einmal, trotz aller Hitze, läuft es eiskalt über meinen Rücken — da bin ich drüben.

Ich lebe noch. Ich kann es nicht fassen, und doch ist es so. Ich sehe mich um. Unsere Reihen sind gelichtet, stark gelichtet, und noch ist es nicht zu Ende. Es ist erst 2 Uhr. Wir müssen uns eine halbe Stunde verschnaufen. Jeder von uns ist durch den Lauf erschöpft, zu Tode ermattet. Nach einer halben Stunde führe ich den Rest meines Zuges an die Höhe heran, um freies Schußfeld zu haben. Wir können nicht weiter, ehe nicht die Feste an der Chaussee beseitigt ist. Dieses Teufelsnest ist eine aus Feldsteinen erbaute Feldscheune, an die sich 10 bis 12 Meter hohe und 30 Meter lange Erdwälle anschließen. Hier sind Maschinengewehre und ungefähr 50 Scharfschützen eingegraben, die unseren Höhenrand dauernd bestreichen. Wir müssen warten, bis die Erlösung naht. Die Uhr zeigt 3 Uhr.

Unsere schwere Artillerie errettet uns. Bau—u—lulululu—ch—sch—ach! und bau—u—u—lulululu—ch—sch—ach! Der ganze steinerne Bau mit samt seinen Erdwällen und Maschinengewehren und Armen und Beinen und Leibern fliegt in die Luft. Die Trümmer brennen lichterloh. Jetzt geht's vorwärts. Unter dauerndem Feuern unserer Artillerie stürmen wir näher und immer näher an die russischen Schützenlinien heran. Das Infanteriefeuer tut uns wenig. Vereinzelt bekommen wir aus der Flanke und im Rücken Feuer. Krankenträger, die die Verwundeten wegbringen, werden erschossen. Da eben stürzen zwei Mann, mit ihnen die Tragbahre. Das kann nur aus den Baumkronen an der Chaussee kommen. ‚Erste Gruppe auf den ersten Baum an der Chaussee — Feuer!' — Bauts! — ‚Zweite Gruppe auf den zweiten Baum — Feuer!' — Bauts! Aha, da purzeln die Schufte, die das Genfer Kreuz nicht achten. Es ist 3½ Uhr. Die Sonne brennt unerträglich. Wir sind der Erschöpfung nahe. Kein Trunk Wasser ist mehr in der Feldflasche. Unsere Artillerie hat jetzt die feindlichen



Auf der Landstraße von Usdau nach Gilgenburg. Aufnahme der Photothek

Schützenlinien unter Feuer genommen. In bestimmten Abständen schlagen die gefürchteten Granaten ein und machen die Stellung sturmreif. Da plötzlich steigt eine ungeheure Staubwolke zwischen zwei gewaltigen Strohdiemen auf der Höhe auf. Die russische Kavallerie will uns attackieren. Ein letzter Versuch, um ihrer Infanterie ein Tor zu öffnen. Ein Augenblick der Beklemmung, der Erwartung des großen Schauspiels! Aber ehe der Aufmarsch der Regimenter vollendet ist, ist die stolze Kavallerie ein Trümmerhaufen von Menschen und Pferden. — Mein treuer Zeitmesser meldet 4 Uhr. Was ist das da nur auf den russischen Deckungen? Ein Gewimmel! Überall kriechen sie heraus. Statt zu schießen, stecken sie die Bajonette mit weißen Tüchern heraus. Hier eins, da eins, dort auch, jetzt überall! ‚Die Russen ergeben sich!‘ Es geht wie ein Lauffeuer durch unsere Linien. ‚Hörst Du: Das ganze Halt! — Seitengewehr pflanzt auf! — Geht langsam vor!‘ So hat der Hornist geblasen, und alle rechts und links blasen ebenso, bis es jeder gehört hat. Ein brausendes ‚Hurra‘, vieltausendstimmig, zieht über das Schlachtfeld hinweg. Das Seitengewehr wird aufgepflanzt, und im Schritt geht's auf die Stellungen zu. In Trupps, zu Scharen kommen sie angelaufen mit hochgehobenen Händen und bitten und flehen, daß es uns das Mitleid in die Adern treibt. Aus den Trupps werden Hunderte, aus den Hunderten Tausende. Schnell sind sie geordnet und zum Bahnhof Mühlen gebracht.

Als die Nacht ihre Fittiche über das Blutfeld senkte, da lagen wir uns weinend in den Armen. Wir weinten, und unsere Tränen vermischten sich mit dem teuren Herzblut unser erstarrten Kameraden, auf die der Mond sein fahles

Licht ergoß. — ‚Wir treten zum Beten!‘ — ‚Nun danket alle Gott!‘ so beschloß die Landwehr den Tag von Tannenberg.“ — — —

29. Aug. 1914 Der dritte Schlachttag

Am dritten Schlachttag, den 29., begann die Ernte Hindenburgs. Es gab noch schwere Kämpfe, aber sie drängten die Russen immer mehr und mehr zusammen. Die beiden Flügel umklammerten die großen Massen immer enger, die Mitte drückte unerbittlich nach. Mit fliegenden Fahnen, unter wirbelnden Trommeln, mit brausendem Hurra stürmten die Bataillone vorwärts. Als der Abend sank, standen die deutschen Linien im fast geschlossenen Kreis: von Passenheim im Norden über Allenstein und Hohenstein, bis östlich Waplitz; im Süden war das rechte Flügelkorps über Neidenburg bis östlich Wientzkowen vorgestoßen, gegen Soldau stark sichernd. So blieb den Russen nur noch die Strecke zwischen Ortelsburg und Willenberg, zu der sie allein durch dichte große Waldungen und ein Gewirr von Seen gelangen konnten, zum Rückzug. Schon ergaben sich immer größere Scharen. Das Feuer unserer, sich rücksichtslos einsetzenden Artillerie, die auf den Höhen nordöstlich Allenstein vereinigt wurde, der Ansturm unserer Infanterie und Reiterei hatte gewaltige Russenmassen unmittelbar bis an die Ufer des Groß-Plautziger Sees geworfen. Unfähig zu weiterem Widerstand, zerbrochen, in aufgelösten Verbänden drängten sich hier die Tausende und Abertausende. Vergeblich strebten sie, sich auf der schmalen engen Landzunge zwischen den anschließenden Seen hindurchzuschieben; Ungezählte warfen Waffen und Uniform ab und suchten schwimmend ihr Heil; viele, viele ertranken, Männer und Pferde. Und dazwischen schmetterten immer wieder die deutschen Granaten. Bataillone auf Bataillone ergaben sich. „Mir wurde fast unheimlich,“ heißt es in dem Feldpostbrief eines Offiziers, „als immer neue Scharen Russen aus den Gehöften und Wäldern herauskamen, die Hände hoch, wie betende Araber.“



Generalmajor C. von Morgen
Phot. Robert Mohrmann

Der Sieg war bereits entschieden. Durch ganz Deutschland aber klangen die Glocken, jubelten wir, als nach bangen Tagen der Erwartung das Große Hauptquartier verkündete: „Unsere Truppen in Preußen unter Führung des Generaloberſten von Hindenburg haben die vom Narew vorgehende russische Armee in Stärke von fünf Armeekorps und drei Kavalleriedivisionen in der Gegend von Gilgenburg—Ortelsburg geschlagen und verfolgen sie jetzt über die Grenze.“ — Zum Generalobersten ernannte der Kaiser den siegreichen Feldherrn; er verlieh ihm zum 1870 erworbenen Eisernen Kreuz die erste Klasse und drahtete ihm noch am 29.: „Durch den in dreitägiger Schlacht errungenen vollen Sieg über die russische Übermacht erwarb sich die Armee für immer den Dank des



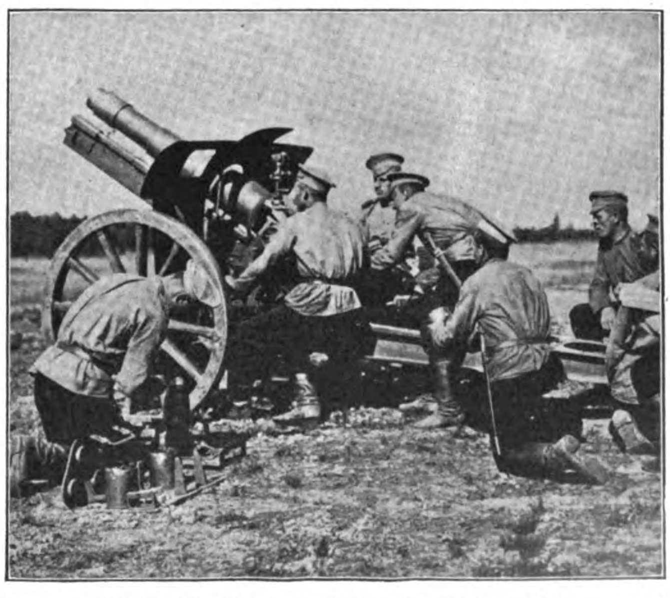
Transport von russischen Gefangenen nach deutschen Festungen
Phot. Leipziger Presse-Büro

Vaterlands. Mit ganz Deutschland bin Ich stolz auf diese Leistung der Armee unter Ihrer Führung. Übermitteln Sie den braven Truppen Meine warme kaiserliche Anerkennung."

Dabei konnte weder das Große Hauptquartier, noch die Leitung der Hindenburgschen Armee den ganzen Umfang des herrlichen Sieges am 29. abends übersehen. Erst die nächsten Tage brachten Klarheit und brachten in neuen rastlosen Verfolgungskämpfen die volle Ernte: die Vernichtung der Narew-Armee.

30. Aug. 1914 Deutsche Verfolgung und russische Gegenstöße

Noch wehrte sich der Russe an einzelnen Stellen mit dem Mut der Verzweiflung. Am 30. mußte unser linker Flügel, ehe er Ortelsburg besetzen und befreien konnte, einen heftigen Gegenstoß der noch kampffähigen Teile des russischen VI. Armeekorps abschlagen und tat das freilich so gründlich, daß auch hier der Rückzug der Feinde sich bald in Flucht verwandelte. Unser rechter Flügel hatte am gleichen Tage neue russische Truppen, die von Süden her gegen Neidenburg vorzugehen im Begriff waren, abzuwehren; was nicht hinderte, daß wir hier, gegen zwei Fronten kämpfend, bis Willenberg gelangten. Auf der ganzen Linie drängt unsere Mitte nach. Ungeheure Beute, immer wachsend, heimsen alle Teile ein. Bei Reuschwerder, an der Straße



Laden einer russischen Haubitze. Phot. Stern & Schiele

Neidenburg—Willenberg, ergeben sich einem Bataillon gegen 20000 Mann, mit dem kommandierenden General an der Spitze. Bei Ulleschen und Malgaofen, nördlich von Reuschwerder, hatte noch am 31. eine Infanteriebrigade Gefechte, in denen der tapfere Führer, Generalmajor v. Trotha, fiel: auch hier war aber die Beute an Gefangenen, Geschützen, Munitionswagen, Maschinengewehren riesengroß. Am 31. meldete uns das Große Hauptquartier 30000 Gefangene; noch am gleichen Tage berichtete es weiter: „Im Osten ist der gemeldete Sieg der Armee des Generalobersten v. Hindenburg von weitaus größerer Bedeutung, als zuerst übersehen werden konnte . . . 60000 Gefangene, darunter 2 kommandierende Generale, viele Geschütze und Feldzeichen sind in unsere Hände gefallen." Bald darauf waren es 70000, dann 92000 Gefangene, und immer noch mehrten sie sich mit der Säuberung der großen Wälder, in denen sie sich zu Tausenden versteckt hielten; immer wieder fanden sich Geschütze und Gerät aller Art — mehr als 400 Geschütze wurden gezählt. Es war wirklich eine Vernichtungsschlacht geworden, wie Meister Hindenburg sie geplant hatte; nur Teile des I. und VI. russischen Armeekorps, höchstens 60000 Mann von 250000, wußten sich der Umklammerung zu entziehen. Schlicht und stolz rief der Generaloberst im Tagesbefehl des 1. September seinen Braven zu:



Vivatband auf Hindenburg, gezeichnet von Franz Staffen. Verlag von Amsler & Ruthardt in Berlin

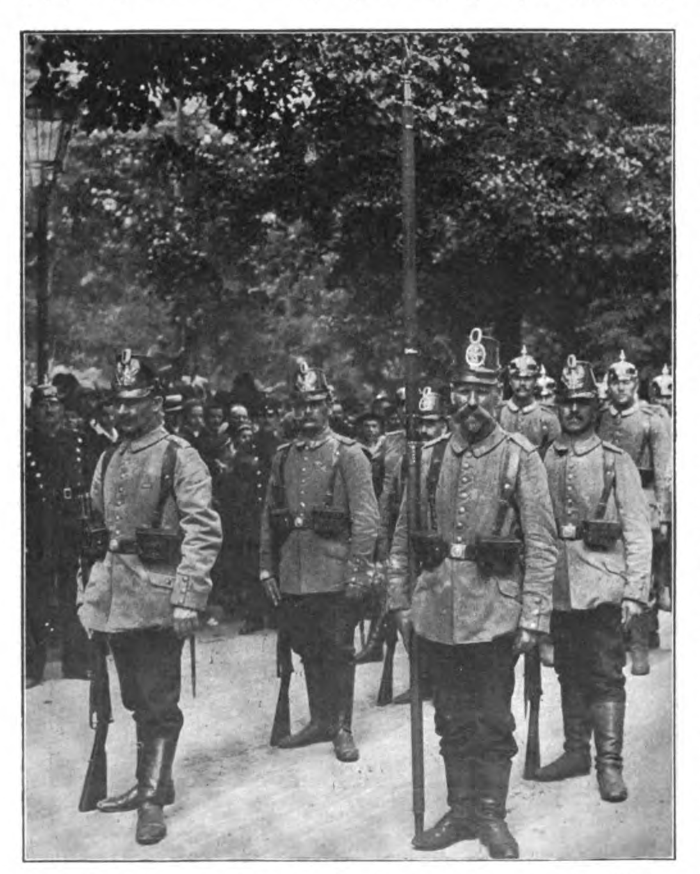
„Soldaten der 8. Armee! Die vieltägigen heißen Kämpfe auf den weiten Gefilden zwischen Allenstein und Neidenburg sind beendet. Ihr habt einen vernichtenden Sieg über fünf Armeekorps und drei Kavalleriedivisionen errungen. Die geringen, der Einschließung entronnenen Trümmer der russischen Narew-Armee fliehen nach Süden über die Grenze. Die russische Wilna-Armee hat von Königsberg her den Rückzug angetreten. Nächst Gott dem Herrn ist dieser glänzende Erfolg Eurer Opferfreudigkeit, Euren unübertrefflichen Marschleistungen und Eurer hervorragenden Tapferkeit zu danken. Ich hoffe, Euch jetzt einige Tage wohlverdienter Ruhe lassen zu können. Dann aber geht es mit frischen Kräften wieder vorwärts mit Gott für Kaiser, König und Vaterland, bis der letzte Russe unsere teure, schwergeprüfte Heimatprovinz verlassen hat und wir unsere sieggewohnten Fahnen in Feindesland hineingetragen haben! — Es lebe Seine Majestät der Kaiser und König! Der Oberbefehlshaber: von Hindenburg."

Eine hübsche kleine Episode, ein Zufallsspiel, möchte ich mir noch einzuschalten erlauben. Als unser unvergeßlicher General v. York 1812 in der Mühle zu Tauroggen,

Sedantag 1914 in Berlin: Einbringung von französischen, russischen und belgischen Geschützen und Fahnen. Phot. R. Sennecke

hart an der Grenze Ostpreußens, die berühmte „Konvention“ mit den Russen geschlossen hatte, die zum Auftakt der Befreiungskriege wurde, stiftete er dem Regiment des Generals v. Diebitsch, mit dem er unterhandelte, eine Fahne mit der Inschrift: „In treuer Kameradschaft.“ In der Schlacht von Tannenberg nun fiel mit anderen auch dies Feldzeichen in unsere Hände: das seltsame und merkwürdige aber war, daß es gerade vom Ostpreußischen Jägerbataillon Graf York von Wartenburg erobert wurde. Welch Wechsel der Zeiten! Von Tauroggen bis Tannenberg!

Ein herrlicher Sieg: dies Tannenberg! Wir dürfen es nie vergessen, daß diese Schlacht der erste große Merkstein im Weltkriege war. Er bewies zum ersten Male, daß nicht die Massen siegen, sondern der überlegene Geist der Führung und der Siegeswille, die sieghafte Kraft der Truppe; er befreite uns von dem seelischen Druck, den die russischen Millionen ausübten. Dieser Tag aber gab uns auch unseren Hindenburg! Gab uns das unbedingte, auch durch vorübergehende Rückschläge nie erschütterte Vertrauen, den Glauben an ihn! Wir wissen es: bei aller Anerkennung anderer Führer und ihrer Taten, bedeutete dieser sein erster Sieg den Wendepunkt an der gesamten Ostfront, so sehr, daß man es bedingungslos aussprechen darf: ohne Tannenberg hätte es für uns, bis nach Galizien hinab, keine Siegeskette gegeben, kein Lodz und Warschau, kein Durchbruch bei Gorlice, kein Iwangorod, kein Nowo-Georgiewsk, Kowno, Grodno, Brest-Litowsk und Wilna!



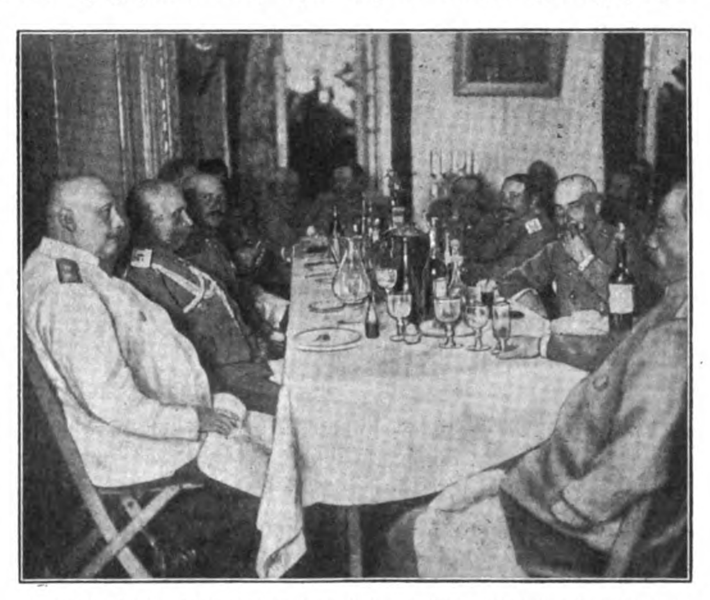
Ostpreußische Landsturmleute in Berlin mit der von ihnen eroberten russischen Fahne. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft

⁂ ⁂ ⁂

„. . . . Dann aber geht es mit frischen Kräften vorwärts mit Gott für Kaiser, König und Vaterland, bis der letzte Russe unsere teure, schwergeprüfte Heimatprovinz verlassen hat . . .“

Jetzt galt es mit dem zweiten Hauptteil des Feindes, der Njemen- und der kleineren Grodno-Armee, Abrechnung zu halten.

Es ist eine hohe, seltene Feldherrngabe, den Gegner — über den man im Kriege trotz Reiterei, Flieger und Kundschafter meist viel weniger Sicheres weiß, als der Laie anzunehmen geneigt ist — richtig einzuschätzen und zu beurteilen. Hindenburg hatte jedenfalls den russischen Heerführer Rennenkampf richtig gewertet, vielleicht die ganze Art russischer Führung überhaupt, als er ihm ein tatkräftiges schnelles Zusammenarbeiten mit der Narew-Armee nicht zutraute; wobei ganz dahingestellt bleiben mag, ob — wie verlautete — Rennenkampf und der Großfürst Nikolai Nikolaijewitsch, der sich ebenfalls bei der Njemen-Armee befand, durch persönliche Zerwürfnisse mit General Samsanoff, der übrigens in der Schlacht bei Tannenberg gefallen war, ohne daß es damals gelang, seinen Leichnam aufzufinden, veranlaßt worden sind, letzteren in Stich zu lassen. Genug daß Rennenkampf sich mit einem langsamen Vorschieben größerer Teile seines Heeres in der allgemeinen Richtung auf Königsberg begnügte; auch Tilsit wurde besetzt, russische Reiterei streifte bis Heilsberg. Die Hauptkräfte des Heeres aber waren damit, während Rennenkampf und der Großfürst es sich im Hauptquartier zu Insterburg bequem machten, auf der sehr langen, über hundert Kilometer langen Linie von Labiau über Tapiau auf Allenburg, Nordenburg, Angerburg bis östlich Lötzen ziemlich verzettelt.



General v. Rennenkampf (der zweite von links) im Kreise seiner Offiziere in Insterburg. Phot. F. Krauskopf

Die Feste Boyen

Das kleine Lötzen, richtiger die Feste Boyen, hatte bereits eine hübsche Rolle für sich gespielt. Da hielt ein wackerer Mann, der Oberst Busse, mit einer schwachen Besatzung gute Wacht. Schon Mitte August war der Ort, in dem Tausende von Flüchtlingen Unterkunft und Rettung gesucht hatten, stark bedroht. Am 14. erhielt der Kommandant durch Parlamentäre folgendes Schreiben:

„Lötzen ist schon von den Truppen der russischen Kaiserlichen Armee ganz eingeschlossen. Unnützlich ist eine weitere Verteidigung der Feste. Mir ist befohlen, Sie zu beauftragen, die Festung freiwillig uns zu übergeben — damit kann man vermeiden unnützlichen Verluste. Sie haben zu Ihrer Verfügung vier Stunden, um die unsere Bedingung zu überlegen. Wenn Sie nicht wollen mit dieser Bedingung zufrieden sein, so wird man mit offener Kraft die Festung nehmen und in diesem Falle dort kein Stein auf'm Stein nicht gelassen wird. Chef der Kolonne: Konratjew."

Herr Konratjew brauchte nicht lange auf Antwort zu warten:

„Euer Exzellenz bringe ich mein lebhaftes Bedauern zum Ausdruck, daß die von Euer Exzellenz vorgeschickten Parlamentäre — ein Major, ein Adjutant, ein Trompeter — von meinen Truppen angeschossen worden sind. Ein vorgeschobener Posten hat sie von der Seite beziehungsweise vom Rücken aus gesehen und will die Parlamentärflagge nicht bemerkt haben. Ich werde den Vorfall peinlich untersuchen und stelle strenge Bestrafung in Aussicht. Euer Exzellenz können versichert sein, daß von meinen Truppen streng nach den Gesetzen des Völkerrechts gehandelt wird. Die Verwundeten sind in das Lazarett aufgenommen; sie erhalten dort beste Pflege und werden nicht als Gefangene behandelt. Sobald es deren Zustand erlaubt, werden diese ausgeliefert werden.



Oberst Busse, der Verteidiger der Feste Boyen bei Lötzen

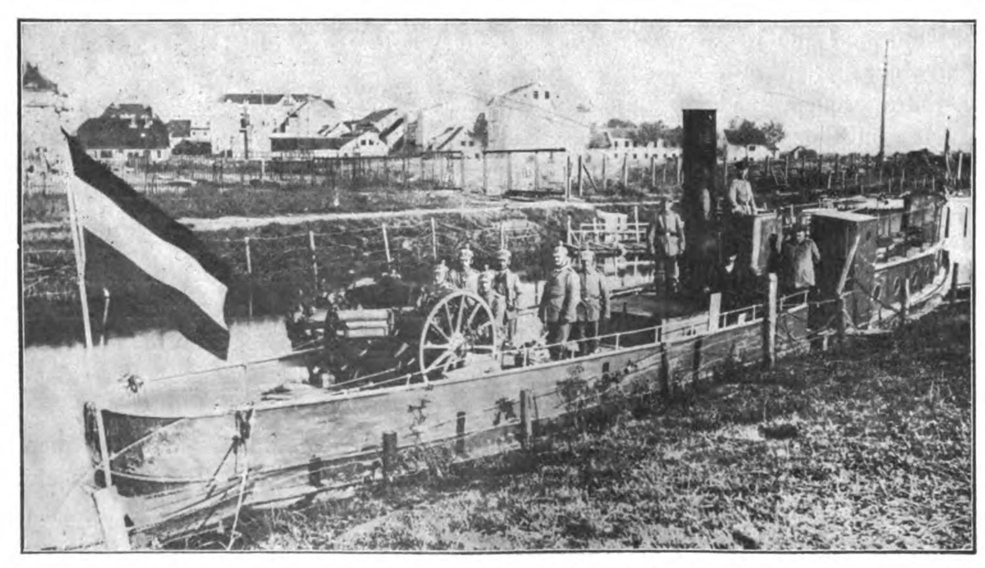
Was Ihre Aufforderung anbetrifft, die Feste zu übergeben, so weise ich dieselbe für mich und meine tapfere Besatzung als im höchsten Grade beleidigend zurück. Die Feste Boyen wird nur als ein Trümmerhaufen übergeben.

Der Kommandant der Feste Boyen: Busse."

Die Feste Boyen hat sich denn auch gehalten, Oberst Busse als ganzer Mann bewährt. Er hatte sich sogar eine „Kriegsflotte" zugelegt: S. M. Schiff Barbara, ein kleiner armierter Dampfer, gab den Russen manche Nuß zu knacken auf.

Aber kehren wir zu Meister Hindenburg zurück.

Er plante auch diesmal eine Umfassungsschlacht größter Art. Inzwischen



Die armierte Barbara, die „Kriegsflotte" der Feste Lötzen



Ein Generalstabsoffizier vernimmt durch einen Dolmetscher russische Gefangene. Hofphot. Kühlewindt

hatte er recht stattliche Verstärkungen erhalten, zwei Armeekorps und eine Kavalleriedivision. An der Südgrenze Ostpreußens, auf Mlawa zu, genügte nach der Zerschmetterung der Narew-Armee die Zurücklassung der Landwehr, die dort schon erfolgreich gekämpft hatte; Königsberg war durch eine andere Landwehrdivision gesichert. Der Generaloberst verfügte also zur Entscheidungsschlacht über fünf Armeekorps, zwei Kavalleriedivisionen und einige Reserveformationen. Eine Division unter General v. Morgen wurde zum Schutz des rechten Flügels weit hinausgeschoben, da wohl bereits Nachrichten von der Annäherung der schon erwähnten russischen sogenannten Grodno-Armee eingegangen waren. Wir werden von den selbständigen Kämpfen Morgens noch hören.

6. und 7. Septbr. 1914 Beginn der Operationen gegen die Njemen-Armee

Vom rechten Flügel der Hindenburg-Armee an gerechnet wurden am 6. und 7. September, nach zum Teil sehr starken Anmarschleistungen, die Truppen zum Angriff folgendermaßen angesetzt: südlich des Löwentinsees ein Korps in der allgemeinen Richtung über Freudenthal und Gr. Gablick auf Goldap, südöstlich vorgeschoben eine Reiterdivision; ein weiteres Korps über Lötzen auf Possessern und Kruglanken, ein drittes auf Drengfurth, ein viertes auf Nordenburg. Ein Korps blieb an der Alle in der Linie Wehlau—Allenburg—Gerdauen stehen. Es tritt damit deutlich die Absicht zu Tage, auch die russische linke Flanke zu umfassen und auf Goldap-Insterburg zurückzudrängen; gelang das, dann mochte das an der Alle stehende Korps die Aufgabe übernehmen, die in der Schlacht bei Tannenberg vom rechten Flügelkorps so glänzend gelöst worden war, sich als Riegel dem nach Norden weichenden Feind vorzuschieben.

Alles ließ sich gut an. Am 8. September fanden erfolgreiche Vorhutkämpfe statt, am 9. wurde der Gegner aus seinen stark verschanzten vorderen

9. und 10. Septbr. 1914 Die erste Masurenschlacht Hindenburgs

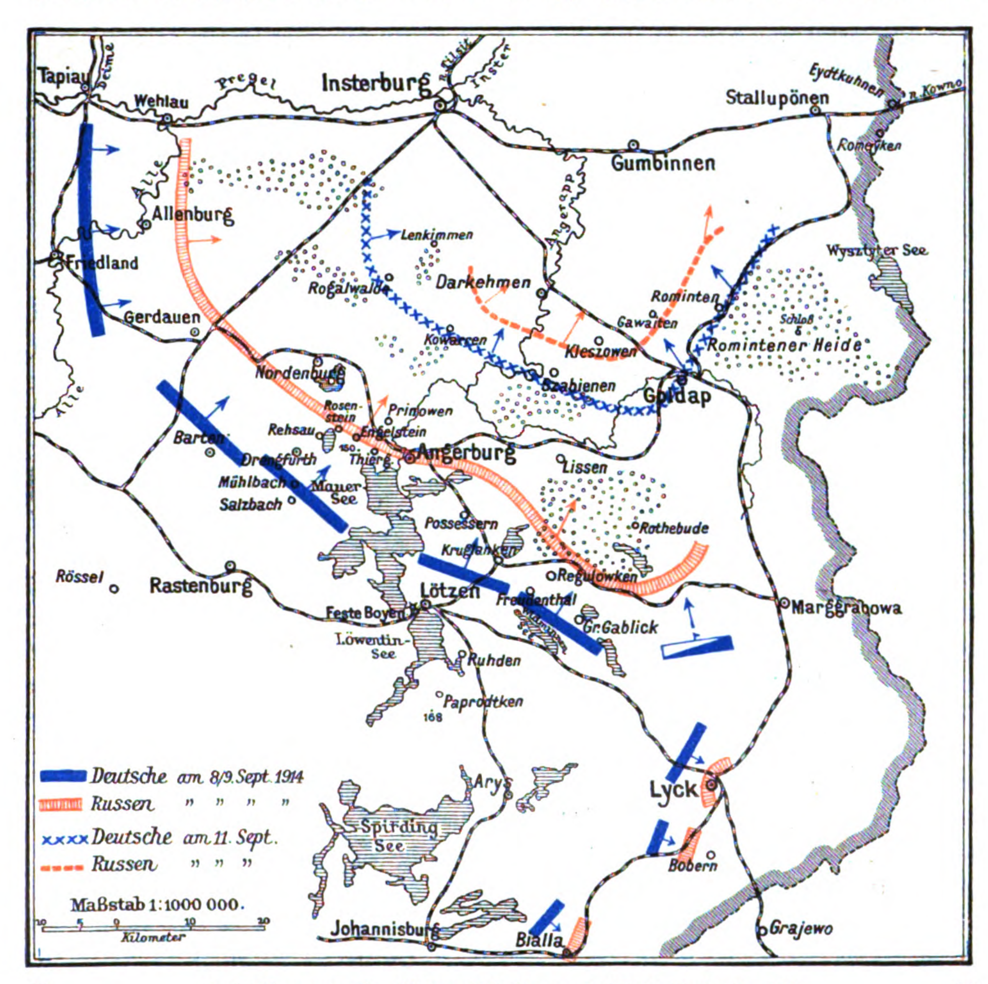
Stellungen von Gerdauen bis Groß-Gablick geworfen. Die Russen hatten wacker Widerstand geleistet, aber es half ihnen nichts. Nachdem ihr äußerster linker Flügel, zumal bei Regulowken, durch einen überaus kräftigen, von der Artillerie gut vorbereiteten Angriff entscheidend geschlagen worden war, trat der Feind den Rückzug auf Insterburg, Gumbinnen, Goldap an. Am 10. waren bereits auch die Straßen südlich der großen Romintener Forst durch Reiterei gesperrt. Am 11. wurden die Russen in der ungefähren Linie Gawaiten—Kleszowen—Rogalwalde, wo sie sich gesetzt hatten, zum zweiten Male angegriffen und geschlagen.

Eine hübsche Gefechtsschilderung aus den Kämpfen um Drengfurth gab der Kriegsberichterstatter Rolf Brandt: „Wir nähern uns dem Schlachtfelde. Es ist, als ob man das fühlen könnte. Zwischen Salzbach und Mühlbach (am Wege Rastenburg—Drengfurth) sehen wir an der Horizontlinie, die von leichten Hügeln begrenzt ist, kleine, scharf umrissene weiße Wölkchen aufsteigen. Sie steigen schnell in das wässerige Blau des dunstigen Himmels empor. Neue weiße Kegel bilden sich. Das sind die deutschen Batterien. Wir horchen angestrengt, aber der jetzt ziemlich starke Wind muß den Schall nach anderer Richtung tragen. Die weißen Wölkchen folgen sich jetzt ein paar Minuten lang mit großer Schnelligkeit, und plötzlich steigen in der Ferne mächtige Rauchfahnen auf, die sich weit hinein in den Himmel schwingen. Engelstein scheint in Brand geschossen zu sein. Wir wissen es nicht, aber man kann aus den weißen und schwarzen Wolken wie aus einer gewaltigen Schrift lesen, die die Schlacht an den Himmel schreibt.

Ganz von selbst gehen unsere Pferde schneller. Jetzt, jetzt ist das Donnern der Geschütze zu hören, bald fährt das trockene harte Geräusch über jedes Wort. Dann halten wir an dem neuen Kirchhof von Drengfurth: ein paar hundert Meter vor uns sehen wir eine schwere deutsche Batterie im Feuer. Ich eile nach vorn und komme noch eben zurecht, um zu sehen, wie der Feuerstrahl aus dem Stahlrohr zuckt. Die Mannschaften stehen rauchgeschwärzt hinter den Erdwällen. Es war der letzte Schuß der Batterie aus dieser Stellung. Im gleichen Augenblick kommt der Befehl zum Stellungswechsel. Die schweren Gäule preschen den Berg hinauf, in einem Nu stehen die gewaltigen Fünfzehn-Zentimeter-Haubitzen hinter ihren Protzen. Die sechs Pferde ziehen an, die Peitschen klatschen leicht, im vollen Lauf geht es hinunter und vorwärts. Wir rücken vor!

Ich gehe die paar Schritte weiter bis zum Hügelrande, rechts an dem dort haltenden Stabe des Armeekorps vorbei, und stehe auf der Höhe des alten Kirchhofs. Ungeheuer entrollt sich vor meinen Augen das Panorama des Schlachtfeldes. Im weiten Umkreis lodern Dörfer und Gehöfte in hellen Flammen. An allen Punkten des Horizonts ziehen schwarze Schwaden, die der Wind breit zur Seite legt. Man sieht deutlich, trotz der Sonne, die durch den Dunst glüht, die roten springenden Feuer. Eben geht Thiergarten in Flammen auf. Es scheint die Arbeit unserer Haubitzenbatterie zu sein. Rosenstein brennt, Prinowen brennt.

Längs der Ufer des Rehsauersees zu unsern Füßen jagt deutsche Artillerie nach vorn. Sie durchquert das breite Tal, und bald sieht man sie nördlich



Kartenskizze zur ersten Masurenschlacht vom 8. bis 10. September 1914

des Hügels 150, des Fuchsberges, in Stellung gehen. Deutlich erkennt man die sechs feuernden Geschütze und sieht, wie die Munitionskolonnen hinter den Hügel in Deckung gehen. Da liegen über dem grauen Pulvergewölk und den schwarz-blauen Rauchschwaden helle, weiße, kreisrunde Wölkchen. Die Wolken bekommen im Augenblick — ein Wimpernzucken dauert fast länger — einen schwarzen Rand an ihrer unteren Seite; dann sind sie verflogen: russische Schrapnells, die vorläufig viel zu hoch und zu weit von der deutschen Batterie explodieren. Bald aber sind die Russen eingeschossen, und scheinbar gerade über unserer Batterie flattern die weißen Fetzen, aus denen die Eisendusche niederhagelt. Jetzt feuern unsere Geschütze stärker. Der Himmel scheint in Brand zu stehen, der Horizont dehnt sich, weil immer neue Dörfer aufflammen.

Durch das Fernglas sieht man schwarze Punkte, weit voneinander entfernt, durch die Felder sich vorwärts bewegen. Es ist die weit auseinandergezogene deutsche Infanterie, die scheinbar außerordentlich schnell vorrückt. Von Norden

her hört man Kleingewehrfeuer, das bald verstummt. Um 1 Uhr 45 Minuten hat das russische Schrapnellfeuer seinen Höhepunkt erreicht. Um 2 Uhr hört es ganz auf. Es macht sich die Einwirkung unseres Flankenangriffs, der weit südlich Lötzen hineinfährt, bemerkbar. Mit einer unbändigen Freude, die langsam wie Flut aufsteigt und das Herz hoch schlagen läßt, stellt man fest, daß die Unsrigen immer weiter vorrücken . . ." — — —

Vielleicht entsprach der Gesamterfolg, so groß er taktisch war, nicht ganz den Erwartungen Hindenburgs. General Rennenkampf wußte den Hauptteil seines Heeres, freilich unter riesigen Verlusten, der Umklammerung noch rechtzeitig zu entziehen. Er ging eiligst in östlicher Richtung zurück. So kam auch der „Riegel", den das an der Alle stehende Korps nach Norden vorschieben sollte, nicht zur vollen Geltung. Es war an der Alle auf starke Stellungen gestoßen; als die Russen diese räumten — brave Schützen schwammen in der Nacht über den Fluß und stellten die Tatsache fest —, ging es in der Richtung auf Tilsit vor, noch auf stärkeren Feind zu stoßen.

10 Sept. 1914 Tagesbefehl Hindenburgs Siegesbeute

Ein großer Sieg war die erste Masurenschlacht trotzdem — und ein Sieg bleibt immer ein Sieg. Am 10. September klangen in der Heimat wieder die Glocken, das Große Hauptquartier meldete: „Generaloberst v. Hindenburg hat mit dem Ostheer den linken Flügel der noch in Ostpreußen befindlichen russischen Armee geschlagen und sich dadurch den Zugang in den Rücken des Feindes geöffnet. Der Feind hat den Kampf aufgegeben und befindet sich in vollem Rückzug. Das Ostheer verfolgt ihn in nordöstlicher Richtung gegen den Njemen." Bald wurde diese kurze Mitteilung ergänzt: „. . . . der Rückzug der Russen ist zur Flucht geworden. Generaloberst v. Hindenburg hat in der Verfolgung bereits die Grenze überschritten . . . Die Kriegsbeute steigert sich fortgesetzt." Und am 15. erließ der Führer selbst folgenden schönen Tagesbefehl:

„Soldaten der 8. Armee! Ihr habt neue Lorbeeren um eure Fahnen gewunden! In zweitägiger Schlacht an den Masurischen Seen und in mehrtägiger rücksichtsloser Verfolgung durch Litauen hindurch bis weit über die russische Grenze hinaus habt ihr nun auch die letzte der beiden in Ostpreußen eingedrungenen feindlichen Armeen, die aus dem 2., 3., 4., 20., 22. Armeekorps, dem 3. Sibirischen Armeekorps, der 1., 5. Schützenbrigade, der 53., 54., 56., 57., 72., 76. Reservedivision, der 1. und 2. Garde-Kavalleriedivision bestehende Wilna-Armee, nicht nur geschlagen, sondern zerschmettert.

Bis jetzt sind mehrere Fahnen, etwa 30000 unverwundete Gefangene, mindestens 150 Geschütze, viele Maschinengewehre und Munitionskolonnen sowie zahllose Kriegsfahrzeuge auf den weiten Gefechtsfeldern aufgebracht worden. Die Zahl der Kriegsbeute nimmt aber immer noch zu.

Eurer Kampfesfreudigkeit, euren bewunderungswürdigen Marschleistungen und eurer glänzenden Tapferkeit ist dies zu danken.

Gebt Gott die Ehre! Er wird auch ferner mit uns sein!

Es lebe Seine Majestät der Kaiser und König!

Der Oberbefehlshaber: v. Hindenburg, Generaloberst."

Auch General v. Morgen hatte inzwischen seine Aufgabe gegen einen weit überlegenen Feind glänzend gelöst. Er schrieb darüber an den ihm befreundeten



Ostpreußischer Landsturm beim Ordnen russischer Beutestücke. Phot. Rich. Guschmann

Bürgermeister von Lübeck, wo er vor dem Feldzug eine Brigade befehligt hatte — und wir können nichts Besseres tun, als den betreffenden Abschnitt dieses Schreibens wiedergeben: „. . . . Das XII. russische Armeekorps, welches aus südlicher Richtung zur Umfassung unserer Armee heranrückte, wurde von mir am 7. September bei Bialla und am 9. September bei Lyck geschlagen und wieder über die Grenze getrieben. Du weißt, daß ich mich nach kriegerischen Erfolgen sehnte. So herrlich und großartig hatte ich sie aber nicht erwartet. Ich verdanke sie der Offensive und der Bravour meiner Truppen in erster Linie. Ich bin wohl tollkühn am 9. September gewesen, als ich eine dreifache Übermacht, die in befestigter Stellung stand, angriff, aber selbst wenn ich geschlagen wurde, hätte ich meinen Auftrag erfüllt, denn dieses russische Korps konnte nicht mehr zur Entscheidung (gemeint ist, zum Kampf gegen die Hindenburgsche Hauptarmee) heran. Und so setzte ich am Abend mein letztes Bataillon ein und stürmte das am rechten Flügel liegende Dorf Bobern. Diese meine letzte Kraftanstrengung mußte den Russen so imponiert haben, daß sie bereits in der Nacht den Abzug begannen. Am Morgen des 10. September wurden die letzten Schützengräben genommen . . . Gestern (14. September) habe ich nach kurzem Kampf Suwalki genommen und sitze jetzt im Gouvernementspalast. Heute morgen zog ich mit meiner Division ein, am Weichbild der Stadt von Pfarrer und Bürgermeister mit Salz und Brot empfangen; die russischen Beamten waren geflohen. Es war ein herrlicher Moment . . . Morgen geht es weiter gegen den Feind." — Auch die Landwehr unter General v. d. Goltz fand in den Kämpfen zwischen Lötzen und Lyck Gelegenheit, sich frische Lorbeerreiser zu pflücken. Sie schlug sich tagelang mit dem hartnäckigen Gegner herum, meist weit unterlegen an Zahl. Einmal stand das Gefecht gefährlich. Der General telephonierte nach Lötzen um Unterstützung — aber gerade im entscheidenden Augenblick versagte der Draht. Große Ungewißheit entstand, ob die Anfrage überhaupt ihr Ziel erreicht hätte. Plötzlich aber rollten

7. und 9. Septbr. 1914 Kämpfe bei Bialla und Lyck unter General von Morgen

14. Sept. 1914 Suwalki besetzt

die Eisenbahnzüge heran; der brave Oberst Busse sandte alles, was er in seiner kleinen Festung entbehren konnte, und unmittelbar aus den Bahnwagen ging's mit Trommelschlag und dröhnendem Hurra auf den weichenden Feind. —

Einer hübschen Episode vor und während dieser Kämpfe möchte ich noch gedenken. War da ein junger Leutnant v. Martels zu Dänkern, der eine Radfahrerabteilung befehligte. Der sollte mit seinen Leuten nach Lyck, erhielt aber unterwegs Befehl, nach Marggrabowo zu sausen, das von den Russen in Flammen geschossen wäre. Während der Fahrt trifft er auf einen Zug Infanterie, und da er ein Auto bei sich hat, läßt er die Leute aufsitzen, soviel draufgehen, fährt sie schnellstens 15 Kilometer weit, saust zurück und holt sich den Rest nach. Vor Marggrabowo erhielt er Feuer. Jetzt muß alles aufs Auto, über- und untereinander, und wer Raum hat, schießt — schießt. Was die Maschine hergibt, geht's bergab auf das Städtchen zu. Drinnen stehen die Russen vor der Post, von der eben die deutsche Postfahne als Kriegstrophäe heruntergeholt ist; der General hält gerade eine schwungvolle Ansprache an seine Mannschaft. Da brüllen die Posten: „Prußki! Prußki!“ und die Gewehre der paar Martelsschen Leute knattern mordsmäßig. Worauf sich die ganze Herrlichkeit schleunigst auf die Beine machte, so daß der preußische Leutnant als Sieger einziehen kann. Leutnant v. Martels, der „Fürst von Marggrabowo“, wie er im Munde der Leute hieß, hat dann mit seinen „Blitzteufeln“ noch manchen tollkühnen Streich ausgeführt,

Erste Sonder-Ausgabe.

Ostdeutsche Volkszeitung

General-Anzeiger für Ostpreußen.

Insterburg, Sonnabend, den 12. September 1914.

Ein Hurra unsern braven Kriegern!

Wer den Jubel heute sah, als die erste deutsche Ulanenpatrouille wieder auf unsern Markt sprengte, wie wir uns alle die Hände reichten mit innigem, hellem Blick, der vergißt das nicht wieder in seinem Leben.

Hinter uns liegen gut 2½ Wochen der Knechtschaft; nicht so grausam, wie wir anfangs fürchteten — wir wollen gerecht sein auch dem Feinde gegenüber, der seine Manneszucht hielt —, **aber doch lastend wie Blei auf unserer Seele, nie ohne Gefahr für den Einzelnen**; und wie Mehltau wars gefallen auf unsern frischen Mut, auf unsere Hoffnung. Von aller Welt, so vielfach auch von unsern nächsten Lieben abgeschnitten, in allem Wesentlichen angewiesen auf dürftige, für uns künstlich zugeschnittene Nachrichten aus dem weiten Kriegsfelde, mußten wir den langen Hoffnungsfaden spinnen in die Zukunft. Und wenn dann hin und wieder der Schleier ein wenig sich zu lüften schien, wenn bald von den raschen glorreichen Siegen an der Westgrenze des großen Vaterlandes, bald von dem zähen blutigen Ringen im Westen und Süden unserer engeren Heimat eine dunkle Kunde kam, wie haben wir dankbar das genossen, dankbar und doch immer voll Sorge ob der helle Schein standhielt, ob er nicht gar zu bald wieder verschlungen würde durch eine düstere Wolke! Und nun heute nach den bangen Stunden der Erwartung, als der dumpfe Donner der Geschütze und zuletzt daneben der hellere Ton des Kleingewehrfeuers uns immer näher rückte, als schließlich der Kampf an unsere Tore drang, wie still waren die Straßen, wie zagten wir da dem Erlösungswort entgegen, und wie hell klang schließlich der Siegesjubel!

Wer in diesen Wochen seiner Pflicht getreu stand hielt, der durfte in der schweren Zeit nicht nur, wie sonst die Freuden, er durfte auch einmal die Sorgen mit seinen Mitbürgern teilen, er konnte auch so viel ungeahnte Tatkraft, so viel selbstlose, nie ruhende Arbeit für das Wohl unserer Stadt bewundern. Wir haben alle gelernt; der Krieg hat auch uns alle in die Schule genommen; Mannesmut und ruhiges schlichtes Gottvertrauen werden wir nie wieder gering achten, und ein festes Zusammenschließen zu edlem, tüchtigem Zweck werden wir schätzen. Eins aber ist doch das Schönste: Unsere eignen Väter, Brüder, Söhne sind es, die uns den Tag der Freiheit wieder gaben, und, wenn's auch nicht ohne schwere Opfer ging, die alte Tüchtigkeit und Tapferkeit unseres Heeres hat nach Gottes Fügung doch schließlich wieder die Flut der Feinde geworfen; auch bei uns im Osten wird bald keine Russenhand mehr ein Fleckchen deutscher Erde festhalten. Drum aus tiefem Herzen und mit vollem Klang:

Ein Hurra unseren braven Kriegern!
Gottes Segen mit unserm Vaterland!

Insterburg, den 11. September 1914.

Dr. O. Lücke.

Bekanntmachung.

Meine lieben Mitbürger!

Aus der Begeisterung, mit welcher Sie gestern unsere braven Truppen bei ihrem Einzuge in unsere liebe Vaterstadt begrüßt haben, habe ich ersehen, welche Freude Sie empfunden haben, endlich von der russischen Knechtschaft erlöst zu sein.

Ich erwarte von der Bürgerschaft, daß sie auch weiterhin die Ordnung nach allen Richtungen hin aufrecht erhalten wird und halte es für notwendig, zu diesem Zweck das bisherige Verbot des Verkaufs alkoholischer Getränke an die Truppen und Zivilbevölkerung streng aufrecht zu erhalten. Sämtliche Destillationen und Restaurationen müssen geschlossen bleiben.

Insterburg, den 12. September 1914.

Der Magistrat
J. V. Dr. Bierfreund.

Buchdruckerei der Ostdeutschen Volkszeitung in Insterburg, [illegible]

Nach der Befreiung Ostpreußens von der russischen Herrschaft

bis er selbst schwer verwundet wurde. Das beste Pflaster dünkte ihn das Kreuz erster Klasse. — — —

Wenn man die beiden großen Siege Hindenburgs im Zusammenhang betrachtet, so fällt zunächst die ungeheure Kriegsbeute auf, die sie uns brachten: über 120000 Gefangene (mit den vorher in Ostpreußen gemachten 15000), wenigstens 500 Geschütze, dazu Maschinengewehre, Munitionswagen, Train aller Art, ein Material, das russischerseits trotz aller Anstrengungen nie ganz ersetzt werden konnte. Der Gesamtverlust der Russen an Gefangenen, Toten, Verwundeten überstieg sicher 300000 Mann. Von den zwei großen Armeen, die Ostpreußen heimgesucht hatten, war die eine vernichtet, die andere auf längere Zeit kampfunfähig gemacht. Das russische Gouvernement Suwalki kam unter deutsche Verwaltung. Ostpreußen war befreit, und spätere Einfälle erreichten bei weitem nicht die Grenzen, wie der erste. Unsere Truppen aber, Linie, Reservedivision und Landwehr, waren durch Tannenberg und Masuren von einem stolzen Siegesbewußtsein erfüllt, das ihre Leistungsfähigkeit fast ins Ungemessene steigerte. Es sei noch einmal gesagt: sie wußten nun alle — und wir in der Heimat fühlten es mit ihnen —, daß die Zahl, die Masse allein nicht entscheidet, daß der Geist der Führung und die Kraft, die Opferfreudigkeit, die Tapferkeit und Zähigkeit der Truppe immer ihrer Herr werden muß! Wir alle aber wußten auch, daß wir in Hindenburg einen Feldherrn besaßen, der uns weiter von Sieg zu Sieg führen würde.



Tannenberg. Verkleinerte Wiedergabe eines Original-Holzschnitts von Bruno Héroux für den Kalender „Kunst und Leben 1916". Verlag von Fritz Heyder in Berlin-Zehlendorf



Österreichisch-ungarische Truppen auf der Fahrt an die serbische Grenze. Phot. C. Seebald

Siebenter Abschnitt

Unsere Bundesgenossen im Kampf. Der Krieg gegen Serbien. Der Aufmarsch der österreichisch-ungarischen Armee in Galizien. Die Offensive nach Südpolen: die Schlachten bei Krasnik und Komarow. Der Angriff der Russen gegen die galizische Ostgrenze. Die Schlachten bei Przemyslany und Lemberg.

Am 25. Juli war in Wien die scheinheilige Antwort Serbiens auf das Ultimatum der österreichisch-ungarischen Regierung eingelaufen: scheinheilig, weil diese Antwort den äußeren Anschein in der Welt erwecken sollte, als gäbe Serbien nach, während es sich tatsächlich den wesentlichsten Forderungen unter allerlei Umschreibungen entzog. Gleichzeitig wurde in Wien bekannt, daß Serbien an demselben Tage bereits die Mobilmachung seiner gesamten Streitkräfte angeordnet hatte — der beste Beweis dafür, daß es selbst seine Antwort für ungenügend hielt. Der Krieg, den es heraufbeschworen hatte, war unvermeidlich geworden.

So mußte Österreich-Ungarn denn auch seinerseits Vorkehrungen treffen. Es begnügte sich, immer noch in der Hoffnung, daß eine weitere Ausdehnung des Krieges nicht Platz greifen würde, daß er sich auf den Kampf mit Serbien beschränken lassen könnte, zunächst mit einer Teilmobilmachung, wie sie für einen Feldzug gegen den kleineren Nachbar voraussichtlich genügen konnte. Als am 28. Juli die Kriegserklärung gegen Serbien erging, atmete die ganze Monarchie auf, wie von einem unerträglichen Druck befreit. In der Nacht vom 29. zum 30. ertönten bereits die ersten Kanonenschüsse: die serbische Hauptstadt, das stark befestigte Belgrad, wurde von österreichischen Donau-Monitoren beschossen.

Aufruf Kaiser Franz Josephs „An Meine Völker"

Rührend und erhebend klangen in die Aufregung dieser Tage die schönen Worte des Aufrufs hinein, den der greise Kaiser Franz Joseph ‚An Meine Völker' erließ: „Es war Mein sehnlichster Wunsch, die Jahre, die Mir durch Gottes Gnade noch beschieden sind, Werken des Friedens zu weihen und Meine Völker vor den schweren Opfern und Lasten des Krieges zu bewahren. Im Rate der Vorsehung war es anders beschlossen. Die Umtriebe eines haßerfüllten

Gegners zwingen Mich, zur Wahrung der Ehre der Monarchie, zum Schutze ihres Ansehns und ihrer Machtstellung, zur Sicherung ihres Besitzstandes nach langen Jahren des Friedens zum Schwert zu greifen ... In dieser ernsten Stunde bin Ich Mir der ganzen Tragweite Meines Entschlusses und Meiner Verantwortung vor dem Allmächtigen voll bewußt. Ich habe alles geprüft und erwogen. Mit ruhigem Gewissen betrete Ich den Weg, den die Pflicht Mir weist. Ich vertraue auf Meine Völker, die sich in allen Stürmen stets in Einigkeit und Treue um Meinen Thron geschart haben und für Ehre, Größe und Macht des Vaterlandes zu schwersten Opfern immer bereit waren. Ich vertraue auf Österreich-Ungarns tapfere und von hingebungsvoller Begeisterung erfüllte Wehrmacht, und Ich vertraue auf den Allmächtigen, daß er Meinen Waffen den Sieg verleihen wird."

Mobilmachung in Österreich-Ungarn

Die Räder der Mobilmachung hatten kaum zu rollen begonnen, als die ersten sicheren Nachrichten in Wien einliefen, daß Rußland umfassende militärische Vorbereitungen jenseits der Grenze träfe. Es zeigte sich immer mehr, wie sehr Serbien nur im Vertrauen auf die Hilfe seines mächtigen „Bruders" sich zum Krieg rüstete. Man leugnete zwar in Petersburg noch, daß es sich um unmittelbare Maßnahmen gegen Österreich-Ungarn handelte, aber man gab doch zu, daß man mobilisieren würde, falls ein österreichisch-ungarisches Heer die serbische Grenze überschreiten sollte. Die nächsten Tage brachten völlige Klarheit. Sobald man in Petersburg bestimmt wußte, daß das Deutsche Reich treu und unentwegt zu seinem Bundesgenossen halten würde, befahl der Zar — das alles muß in diesem Zusammenhang noch einmal betont werden — in Ergänzung der langen Vorbereitungen die Mobilmachung der ganzen russischen Wehrmacht. Österreich-Ungarn mußte mit der gleichen Maßregel antworten, und als die Würfel gefallen waren, als trotz aller bereits eingehend geschilderten Friedensliebe des deutschen Kaisers,



Kronprinz Alexander von Serbien



König Peter von Serbien

die in Wien volle Unterstützung gefunden hatte, die Brücken auch zwischen Berlin und Petersburg abgebrochen waren, als russische Vortruppen die ostpreußische Grenze überschritten, als damit der Bündnisfall gegeben war, überreichte am 5. August der österreichisch-ungarische Botschafter an der Newa die Kriegserklärung.

Es ist bereits darauf hingewiesen worden, daß Österreich-Ungarn also von vornherein gleich uns einen Krieg gegen zwei Fronten zu führen hatte, wobei freilich zu berücksichtigen blieb, daß das Deutsche Reich gegen gleich mächtige Gegner in Ost und West zu kämpfen hatte, während die Donaumonarchie den einen, Serbien, als schwächeren Feind einschätzen durfte. Es muß aber weiter berücksichtigt werden, daß Deutschland willens war, seine Hauptmacht zunächst gegen Frankreich zu werfen, daß es, wie wir gesehen haben, im Osten nur schwächere Kräfte zur Abwehr Rußland gegenüber beließ. So fiel dem österreichisch-ungarischen Heere die schwere Aufgabe zu, möglichst große russische Massen auf sich zu ziehen, das Deutsche Reich im Osten zu entlasten, die Russen zu hindern, einen Stoß in das Herz Deutschlands mit ganzer Wucht durchzuführen. Es ist recht und billig, daß wir diesen Gesichtspunkt bei der Beurteilung der harten Kämpfe festhalten, die unsere treuen Verbündeten opferwillig zu bestehen hatten.

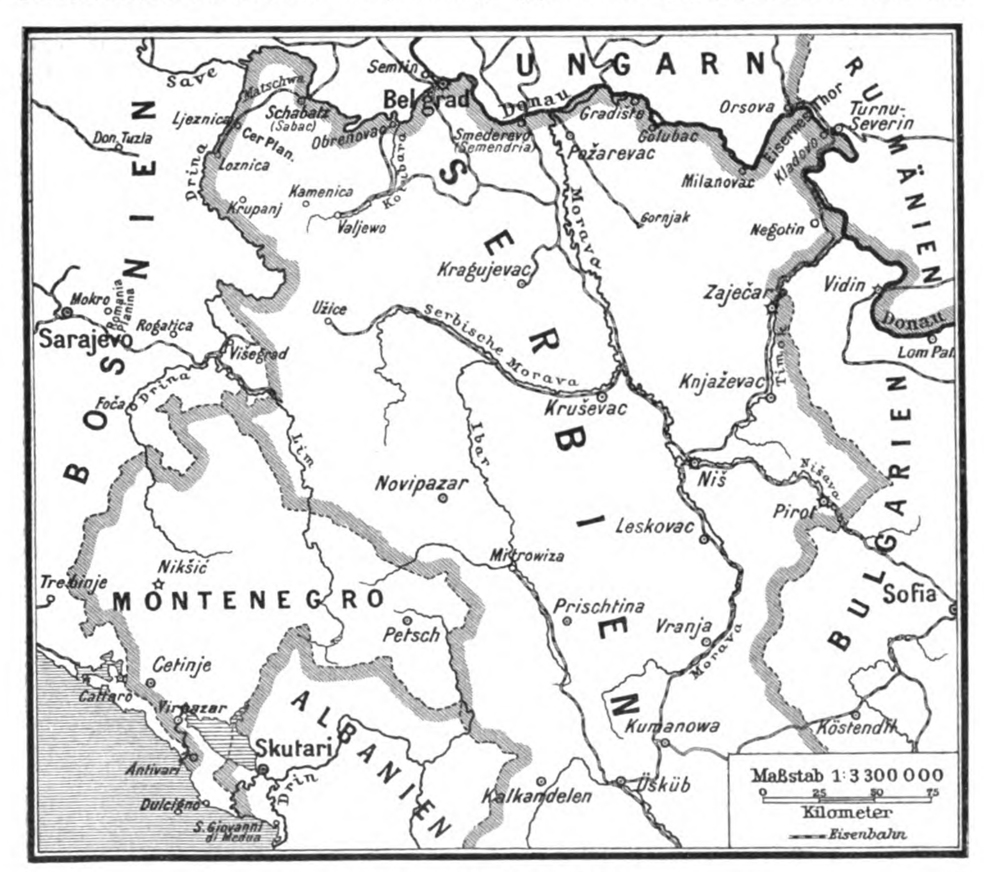
Nach inzwischen veröffentlichten amtlichen österreichischen Quellen rechnete man in Wien, daß die deutschen, im Osten zurückgelassenen Streitkräfte etwa 20 russische Divisionen binden würden; daß man selbst in der ersten Zeit mit mindestens 60 Infanterie- und 39 Kavalleriedivisionen zu tun bekommen dürfte, wobei man, wie sich später herausstellte, den Fortschritt der russischen Mobilmachung zu gering veranschlagte, auch die russische Reichswehr ersten Aufgebots wohl nicht richtig in die Rechnung eingestellt hatte.

Für den südlichen Kriegsschauplatz mußte man, selbst wenn man ihn nur als Nebenfeld betrachten wollte, mindestens 11 Divisionen in Abrechnung bringen, die dann gegen etwa 19 serbische und 4 montenegrinische Divisionen zu fechten haben würden, also auch gegen eine starke Überlegenheit. Es blieben zur Verwendung im Norden rund 38 Infanterie- und 11 Kavalleriedivisionen übrig; wobei zu beachten ist, daß die russische Infanteriedivision 16 Bataillone, die österreichisch-ungarische nur 13 Bataillone zählte und erstere mit Artillerie etwa anderthalbfach stärker versehen waren. Auch hier stand also das Stärkeverhältnis ungefähr wie 1 zu 3; nebenbei bemerkt, etwa dasselbe Verhältnis, unter dem Hindenburg bei Tannenberg siegte. —

Ich möchte zunächst, kurz zusammenfassend, die Entwickelung der Ereignisse auf dem südlichen Kriegsschauplatze darstellen. Während wir über den Verlauf der entscheidenden Kämpfe in Polen und Galizien recht gut unterrichtet wurden, fließen freilich die Quellen über jene gegen Serbien und Montenegro äußerst dürftig; eine eingehendere Klarlegung der ganz eigenartigen Vorgänge, die sich hier abspielten, wird einer späteren Zeit vorbehalten bleiben müssen.

Man wußte in Wien recht wohl, daß der Kampf nicht leicht sein würde. Man hatte ein Heer sich gegenüber, das soeben die Blutsprobe zweier Feldzüge überstanden und von großem Siegesbewußtsein erfüllt war. Aber auch die Beschaffenheit des Kriegsschauplatzes ließ im voraus große Schwierigkeiten erkennen.

Im Norden ist, gegenüber Ungarn, Serbien durch die mächtige Strombarriere der Donau, gegenüber Slavonien durch die Save geschützt; am Zusammmenfluß



Karte zum Einmarsch in Serbien

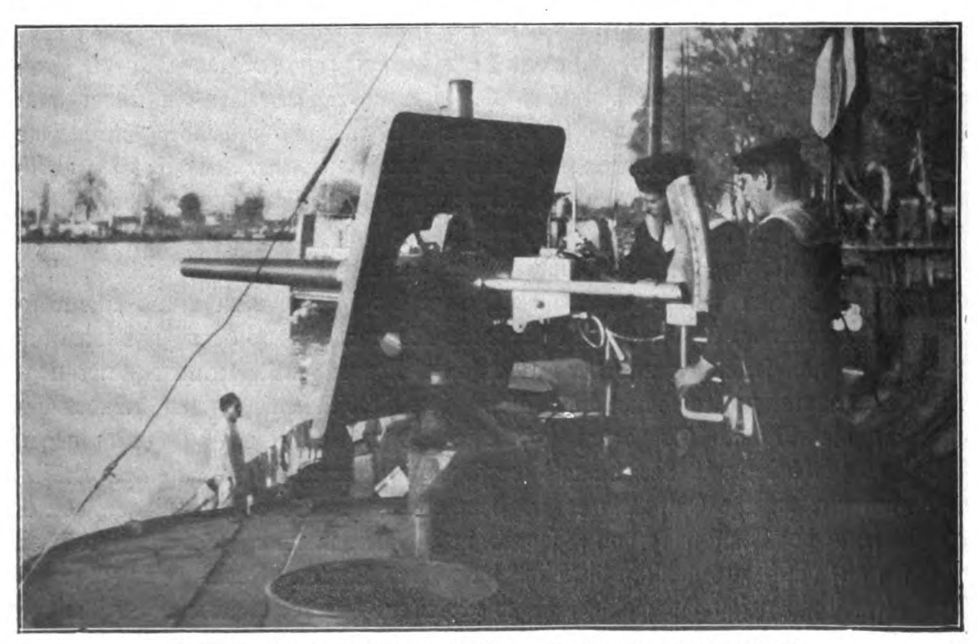
beider Ströme liegt Belgrad. Wie ein Keil drängt sich Bosnien und die Herzegowina in die Balkanhalbinsel ein; die Grenze nach Serbien zu bildet zum großen Teil wieder ein starker, oft tief eingeschnittener und reißender Strom, die Drina; südlich schiebt sich Montenegro gleich einem Riegel dem österreichischen Besitz vor. Fast ganz Serbien (und ebenso Montenegro) ist Gebirgsland, unübersichtlich, vielfach fast wegelos. Fast nur ein Bruchteil, zwischen der Save und der unteren Drina, die Matschwa, ist ein fruchtbares, aber vielfach versumpftes Flachland. Die Lebensader Serbiens ist die das Königreich ungefähr in eine östliche und eine westliche Hälfte teilende, in die Donau fließende Morava, die aus dem Zusammenfluß der sogenannten serbischen und der bulgarischen Morava entsteht; an letzterer liegt die vielgenannte zweite Hauptstadt Nisch. Im südöstlichen Bosnien mündet der Lim in die Drina. So boten sich einer Offensive Österreich-Ungarns gegen Serbien, in Anbetracht der damals verfügbaren, immerhin beschränkten Kräfte, eigentlich nur wenige Einfallstore: in dem erwähnten Save-Drina-Bogen, durch die Talsenke der Matschwa; von Visegrad in Bosnien durch das Tal der serbischen Morava auf Nisch zu; endlich vielleicht durch das Limtal. Jedes dieser Zugangstore öffnete aber fast die gleichen Schwierigkeiten, die bei weiterem Vorschreiten immer stärker werden mußten.

Trotzdem waren unsere Bundesgenossen selbstverständlich zur Offensive entschlossen. In der Nacht vom 14. zum 15. August gingen sie unweit des Zusammenflusses beider Ströme über Drina und Save, bemächtigten sich in heißen Gefechten der stark befestigten Stellungen von Loznica und Ljeznica, warfen die Serben zurück und besetzten noch am gleichen Tage, nach heftigem Kampf, Schabatz (Sabac), wobei sich das Varasdiner Infanterieregiment, Kroaten, besonders auszeichnete. Die Verfolgung setzte scharf und energisch ein. Aber schon am 21. August gebot die oberste Heeresleitung Halt. Sie hatte erkannt, daß sie ihre ganze Kraft für den Hauptkampf im Norden, gegen Rußland, gebrauchte. Nur östlich von Visegrad blieb noch eine Heeresabteilung, die hier glücklich gegen eine zweite serbische Armee gekämpft hatte, im vorläufigen Vormarsch. Es wurden nur die zum Grenzschutz unmittelbar notwendigen Truppen, unter denen Generalmajor Pongracz mit seiner Gebirgsbrigade besonders erfolgreich gegen Montenegro kämpfte, zurückgelassen; die Hauptkräfte begannen sofort den Abtransport nach Galizien.

Bei den Kämpfen östlich Visegrad hatten übrigens, nebenbei bemerkt, deutsche Truppen mitgefochten: das kleine, bisher in Skutari befindliche Detachement, das hier Anschluß an die Bundesgenossen suchte und fand.

Damit schien der serbische Kriegsschauplatz vorläufig stillgelegt. Es drangen zwar vorübergehend feindliche Kräfte über Save und Donau nach Kroatien (Syrmien) und Slavonien hinein, wobei sich der serbische Kronprinz fleißig Blumen streuen und als König von Syrmien huldigen ließ. Sie wurden aber von rechtzeitig herangeholten Truppen gründlich geschlagen und mit großen Verlusten zurückgescheucht. Der erste Abschnitt des serbischen Feldzuges schien beendet.

Ich muß zeitlich weit vorgreifen, aber es erscheint zweckmäßig, die Darstellung der weiteren Ereignisse des serbischen Feldzuges gleich hier anzuschließen;



Österreichisch-Ungarischer Donaumonitor. Aufnahme des Weltpreß-Photo

zweckmäßig und erlaubt, da sich Serbien vorläufig immer mehr zu einem Nebenkriegsschauplatz herausbildete.

Gegen Ende September hielt die österreichische Heeresleitung den Zeitpunkt für eine zweite Offensive gegen Serbien für gekommen. Sie hatte ziemlich bedeutende Kräfte unter dem Befehl des Feldzeugmeisters Potiorek als 5. und 6. Armee bereitgestellt, die in langwierigen, schwierigen Kämpfen, welche sich bis Ende Oktober hinzogen, vor allem die Säuberung Bosniens von den dort eingefallenen serbischen und montenegrinischen Truppen, die in den Wohnstätten ihrer „unerlösten Länder" wie die Hunnen gehaust hatten, erfolgreich durchführten. Die Tage von Foča (4. Oktober), von Višegrad (8. Oktober), auf der Romania Planina, an der Straße Mokro-Rógatica und wiederum im Raume von Višegrad (22. bis 27. Oktober) flochten neue Lorbeeren in die Ruhmeskränze der Armee.



Feldzeugmeister Potiorek
Hofphotograph C. Pietzner

Kämpfe bei Foča; Višegrad 4.—27. Oktober 1914

Inzwischen hatte Feldzeugmeister Potiorek aber auch die Offensive im Nordwesten Serbiens vorbereitet. Am 27. Oktober begann der Vorstoß in dem sumpfigen Gelände der Matschwa und führte trotz verzweifelten Widerstandes schon am 1. November zur neuerlichen Erstürmung von Schabatz. Die Bahnlinie Schabatz—Ljeznica wurde überschritten; die 2. serbische Armee, die dort unter

Schabatz zum zweiten Male erstürmt. 27. Oktober



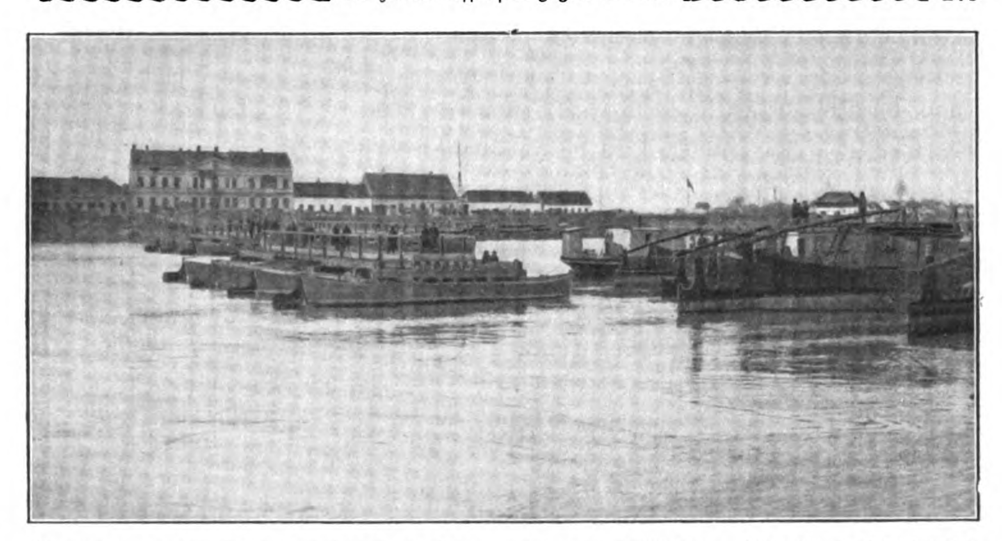
Wache an der Straßenkreuzung in Glušce Matschwa. Aufnahme der Kilophot-Ges.

General Stepanowic in der Stärke von 4 bis 5 Divisionen kämpfte, unter schweren Verlusten zum eiligen Rückzug gezwungen, bei dem sie zahlreiche Gefangene und außerordentlich viel Material aller Art verlor. Am 6. November wurden die verschanzten zähen Gegner wiederum im Raume Cer-Planina und südlich Schabatz geworfen, zwischen dem 7. und 11. die feldmäßig ausgebauten Stellungen von Krupanj, Kostainik, Zavlaka genommen; auch die 1. serbische Armee unter General Bojovic und die 3. Armee unter General Sturm traten den Rückzug in der allgemeinen Richtung auf Valjevo an. Am 14. erstürmten die Österreicher die Höhen von Kamenica vor Valjevo, am 15. konnte Valjevo selbst besetzt werden. „Nach neuntägigen heftigen Kämpfen", berichtete der Feldzeugmeister, „gegen einen hartnäckigen, an Zahl überlegenen, in fast unzugänglichen Befestigungen sich verteidigenden Gegner, nach neuntägigen Märschen durch unpassierbare Felsengebirge und grundlose Sümpfe, bei Regen, Schnee und Kälte haben die tapferen Truppen die Kolubara erreicht und den Feind in die Flucht geschlagen. Über 6000 Gefangene wurden gemacht, 42 Geschütze und 31 Maschinengewehre und reiches Kriegsmaterial erbeutet. Das Vaterland wird diesen Leistungen seine Dankbarkeit und Bewunderung nicht versagen . . ."

Einnahme von Valjevo. 15. Okt. 1914

In Wien sind unter der Leitung des verdienstvollen Direktors des Kriegsarchivs, Generals der Infanterie von Woinovick, zwei schön ausgestattete Bände erschienen: „Unsere Soldaten" und „Unsere Offiziere", die Episoden aus den Kämpfen des Weltkrieges schildern, ruhmvolle Einzeltaten. Auch der serbische Krieg ist selbstverständlich darin berücksichtigt. Da finden wir den Heldentod des Flieger-Oberleutnants Sanchez de la Cerda vom bosnisch-herzegowinischen Infanterieregiment Nr. 4 dargestellt, der mit seinem Kameraden Gruber als Beobachter im kühnen Flug die feindlichen Stellungen über der Drina auskundschaftete und die von den Serben erbaute Kriegsbrücke durch eine Bombe zerstörte. Tief hinab hatte er dazu im wütenden Feuer den Apparat gesenkt. Nun steigt er wieder empor aus der gefährlichen Zone; aber dem Beobachter fällt auf, daß die Hand des Führers nicht mehr so ruhig die Leitung hält. Manchmal läuft ein Zittern von seinen Händen durch die Maschine, manchmal lehnt er sich bleich zurück, um nach einer Minute mit verbissenen Zähnen wieder das Steuer zu fassen. Der Beobachter will ihn fragen, aber die blassen Lippen des Kameraden vermögen das Tosen des Motors nicht zu übertönen. Siebzig Kilometer krampft er sich so weiter, endlich kann er die Maschine niedergleiten lassen. Als das Flugzeug auf den Boden stößt, fällt seine Hand vom Steuer schlaff herab, ohnmächtig sinkt er zusammen. Er ist blutüberströmt, drei Kugeln haben ihn getroffen, darunter eine tödliche mitten durch den Leib. Aber um das Flugzeug und seinen Kameraden zu retten, hat der Todwunde mit übermenschlicher Willenskraft das Steuer nicht freigelassen. Am Tage nach der Tat erlag er seinen Wunden.

Unter vielen anderen wird auch der tapferen Infanteristen Iwan Megjanic und Jakob Lendic vom Infanterieregiment Graf Lacy Nr. 22 gedacht, die im heftigsten Feuer die Kameraden in Pontons über die Drina ruderten. Bald sind über hundert Löcher in den Kahn gerissen, aber die Wackeren verstopfen sie mit Holzpflöcken und wagen nicht weniger als fünfundvierzigmal den gefahrvollen Weg, bis der letzte Mann ihrer Abteilung über den Fluß ist. Dann wollten sie



Von österreichisch-ungarischen Pionieren erbaute Brücke über die Save bei Mitroviza. Aufnahme der Kilophot-Ges.

noch Proviant nachholen, aber ein Volltreffer der Artillerie zerschmetterte den Kahn. Megjanic war in Gefahr zu ertrinken, aber der Kamerad hielt ihn über Wasser. Und anstatt nun nur an die eigene Rettung zu denken, wußten sich die beiden inmitten der reißenden Wellen aus dem zertrümmerten Kahn ihre Gewehre herauszuholen: denn ohne Waffen wollten sie nicht zurückkehren. Als sie die Gewehre endlich in Händen hatten, durchschwammen sie den Strom und kehrten wieder zu ihrer Truppe zurück. Beide erhielten die Goldene Tapferkeitsmedaille.

Erste Besetzung Belgrads. 2. Dezember 1914

Die österreichische Offensive schien auch nach der Einnahme von Valjevo in glücklicher Weiterentwickelung. Es gelang am 2. Dezember dem General Frank, Führer der 5. Armee, Belgrad zu besetzen, das damit gleichsam Kaiser Franz Joseph als Gabe zur Vollendung seines 66-jährigen Regierungsantritts dargebracht wurde. Dann aber erfolgte ein heftiger, unvorhergesehener Rückschlag, dessen letzte Ursachen noch nicht zu übersehen sind. Es scheint, als ob der Vorstoß des Feldzeugmeisters Potiorek ohne genügende Flankendeckung ausgeführt worden wäre, wahrscheinlich war auch in dem äußerst schwierigen Gelände der Nachschub von Munition und Proviant nicht mehr gesichert. Als nun die Serben südöstlich Valjevo zu einer heftigen Gegenoffensive einsetzten, mußten die Österreicher, deren rückwärtige Verbindungen sonst gefährdet waren, den Rückzug antreten, der leider nicht ohne schwere Verluste durchzuführen war. Auch Belgrad wurde am 14. Dezember kampflos wieder geräumt.



General Frank. Hofphotogr. Eugen Schöfer

Serbischer Gegenstoß. Räumung von Belgrad 14. Dez. 1914

Umsonst ist jedoch der tatkräftige Angriff auf serbisches Gebiet wahrlich nicht gewesen. Das Heer Serbiens war vielmehr durch die heißen, monatelangen Kämpfe in seinem ganzen Gefüge vollkommen erschüttert. So tapfer es sich ohne Zweifel geschlagen hatte, die Kraft für eine wirkungsvolle Verfolgung über die eigene Landesgrenze hinaus versagte, es sah sich im wesentlichen zur Defensive gezwungen. Aber nicht nur die schweren, blutigen Opfer, nicht nur die Verluste an vorerst gar nicht zu ersetzendem Kriegsmaterial zwangen Serbien zum Verzicht; es litt auch fürchterlich unter Seuchen aller Art, die sich bei dem Mangel an Ärzten, geschulten Pflegern und Heilmitteln allmählich, vom Heere ausgehend, auf die ganze Bevölkerung ausdehnten. Erst das Eingreifen Frankreichs und Rußlands, die nicht nur mit Waffen und Munition, sondern auch durch reichliche Entsendung von Sanitätspersonal zu helfen suchten, führte langsam, sehr langsam eine Besserung der traurigen Verhältnisse herbei, in die das unglückliche Land durch wahnsinnige Verhetzung gerissen worden war. Diese Hilfe der Ententemächte gab Serbien dann die Kräfte, sehr zum Schmerz Italiens im Mai 1915 in Albanien einzufallen und auf dies vielumstrittene Gebiet die Hand zu legen, sich womöglich eine Verbindung mit der Adria zu sichern.

Die kleine montenegrinische Armee schlug sich — das muß ihr zugestanden werden — mit großer Tapferkeit und Zähigkeit. Bald nach Kriegseröffnung setzte eine kräftige montenegrinische Offensive gegen Österreich, gegen die Bucht von Cattaro und gegen die Grenzen der Herzegowina ein. Gegenüber diesem Vorstoß wurde der schmale Landstrich von Badua, südlich Cattaro, bis etwa Antivari planmäßig geräumt, da die schwachen dort befindlichen Gensdarmerieabteilungen einen



Gefangene serbische Komitatschi. Aufnahme der Kilophot-Ges.



Antivari, Hafen von Montenegro. Phot. Leipziger Presse-Büro

ernstlichen Widerstand überhaupt nicht leisten konnten. Dieser Küstenstrich liegt zudem ganz unter dem Feuer der Grenzhöhen — man hat es, bis zu einem späteren vollständigen Umschwung der Dinge nicht für erforderlich gehalten, für seine Wiedergewinnung Opfer zu bringen. Cattaro aber wurde zäh behauptet, ja allmählich trieb man die Montenegriner auch von hier aus bis fast unter den Kamm des vielgenannten Berges Lovcen zurück. Heiße Kämpfe fanden ferner, wiederholt, auf der Linie Artovec-Trebinje und bei Bilek statt, und endlich im Raum nördlich Visegrad. Es ist nicht zuletzt das Verdienst des Generalmajors Pongracz, diesen zum Teil sehr heftigen und geschickt geführten Vorstößen gegenüber im wesentlichen das Grenzgebiet behauptet zu haben, ja bisweilen zu kecken Beutezügen, die besonders auf die montenegrinische Artillerie gemünzt waren (Geschenke der Russen, Engländer, Italiener!), über die Grenze vorgedrungen zu sein. Der treffliche Führer erhielt dadurch seine Truppen immer frisch und ließ sie nicht im Stellungskrieg erstarren. Allmählich aber versumpfte doch, wie in Serbien, so auch hier der Krieg, kam mindestens über kleinere Grenzscharmützel nicht hinaus.

Die österreichische Heeresleitung verzichtete bis auf weiteres mit Freuden darauf, in das unwirtliche, übrigens gleich Serbien schwer erschöpfte Land einzudringen. Dann und wann gab es einige Knallerei in Grenzgebieten, wo die Montenegriner sich doch eingenistet hatten; dann und wann belegten österreichische Flieger die größeren Ortschaften mit Bomben, und — das wichtigste — die wackere österreichisch-ungarische Flotte sperrte gänzlich die montenegrinischen Häfen. Man regte sich in Wien auch nicht unnötig auf, als Montenegro seinen Anteil von Albanien haben wollte und nach Serbiens Vorgang im Juli 1915 Skutari und den Adriahafen San Giovanni di Medua besetzte. — Erst der Herbst 1915 brachte dann eine gänzlich neue Entwickelung der Lage auf dem Balkan.

Von dem südlichen Neben- wenden wir uns nun zu dem Hauptkriegsschauplatz zurück, zur Stätte großer blutiger Kämpfe, die die Entwickelung des Krieges auf lange Zeit hinaus maßgebend beeinflußten. Wir richten unsere Aufmerksamkeit auf Galizien, die Bukowina und das Königreich Polen.

Die Gestaltung der österreichisch-ungarischen Grenzen war auch hier wenig glücklich. Die Gefahr lag nahe, daß die russischen Massen das österreichische Gebiet vom Osten und Norden her zu umklammern versuchten. Günstige Verteidigungsabschnitte an den Grenzen boten sich nicht, wenigstens nicht für die Absicht einer dauernden Verteidigung. Die Möglichkeit, Galizien von vornherein vor einem weit überlegenen Ansturm zu räumen und sich etwa auf den riesigen Grenzwall der Karpathen zurückzuziehen, die im Westen mit ihrem Ausläufer, den Beskiden, die Sudeten, das mährische Gesenke, fast berühren, — diese Möglichkeit mag erwogen worden sein, wurde aber jedenfalls fallen gelassen. Es ist das unbestreitbare große Verdienst des Generalstabschefs, Conrads von Hötzendorf, daß er dem Gegner die Freiheit des Handelns nicht überließ, daß er die opfervolle Aufgabe der ihm anvertrauten Heere, dem Deutschen Reich während der ersten Kriegsmonate gleichsam zur Flanken- und Rückendeckung zu dienen, niemals aus den Augen verlor. Er erkannte mit strategischem Scharfblick, daß das einzige Heil zunächst nur in einer scharfen Offensive zu finden war. Er erkannte aber auch, daß er sich dazu auf die in Südpolen zwischen Weichsel und Bug in der Versammlung begriffenen russischen Heereskräfte so schnell wie möglich mit der Hauptmacht werfen und schwächeren Teilen die Abwehr der vom Osten her zu gewärtigenden Angriffe überlassen mußte. Mit der starken Festung Przemysl im Rücken, mit dem starken Krakau in der linken Flanke und im Besitz eines verhältnismäßig gut ausgebauten Bahnnetzes, das allerdings nur bis zur russischen Grenze reichte, durfte er so am ehesten auf einen Erfolg rechnen.

Kriegsplan Conrads v. Hötzendorf



General der Kavallerie Viktor v. Dankl
Hofphot. Eugen Schöfer

Der Aufmarsch der österreichisch-ungarischen Armeen ging glatt vonstatten. Schon am 20. August waren in Galizien drei große Streitharste im wesentlichen versammelt, der vierte im Antransport begriffen.

Aufmarsch in Galizien August 1914

Den linken Flügel bildete am unteren San die 1. Armee des Generals der Kavallerie v. Dankl mit dem Krakauer, dem Preßburger und dem mittelgalizischen Armeekorps. Ihr war eine kleine Armeegruppe unterstellt unter dem General der Kavallerie von Kummer, die sich um Krakau versammelt hatte und — nachdem man erkannt, daß die Russen das Königreich Polen westlich der Weichsel freiwillig zu räumen schienen — schon am 13. August über die Grenze

gegangen war und längs des linken Weichselufers vorrückte. Zu ihr stieß, seitlich begleitend, das preußische (schlesische) Landwehrkorps des Generals der Infanterie v. Woyrsch. Zum ersten Male in dem großen Kriege fochten hier deutsche und österreichische Truppen Schulter an Schulter.

Östlich der Armee Dankl hatte sich die 4. Armee des Generals der Infanterie Ritter von Auffenberg in der ungefähren Linie Tarnogrod—Niemirow versammelt. Zu ihr gehörte das Wiener, das Kaschauer, ein neu gebildetes 17. und das noch heranrollende Leitmeritzer Korps.

Die starken Armeen Dankl und Auffenberg waren zur Offensive gegen Polen bestimmt und umfaßten etwa 350 Bataillone, 150 Schwadronen und ebensoviel Batterien.

Im Raum Stanislau—Przemyslany stand die Armeegruppe des Generals der Infanterie v. Köveß mit dem Siebenbürger Korps; es hatte bereits mehrere Kavalleriedivisionen und eine Division in die Gegend südlich Zloczow vorgeschoben. Vom 25. August an sollte am Dniester in der Linie Zydaczow—Halicz ferner die 2. Armee des Generals der Kavallerie v. Böhm-Ermolli mit dem Budapester und dem Temeswarer Armeekorps eintreffen. Die ganze Heeresgruppe war zur Abwehr russischer Angriffe auf die Ostgrenze, also etwa über Tarnopol und vom oberen Zbrucz bestimmt und zählte 200 Bataillone, 170 Schwadronen und 130 Batterien.



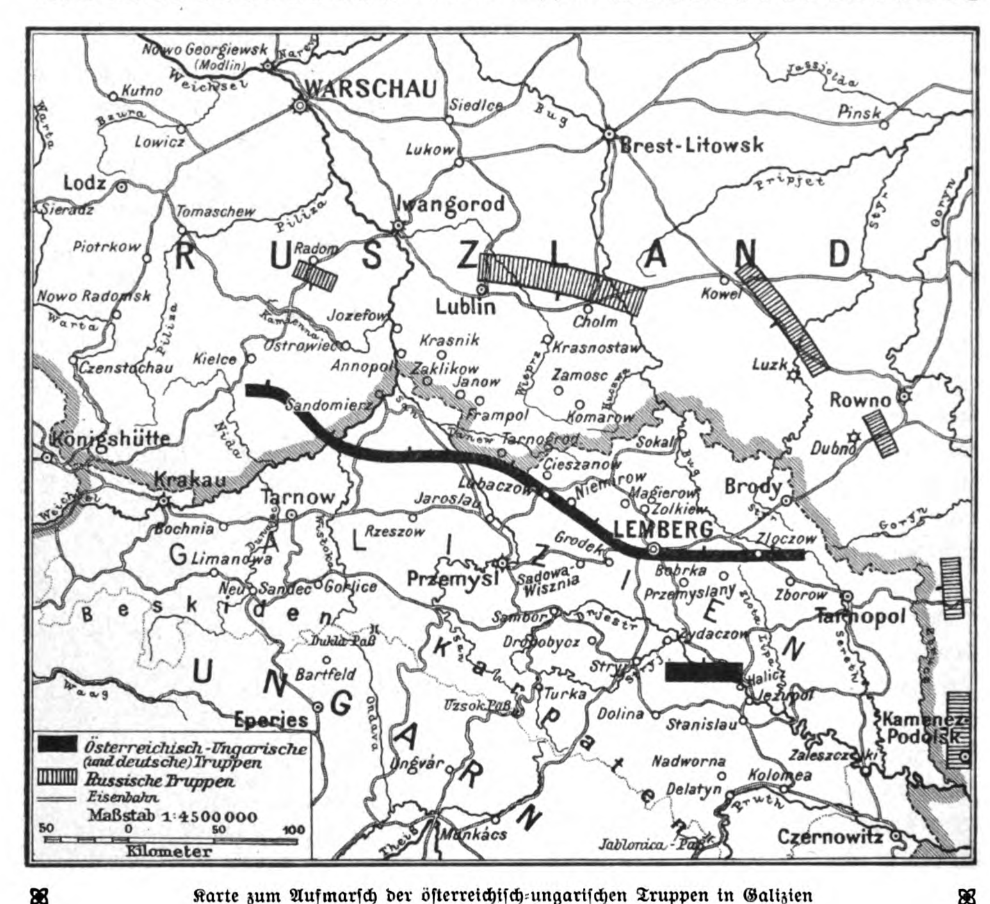
General der Infanterie Moritz von Auffenberg
Hofphot. Eugen Schöfer

Endlich sammelte sich im Raume um Lemberg die 3. Armee des Generals der Kavallerie von Brudermann, aus dem Grazer, dem Innsbrucker und dem größten Teil des Lemberger Armeekorps bestehend. Sie war als Reservearmee anzusehen und konnte entweder zur Unterstützung der Armee Auffenberg oder gegen russische Vorstöße über Sokal—Brody Verwendung finden.

Schon im Laufe der ersten Kampfwochen kamen übrigens als Nachschub recht zahlreiche neu aufgestellte Landwehrbildungen, Marschbataillone usw. nach Galizien. Wenn sie auch zum größten Teil wohl zum Etappendienst und zu Besatzungszwecken Verwendung fanden, so verstärkten doch andere Teile auch die Feldarmee wesentlich.

Russische Gegenmaßnahmen

Flieger- und Reiteraufklärung taten vollauf ihre Schuldigkeit. Man wußte bald, daß in Südpolen die russische 3. und 5. Armee in der ungefähren Linie Lublin—Cholm, sehr starke Vortruppen vorgeschoben, versammelt und bereit zum Vormarsch waren. Weniger geklärt erschien die Lage an der Ostgrenze; indessen war auch hier im Raum von Dubno, Luck, Kowel die Ansammlung starker Kräfte, besonders großer Kavalleriemassen, festgestellt, die hier und dort bereits mit den vorgetriebenen eigenen Reiterdivisionen in blutige Berührung gekommen waren. Von allen Bahnstrecken in Feindesland, die der Beobachtung zugängig waren,



Karte zum Aufmarsch der österreichisch-ungarischen Truppen in Galizien

wurde das fast unausgesetzte Heranrollen weiterer Verstärkungen gemeldet; zwischen Pruth und Dnjester war der Anmarsch einer Infanteriedivision in der Richtung auf Czernowitz, die Hauptstadt der Bukowina, beobachtet. Mit wachsender Bestimmtheit konnte man annehmen, daß die Russen einen gleichzeitigen umfassenden Angriff von Norden und Osten her auf Galizien planten. Am 21. August schon war Tarnopol schwer bedroht. Zwei Regimenter Kosaken, ein Schützenregiment, Artillerie rückten heran — und in der Stadt war kein Österreicher, außer der Batterie des Hauptmanns Hejduk vom Feldkanonenregiment Nr. 33. Der aber forcht sich nit. Er zog vor den Ort und zwang mit ein paar gutgezielten Schrapnells die ganze Feindesschar zur Entwickelung, kämpfte eine überlegene Batterie nieder, bis sie den Kampf abbrach, überschüttete die Schützen mit einem Hagel von Blei und Eisen und zerstreute die Kosaken, ehe sie noch zur Attacke kamen. Am nächsten Tage hatte er's mit noch stärkeren Kräften zu tun. Von drei Seiten, schließlich auch im Rücken beschossen, hielt er den Gegner auch diesmal in Schach. Erst als ihm die Munition knapp wurde, gab er den Kampf auf, und es gelang ihm wirklich, seine ganze Batterie mit Ausnahme eines zerschossenen Munitionswagens heil zurückzubringen. Heil und so frisch und schlagfertig, daß sie sich wenige Tage später an der Zlota Lipa schon wieder neue Lorbeeren

holen konnte. — Diese Zeit der Vorbereitung zu größeren Schlägen war überhaupt reich an schönen Einzeltaten; besonders die altberühmte österreichisch-ungarische Reiterei fand willkommene Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Ritt da im August der Oberleutnant Lemmer vom Ulanenregiment Graf Auersperg Nr. 8 von Czernowitz aus mit zwei Unteroffizieren und zwölf Mann eine Aufklärungspatrouille weit in Feindesland hinein. Fast vom ersten Augenblick an, da er die Grenze überschritt, sah er sich entdeckt und beobachtet. Immer wieder bemerkte er ihn seitlich begleitende, sich bald verstärkende feindliche Patrouillen, ohne sich ihrer entziehen zu können. Endlich erreichte er eine Höhe, von der aus er seine eigentliche Aufgabe zu lösen vermochte: festzustellen, ob eine Bahnstrecke besetzt wäre oder nicht. Er fand sie unbesetzt und trat den Rückweg an. Damit begann aber erst die Gefahr. Schließlich sah er sich einer Reiterschar von etwa achtzig Mann gegenüber; er versuchte auszuweichen. Vergeblich: also attackierte er, als ob er Friedrichs des Großen Instruktion für seine Kavallerie gelesen hätte. Den feindlichen Offizier hieb er vom Gaule, den nächsten Reiter schoß er nieder; auch seine Leute taten gute Arbeit. Noch einen Dragoner warf er mit wuchtigem Säbelhieb aus dem Sattel. Dann hatte er Luft. Er wurde mit den fünf Ulanen, die er noch bei sich hatte, zwar auf dem weiteren Ritt fortgesetzt beschossen, kam aber doch glücklich, freilich „völlig ausgepumpt“, wie er meldete, über die Grenze. Und von seinen vermißten Leuten fanden sich auch noch zwei Brave am übernächsten Tage ein: sie waren durch eine geglückte List der Gefangenschaft entkommen und hatten sich zu Fuß durchgeschlagen. —

Offensive in Südpolen

Für die Oberste Heeresleitung galt der altbewährte Grundsatz, daß man dem Feinde zuvorkommen müsse: die beste Verteidigung ist ja immer der Hieb!

So erhielten am 23. August die bereits in sich aufgeschlossenen 1. (Dankl) und 4. Armee (Auffenberg) den Befehl zum Vormarsch: jene auf Lublin, diese auf Cholm.



Russische Gefangene nach der Schlacht bei Krasnik. Aufnahme der Kilophot-Ges.

Diese groß angelegte Offensive führte zunächst bei der Armee Dankl zu heftigen Kämpfen. Sie arbeitete sich mühsam durch die sumpfigen Gelände der Tanewmündung, stieß dann mit ihrem linken Flügel in der Linie Polichna—Goscieradow—Swieciechow auf starke feindliche Vorhuten und warf diese auf Krasnik zurück. Nach drei schweren Kampftagen, in denen der Westflügel die Höhen nördlich Krasnik, der Ostflügel die Stellung nordöstlich Frampol nahm, entschied sich die Schlacht bei Krasnik zu einem vollständigen Sieg Dankls. Die Russen gingen auf der ganzen Front nordwärts zurück. Gleichzeitig hatte die linke Flügeldeckung der Armee, die Gruppe Kummer (mit Woyrsch), auf dem westlichen Weichselufer die Linie Sobotka—Ostrowiec erreicht und ging, wie etwas vorgreifend erwähnt sei, vom 28. an bei Jozefow über die Weichsel.

Sieg bei Krasnik 24.—26. August 1914

Der Armee Dankl brachten auch die Tage vom 26. August bis 1. September große Erfolge. Unter steten Gefechten drang sie weiter in nördlicher Richtung vor, nahm am 31. das wichtige Krasnostaw und stand am Abend desselben Tages kaum einen Tagesmarsch von Lublin entfernt.

In der gleichen Zeit war die 4. Armee (Auffenberg) siegreich vorgeschritten, hatte schon am 26. August die Höhenzüge nördlich Tomaszow und den Raum südlich Turobin gewonnen. General Auffenberg hoffte, die um Komarow und Tyscowe gemeldeten sehr starken russischen Kräfte durch ein Einschwenken mit beiden Flügeln umfassen zu können; er hatte zu diesem Zweck seinen rechten Flügel, die neugebildete Armeegruppe des Erzherzogs Josef Ferdinand, der hier selbst die Feuertaufe empfing und sich schnell die begeisterte Liebe seiner Untergebenen erwarb, in der Richtung über Belz auf Przewodow, seinen linken Flügel auf Zamosc verschoben, während die Mitte zunächst noch um Tarnowatka in schwerem Kampf stand. Am 31. wurde, nachdem Zamosc am 27. durch das Wiener Armeekorps genommen, endlich die Einwirkung der beiden Flügel wirksam und ein Nachlassen des feindlichen Widerstandes fast auf der ganzen Front bemerkbar. Am 1. September konnte Komarow gestürmt werden, und die nach diesem Ort benannte, äußerst blutige Schlacht war zu Gunsten der tapferen österreichisch-ungarischen 4. Armee entschieden. Der Gegner ging, sich durch Gegenstöße nach allen Seiten der Verfolgung erwehrend, auf Grubieszow zurück.

Sieg bei Komarow 1. Sept. 1914

Aber der große Erfolg der Armeen Dankl und Auffenberg konnte leider nicht ausgenutzt werden. Inzwischen waren nämlich die Wogen der russischen Massen unaufhaltsam gegen die Ost- und Nordostgrenze Galiziens herangebraust. Auf der ganzen Linie von Sokal über Brody bis Tarnopol drangen sie vor, darüber hinaus auf beiden Flügeln immer neue Umfassungsversuche ausspielend. Schon die letzten Entscheidungskämpfe der Armee Auffenberg hatten unter dem peinigenden Empfinden stattgefunden, daß die Sieger sehr bald nicht nur in der rechten Flanke, sondern sogar im Rücken vom Gegner angefallen werden könnten. Man hatte allerdings rechtzeitig Vorsorge zu treffen versucht, hatte die gesamten Kräfte der Ostfront schon vom 25. August an östlich Lemberg bereit gestellt, zwischen Busk, Krasne und Zloczow, durfte auch auf baldige Unterstützung durch die vom Süden zum Dnjester heranrollenden Armee Böhm-Ermolli rechnen. Die russische Übermacht aber erwies sich als zu gewaltig; auch gegen die Bukowina brandeten hinter den feindlichen Vorhuten neue Massen heran.

Mittag im Schützengraben. Zeichnung von Ludwig Putz

Todesmutig behaupteten am 26. und 27. die Siebenbürger und Grazer, das Lemberger Korps ihre Stellungen, endlich mußten sie zurückgehen. In einer neuen Front hinter der Gnila Lipa, bei Przemyslani und östlich Lemberg erneuerten sie unter Unterstützung inzwischen eingetroffener Teile der Armee Böhm-Ermolli ihren Widerstand am 29. und 30. August. Prachtvoll, über jedes Lob erhaben, schlugen sich die Grazer, die Siebenbürger, eine Tiroler Landesschützendivision: es half alles nichts. Das blutige Ringen von Przemyslani entschied sich zu Ungunsten unserer Bundesgenossen. General v. Brudermann mußte die österreichische Ostgruppe auf Lemberg zurückführen, Böhm-Ermolli mußte hinter den Dnjester weichen. Aber nicht nur das: dem Siegeslauf der Armee Auffenberg mußte Einhalt geboten, sie mußte zurückgenommen und zu neuem Waffengang mit der Ostgruppe vereinigt werden. Und wiederum nicht nur das: noch ein weiterer Entschluß schien unvermeidlich, die schmerzvolle Aufgabe Lembergs, der politischen Hauptstadt Galiziens. Eine Verteidigung Lembergs, das nur durch flüchtige Erdwerke gegen Osten gedeckt war, konnte keinen Erfolg versprechen. Auch bedurften die Truppen unbedingt einer wenn auch kurzen Zeit der Ruhe und Sammlung nach den heftigen Kämpfen der letzten Tage; und diese Sammlung konnten sie nur in einer guten Stellung gewinnen, wie sie sich westlich Lemberg, hinter der Wereszyca und der Teichkette um Grodek, finden ließ.

Schlacht bei Przemyslani 29. u. 30. August 1914

Räumung Lembergs

Ungebrochenen Mutes, trotz schwerer Verluste erfolgte die Loslösung vom Feinde, erfolgte mit fliegenden Fahnen die kampflose Räumung Lembergs, erfolgte die Einnahme der neuen Stellung. Es gelang auch dem General Auffenberg, seine Armee rechtzeitig dem Gegner zu entziehen. Auffenberg ist eine vielangefochtene Persönlichkeit, doch dieser sein Rückmarsch war unbedingt ein Meisterstück, das aber auch seinen Truppen zur höchsten Ehre gereicht. Am 1. September sehen wir ihn noch im Vormarsch in nördlicher Richtung mit dem überlegenen Gegner erfolgreich bei Komarow um den Sieg ringen: zwei Tage darauf finden wir ihn mit seinen Hauptkräften gegen Süden gerichtet östlich Tomaszow. Äußerst geschickt deckte dieses Manöver Erzherzog Josef Ferdinand mit seiner Armeegruppe, indem er den bei Komarow geschlagenen Feind zunächst kräftig bis in den Raum von Grubieszow verfolgte; erst vor später einsetzendem, sehr starkem Druck ging er langsam auf die Hauptarmee zurück.

Es schien in diesen Tagen, daß die Russen durch den erbitterten Widerstand, den sie gefunden, doch auch erschöpft waren, sie folgten der Ostgruppe (Brudermann) nicht unmittelbar. Dagegen wurde bekannt, daß sie im Norden und Osten immer weitere Verstärkungen erhielten; langsam schoben sie sich gegen Lemberg vor, die Hauptkräfte wandten sich augenscheinlich gegen Nordwesten, der Armee Auffenberg zu, die inzwischen den Anschluß an die Ostgruppe gefunden hatte. In der Bukowina hatten sie Czernowitz besetzt, schlossen dann den Dnjesterbrückenkopf Halicz ein und drängten allmählich zwischen Dnjester und Lemberg westwärts.

So entspann sich ein neues großes Ringen, die Schlacht bei Lemberg.

Die große Schlacht bei Lemberg 8.–10. Sept. 1914

Conrad von Hötzendorf gedachte den Kampf aber nicht defensiv zu führen, er ging auch diesmal, am 8. September, auf der ganzen fast 100 Kilometer langen Front angriffsweise vor. Es scheint, daß die Russen überrascht wurden, sie hatten nach dem Aufgeben von Lemberg wohl anderes erwartet. Die Offensive ließ sich günstig an. Auf dem rechten Flügel kamen die ungarischen Korps des Generals



Erzherzog Friedrich von Österreich
Oberbefehlshaber der österreichisch-ungarischen Armee
Phot. Carl Seebald

v. Böhm-Ermolli gut vorwärts; in der Mitte führte der General der Infanterie von Boroevič — wir begegnen hier dem Namen zuerst und müssen ihn uns merken — seine neue Armeegruppe, das Grazer und Lemberger Korps, erfolgreich über die Wereszyca-Niederung, nahm die jenseitigen Höhen und den großen Janower Wald; auf dem linken Flügel konnte Auffenberg sich, freilich vielfach schwer bedrängt, behaupten. Auch am 9. und 10. tobte der Kampf weiter, und die Heeresleitung durfte immer noch auf einen Sieg hoffen. Sie hatten ja so heldenmütig gekämpft, alle, Österreicher und Ungarn. Da war der Fürst Schönburg-Hartenstein, längst außer Diensten, Vizepräsident des Herrenhauses, Präsident des Roten Kreuzes, den es bei Ausbruch des Krieges nicht daheim litt. Eine Brigade des XI. Korps war ihm zuerst anvertraut, und immer war er hoch zu Roß, allzu kühn fast, in ihrer vordersten Feuerlinie. In der Lemberger Schlacht, in kritischer Stunde übernahm er dann, selbst ja Tiroler von echtem Schrot und Korn, das Kommando der berühmten Landesschützenbrigade, und sie schlug sich unter ihm wie eine Schar aus lauter Helden. Dann gab es einen harten Marsch. Da schritt er als Vorbild mitten zwischen den Mannen des Meraner Bataillons, den Bauern aus Schlanders und Untermais, der Ritter vom Goldenen Vließ, und hatte einem vierzigjährigen bärtigen Vintschgauer Bauern Tornister und Stutzen abgenommen. „Unser Fürst" — anders nannten ihn die Landesschützen nimmer.

Allerdings mußte die Entwickelung im Norden der Heeresleitung am 10. September bereits ernste Bedenken erregen. Nicht nur weil die Armeegruppe Erzherzog Josef Ferdinand nach äußerst wackerem Widerstand sich immer weiter zurückziehen mußte, nicht nur weil die Armee Auffenberg im Raum von Rawa Ruska vor dem Ansturm überlegener Kräfte den linken Flügel hakenförmig biegen mußte: der Umschlag kam von der Armee Dankl her.

Es wurde immer deutlicher erkennbar, daß nach der Umgruppierung, die Auffenberg aus Südpolen abberufen und der Ostkampfgruppe angegliedert hatte, die Russen mit allen irgend verfügbaren Massen auf Dankl zu drücken suchten, dessen rechte Flanke mehr und mehr gefährdet wurde. Vor seiner Front hatten mit Sicherheit vier russische Korps und mehrere Reservedivisionen festgestellt werden können; in der rechten Flanke waren bereits Krasnostav und Tarnogora sehr stark besetzt; dahinter sammelten sich um Cholm neue Massen. Am 4. September war General Dankl gezwungen worden, seinen gefährdeten rechten Flügel an den Porbach zurückzunehmen; zur Verstärkung zog er auch das schlesische Landwehrkorps Woyrsch auf diesen Flügel. Die nächsten Tage verliefen verhältnismäßig ruhig. Als aber am 8. der linke Flügel, schwer bedrängt, weichen mußte, wobei das Korps Woyrsch sich bei Tarnawka einen hohen Ruhmespreis erwarb, blieb kaum eine andere Möglichkeit, sollte die Übermacht der Russen nicht vernichtend wirken, als die ganze Armee hinter die Tanewlinie zurückzunehmen.

Damit war auch der Ausgang der so glücklich begonnenen Schlacht bei Lemberg im großen und ganzen entschieden. Der Druck der von Norden gegen Auffenberg und Erzherzog Josef Ferdinand vordringenden Massen wurde am 11. immer stärker; die Russen setzten hier ihre besten Truppen, Garde, Grenadiere und Kaukasier, ein. Die Gefahr drohte, daß sie auch in die leider nicht zu schließende Lücke zwischen den Armeen Auffenberg und Dankl mit Übermacht vorstoßen würden.

Aber auch südlich des Dnjester hatte sich eine stetig anschwellende Hochflut angesammelt; schon näherten sich hier die Vortruppen, über Stryj vorgehend, Drohobycz.

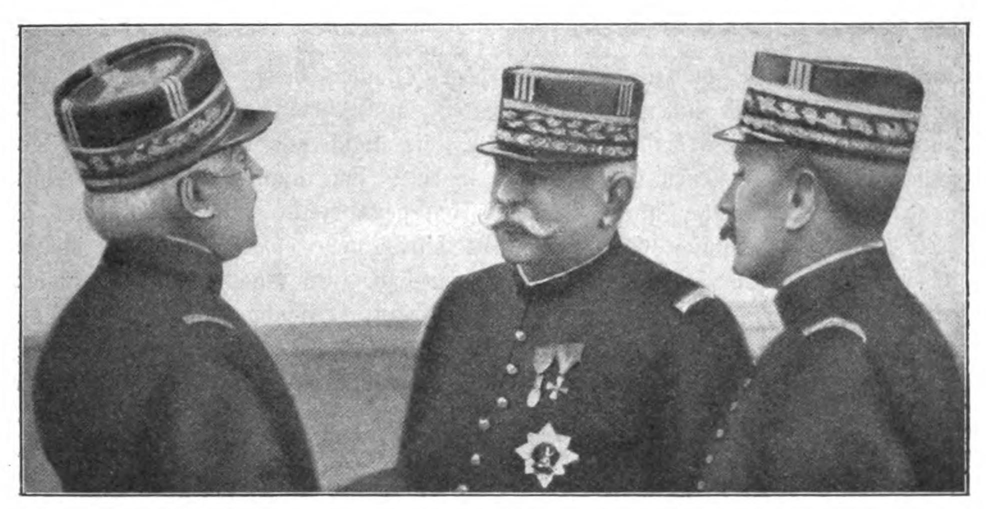
Die österreichisch-ungarische Heeresleitung stand somit wiederum vor einem neuen, vor einem sehr schmerzlichen Entschluß. Wiederum mußte sie mit teurem Blut errungene Erfolge aufgeben, wenn sie eine schwere Niederlage vermeiden und ihre tapferen Armeen schlagkräftig erhalten wollte.

Am 11. September, um die Mittagsstunde, gab Conrad von Hötzendorf den Befehl zum allgemeinen Rückzug bis hinter den San. In tadelloser Ordnung, unter Mitnahme aller Gefangenen, aller erbeuteten Geschütze, wurde er ausgeführt; auch die Armeen Auffenberg, die Gruppe Erzherzog Josef Ferdinand und die Armee Dankl erreichten, freilich zum Teil unter neuen schweren Kämpfen, die Sanlinie. Es erwies sich bald, daß auch diesmal die Russen zu stark erschüttert waren, um sofort mit einer tatkräftigen Verfolgung einzusetzen. Das österreichisch-ungarische Heer gewann reichlich Zeit, sich hinter dem San einzurichten, die geschwächten Verbände aufzufüllen, den Munitionsersatz zu regeln. Es hatte die Früchte schöner Siege nicht ernten können, es hatte Gelände eingebüßt: geschlagen war es nicht. In voller Schlagfertigkeit konnte es sich zu neuen Kämpfen vorbereiten.

Der erste Akt des schweren galizischen Ringens war verrauscht. Wenn die Russen ihre Siege in die Welt hinausposaunen wollten, mochten sie es tun. Verdankt hatten sie ihre Erfolge dem rücksichtslosen Einsetzen und Hinopfern gewaltiger Menschenmassen, die von einer sehr guten, überlegenen, noch reichlich mit Munition versehenen Artillerie wirkungsvoll unterstützt worden waren. Es mochte wohl das Wort zutreffen, das damals ein österreichischer General — wenn ich nicht irre v. Boroević — sprach: „wir kämpften 1 gegen 3 und mußten weichen; bald werden wir 1 gegen 2 fechten und stand halten; und schließlich wird bei gleichen russischen Verlusten die Partie 1 zu 1 stehen — dann werden wir den Feind niederwerfen!"



Verteilung von Salz an Soldaten des österreichisch-ungarischen Heeres. Aufnahme der Kilophot-Ges.



General d'Urbal Generalissimus Joffre General Foch

Achter Abschnitt

Der strategische Rückzug von der Marne. Die Kämpfe an der Aisne und Oise; deutsche Siege bei Noyon, Bapaume, Albert. Die Eroberung von Maubeuge. Der Streit um Löwen. Die fortgesetzte Ausdehnung des französischen linken und des deutschen rechten Flügels in nördlicher Richtung. Deutsche erfolgreiche Vorstöße im Raume von Reims und östlich der Argonnen (Varennes). Der Sturm auf das Sperrfort Camp des Romains, die Besetzung von St. Mihiel und der Maasübergang.

Wir sahen die deutschen Heere im unwiderstehlichen Ansturm durch Nordfrankreich brausen und in den ersten Septembertagen die Marnelinie erreichen und überschreiten; vor ihnen wichen die gegen die luxemburgische und belgische Grenze vorgeschobenen Armeen, ging auf dem linken Flügel die englische Armee, mehrfach empfindlich geschlagen, zurück. Die Reiterei unserer rechten Flügelarmee (Kluck) streifte bis in das Festungsgebiet von Paris.

Da entschloß sich die deutsche Heeresleitung überraschend, diesen rechten Flügel zurückzunehmen; die übrigen Heeresharste mußten sich allmählich dem befohlenen strategischen Rückzug anschließen.

Die letzten Ursachen dieser rückwärtigen Bewegung sind heut noch nicht ganz klar zu erkennen; erst wenn sich die Kriegsarchive geöffnet haben werden, wird ein abschließendes Urteil möglich sein — vielleicht werden sich aber auch dann noch die Ansichten von Freund und Feind schroff und ohne Ausgleichsmöglichkeit gegenüberstehen.



General Franchet d'Esperey

Fest steht nur, daß es Generalissimus Joffre gelungen war, südlich der Marne die rückwärtsströmende Flut seiner Armeen zum Stillstand zu bringen; daß er aus seiner Ostfront, aus dem Raum von Belfort, dann aber auch aus den im Süden Frankreichs in der Sammlung befindlichen Reserven, wohl

auch aus Truppen, die zur Sicherung gegen Italien, dessen man wahrscheinlich schon jetzt in Paris sicher, bestimmt waren, große Kräfte durch geschickte Benutzung der Bahnen herangezogen hatte, die nicht nur den im Norden geschlagenen Harsten neuen Halt gaben, sondern ihm auch die Bildung einer neuen, der 9. Armee, unter General Foch gestatteten. Außerdem scheint zu gleicher Zeit das englische Expeditionskorps durch neue, wahrscheinlich in Rouen ausgeschiffte Truppen aufgefüllt worden zu sein. Es mochte Joffre nunmehr möglich erscheinen, mit überlegenen Kräften zur Offensive überzugehen, die politisch dringend geboten erschien; denn die öffentliche Meinung in Frankreich war durch die bisherigen Mißerfolge aufs höchste erregt. Ihr Rechnung zu tragen, ist in Gallien immer notwendig gewesen.

Wie sich die Franzosen ihren „glorreichen Marnesieg" vorstellen. I. 5. September 1914. (Nach G. Jollivet, Six Mois de Guerre)

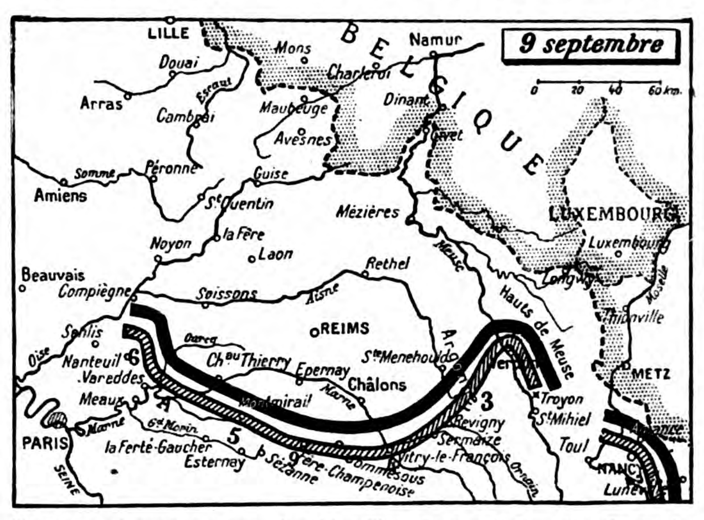
Über die Absichten und Ziele der Joffreschen Offensive sind wir durch eine Veröffentlichung im französischen Bulletin des Armées einigermaßen unterrichtet, wobei dahingestellt sein mag, ob diese in jeder Beziehung den Tatsachen entspricht.

Französische Auffassungen

Nach dem genannten Blatt hätte nämlich Joffre schon am 25. August die Einleitungsmaßregeln zu seiner Offensive getroffen, was einigermaßen zweifelhaft erscheint. Er kündigte an, daß vom 27. August bis 2. September eine neue Armee unter General Maunoury (bestehend aus dem 7. Korps, vier Reservedivisionen und „vielleicht", wie es in dem angeblichen Befehl merkwürdigerweise heißt, noch einem weiteren Korps) in der Gegend von Amiens versammelt werden und „bereit" sein solle, in der allgemeinen Richtung auf Arras-Bapaume, also in die deutsche rechte Flanke, vorzustoßen.

Die Veröffentlichung des Bulletin des Armées sagt selbst, daß die „Schnelligkeit des deutschen Vormarsches" und Schwierigkeiten des Eisenbahntransportes die geplante Offensive damals verhindert hätten, die in der Sammlung begriffene Armee vielmehr hätte südlicher zurückgenommen werden müssen, wobei sie, wie ich hinzufügen möchte, wahrscheinlich durch Pariser Truppen sehr verstärkt wurde. Es heißt dann weiter:

Am 4. September lassen die Aufklärungsarbeit unserer Kavallerie, die der Aeroplane der englischen Armee, des Generals Maunoury und des militärischen Gouvernements von Paris erkennen, daß die deutsche Rechte (Armee Kluck) ihren

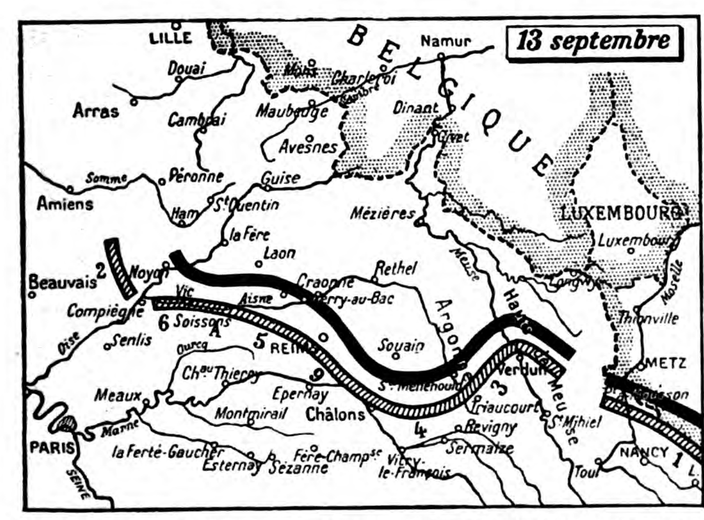


Wie sich die Franzosen ihren „glorreichen Marnesieg" vorstellen. II. 9. September 1914. (Nach G. Jollivet, Six Mois de Guerre)

Marsch nach Südosten (Meaux und Coulommiers) umbiegt, also die Richtung auf Paris aufgibt. In diesem Augenblick ist unsere ehemalige linke Armee (die 5.) bereit, die deutschen Kolonnen frontal anzugreifen, und sie wird nach Nordwesten zu durch die englische Armee und die des Generals Maunoury, die im Nordosten von Paris steht, verlängert. Die durch die Anweisung vom 25. August angestrebte Disposition zwecks Wiederaufnahme der Offensive hat sich also verwirklicht: wir entgehen der Umfassung, wir nehmen selber die umfassende Formation an. Die Flügel unserer Front finden in ihrer Anlehnung an Paris und Verdun eine Stütze und Erleichterung des Manövrierens. Und so entschließt sich der Höchstkommandierende, zum Angriff überzugehen, wozu er am Abend des 4. September folgenden allgemeinen Heeresbefehl erläßt:

Angriffsbefehl Joffres vom 4. September 1914

„1. Es ist angebracht, die gewagte Lage der ersten deutschen Armee dazu auszunutzen, um die Anstrengungen der verbündeten Armeen der äußersten Linken auf sie zu richten. Alle Maßnahmen hierzu sind während des 5. September derart zu nehmen, daß man am 6. September zum Angriff übergehen kann.



Wie sich die Franzosen ihren „glorreichen Marnesieg" vorstellen. III. 13. September 1914. (Nach G. Jollivet, Six Mois de Guerre)

2. Die am 5. September bis zum Abend zu verwirklichende Aufstellung soll folgende sein:

a) Alle verfügbaren Kräfte der 6. Armee nordöstlich Meaux sind bereit, den Ourcq zwischen Lizy-sur-Ourcq und Mayen-Multien in der Richtung auf Chateau-Thierry zu überschreiten. Die

verfügbaren Elemente des ersten Kavalleriekorps, die in der Nähe sind, werden dem Befehl des Generals Maunoury zu dieser Operation zur Verfügung gestellt.

b) Die englische, an der Front Changis-Coulommiers mit der Richtung nach Osten zu aufgestellte Armee ist bereit, in dem allgemeinen Ziel auf Montmirail anzugreifen.

c) Die 5. Armee, die sich leicht auf ihre Linke zusammenzieht, wird sich auf der allgemeinen Front Esternay-Sézanne aufstellen, dazu bereit, in der Richtung Süd-Norden anzugreifen, wobei das 2. Kavalleriekorps die Verbindung zwischen der englischen Armee und der 5. Armee aufrecht erhalten wird.

d) Die 9. Armee (diese Armee wurde am 25. August zwischen der 5. und 4. gebildet) wird die Rechte der 5. Armee decken, indem sie die südlichen Ausgänge der Sümpfe von Saint-Gand hält und einen Teil ihrer Kräfte gegen das Plateau im Norden von Sézanne richtet.

3. Die Offensive wird von diesen verschiedenen Armeen am 6. September, 5 Uhr morgens, ergriffen werden. Joffre."

Gleich am nächsten Morgen, nach der Ausgabe dieses Befehls, also am 5. September, werden auch der 4. und 3. Armee, die zur Rechten der oben genannten Armeen operieren, die entsprechenden Befehle gegeben:

4. Armee. Morgen, am 6. September, werden unsre linken Armeen frontal und von der Flanke aus die 1. und 2. deutsche Armee angreifen. Die 4. Armee wird ihre Bewegung nach dem Süden zu einstellen und dem Gegner dadurch die Stirn bieten, indem sie ihre Operationen mit denjenigen der 3. Armee in Verbindung setzt, die im Norden von Revigny nach Westen zu vorstoßen wird.

3. Armee. Die 3. Armee hat sich nach dem Nordosten zu zu decken und nach Westen zu vorzumarschieren, um die linke Flanke derjenigen feindlichen Kräfte anzugreifen, die im Westen der Argonnen operieren. Sie hat ihre Aktion mit der der 4. Armee zu verbinden, die den Befehl erhalten hat, dem Feinde die Stirn zu bieten.

Aufruf Joffres an die Armee vom 6. September 1914

Am 6. September morgens schließlich richtete Joffre an alle Armeen eine Proklamation, die (nach französischer Darstellung) zu Unrecht als taktischer Befehl aufgefaßt wurde und in Wirklichkeit nur ein Aufruf an den Opfersinn der Truppen war; diese seither oft veröffentlichte Proklamation lautete:

„In dem Augenblicke, in dem eine Schlacht begonnen wird, von der das Wohl des Vaterlandes abhängt, ist es von Bedeutung, alle daran zu erinnern, daß es nicht mehr an der Zeit ist, nach rückwärts zu schauen; alle Anstrengungen müssen dazu verwendet werden, den Gegner anzugreifen und zurückzudrängen. Eine Truppe, die nicht mehr weiter vorwärts kann, muß, koste, was es wolle, das eroberte Gelände halten und sich eher auf ihm töten lassen als zurückzuweichen. Unter den obwaltenden Umständen kann keinerlei Versagen geduldet werden."

Die Operationsbefehle Joffres werden deutlicher, wenn man sich die Stellung der französischen Armeen vergegenwärtigt, wie wir sie — ebenfalls nach fran-

zösischer Quelle — für den 5. September kennen und im Allgemeinen als richtig annehmen dürfen. Es standen, vom rechten Flügel gerechnet:

Stellung der französischen Armeen am 5. September 1914

1. Armee, General Dubail, in den Vogesen,
2. Armee, General Castelnau, etwa gegenüber Metz,
3. Armee, General Sarrail, im Raume Verdun und südlich der Argonnen.
4. Armee, General Langle de Cary, im Raum südlich Vitry-le-François,
9. Armee, General Foch (neugebildet), im Raum südwestlich Sézanne,
5. Armee, General Franchet d'Esperey, im Raume südlich Esternay,

Die englische Armee, Marschall French, südlich Château Thierry,

6. Armee, General Maunoury, zwischen Paris und Meaux.

General Gallieni, Militärgouverneur von Paris

Eingeschaltet mag hier werden, daß auch General Gallieni, der Militärgouverneur von Paris, sich einen höchst bedeutsamen Einfluß auf die Entwickelung der Dinge zumißt. Wir können an dieser Feststellung um so weniger vorüber gehen, als General Gallieni in einem späteren Abschnitt des Krieges eine große Aufgabe zufallen sollte: er wurde im Oktober 1915 an Stelle Millerands Kriegsminister. Ein augenscheinlich gut eingeführter Holländer, den er empfing, schilderte ihn als einen mittelgroßen schlanken Mann, mit weißem Schnurrbart und auffallend durchdringendem Blick; er sagte ihm, über seine Ansichten über die Verteidigung von Paris befragt: „Paris war Anfang September nur zu verteidigen, indem eine Feldschlacht geliefert wird. Ich meinte anfangs, nördlich von Paris diese Schlacht liefern zu müssen, da die Armee Kluck, welche die größte Bedrohung von Paris bildete, sich aus dieser Richtung näherte. Aber dieses Heer bog nach Südosten ab und gab uns dadurch Gelegenheit zu einem Seitenangriff." Der Korrespondent fragte nach der Meinung Gallienis über den Grund, warum Kluck diesen Abmarsch vollzog. „Weil er," war die Antwort, „wenn er Paris unmittelbar angegriffen hätte, zu isoliert gewesen wäre, oder weil die Deutschen zuerst das französische Heer vernichten wollten." Lächelnd antwortete der General: „Eigentlich weiß ich nicht, ob Kluck, wenn er von Norden Paris angegriffen hätte, isoliert gewesen wäre. Nur weiß ich, daß, was er getan, unvorsichtig war. Er rechnete vielleicht nicht mit der Möglichkeit, daß ein Angriffsheer aus Paris vorgehe. Er hatte damals gewissermaßen auch das Recht dazu, denn ich mußte dieses Heer noch schaffen. Ich mußte schnell handeln und hab's auch getan. Ich habe die Überreste des Heeres Maunoury, die Besatzung von Paris und Verstärkungen, die mir aus Süden gesandt, vereinigen können und mit allen verfügbaren Beförderungsmitteln nach dem Kriegsschauplatz bringen können. Das ist alles."

Wir hätten damit also, außer Joffre, noch einen zweiten Retter Frankreichs.

Jedenfalls machte sich am Schluß der ersten Septemberwoche ein sehr starker Druck zunächst seitens der 6. französischen und der englischen Armee gegen den rechten deutschen Flügel bemerkbar. Die Heeresleitung berichtete am 10. von überlegenen Kräften, welche „die östlich Paris in der Verfolgung an und über die Marne vorgedrungenen Heeresteile aus Paris und zwischen Meaux und Montmirail" angegriffen hätten. Wir hätten zwar in zweitägigen schweren Kämpfen den Gegner aufgehalten und sogar Fortschritte gemacht; als aber der Anmarsch neuer starker feindlicher Kolonnen gemeldet worden war, wurde unser Flügel zurückgenommen.

Tatsache ist, daß Generaloberst v. Kluck sich durchaus als Sieger in jenen Kämpfen fühlte. Wie denn auch der Bericht der Heeresleitung bestätigte: „Der Feind folgte an keiner Stelle. Als Siegesbeute dieser Kämpfe sind bisher fünfzig Geschütze und einige tausend Gefangene gemacht."

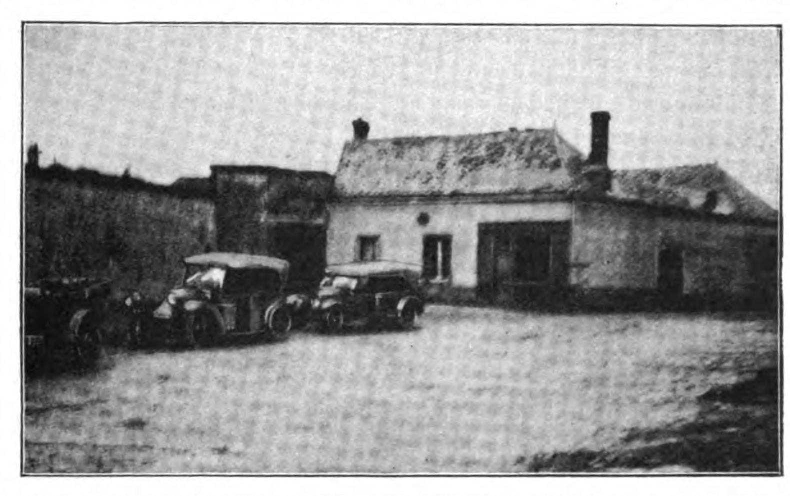
Die Ursache des deutschen Rückzugs

Abgesehen von dem starken Druck, der gegen den deutschen rechten Flügel in die Erscheinung trat, waren für unsere Heeresleitung aber gewiß noch andere Gründe bei ihrem schwerwiegenden Entschluß maßgebend. Einmal mochte die Gefahr vorliegen, daß sich Teile der französischen Heere keilförmig zwischen die deutschen Armeen schoben; dann — und das wog wohl schwerer — konnten die rückwärtigen Verbindungen mindestens der rechten Flügelharste bedenklich bedroht erscheinen; sie waren recht lang geworden, und es fehlte zur Zeit noch an genügenden Deckungstruppen. Es hatten ferner, wie wir wissen, bedeutende Kräfte nach Ostpreußen abgegeben werden müssen. Und endlich mochte sich in den Erwägungen der Heeresleitung die Befürchtung vor einem Versagen des Nachschubs, zumal an Munition, geltend machen. Die vorhergegangenen Kämpfe hatten ja einen ungeahnt großen Verbrauch an Artilleriemunition mit sich gebracht.

Von den Feinden sind die Gefechte, die aus diesem durchaus freiwilligem, rein strategischem Rückzug sich entwickelten, zu einem Riesenerfolg aufgebauscht worden. Besonders die Franzosen haben ihre „Schlacht an der Marne" allmählich zu einem gewaltigen Sieg umgeformt, der das etwas im Verwelken be-



Generaloberst von Kluck mit (im Bilde links) Oberst von Bergmann und (rechts) General von Kuhl
Phot. A. Grohs



Ein Generals-Quartier auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Aufnahme von Johs. Höffner

griffene Ansehen Joffres ins Ungemessene hob und das schon wankende Vertrauen zur Armee neu belebte; durch lange Monate zehrte Frankreich von dem Ruhm der Marneschlacht, stützte sich auch die Regierung auf ihren angeblich neues Glück verheißenden Ausgang. So mag politisch unser Rückzug bedauerlich erscheinen. Militärisch lag die Sache ganz anders.

Neutrales Urteil über die Marneschlacht

Wir gingen ja nicht als Besiegte zurück. Im Gegenteil. Schon am 17. September sprach der immer gut unterrichtete militärische Kritiker der neutralen Zeitung ‚Berner Bund‘, Stegemann, ganz richtig von der „von der deutschen Heeresleitung nicht durchgekämpften Schlacht“, und davon, daß wir an der Marne „die Entscheidung nicht angenommen hätten“. Und bis zum jüngsten Offizier, bis zum Musketier hinunter lebte auch in diesen Tagen das Bewußtsein in unseren Reihen, Sieger zu sein. Aus tausend und abertausend Feldpostbriefen klingt es heraus. Die einfache, freilich zähneknirschende Frage: „warum müssen wir zurück — wir haben doch gesiegt?“ Nirgendwo erstarb das Vertrauen, auch dort nicht, wo unvermeidliche Verluste eintraten. Und wenn die Franzosen und Engländer geglaubt, gehofft, geträumt hatten, gewonnenes Spiel und nun die Trümpfe in der Hand zu haben, wenn sie schon meinten, uns nicht nur über die französische Grenze zurückwerfen, sondern auch Belgien „befreien“ zu können, so mußten wenigstens die Führer sehr schnell erkennen, daß es bittere Selbsttäuschung war. Das Volk freilich durfte davon nichts erfahren.

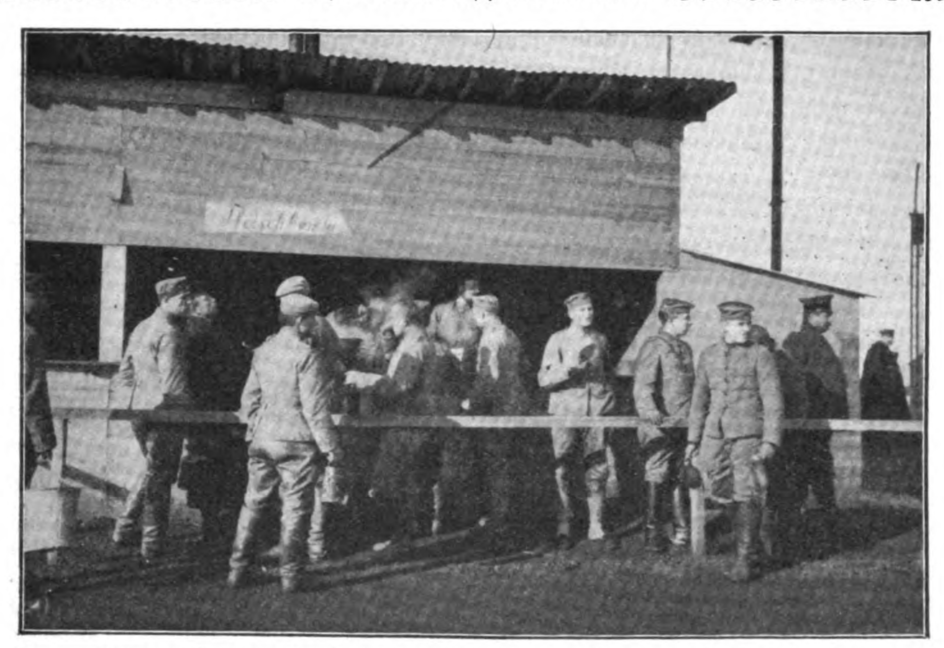
Über die Stimmung unserer Truppen während des Rückzugs und die Vorgänge während der ersten Tage berichtet z. B. der Divisionspfarrer Dr. Vogel, der einer Kavallerie-Division zugeteilt war, aus eigener Anschauung:

Stimmung bei unseren Truppen während des Rückmarsches

„In der Morgenfrühe des 7. September standen wir nördlich der Stadt Provins, 40 Kilometer vom Fortsgürtel von Paris entfernt, am Ausgange des Dorfes Beton-Bazoches, und manch einer reckte schon den Hals und hielt Ausschau nach der Spitze des Eiffelturmes. Zwar waren Roß und Reiter von dem über alles Erwarten schnellen Vormarsch, von Patrouillenritten und Kämpfen müde und abgetrieben, aber es herrschte bei Offizieren und Mannschaften doch die beste Stimmung; denn es war eben trotz mancher Verluste von Tag zu Tag vorwärts gegangen, und das hilft über alles im Kriege am besten hinweg. Die Aufgabe für die Division ging dahin, südlich um Paris

herumzugreifen und die rückwärtigen Verbindungen nach Möglichkeit zu stören; Fern- und Sprengpatrouillen waren zu diesem Zwecke schon vorausgesandt. „Heute abend speisen wir in Fontainebleau", sagte einer unserer Generalstabsoffiziere. Da wurden gegen 8 Uhr von Paris her starke überlegene feindliche Kräfte gemeldet. Der Führer und sein engster Stab übersahen alsbald, welch höchst kritischer Lage wir gegenüberstanden und wie schwierig die Lösung vom Feinde sich gestalten würde. Zwei englische Kavallerie-Divisionen, dann auch französische Infanterie und Artillerie wurden gemeldet, Teile davon bereits so nahe, daß man Kolonnen und Geschützstellungen durchs Scherenfernrohr erkennen konnte. Bald schlugen dann auch die ersten Schrapnells beim Stabe ein. So wurde gegen 11 Uhr, dem inzwischen eingegangenen Befehle gemäß, der strategisch notwendige Rückmarsch auf die Marnelinie zu angetreten. Den gewundenen Serpentinen zur Brücke über den Grand Morin folgend, überschritt die Division diesen Wasserlauf in Jouy und La Ferté Gaucher. Diese Rückbewegung vollzog sich völlig sachlich und in militärischer Ordnung; saß doch an der Brücke in La Ferté Gaucher ein Rittmeister, mit weißem Frisiermantel angetan, und ließ sich von einem Soldaten in größter Ruhe die Haare schneiden. An einer Stelle, wo der Feind heftiger nachzudrängen versuchte, wurde eine Dragonerschwadron zur Attacke angesetzt, doch geriet dieselbe in die Drahtzäune von Feldern und Koppeln und erzielte dadurch nicht ganz die beabsichtigte Wirkung. Mit ihr zusammen bei der Nachhut, dem Feinde am nächsten, ritt der Divisionsstab. Im Laufe des Nachmittags überschritten wir weiter nördlich den Petit Morin, der ebenso wie sein vorhin genannter großer Bruder in nordwestlicher Richtung durch ein tiefeingeschnittenes steiles Waldtal eilig der Marne zufließt. Als Prinz Hohenlohe weiterhin in einer Ferme die Handpferde tränken ließ, fanden wir einen großen Keller, zur Rechten und Linken gefüllt mit Stückfässern voll roten und weißen Landweines. Mit Kochgeschirren, Näpfen und Bechern drängten sich die Mannschaften durstig herzu und zapften, soviel sie wollten; es war eine herzhafte Erquickung an dem glühend heißen Tage. Über Boitron und Bassevelle hinaus blieb der Stab in einem geräumigen freigelegenen Pachthofe zur Nacht. Eine kräftige Suppe wurde bereitet und mit Appetit verzehrt, denn unterwegs hatte es nur einmal trocken Brot und Ölsardinen gegeben. Unteroffiziere und Mannschaften des Stabes hatten sich ein Lagerfeuer im Garten angezündet, und beim flackernden Scheine las ich ihnen aus eingegangenen Zeitungen Kriegsnachrichten vor. Am nächsten Morgen war die Lage folgende: Rechts, westlich von La Ferté an der Marne, stand die 1. Armee, links, bei Montmirail, die 2. Armee; wir hatten mit zugeteilter stärkerer Infanterie die Aufgabe, einen Durchbruch des Feindes zwischen beiden Armeen zu verhindern oder aufzuhalten. Nach den im weiteren Verlauf des Feldzuges gemachten Erfahrungen würde sich auch Kavallerie zu diesem Zwecke trotz der großen Ausdehnung des zu haltenden Geländeabschnittes und trotz der schweren feindlichen Artillerie eingegraben haben. Damals geschah dies noch nicht.

Bereits um 5 Uhr befindet sich der Stab am Chausseekreuz nördlich von Hondevilliers, einem Standorte, von dem sich das Gelände nach Süden weithin überschauen läßt. Telephondrähte verbinden die Führung mit den einzelnen



Menageempfang vor einer Kriegs-Kochküche. Aufnahme von Prof. Dr. Georg Wegener

Brigaden und Regimentern, die auf die Übergänge des Flußabschnittes verteilt sind. Sollten wir es doch heute zum erstenmal erleben, daß der Feind es wagte, deutsche Truppen energisch anzugreifen! Handelte es sich doch an diesem ernsten Tage um nichts Geringeres für die Division, als dem vielleicht zehnfach überlegenen, mit allen Waffengattungen herandrängenden Gegner Widerstand zu leisten und dann im schwersten Feuer die Stellung geschickt zu räumen.

Eine Batterie unserer Reitenden Abteilung hat sich auf Boitron in Marsch gesetzt, der Morgenhimmel leuchtet blutrot, und die Kanoniere summen das alte Soldatenlied vom Morgenrot und frühen Tod vor sich hin. Auf einer Höhe geht die Batterie in Stellung, von da aus lassen sich die jenseitigen Abhänge des Petit Morin gut unter Feuer nehmen. Die einzelnen Geschütze werden durch Brombeergesträuch gegen Sicht gedeckt. Bald erscheinen drüben zwischen den hochgelegenen Waldstücken dicke Marschkolonnen. Ist's noch Freund oder ist's schon Feind? Jetzt machen sie Halt und marschieren auf. — Es sind Franzosen; auch die Jägerkompagnie, die vor der Artillerie unten am Flusse liegt, bestätigt es. Nun zischen die Granaten hinüber; wie das da mit einmal lebendig wird! Wie die Kavallerie aufsitzt und fortjagt. Ziele über Ziele bieten sich dar; jedes Geschütz schießt einzeln und hat reiche Erfolge. Aber die Antwort läßt auch nicht lange auf sich warten, die ersten feindlichen Einschläge erfolgen, immer besser schießen sie sich von drüben ein, immer mehr Geschütze richten ihre Feuerschlünde auf unsere tapferen Kanoniere, wie Hagelschauer prasseln die Schrapnellkugeln gegen die Schutzschilde der Kanonen; jetzt jagt ein Volltreffer durch einen Munitionswagen und zerreißt die dahinter knieende Bedienungsmannschaft. Leutnant von Hymmen befiehlt, den Rest der Munition aus dem zerschossenen Wagen zu packen; ein jeder greift zu, die Ruhe der Mannschaft

ist erstaunlich, und im Augenblick ist die Munition in Sicherheit. Die Kolonnen drüben sind inzwischen auseinandergezogen, und nun setzt ein furchtbares Maschinengewehr- und Infanteriefeuer ein, aber durch all den Lärm klingt das ruhige, klare Kommando des Führers: „2450 Schuß!" Da sprengt der Trompeter heran mit der Meldung: „Aufprotzen! Eile geboten! Boitron schon besetzt von feindlicher ......" Das Wort bleibt ihm im Halse stecken, getroffen b icht er mit seinem Pferde zusammen. Alles greift zu, die Geschütze müssen sie herauskriegen! Einige Gruppen Gardejäger kommen gerade zurück und helfen dem spärlichen Rest der Kanoniere, die Geschütze in den Wald zu bringen und zu bergen. Noch einmal kriechen dann die Tapferen in die verlassene Stellung, um ihre Verwundeten zu holen; schnell werden sie auf die Protzen gesetzt, und während man von der Höhe her bereits die französischen Kommandos hört, marschiert unsere Artillerie durch den Wald. Jeder Mann war völlig Herr seiner Nerven geblieben, jeder tat, was in seinen Kräften stand, beherrscht durch die Kaltblütigkeit und Bestimmtheit in den kurzen Befehlen des Führers. Dieser erfolgreiche Feuer-Überfall auf die erdrückende feindliche Übermacht, ihr Aufhalten bis zum festgesetzten Zeitpunkt und das glückliche Herauskriegen der Geschütze: es war nur möglich durch das eiserne Pflichtgefühl und das unerschütterliche, feste Vertrauen zwischen Führer und Mannschaften, deren jeder einzelne wie ein Held seinen Posten ausfüllte ....

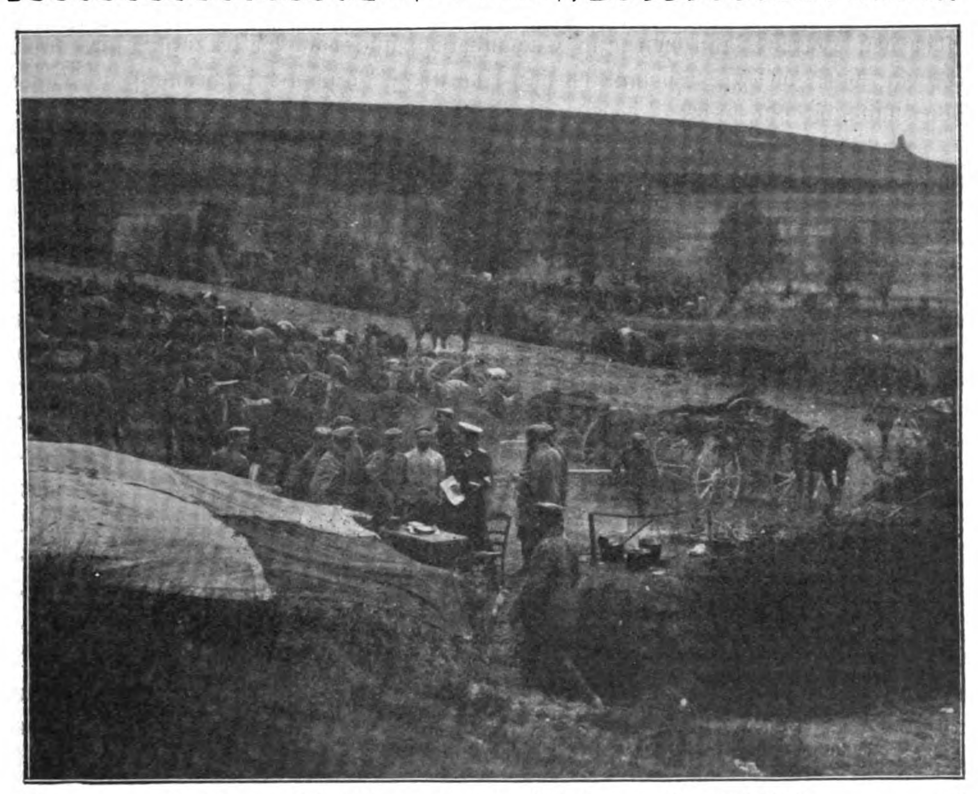
Ähnlich, nur noch schwieriger, gestalteten sich die Vorgänge bei der anderen Batterie. Auch sie kann es auf die Dauer nicht hindern, daß die feindliche Infanterie den Bach überschreitet. Hauptmann v. Zitzewitz zieht deshalb kurz entschlossen seine Geschütze bis vorn an den Abhang der Uferhöhen, um besser in das Tal hinein wirken zu können; ja, er geht mit einem Zuge bis in die Schützenkette der Gardejäger, in eine Allee vor dem Dorfe Montflageol, dessen Südausgang der Feind bereits erreicht hat. Kaum ist der erste Schuß heraus, so werden sie von einer und alsbald darauf von einer zweiten Batterie unter ein verheerendes Feuer genommen. Eine Granate trifft einen Munitionswagen und verwundet die Bedienung; eine andere krepiert in der Krone eines Birnbaumes, unter dem sich der Beobachtungsstand befindet, tötet mehrere Unteroffiziere und verletzt den Hauptmann schwer an der Schulter. Die Führung übernimmt an seiner Statt Leutnant v. Kleist-Retzow. Da auch die feindliche Infanterie sich immer näher heranarbeitet, so ist an ein weiteres Verbleiben in dieser Stellung gar nicht zu denken; aber es erscheint ausgeschlossen, den Zug an der kahlen, offenen Stelle, wo er steht, aufzuprotzen. So schieben sie die Geschütze und Munitionswagen erst feindwärts, um sie im Schutze der ersten Häuser des Dorfes bespannen zu können. Das ist kein sehr aussichtsvolles Unternehmen, aber es gelingt über Erwarten gut. Im Schritt und dann im Trabe geht die Batterie zurück und nimmt aus einer rückwärtigen Stellung sofort das Feuer wieder auf, um dadurch auch unsern Jägern das Loslösen vom Feinde zu ermöglichen. Was in solch schwersten Stunden des Kampfes jeder einzelne durchmacht, läßt sich nicht beschreiben. Wieviel Treue bis in den Tod und wieviel Heldentum, das nie bekannt, gerühmt und gedankt wird, aber auch wieviel Hingabe und Aufopferung an die verwundeten Brüder! Ein Sanitätswagen wird nach vorn gesandt und soll versuchen, die Schwer-

Ein 15 cm-Geschütz im Feuer. Aufnahme von Dr. Hans Böhm

verwundeten, vor allem den geliebten Batteriechef, zu bergen. Diesen hatte aber inzwischen schon der Kanonier Katzur mitten im feindlichen Feuer auf sein eigenes Pferd gesetzt und in Sicherheit gebracht. Für das mutige und umsichtige Ausharren bei seinem Hauptmann, den er unter Einsetzung seines eigenen Lebens rettete, wurde ihm später das Eiserne Kreuz verliehen. Dem Sanitätswagen aber ist es nicht mehr möglich, bis in die alte Stellung vorm Dorf vorzudringen. Dort hat der Oberarzt Dr. Rosenthal seinen Verbandplatz angelegt und waltet trotz des schweren Artilleriefeuers, das der Feind nun gerade auf diesen Punkt richtet, seines Sanitäteramtes mit vorbildlicher Treue. Kanoniere und Jäger hat er verbunden, aber der Rückweg ist ihnen abgeschlossen. Der Vizewachtmeister Sahl, der Einjährig-Freiwillige Schmidt-Tychsen und zwei Mann, denen die Pferde erschossen waren, sind zum Transport der Verwundeten zurückgeblieben. Als nun das Häuflein auch von der französischen Infanterie unter Feuer genommen wird, bergen sie sich hinter einer Strohmiete; hier verbindet der Arzt noch einen Jäger, der sich mit völlig zerschmettertem Fuß herangeschleppt hat und rettet ihn so vorm Tode durch Verbluten. Der Wachtmeister sieht hinter der Miete hervor, um Ausschau zu halten, aber sofort wird er durch einen Kopfschuß getötet. Nun will Dr. Rosenthal dem Feinde, der sein Feuer besonders auf die Miete richtet, zu erkennen geben, daß es sich hier lediglich nur noch um einen Verbandplatz handelt. Darum tritt er selbst, den linken Arm erhoben, mit dem rechten auf seine Binde weisend, hervor, um den Feind zu verständigen und seine Verwundeten zu retten. Vergebens! Die Franzosen achten das Rote Kreuz nicht, im nächsten Augenblick bricht auch er tödlich getroffen zusammen. Den drei Unverwundeten gelingt es, auf der Erde kriechend, ein 200 Meter entferntes Kornfeld zu erreichen. Dort treffen sie den Stabsarzt Dr. Braun, der sich auch mit einigen Leuten aufgemacht hat, um die Verwundeten an der Strohmiete bergen zu helfen. Wieder wird ein Kanonier schwer getroffen, und auch Jäger schleppen sich heran. Aber wie die Leute weitertransportieren? Zum Glück finden sie im Dorfe la Noue ein arggeschundenes Pferd und einen Wagen, auf den man sich setzen kann. Weiterhin auf der Chaussee werden sie von einer englischen Kavalleriepatrouille angefallen, aber sie halten sie sich durch energisches Feuer vom Leibe, bis sie den Anschluß an die Division erreicht haben.

Wie die Artillerie und Jäger, so zwingt die erdrückende Übermacht allmählich auch die anderen Regimenter, die Brücken aufzugeben und sich zurückzuziehen. Durchs Scherenfernrohr erkannte man beim Stabe herankommende feindliche Kavallerie. Mit heller Freude wird dies begrüßt, denn man hofft, in einer Attacke ihnen begegnen zu können, und eine Brigade wird zu diesem freudigsten und schönsten Dienst, den die Kavallerie dem Vaterlande erweisen kann, bereitgestellt. Der Divisionskommandeur schickt sich an, seine Reitergeschwader persönlich zu führen, aber da platzen die Schrapnells schon im Stabe, es mehren sich die ungünstigen Nachrichten; an allen Punkten ist der Feind eben wesentlich überlegen.

Am schwierigsten gestaltet sich die Loslösung vom Feinde besonders für die Jäger, bei denen man von einer Kompagnie gar keine Meldung mehr hatte; auch der Kommandeur des Bataillons, Major v. Krosigk, fehlte. Ein Dragoner-



Der Wagenpark einer schweren Batterie. Aufnahme von Dr. Hans Böhm

offizier, Leutnant von der Groeben, führte die Nachspitze, um Versprengten und Patrouillen das Marschziel anzugeben und das Nachdringen des Gegners zu beobachten. Lange Zeit erscheint nichts mehr von uns, und französische Radfahrerpatrouillen sind schon zu sehen, da kommt noch ein Zug größtenteils verwundeter und fußkranker Jäger, geführt von ihrem Kommandeur: „Aber, Herr Major, Sie hier?“ — „Ich werde doch meine tapferen Jäger nicht verlassen!“ Bei solcher Treue zwischen Führer und Geführten kann auch die schwerste Kriegslage nie zum Verhängnis werden. So war es an diesem Vormittage gelungen, den weit überlegenen Gegner mehrere Stunden aufzuhalten und das Armeekorps links von uns vor Störungen zu bewahren.

Um die Flanke der 2. Armee (Bülow) weiter zu decken, wurde der Marsch östlich nach Essises fortgesetzt und eine neue Verteidigungsstellung bezogen. Die Dolloir sollte zu hartnäckiger Verteidigung eingerichtet und unter allen Umständen „bis zum letzten Mann“ gehalten werden. Zum erstenmal im Kriege trat diese Aufgabe, sich zu verschanzen, an die Division heran, und es war ein eigenartiger Anblick, die Kürassiere in ihren hohen Stiefeln und großen Stahlhelmen Türen, Balken und Fensterläden zum Ausbau der Stellung mit wichtiger Miene herantragen zu sehen. Das Wasser meinte es gut mit uns! Nach der glühenden Hitze setzte am Spätnachmittag ein Gewitter mit wolkenbruchartigem Regen ein, der fast bis zum nächsten Morgen anhielt. Unterziehen konnten die Regimenter nicht, sondern mußten im Felde verbleiben, so ward es eine scheußliche Nacht.

Aber den Herren Franzosen und Engländern paßte das Wetter erst recht nicht, es war ihnen viel zu ungemütlich zum Angriff; sie drängten nicht nach, und ihre Übermacht tat uns nichts. . . .

Am 11. September bekam die Division den Auftrag, erneut den Rückmarsch des westlichen Flügels der 2. Armee zu verschleiern. Um 7 Uhr verließen wir Fismes, ritten an der hochgelegenen Kirche des Ortes Mont Notre Dame vorüber, einem alten Gemäuer aus dem frühen Mittelalter, und überschritten nach einem kurzen Artilleriegefecht bei Braines die Vesle. Unter andauernd sehr starkem und recht kaltem Landregen kamen wir nach Vailly an der Aisne. In einem von seinem Besitzer verlassenen Gasthofe nahm der Stab für die Nacht Quartier. Dort erhielten wir die erste ausgiebige Briefpost von daheim; nach sechs Wochen hatte sie uns Herumtreiber glücklich erreicht. Arme Feldpost, wieviel bist du zu Anfang des Feldzuges wegen deines Versagens geschmäht — und doch so ganz zu Unrecht! Auf das Eintreffen des zuständigen Postbeamten und die Briefverteilung durch ihn wollte wahrhaftig niemand warten, so wurden die Säcke aufs Billard ausgeschüttet und die Sendungen vom Divisions-Adjutanten, Major v. Bredow, verteilt. Alles drängte sich bei der trüben Beleuchtung heran und griff begierig zu, wenn sein Name gerufen wurde. Nachrichten von Hause! Da mußten Franzosen und Engländer aus dem Vordergrund des Interesses weichen, und man atmete Heimatluft. Die Nacht verbrachten wir auf einer Strohschütte im Gastzimmer. Am andern Morgen kehrte Oberleutnant v. Brodowski von einer Erkundungsfahrt im Auto zurück; am Eingange von Braines hatte er von englischen Vorposten Feuer erhalten. Während der Offizier auf der Chaussee stehend beherzt das Feuer aus seinem Revolver erwiderte, gelang es dem Kraftwagenführer Hoffmann, ebenso kaltblütig, den schweren Kraftwagen zu wenden, aber sein Begleitmann wurde durch den Mantel des Autos hindurch schwer verletzt. Nun lag er bleich auf dem Stroh, wo wir zu Nacht geschlafen hatten; sterbend brachte man ihn noch ins Lazarett nach Soissons.

Im Laufe des Vormittags besuchte ich unsere Ulanen, die in Häusern, Höhen und Anlagen des Städtchens biwakierten. Trotz aller Kämpfe, Anstrengungen und Entbehrungen hatten die Leute die gute Stimmung nicht verloren. Zwei Ulanen hatten sich in einem verlassenen Hause die Garderobe von Monsieur und Madame übergezogen und promenierten so, der eine in karrierter Weste und Zylinderhut, der andere in gelbem Kleid mit rotem Sonnenschirm, zwischen ihren Kameraden einher. Das war was für die Leute, und der deutsche Humor brach schallend durch.

Erst am Abend des nächsten Tages siegte die Sonne über all die tiefgehenden Regenwolken. Alsbald erschienen auch die Flieger, die bei dem unsichtigen Wetter seit zwei Tagen nicht hatten aufklären können, und zogen spähend wie Raubvögel ihre Kreise. Eine Infanteriedivision und Artillerie waren im Laufe des Tages bei uns eingetroffen und lösten uns aus unserer Stellung ab. Ich ritt mit der Schwadron v. Mutius einen Waldweg hinab; hoch über uns hinweg sausten heulend die Geschosse einer deutschen Haubitzenbatterie, die auf einer Waldwiese versteckt in Stellung gegangen war — unauffindbar für den Feind. Über dem Waldtal aber schwebte ein feindlicher Flieger; jetzt schlägt er einen Haken



Generaloberst von Bülow

Zeichnung von Prof. Arnold Busch

Einzelkunstblätter im Verlage der Photographischen Gesellschaft, Berlin-Charlottenburg





Unsere Feldpost in Frankreich. Aufnahme von E. R. Wunderlich

und verrät dadurch die deutsche Stellung, nur wenige Augenblicke, und auch die französischen Schrapnells fegen über uns dahin und schlagen mit meisterhafter Treffsicherheit in dem scheinbar so verborgenen Waldwinkel ein. Ein eingelegter Trab brachte uns rasch aus dieser peinlichen Nachbarschaft. Im nächsten Dörflein standen abgesessen die Regimenter, und viel hungrige Gemüter pflückten sich Äpfel, Pflaumen und Weintrauben in den Gärten. Einige Maschinengewehre ereiferten sich indes mit ohrenbetäubendem Knattern gegen die oben kreisenden Flieger, im nahen Walde brüllten die deutschen Geschütze, und dort schlugen die feindlichen Geschosse krachend ein, aber wir waren ja nicht gemeint, darum pflückten wir Obst gegen den nagenden Hunger, saßen, aßen und spuckten die Steine. Zwei Herren fanden sogar Gelegenheit sich zu zanken. Der eine hatte sich von einem Pflaumenbaum einen früchtereichen Zweig abgebrochen und graste ihn in aller Bequemlichkeit ab; der andere machte ihm Vorwürfe von wegen Baumfrevel, Schädigung des Besitzers und Rücksichtslosigkeit auf spätere Zeiten. Der edle Streit ging hin und her, bis der erstere kategorisch schloß: ‚Was gehen mich Zweige, Bäume, Besitzer, spätere Zeiten und ganz Frankreich an, die Hauptsache ist die, daß *ich jetzt* satt werde‘ — sprach's und futterte weiter.

An der Aisne

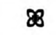
Am nächsten Morgen donnerten die Geschütze die ganze Aisnelinie entlang, der Stellungskrieg hatte begonnen. Im Dorfe Bruyères wurde ich festgehalten, wohin man immer neue Verwundete einbrachte. Schule, Kirche, Gasthof und ein Haus nach dem andern füllten sich, die Ärzte konnten kaum die Arbeit bewältigen, es waren erschütternde Bilder. Einem Hauptmann war durch Gesichtsschuß der Oberkiefer zerschmettert, trotz Schmerzen und Verband betete er das Vaterunser. Als ich am nächsten Nachmittag unsere große Bagage erreichte, wurde ich vom Führer derselben, dem Grafen Brühl, um Abhaltung eines Gottesdienstes ersucht. Der Kanonendonner war so gewaltig, daß ich oft mit der Stimme nicht durchdrang, aber gerade dies machte auf die Zuhörer den nachhaltigsten Eindruck. Als

der Gottesdienst beendet war, erscholl vom nahen Bahnhofe her der Pfiff einer Lokomotive; man traute ja seinen Ohren nicht, in diesem Kriegslärm ein Zug, dies Bild des friedlichen Verkehrs — und doch, da kam sie schnaufend gefahren. Wie Kinder liefen unsere Leute hinzu; deutsche Pioniere mit viel Baugerät in deutschen Wagen; jubelnder Zuruf, nur schade, sie kamen nicht weiter, denn kurz hinter dem Bahnhof scheuchten die platzenden Schrapnells den Zug wieder zurück.

Fast täglich wurden nun unsere Regimenter bereitgestellt zur eventuellen Unterstützung der Angriffe unserer Nachbarkorps. An den Ruhetagen hielt ich Gottesdienste ab für die Dragoner in St. Thomé, für die Kürassiere in Goudelancourt, für Artillerie und Ulanen in Verrieux. Hier versah den Dienst an der Orgel unser Generaloberarzt Dr. Wieber, ein Pfarrerssohn, der durch sein schönes Spiel oftmals Offiziere und Mannschaften erfreute und zugleich die Traditionen seines Elternhauses ehrte. Dort saß ein junger Reserveoffizier von den Ulanen am Harmonium; ich bot ihm das Choralmelodienbuch, aber er dankte verbindlich, es ginge auch so. Später erfuhr ich, er war in seinem Zivilberuf Dirigent einer Hofkapelle und hatte gerade vor Ausbruch des Krieges seine Berufung zur Großen Pariser Oper erhalten — darum ging's ‚auch so'.

In derselben Kirche fand am Abend des 21. September ein Gottesdienst für unser Jägerbataillon statt. Es war beim sächsischen Korps in den Kampf mit eingesetzt worden und hatte das Dorf Ville aux bois mit stürmender Hand genommen. Der Führer, Major v. Krosigk, war als erster eingedrungen; über eine Mauer hinweg erlegte er mit neun Schuß neun Franzosen, gab dann gelassen die Büchse einem Jäger neben sich: ‚So, nun macht weiter!' Am Sonntag, den 20. September, sollte das Bataillon die feindliche Stellung am Aisnekanal stürmen helfen, aber schon nach einer Stunde, früh um 5 Uhr, mußte man mit Rücksicht auf die stark gelichteten Nachbarabteilungen ungedeckt einige hundert Meter in einem Kleefelde vorm Feinde liegen bleiben und war nun bis zum Einbruch der Dunkelheit, abends um acht Uhr, das Ziel der feindlichen Geschütze und Gewehrläufe. Nur 220 Mann retteten sich, an Leib und Seele erschöpft und zermartert, zurück. Der Kommandeur war durch vier Schuß erheblich verwundet, aber er sprach bei seiner Abfahrt ins Lazarett seinen Getreuen Mut und Aufrichtung zu. ‚Auf Wiedersehen und Gott befohlen, Jäger!' Hauptmann Graf zu Dohna schleppte sich, von zwei Mann gestützt, verwundet zur Kirche, um durch sein Harmoniumspiel den Kameraden noch dienen zu können. Man bat um Psalm 90, mit dessen Worten ‚Herr Gott, du bist unsere Zuflucht für und für', wie Leutnant v. Willich berichtete, sie sich und ihre stöhnenden Verwundeten in den furchtbaren Stunden getröstet haben. Es war eine ergreifende Feier in der französischen Dorfkirche mit dieser Truppe, die aus des Todes Rachen kam.

Abgesehen von diesem schmerzlichen Kriegsgeschick, das unser Jägerbataillon betraf, hatten die schweren Tage des strategischen Rückzuges wie den beiden Armeen, mit denen wir zurück mußten, so auch unserer Division manch herbe Verluste gebracht. Der heldenmütige Hauptmann v. Zitzewitz war schwer verwundet im Lazarett zu Château Thierry in die Hände der Feinde gefallen. Den Anfang des Monats ausgesandten Sprengpatrouillen des Leutnants v. Schierstaedt



Deutscher Gottesdienst in einer französischen Kirche. Phot. Hoffmann

und des Grafen v. Strachwitz war es zwar gelungen, die ihnen befohlenen Aufträge zu erfüllen — sie sollen durch Sprengung wichtiger Brücken den Franzosen für drei Millionen Franks Schaden zugefügt haben — aber sie waren von den inzwischen zurückgehenden Heeresteilen abgeschnitten und schließlich ebenfalls in französische Gefangenschaft geraten. Nach ihrem späteren Bericht hofften sie immer noch, die Deutschen würden die Marne wieder überschreiten. Am Tage hielten sie sich in Wäldern verborgen, bei Nacht marschierten sie weiter, ihr Leben kärglich fristend mit gefundenem Obst oder mit Brot und Kartoffeln, das ihnen die Einwohner gaben, die sie für Engländer hielten. Oftmals aber auch verfolgt und von den aufgebrachten Bauern mit Schrot beschossen, blieb ihnen, abgerissen, halb verhungert, krank oder verwundet, ohne Karte und Kompaß nach dreiwöchigem Umherirren nichts anderes übrig, als sich zu ergeben. In die Hände der Bevölkerung konnten sie sich nicht begeben, die hätten sie mit Knütteln erschlagen; endlich gelang es ihnen, französische Truppen zu treffen. Es ist in Deutschland allgemein bekannt geworden, wie sie dann in Châlons vor ein Kriegsgericht gestellt und wegen Zerstörung und Plünderung französischen Staatseigentums zu 5 Jahren Gefängnis verurteilt wurden, obwohl sie doch nur die ihnen befohlene Kriegspflicht zur Ausübung hatten bringen müssen, — ‚und dann das dafür!‘ so schloß der Brief des einen von ihnen.

Um so größer war die Freude der Division, als am letzten Abend in Goudelancourt zwei andere Patrouillenoffiziere, die Leutnants v. Wedemeyer und Graf v. Plessen, wider Erwarten doch noch zurückkehrten. Es war ihnen gelungen, sich zurückzufinden, bei Nacht sich durch die französische Stellung hindurchzuschleichen und den Anschluß an deutsche Truppen zu erreichen. Beide erhielten bei ihrer Ankunft das Eiserne Kreuz.“ — — —

Aus den gleichen Tagen berichtet E. A. Saatweber von einer anderen Stelle der deutschen Front, südlich Châlons, über das Gefecht einer Haubitzbatterie:

Kampf südlich Châlons

„Zwei Tage hat die Haubitzen-Batterie schon im Gefecht gestanden. Hin- und hergeworfen südöstlich von Châlons. Weitab von jeder Möglichkeit, die Munition zu ergänzen.

An der Straße zwischen den Häusern von Marolles und dem weiter östlich gelegenen Vauclerc liegt unsere Infanterie in fürchterlichem Doppelfeuer. Verschossen sind die Patronen. Sie müssen zusehen, wie die Granaten ihre Reihen lichten, wie von Süden her, fast 1500 Meter, die Infanteriegeschosse sie hindern, sich zurückzuziehen.

‚Zwei Geschütze zum Entsatz der Infanterie nach Vauclerc!‘ lautete kurz der Befehl des Generals.

‚Kanone Nr. 3 und 4 aufprotzen! Leutnant B., Sie gehen mit Ihrem Zug nach Vauclerc zum Entsatz der Infanterie.‘

Kurze Kommandorufe, schnell sind Arme und Beine der Braven in Tätigkeit. Die bei der starken Hitze ausgezogenen Röcke, die hinter den Kanonen liegen, werden flüchtig angezogen, die Geschütze aus der Feuerstellung heraus nach rückwärts geschoben, bis zu den Protzen hin, die Pferde in die Zügel genommen, die Kanoniere sitzen auf, und in rasendem Tempo geht es auf der Straße nach Südosten.

Der General verfolgt ungeachtet der überall einschlagenden Granaten und Schrapnells die Bewegung der zwei Geschütze. Sie jagen dahin, und Leutnant

und Kanoniere fragen nicht nach den rechts und links von der Straße liegenden Protzen der Artillerie, die, vom Feuer überschüttet, nicht vorwärts und rückwärts können. Pferdeleiber versperren den Weg, es geht über sie hinweg in rasendem, tollem Tempo. Doch da ist plötzlich kein Durchkommen mehr. Der Zug stockt. Der Leutnant reitet vor. Es geht nicht. Nicht rechts noch links der Straße. Die Straße selbst ist mit Leichen, Sterbenden und Verwundeten bedeckt. Arme strecken sich abwehrend empor. Und Granaten auf Granaten schlagen ein, alles herunterreißend, was noch steht, alles vernichtend. Schon pfeifen Infanteriegeschosse über die Köpfe der Kanoniere fort, schlagen in die Räder der Protzen ein, unaufhörlich. Da rast eine Ordonnanz dicht an den Leutnant heran. ‚Die Geschütze sollen auf Befehl des Herrn Generals umkehren!‘ Immer dichter schlagen die Kugeln der französischen Infanterie in die Geschütze, ohne viel Schaden anzurichten. Die tapferen Fahrer halten sich, sie wenden die Pferde, fahren zurück und suchen dem Kugelregen zu entgehen. Über Leichen, Räder, Pferdekadaver geht es hinweg und im Zickzack die Straße entlang, um Hindernissen und Verwundeten auszuweichen. Da fährt das vorderste Geschütz sich an einen Baum und in Blut schwimmenden Pferden fest. Doch den wackeren Kanonieren gelingt es, sich loszumachen. Endlich kommen sie zurück, sind außer Feuerbereich und machen halt.

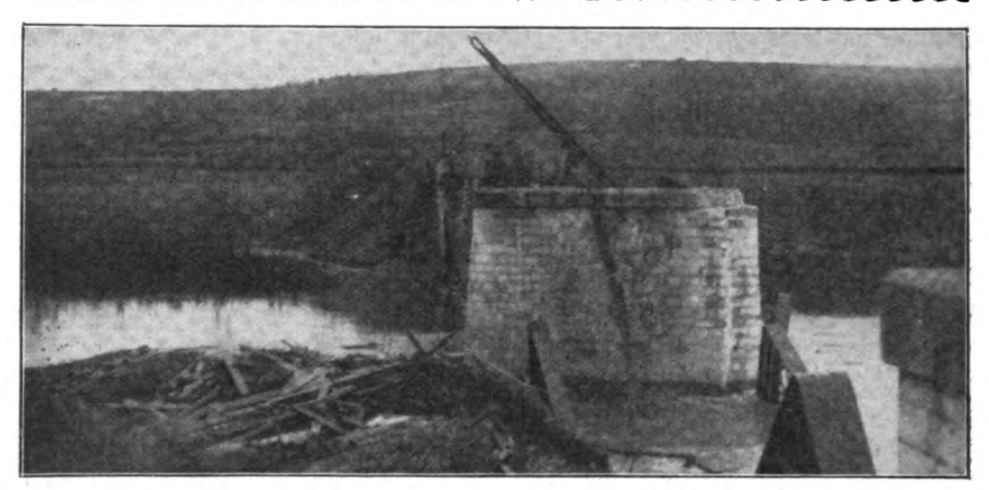


Verwundete Franzosen in der Kirche von Florenville. Phot. Wiegand

Ein Verschnaufen, ein Ordnen der gerissenen Stricke. Der General hat das Aufräumen der Straße befohlen. Die Infanterie, welche in der Nähe liegt, kriecht heran. Der Kugelregen hat nachgelassen, da von den Protzen der Artillerie nichts mehr übrig ist, nichts mehr sich bewegt. Pferdeleiber, Räder, Speichen, Protzkasten, Leichen werden schnell auf die Seite gezogen. Die Straße ist in wenigen Minuten geräumt. Wieder kommt der Befehl: ‚Zug Leutnant B. vor!‘

‚Sparsam mit der Munition, nur sichere Schüsse abgeben!‘ ruft der Hauptmann seinem Zugführer nach. Der nimmt schnell die Hand an den Helm, gibt seine Befehle, und nun geht es mit Todesverachtung dem Tode entgegen.

Die Straße ist frei, die beiden Geschütze kommen durch bis Vauclerc. Ein unaufhörliches Feuer von Infanterie und Artillerie empfängt sie, als sie bei Vauclerc



Zerstörte Brücke an der Aisne. Die dunklen Streifen im Gelände: französische Schützengräben
Phot. A. Grohs

Stellung nehmen. Der Zug richtet sein Feuer auf die feindliche Infanterie, die 900 Meter gegenüber liegt. Die sichergezielten Schrapnells wirken in den Reihen der Franzosen, die sich eiligst in den nahegelegenen Wald zurückziehen. Da kommen die vier anderen Geschütze heran, und nun richtet die Batterie ihr Feuer erneut auf die beiden französischen Batterien. Ruhig und sicher, als sei es auf dem Schießplatz, erteilt der Hauptmann seine Befehle. Ruhig werden sie weitergegeben. Ruhig arbeiten Richtkanoniere, und ruhig bringen die anderen Geschosse heran. Jeder Schuß, Schrapnell oder Granate, einerlei wie's kommt, sitzt. Die französischen Batterien verstummen nach kurzem Gefecht. Wieder pfeifen die Infanteriegeschosse über die Batterie hinweg. Wieder sucht die Batterie ihr neues Ziel. Und wieder wirft sie mit wenigen Geschossen die feindlichen Linien. Da treffen aus der rechten Flanke vom Waldrande her die Geschosse in die Batterie. Die Entfernung aber ist längst festgelegt, für alle Fälle. Die Rohre der Geschütze fliegen herum, und Schuß auf Schuß kracht hinüber und schlägt ein in den feindlichen Schützengraben am Waldrand.

‚Halblinks Artillerie!'

Da zischen auch schon die Schrapnells des neuen Gegners. Zu kurz. Wieder fliegen die Rohre von vier Geschützen herum. Wieder richten die Kanoniere, legen die Offiziere die Entfernungen fest. Wieder sausen die Geschosse in das neue Ziel. Mit mörderischer Sicherheit. Nach kurzem Gefecht gibt auch der neue Gegner den Kampf auf. Nur von fernher fliegen noch Infanteriegeschosse meist hoch über die Köpfe der Artilleristen fort. Endlich können sie eine Weile verpusten, die Braven. Der Hauptmann zählt schnell seine Munition. ‚Nur noch acht Schuß pro Geschütz werden verfeuert, und nur auf meinen Befehl.' Er will sich noch eine kleine Reserve zurückhalten.

Es ist 7 Uhr abends. Noch zwei Stunden, und die Dunkelheit gestattet der Infanterie den Rückzug. Bis dahin müssen sie ausreichen, die 48 Granaten. Da surrt es über den Köpfen. ‚Verflucht, ein Flieger! Jungens, jetzt können wir

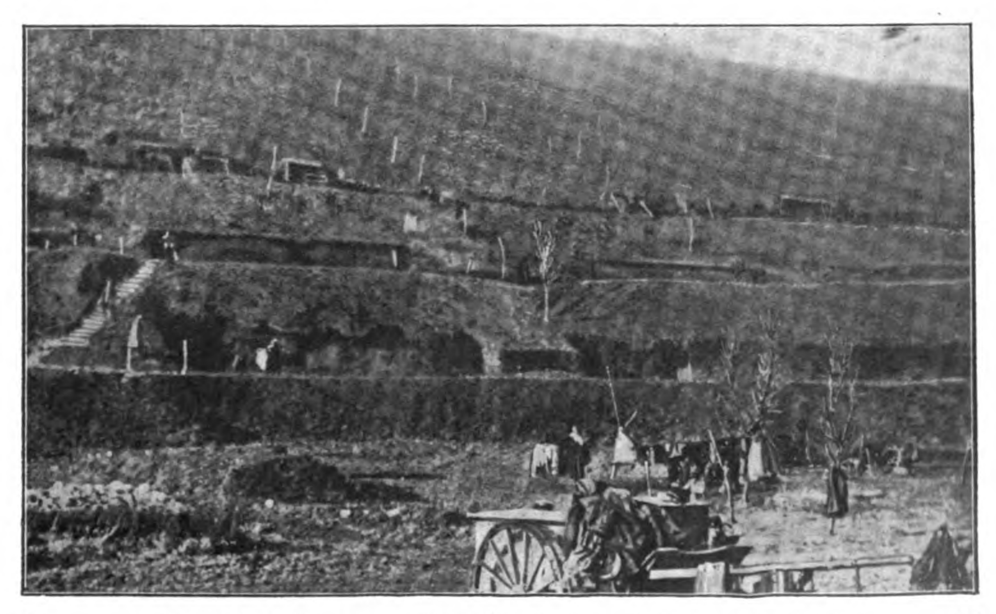
uns auf was gefaßt machen. Durchhalten, durchhalten bis zur Dunkelheit!' ruft der Hauptmann seinen Leuten zu.

Gegen 7½ Uhr zieht feindliche Artillerie auf, zwei Batterien an der Straße südöstlich Vauclerc. Sie stehen gut, sind schwer zu fassen. Und schon beginnen sie ihre Grüße zu senden. In wenigen Minuten ist die Batterie überschüttet, von vorne, von der Flanke. Bereits sind die letzten Geschosse verfeuert. Pferde werden in Stücke zerrissen, die Volltreffer einer Granate lassen beim zweiten Geschütz zwei Tote und sechs Verwundete zurück. Alles kriecht hinter die Schilde.

‚Herr Hauptmann, ich habe noch zwei Granaten, soll ich sie hineinpfeffern?' ruft ein Kanonier dem neben ihm knienden Batteriechef zu. Und als eine kleine Feuerpause entsteht, springen die Kanoniere herzu, und die Geschosse werden hinübergeschickt.

‚Kerls, haltet euch, ich bin verwundet!' ruft der Hauptmann plötzlich, als eine Granate mit Zischen und grauem Pulverdampf vor dem Geschütz geplatzt war, bei dem der Batteriechef kniete. Schnell nimmt er sein Verbandpäckchen, schneidet es auf und verbindet sein rechtes Auge. Ein Kanonier schneidet ihm mit einem Messer die Stiefel am linken Schienbein auf und die Hose, durch die das Blut schon sickert, und wickelt ihm sauber den Verband um das Bein. ‚Es ist nicht schlimm, nur das Auge schmerzt,' sagt ruhig der Hauptmann. Und er hält aus, bis die Dunkelheit allmählich kommt. Ein Geschütz nach dem andern zieht sich langsam zurück. —

Vier Tote, fünfzehn Verwundete und zwanzig Pferde hat der Tag gekostet. Doch die Aufgabe ist erfüllt. Unsere Infanterie kann sich zurückziehen, und die vierfache Übermacht des Feindes dringt nicht nach. ‚Brav habt ihr euch gehalten,



Französische Stellungen an der Aisne. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft

den Tag werden wir alle nie vergessen,' ruft der Hauptmann seinen Kanonieren zum Abschied zu." — — —

Unser Rückzug erfolgte in bester Ordnung. Ein uns nicht gerade freundlich gesinnter Berichterstatter, der bekannte Italiener Luigi Barzini, dessen Schilderungen aus den Kämpfen der Japaner und auf dem Balkan eine gewisse Berühmtheit erlangten, schrieb als Augenzeuge:

„Man hat nicht den Eindruck eines Heeres in haltloser Flucht. Enthüllen die französischen Leichen die unwiderstehliche Wut eines Sturmlaufs, so zeigen die toten Deutschen Ordnung und Mannszucht. Die deutsche Armee ist geschlagen, aber nicht besiegt. Sie hat sich rasch, aber methodisch zurückgezogen. Als sie dem Angriff wich, ging sie hastig, aber nicht in Verwirrung zurück. Sie entzog sich dem Kampf.

Sie hat außer Material auch Verwundete preisgeben müssen, aber mit ihnen hat sie ganze Abteilungen Sanität zurückgelassen. Die Franzosen fangen die Verwundeten mit ihren Pflegern, Ärzten und Apothekern, die Grad und Kommando behalten, und all das bleibt eine kleine deutsche Organisation, die mitten im französischen Heer automatisch weiter arbeitet, als ob nichts geschehen wäre, mit dem steifen deutschen Gruß, den barschen Kommandos — vereinsamt und unverwirrbar.

Der Rückzug war geschützt durch die schwere Artillerie der Arrieregarde. Unmöglich, auf dem Fuße zu folgen, unmöglich jede Kavallerieaktion. Die deutsche Infanterie ist unberührbar geworden. Der Kern des Heeres bleibt unerschüttert." — — —

Neue Fronten der deutschen Armee. Beginn des Stellungskampfes

Der rechte deutsche Flügel ging bis hinter die Aisne im Raume Soissons mit westwärts gebogener Flanke zurück; die Mitte bis nördlich Reims und in die Champagne, in den Raum der später vielgenannten Orte Souain—Perthes; der linke Flügel bis etwa zur Aire. Und hier standen überall unsere Feldgrauen wie eine stählerne Mauer. Standen, in ausgezeichnet vorbereiteten Stellungen, in einer wesentlich verkürzten Front, die die denkbar hartnäckigste Verteidigung auch mit verhältnismäßig geringen Kräften gestattete. Gerade das letztere gereichte uns später, als wir aus dieser Front viele Verschiebungen vornehmen mußten, außerordentlich zum Vorteil. Aus der „Schlacht an der Marne" aber erwuchsen zunächst im Laufe des September die heißen Kämpfe an der Aisne und Oise, in denen sich Joffre und French immer aufs neue blutige Niederlagen holten. Der große „Schützengrabenkrieg" begann sich zu entwickeln. Ein Krieg, in dem wir keineswegs in der Verteidigung erstarrten, sondern in dem wir, vorweg sei es betont, immer wieder zu kräftigsten Vorstößen übergingen.

Der Fall von Maubeuge 7. September 1914

Inzwischen war der deutschen Heeresleitung ein schöner Schlag gelungen. Am 7. September fiel die einzige stärkere Festung Nordfrankreichs, Maubeuge, unter unserem Ansturm. Wir besitzen über die Vorgänge, die der Kapitulation vorhergingen, einen ausführlichen amtlichen Bericht.

Nach heißem, opfervollem Ringen war es unseren braven Rheinländern und Westfalen vom VII. Reservekorps Anfang September gelungen, die starke Besatzung der Festung Maubeuge in zähem Vordringen aus dem Vorgelände zu vertreiben und auf die Verteidigung des Fortgürtels zu beschränken.



Abendsegen (letztes Geschützfeuer des Feindes)
Ölstudie vom westlichen Kriegsschauplatz von Ernst Vollbehr



Nun galt es, Forts und Zwischengelände dem äußerst rührigen, tapferen Gegner zu entreißen. Schnelle Entscheidung war im Interesse der gesamten operativen Lage dringend geboten.

Kampf um die Forts und die Zwischenwerke

Die folgenden hartnäckigen Kämpfe ergaben sich weniger aus dem Zustande der permanenten Anlagen der Festung. Es war vielmehr hier seitens der französischen Landesverteidigung, wohl mit Rücksicht auf die Sicherung Nordfrankreichs durch das zum mindesten neutrale Belgien, schon seit Jahren nur wenig für den Ausbau der Festung Maubeuge geschehen. Von den zahlreichen Forts und Zwischenwerken entsprach nur ein einziges einigermaßen den heutigen Anforderungen.

Anders verhielt es sich indessen mit der Herrichtung des Zwischengeländes. Hier fand unsere Infanterie nicht die gleichen Verhältnisse wie in den Kämpfen um Lüttich und Namur. Während dort für den Ausbau der Zwischenräume seitens der Belgier wenig oder fast gar nichts geschehen war, die wenigen Anlagen sich vielfach an zweckloser Stelle und meist im toten Winkel befanden, war der Gegner vor Maubeuge mit größter Sorgfalt und Sachkenntnis ans Werk gegangen. Es zeigte sich bereits in diesen Kämpfen die besonders in dem späteren Stadium des Krieges in Erscheinung getretene Befähigung der Franzosen, in der Verteidigung jeden sich bietenden Vorteil des Geländes auszunutzen und mit allen Mitteln der Feldbefestigung wertvolle Stützpunkte zu schaffen. Besonders geschickt hatte der Feind an vielen Punkten Scheinstellungen angelegt, die anfangs oft auch mit der wertvollen Munition unserer großen Brummer, der 42 cm-Geschütze, sowie der österreichischen Motorbatterien beschossen wurden, bis es der Aufklärung der unermüdlichen Fliegeroffiziere gelungen war, die richtigen Ziele festzustellen.

Das Feuer, das in diesen ersten Septembertagen die feindlichen Forts überschüttete, hatte eine gewaltige Wirkung. Es wurde nach der Einnahme der Festung erkannt, daß die Zerstörung an manchen Stellen der Beschießung der Forts von Lüttich und Namur in keiner Weise nachstand. Dort, wo unsere 42 cm-Geschosse einschlugen, war alles Mauerwerk nur noch ein wüster Trümmerhaufen, und es schien, als hätte ein Erdbeben mit elementarer Gewalt den ganzen Bau durcheinandergeschüttelt.

Gleichzeitig mit der Beschießung der Forts sowie der Zwischenräume ging auch der Angriff unserer Infanterie vorwärts. Freilich an manchen Stellen nur mit großen Verlusten. Wenn dann nach einem geglückten Angriff oder nach Abwehr eines feindlichen Ausfalls Verwundeten-Transporte unserer Braven nach den auf belgischem Gebiet liegenden Sammelstellen gebracht wurden, sah man häufig die in Gruppen vor ihren Häusern stehenden, nicht gerade vertrauenerweckend aussehenden Belgier die Köpfe zusammenstecken. Oft hörte man im Vorübergehen, sobald sie sich unbeobachtet glaubten, wie sie sich gegenseitig wenig freundliche Worte über die fremden Eindringlinge zuraunten: „Habt ihr schon gehört, daß eine starke englische Armee von Antwerpen im Anmarsch ist?" oder: „Man spricht von enormen Verlusten der Deutschen!" „Heute nacht haben die Franzosen Hunderte von Gefangenen gemacht!" „Die Munition geht den Prussiens aus!"

Dann folgten feindliche Blicke, und wer ihre stumme Sprache verstand, der merkte nur zu gut, daß es wahr sei, womit die deutsche Führung stets rechnen

mußte. Hier ging es um hohen Einsatz! Siegten wir, dann war einer der wichtigsten Stützpunkte, der gleichzeitig einen Rückhalt für die Belgier und die Verbindung mit Antwerpen bildete, den Franzosen entrissen. Gelang es indessen dem, wie sich später herausstellte, weit um das Doppelte überlegenen Gegner, die Deutschen zu schlagen, dann stand mit ziemlicher Sicherheit zu erwarten, daß im Rücken der Belagerer ganz Belgien, das damals noch keineswegs entwaffnet war, sich erheben und der Volkskrieg in hellen Flammen entbrennen werde.

Somit war vor Maubeuge eine derjenigen Lagen eingetreten, in denen nur der starke Wille zum Siege den Erfolg sichert, und es schien, als ob dieser Gedanke jeden einzelnen, vom höchsten Führer bis zum jüngsten Soldaten beseelte.

Der Befehlshaber der deutschen Einschließungsarmee, General der Infanterie von Zwehl, befand sich zu Beginn der Belagerung mit seinem Stabe in dem belgischen Städtchen Binche. Prinz Friedrich Leopold von Preußen, vom Kaiser beauftragt, über den Gang der Belagerung zu berichten, hatte in dem nahe gelegenen Mons Quartier genommen.

Fort de Boussois niedergekämpft

Angesichts der Tag und Nacht andauernden Beschießung, vor allem aus unseren 42 cm-Geschützen sowie den Motorbatterien der Österreicher, gelang es, bis zum 6. September das wichtige Fort de Boussois auf der Ostfront der Festung zum Schweigen zu bringen. Es wurde nach heftigen Kämpfen, in denen sich vor allem auch unsere Minenwerfer mit großem Erfolg betätigten, durch unsere Infanterie besetzt, und bald wehte die deutsche Fahne auf seinen Wällen. Von diesem Augenblick an sollte sich das Schicksal der Festung schnell erfüllen.

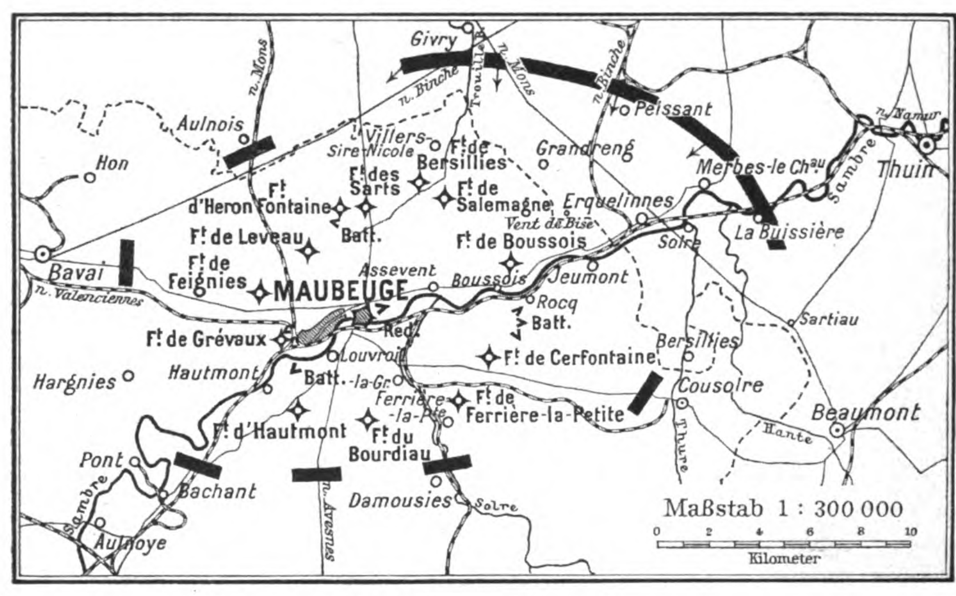
Das Generalkommando hatte nach dem Fall des Forts de Boussois seinen Gefechtsstand nach der Ferme Vent de Bise, einem Gehöft etwa 3 km östlich des eroberten Forts, verlegt. Der kommandierende General hatte diesen Punkt mit Rücksicht auf schnellste Nachrichtenverbindung zu seinen beiden Divisionen gewählt. Daß der Standort zeitweise noch im heftigen Feuer der französischen Artillerie lag, konnte an diesem Entschluß nichts ändern. Auch bei den Kämpfen vor Maubeuge trat, wie so häufig, in Erscheinung, daß die Einwohner den Nachrichtendienst mit den französischen Truppen auf das wirksamste unterstützten. So wurden zahlreiche Fernsprechverbindungen aufgefunden, die in die Ortschaften hinter der Front der Deutschen führten, und noch drei Tage vor der Einnahme der Festung mußte eine Frau standrechtlich erschossen werden, die dem Feinde durch eine im Keller liegende Telephonleitung Mitteilungen über die Stellungen und Beobachtungsstände unserer Artillerie sowie den Aufenthalt höherer Stäbe machte. Diese Erfahrung hatte zur Folge, daß beim Eintreffen des Generalkommandos bei Vent de Bise sämtliche zu dem Gehöft gehörenden Gebäude von den noch dort befindlichen Einwohnern gesäubert wurden.

General v. Zwehl

Der Stab des kommandierenden Generals, Exzellenz v. Zwehl, hatte am 7. September in einem an das Gehöft Vent de Bise angrenzenden Obstgarten Aufstellung genommen. Aus dem Wohnhause hatte man in den Garten Stühle und Tische gebracht. Über letzteren waren große Karten mit der genauen Eintragung der jeweiligen Kampfeshandlung ausgebreitet. Über einer dieser Karten verfolgte auch der Prinz Friedrich Leopold von Preußen mit gespannter Aufmerksamkeit den Gang der Ereignisse.



General Hans von Zwehl, der Eroberer von Maubeuge
Aufnahme von R. Dührkoop



Zur Eroberung von Maubeuge

Es war kurz nach 2 Uhr nachmittags. Soeben waren mehrere Ordonnanzoffiziere mit Befehlen an beide Divisionen und den unermüdlichen, leider kurz nachher bei Reims zu früh gefallenen Kommandeur der Artillerie, Generalleutnant Steinmetz, abgefertigt worden, als ein Melderreiter, von weitem winkend, dem Gehöft zugaloppierte. Er meldete, daß er vom Generalleutnant v. Unger, dem Führer der 14. Reserve-Division, vorausgesandt sei und dieser in kurzer Zeit mit einem Parlamentär von den Vorposten eintreffen werde. Bald darauf sah man den General mit einem französischen Offizier, dem man die Augen verbunden hatte, dem Gehöft zuschreiten.

Eintreffen des französischen Parlamentärs

Es folgten nun Augenblicke höchster Spannung. Nachdem die Binde von den Augen des Parlamentärs entfernt worden war, meldete sich dieser als der Hauptmann im Generalstab Grenier, der im Auftrage des Kommandanten, General Fournier, an den Oberbefehlshaber der deutschen Truppen gesandt sei. General Fournier bitte um einen Waffenstillstand von 24 Stunden, um die zahlreichen vor der Front liegenden Gefallenen zu begraben und wegen der Übergabe der Festung zu verhandeln. Diese Meldung wurde in fließendem Deutsch gesprochen. Wie er später angab, hatte Hauptmann Grenier längere Zeit in Deutschland gelebt und dort Deutsch gelernt.

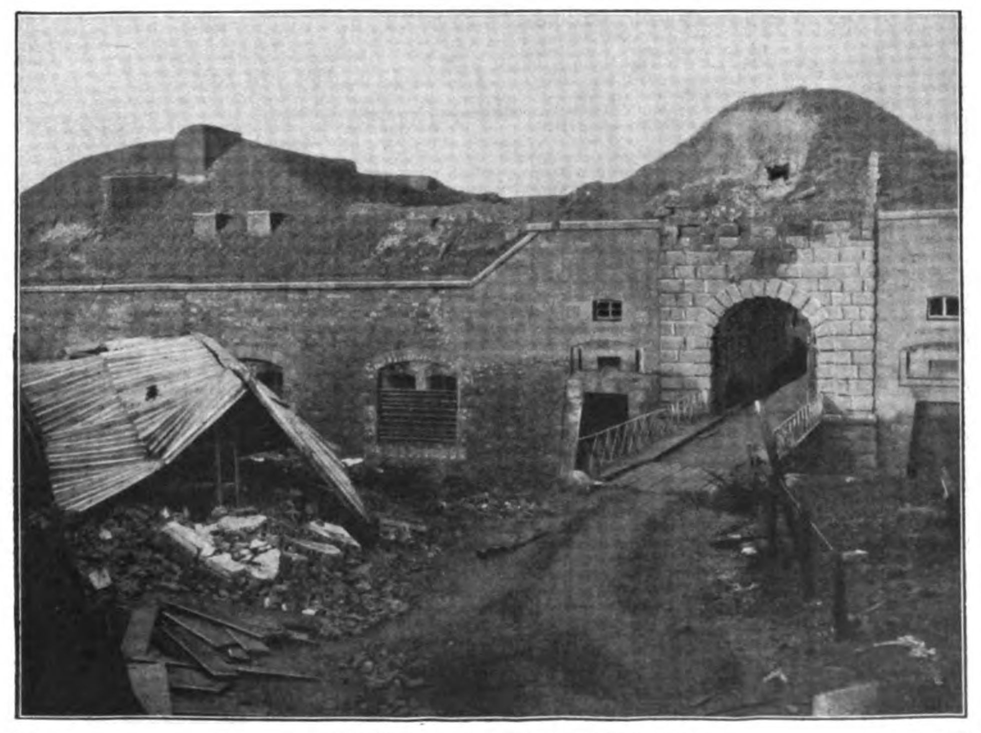
Nachdem der Offizier seine Meldung beendet hatte, erwiderte der kommandierende General, daß er die tapfere Verteidigung der Festung zwar in vollem Maße anerkenne, einen so langen Waffenstillstand zu bewilligen sei ihm indessen unmöglich. Wenn es wirklich die Absicht des Kommandanten sei, die Festung zu übergeben, so werde man sich viel schneller einigen. Der Parlamentär möge nach vier Stunden mit den nötigen Vollmachten wiederkommen. Diese müßten im wesentlichen enthalten, daß die Festung mit sämtlichen Werken und allem Kriegsgerät übergeben werde und die Besatzung kriegsgefangen sei. „So hatten

Sie es sich doch wohl auch gedacht?" fragte zum Schluß der deutsche Führer und sagte, als der Franzose dies bejahte: „Nun, dazu brauchen wir ja dann nicht 24 Stunden Waffenstillstand. Auch kann ich die Beschießung der Festung bis zu Ihrer Rückkehr nicht einstellen, denn wir haben keine Zeit zu verlieren!"

Nachdem der Hauptmann die Frage nach irgendwelchen sonstigen Wünschen verneint hatte, wurde er entlassen und durch Generalleutnant v. Unger wieder zu den Vorposten begleitet.

Der Kampf wurde in den nun folgenden Stunden mit unverminderter Heftigkeit fortgesetzt. An dem klaren, blauen Himmel des heißen Septembernachmittags sah man im ganzen Umkreis, vor allem gegenüber der Nord- und Ostfront der Festung, die weißen Wölkchen der Schrapnells, kenntlich bei den Franzosen an den merkwürdig großen Sprenghöhen, sich entladen. Dazwischen tönte das pfeifende Geheul der sich aufwärts schraubenden schweren Granaten, verbunden mit dem krachenden, ohrenbetäubenden Sprenglärm der einschlagenden Geschosse. Die Brennpunkte des Kampfes bezeichneten rings im weiten Umkreis in Flammen stehende Gehöfte und Strohschober, während eine tiefschwarze Riesenwolke über der Festung Maubeuge und der in Brand geschossenen Arbeitervorstadt lagen.

Wohl manchen mögen in diesen Nachmittagsstunden wachsende Zweifel erfüllt haben, ob der Parlamentär nach Ablauf der gegebenen Zeit wiederkommen werde, ob nicht noch lange Tage verlustreicher Kämpfe folgen und die Franzosen erst nach Einnahme sämtlicher Forts die Festung übergeben würden. Diese



Eingang zum Fort de Boussois bei Maubeuge

Zweifel mußten immer begründeter erscheinen, als nach Verlauf der festgesetzten vier Stunden noch keine Nachricht aus der Festung gekommen war.

Allmählich war die Sonne wie ein rotglühender Ball über einem brennenden Dorf im Westen gesunken, und der Mond stand mit weißleuchtender Sichel über den Trümmern des zerschossenen Forts de Boussois. Sein Licht ließ die Umrisse aller Gegenstände in der klaren Abendluft in merkwürdig scharfen Linien hervortreten. So auch einen Erdhügel dicht am Gehöft Vent de Bise, den die braven Neununddreißiger am Tage vorher gefallenen Kameraden errichtet hatten. Ein schlichtes Holzkreuz, darauf mit einfacher Schrift die Namen. An dem Kreuz ein Helm befestigt. Auf dem Hügel zwei rote Geschoßhüllen und in ihnen von treuer Hand der letzte Gruß. Spätsommerblumen!

Hörten sie es wohl, die Helden, die man dort zur letzten Ruhe gebettet hatte, in jener anderen Welt, wo die große Armee sich sammelt, das Brausen, das in dieser Abendstunde mit einem Male fern von der Festung her durch die stille Luft über das weite Schlachtfeld zog? Erst leise, wie die einsetzende Flut, dann weiter dringend, lauter anschwellend und schließlich wie die unaufhaltsame Brandung, alle Dämme durchbrechend, in einem einzigen, jauchzenden Siegesruf? Allen, welche diesen Augenblick erleben durften, wird das Hurra unserer Braven unvergeßlich bleiben, mit dem sie die Rückkehr des Parlamentärs aus der Festung und die endgültige Kapitulation von Maubeuge begrüßten.

Atemlose, feierliche Stille herrschte rings im Kreise, als der kommandierende General das an ihn gerichtete Schreiben des Generals Fournier vorlas, das



Wirkungen der österreichischen Artillerie auf die Kasematten von Maubeuge



Drahtverhaue auf den Befestigungen von Maubeuge

Kapitän Grenier überreichte. Es enthielt das Einverständnis mit den ihm gestellten Bedingungen und ermächtigte den Überbringer, sofort wegen aller Einzelheiten in Verhandlung zu treten. Man kann den Eindruck schwer beschreiben, als jetzt erst die wirkliche Stärke des Gegners — 45000 Mann — bekannt wurde. Unsere braven Truppen hatten in diesen Septembertagen in schwierigster Lage gegen einen mehr als doppelt so starken Gegner gekämpft und den Sieg über ihn errungen.

Nach kurzer Beratung des kommandierenden Generals mit dem Chef des Generalstabes, Oberstleutnant Hesse, wurde dem Kapitän Grenier das am Nachmittage bereits aufgesetzte Protokoll der Übergabe vorgelesen.

Inzwischen war es völlig dunkel geworden. Nur im weiten Umkreise der Festung beleuchteten die noch brennenden Gebäude die Landschaft mit taghellem Schein, während sich im Westen über Maubeuge, wie von einem gewaltigen Fanal des Sieges, der Himmel rötete.

Über das ihm vorgelegte Schreiben gebeugt saß der Parlamentär an einem der Tische im Garten von Vent de Bise. Beim flackernden Licht von Kerzen, die man in leere Burgunderflaschen gesteckt hatte, las er die Bedingungen, welche noch am Abend unterzeichnet werden sollten. Einmal schüttelte er mit wehmütigem Lächeln den Kopf. Es betraf die Stelle, an der stand, daß mit allem Kriegsgerät auch sämtliche Feldzeichen dem Sieger übergeben werden sollten. Befragt, ob er Zweifel habe, bejahte er dieses. Fahnen oder Standarten seien nicht mehr vorhanden. Man habe sie entsprechend der Instruktion vor der Übergabe der Festung verbrannt.

Nach beiderseitigem Übereinkommen sollte am nächsten Nachmittag der Ausmarsch der gesamten Garnison nach den für ihre Weiterbeförderung bestimmten Bahnstationen erfolgen. Noch während der Nacht sollten die Truppen entwaffnet, sowie sämtliche Forts übergeben und von den Deutschen besetzt werden. Dies alles vollzog sich ohne Zwischenfall.

Ausmarsch der Gefangenen

Es war am Nachmittag des 8. September um 2 Uhr, als der kommandierende General, Exzellenz v. Zwehl, mit seinem Stabe an der Porte de Mons von Maubeuge den Kommandanten der Festung, General Fournier, empfing. Dieser war begleitet von seinem Generalstabsoffizier, Hauptmann Grenier, und dem ersten Artillerieoffizier vom Platz. Nachdem der deutsche Führer dem Kommandanten in Anerkennung der tapferen Verteidigung der Stadt seinen Degen zurückgegeben hatte, begann vor den Augen des Prinzen Friedrich Leopold von Preußen der Ausmarsch der Besatzung. Zu beiden Seiten der nach Jeumont führenden Straße waren die deutschen Truppen beider Divisionen sowie die Mannschaften der österreichischen Motorbatterien aufgestellt. Bezeichnend für die treue Kameradschaft mit unseren Verbündeten, die in diesen Tagen gemeinsamer schwerer Kämpfe bei jeder Gelegenheit hervortrat, war der laute Jubel, mit dem die Österreicher jetzt bei ihrem Eintreffen von unseren Leuten begrüßt wurden.

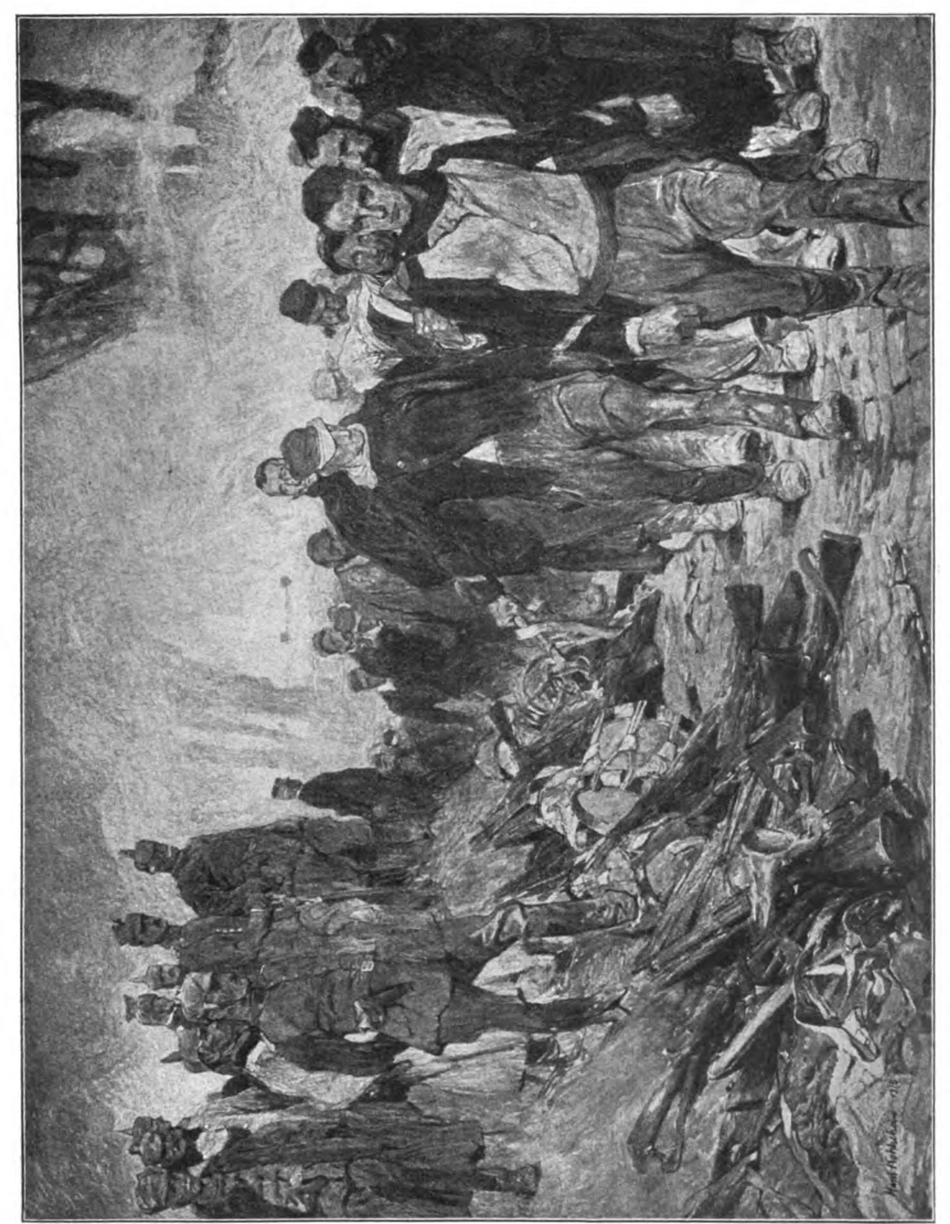
Es war wohl kein Zufall, daß die ersten französischen Truppenverbände, welche den Ausmarsch aus der Festung eröffneten, von allen den besten Eindruck machten. Es schien vielmehr, daß hier eine besondere Auswahl getroffen war. Haltung, Ordnung und Marschtempo zeigten bei diesen Leuten keine Spuren der voraufgegangenen großen Anstrengungen und Entbehrungen. Auch erschienen keineswegs, wie der Kommandant gleichsam als Entschuldigung gesagt hatte, vorwiegend Leute älterer Jahrgänge, sondern junge, kräftige Gestalten von meist gutem Wuchs.

Es war den Offizieren gestattet worden, nach Belieben entweder mit der Truppe zu marschieren oder Wagen zu benutzen. Von dieser Vergünstigung machten indessen fast nur die Verwundeten Gebrauch. Die meisten blieben an der Spitze ihrer Leute und grüßten beim Vorbeimarsch den Kommandanten, der mit seinem Stabe seitwärts von den deutschen Offizieren stand, in strammer Haltung.

Nachdem der Ausmarsch etwa eine Stunde gedauert hatte, änderte sich allmählich das Bild. Es traten größere Pausen ein, und es erschienen meist keine einheitlichen Truppenteile. Die Leute kamen vielfach einzeln, oft auch in kleineren Trupps oder in zufällig zusammengestellten Verbänden vorüber. So bot der lange, acht Stunden dauernde Ausmarsch ein Schauspiel, wie es sich bunter und eigenartiger nicht beschreiben läßt. Es war wie ein Strom, der immer von neuem, scheinbar unaufhörlich, aus der engen Porte de Mons über die beiden Zugbrücken der alten Stadtumwallung herausflutete und in dem nach den ersten Stunden der einzelne gar nicht mehr auffiel. Es war nur noch das bunte Farbengemisch von Rot, Blau und Schwarz, das in immer neuer Zusammenstellung, wie von einem Maler auf die Leinwand geworfen, an den Augen der Deutschen vorüberzog.

In dieser Fülle der Eindrücke bleibt ein Bild von unvergeßlicher Wirkung allen denen gewiß unauslöschlich in der Erinnerung haften, welche es miterleben durften.

Bereits zwei Stunden waren die gefangenen Franzosen durch die zu beiden Seiten der Straße aufgestellten Linien unserer Truppen marschiert. Alles vollzog sich ruhig und würdig. Wenn auch unseren braven Leuten der Stolz über so



Ausmarsch der kriegsgefangenen Besatzung von Maubeuge vor dem General von Zwehl. Gemälde von Hans Kohlschein
Einzelkunstblätter im Verlage der Photographischen Gesellschaft, Berlin-Charlottenburg

ungezählte Gefangene aus den Augen leuchtete, sie achteten doch in dem einzelnen geschlagenen Franzosen immer noch den Soldaten und enthielten sich jedes verletzenden Ausdrucks. Da zog es mit einem Male wie lauter Unwille durch die Reihen unserer Braven. Verwünschungen wurden laut, und wie umgewandelt sahen sie alle mit haßerfüllten Blicken nach dem Zuge gelb gekleideter Gefangener, der sich jetzt aus dem Stadttor auf sie zu bewegte.

Erst jetzt erfuhr man, daß sich auch noch Engländer in der Festung befanden. Es waren etwa 120 Mann, meist Versprengte und Zurückgebliebene, die sich seit der Schlacht bei Mons im August in Maubeuge gesammelt hatten.

War die Haltung der Franzosen ernst und militärisch, so zeigte sich das gerade Gegenteil bei den Engländern. Im Gegensatz zu dem elastischen Schritt der ersteren kamen sie ohne Ordnung, schleppenden Ganges, mit einem Ausdruck, der im höchsten Grade unvorteilhaft auffiel, laut sprechend vorüber. Wie nachher bekannt wurde, hatten sie sich vor dem Ausmarsch über einen Teil der Branntwein-Vorräte in der Festung hergemacht, der seine Wirkung nicht verfehlte. Nachdem alle schon längst vorübergezogen waren, folgte noch eine besonders eindrucksvolle Gruppe. Zwei Schotten, die sich untergefaßt hatten, schwankten taumelnd vorüber. Plötzlich machte sich der eine von seinem Begleiter los und versuchte, laut rufend, einem unserer braven Westfalen die Hand zu schütteln. Dieser würdigte ihn indessen keines Blickes, sondern drehte ihm in stummer Verachtung den Rücken. Der Vorgang fand seinen Abschluß, indem beide Schotten in nachdrücklicher Weise zu ihren Landsleuten gebracht wurden.

So endete der Vorbeimarsch dieser englischen Kulturträger, und es folgten weiter in scheinbar endloser Reihe Scharen auf Scharen gefangener Franzosen. Viele Verwundete, zum Teil an Stöcken hinkend oder von Kameraden gestützt. Viele auch auf Wagen und kleinen zweiräderigen Karren. Jeder hatte versucht, an Lebensmitteln und Gepäck so viel als möglich fortzutragen, anderes Gepäck wurde durch Fuhrwerk aller Art befördert. Weiter folgten in buntem Zuge, mit den Truppen gemischt, Trommler und Spielleute, Verpflegungsbeamte und Krankenpfleger, Trainsoldaten und Sanitätsmannschaften. Viele der Offiziere, die ihre Degen noch nicht abgegeben hatten, legten sie jetzt im Vorbeigehen vor dem deutschen Führer hin, zu dessen Füßen die im Laufe des Abends sich immer mehr steigernde Zahl von Offiziersdegen, Trommeln, Trompeten und Kriegsgerät aller Art Zeugnis ablegen konnte von dem Erfolge, der hier erkämpft war.

Bot schon der Ausmarsch dieser Truppenmassen als Gesamteindruck ein Bild von ergreifender, unvergeßlicher Wirkung, so bildeten in diesem großen Rahmen kleinere Episoden, wie sie der Stift eines Zeichners jederzeit hätte festhalten können, unvergleichlich packende Bilder. Ein Wagen, hochaufgetürmt mit Gepäck, gezogen von einem Pferd, das ein Soldat führte. Auf dem Gepäck gelagert mehrere leicht verwundete Offiziere, deren Blicke unverwandt nach der Festung gerichtet waren, als ob alles andere, die ganze Umgebung nicht für sie bestehe. Wer ihren Augen folgte, bemerkte, auf dem Wall stehend, mehrere Frauen, anscheinend Angehörige der Offiziere, die ihnen bis an die Stadtumwallung das Geleit gegeben hatten. Immer von neuem zurückschauend und mit Tüchern winkend, erwiderten die Offiziere den Gruß der Ihrigen, bis der

Wagen in der Ferne den Blicken entschwand, hinaus in die weite, unbekannte Zukunft.

Ein anderes Bild von noch tieferem Eindruck: Hoch aufgerichtet im Sattel sitzend, ein Oberst an der Spitze seines Regiments. Seine Züge tragen Spuren überstandener Kämpfe und Entbehrungen, zeigen den ganzen Ernst der Ergebung in das unabänderliche Schicksal. Ein Offizier des Generalkommandos tritt auf ihn zu und bedeutet ihm, daß alle Offiziere fahren oder zu Fuß gehen, Pferde abgegeben werden müssen. Der Oberst reitet seitwärts heraus. Ohne seinen Ausdruck zu verändern, sitzt er ab, schnallt gelassen seine Packtaschen vom Sattel und nimmt seinen Degen. Dann sieht er noch einmal seinen Araber-Schimmel mit einem langen Blick an und klopft ihn auf den Hals. Zwei Freunde nehmen voneinander Abschied fürs Leben: „Es war ein treues Tier, ich habe es zugeritten und aus Afrika mitgebracht," sagte er, im Weitergehen seinen Degen abgebend. Dann folgte er, ohne sich umzusehen, seinem Regiment.

So geht der Zug weiter, ziehen Hunderte, Tausende, zu Fuß, zu Wagen, Verwundete, Unverwundete, einzelne Trupps, ganze Kompagnien, Batterien, Bataillone, Regimenter, in scheinbar endloser Reihe vorüber, bis erst nach 10 Uhr abends die letzten Gefangenen vorübergezogen sind und der Schleier der Nacht sich über den bedeutsamen Tag senkt, der von nun an in unvergänglicher Erinnerung der Kriegsgeschichte angehört. — — —

Kampf bei Mecheln und Vilvorde. 25. Aug. 1914

Die belgische Armee hatte sich, wie wir sahen, abgesehen von versprengten Teilen ganz nach Antwerpen zurückgezogen; König Albert übernahm selbst den Oberbefehl. Es muß anerkannt werden, daß er sich nicht auf die Verteidigung beschränkte, diese vielmehr im offensiven Geiste zu führen versuchte. Schon am 25. August brach er mit vier starken Divisionen über Mecheln vor. Die noch verhältnismäßig schwachen deutschen Deckungstruppen wichen bis Vilvorde aus (etwa fünf Kilometer von Brüssel entfernt); hier, und unweit Löwen, bei Bücken und Herent aber leisteten sie tatkräftigsten Widerstand, erhielten Verstärkungen und warfen die auf beiden Flanken umfaßten Belgier unter schweren Verlusten bis unter die vorgeschobenen Linien Antwerpens zurück. Die Brüsseler hatten wieder einmal umsonst auf den Einzug ihres siegreichen Königs gehofft.

Leider hatten sich die Kämpfe auch diesmal unter Beteiligung der aufgereizten Bevölkerung abgespielt, obwohl diese von deutscher Seite aus immer aufs neue und eindringlichste gewarnt worden war. Sogar hinter der deutschen Front wagte sich offener Aufruhr, der nur gewaltsam unterdrückt werden konnte. Am schlimmsten erging es dabei der schönen Stadt Löwen.

Besetzung von Löwen. 24. Aug. 1914

Nach den angestellten amtlichen Ermittelungen haben sich die Ereignisse in Löwen folgendermaßen zugetragen: Am 19. August 1914 marschierten die ersten deutschen Truppen in Löwen ein und bezogen in der Stadt Quartier. Der Verkehr zwischen den Stadtbewohnern und den Truppen, deren Zahl und Zusammenstellung in den nächsten Tagen ständig wechselte, gestaltete sich zunächst außerordentlich gut. Es kam keine einzige Ausschreitung vor. Die deutschen Truppen verhielten sich, wie auch die Belgier anerkannten, musterhaft; aber auch die Stadtbevölkerung zeigte freundliches Entgegenkommen, so daß sich die deutschen Soldaten in Löwen derart sicher fühlten, daß viele von ihnen ohne Waffen ausgingen.

Dies friedliche Bild änderte sich mit einem Schlage am 25. August 1914. An diesem Tage unternahmen belgische Truppen aus Antwerpen einen Vorstoß. Die in und bei Löwen befindlichen deutschen Truppen zogen ihnen entgegen; weitere Truppen wurden von Lüttich her über Löwen nach der Front gesandt. Das Gefecht endete mit einer schweren Niederlage der Belgier, die am Abend nach Antwerpen zurückgeworfen wurden.

Mit diesem Ausgang des Gefechts hatten die Bewohner von Löwen, die auch nach der Besetzung der Stadt in geheimer Verbindung mit Antwerpen geblieben waren und von dem bevorstehenden Ausfall ihrer Landsleute Kenntnis hatten, anscheinend nicht gerechnet. Sie waren der irrigen Meinung, daß der geplante Durchbruch der belgischen Armee mit Hilfe englischer Hilfstruppen gelingen müsse, und sahen in dem anfänglichen Vorrücken der belgischen Truppen einen Erfolg und eine Ermutigung, sich auch ihrerseits am Kampfe zu beteiligen.

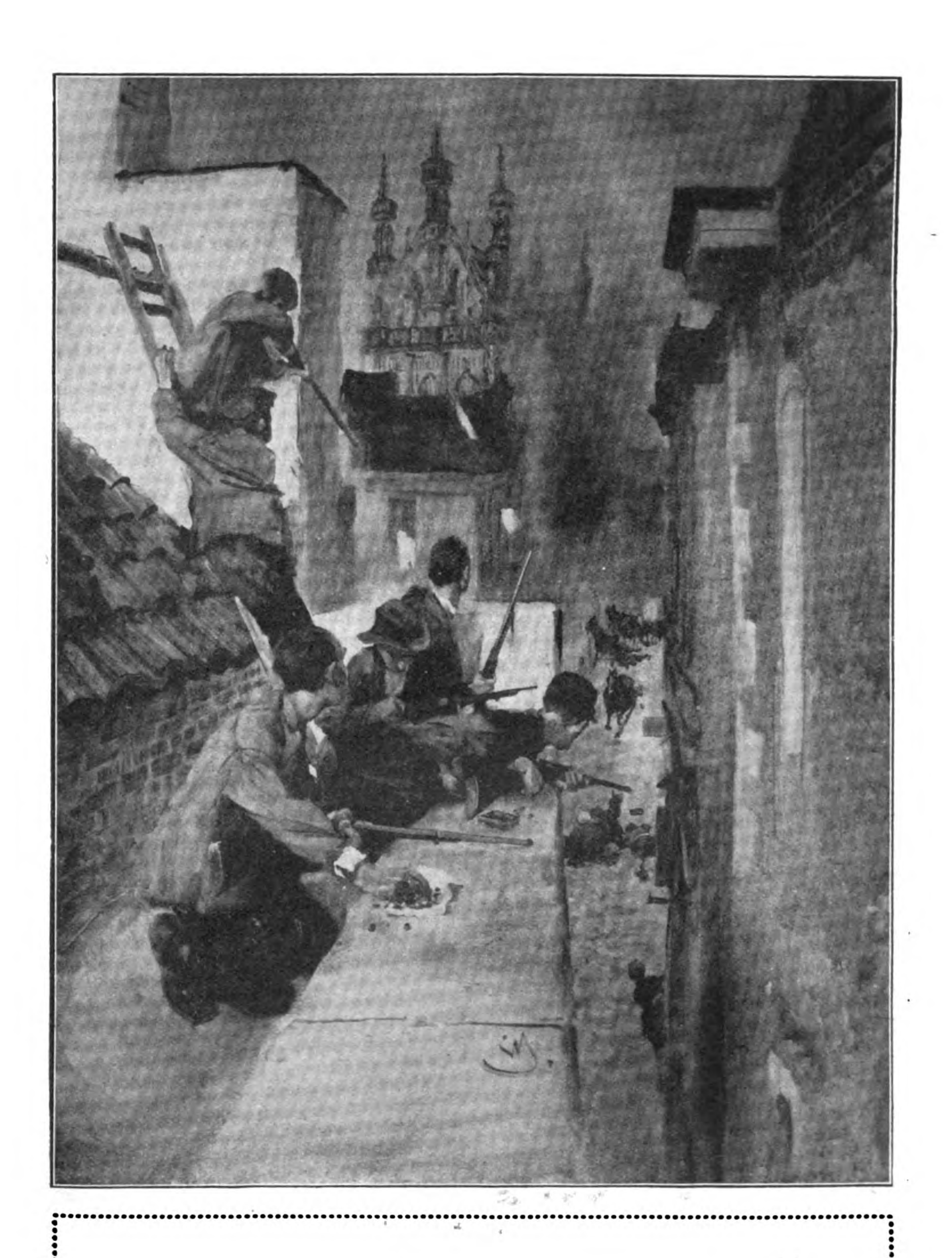
Bevor noch das Gefecht entschieden war, marschierte gegen 7 Uhr abends eine deutsche Landsturmkompagnie, die am Nordwestausgange von Löwen gestanden hatte, zu dem am Ostende der Stadt am Bahnhof gelegenen Platz zurück, um dort Aufstellung zu nehmen. Bei ihrem Durchmarsch erschien die Stadt noch völlig ruhig. In den Straßen befanden sich einzelne Munitions- und Trainkolonnen und mehrere kleine Abteilungen deutscher Soldaten. Besonders große Truppenmengen waren zu dieser Zeit in Löwen nicht.

Der Aufruhr in Löwen. 25. Aug. 1914

Unter den Einwohnern der Stadt, die den Durchmarsch der Landsturmkompagnie beobachteten, befanden sich auffallend viele junge Leute, anscheinend wohlhabender Stände, die in kleinen Gruppen auf den Straßen herumstanden und sich langsam in die Häuser zurückzogen; Frauen und Kinder waren nicht zu sehen.

Der Rückmarsch der Landsturmkompagnie und anderer kleinerer Truppenmengen durch die Stadt bestärkte wohl die Einwohner Löwens in dem Glauben, daß die Deutschen geschlagen und auf dem Rückzuge begriffen seien, und gab den äußeren Anstoß zur Ausführung eines anscheinend schon lange vorbereiteten Planes, die Deutschen bei ihrem Rückzug durch die Stadt zu vernichten. Kurze Zeit, nachdem jene Kompagnie am Bahnhofsplatz angekommen war und sich dort zur Rast gelagert hatte, etwa gegen 8 Uhr abends nach deutscher Zeit, stiegen in der Stadt Raketen auf. Eine ganze Anzahl von Soldaten sah erst eine grüne, dann eine rote Rakete am dunklen Abendhimmel erscheinen.

Im selben Augenblick begannen die Einwohner Löwens auf dieses Zeichen hin zugleich an verschiedenen Stellen der Stadt gegen die am Rathausplatz, Bahnhofsplatz und in dem dazwischenliegenden Stadtviertel befindlichen deutschen Truppen ein wütendes Feuer zu eröffnen. Sie schossen mit Gewehren, Revolvern und Pistolen aus den Kellern, aus den Fenstern der Gebäude und hauptsächlich aus den Dachgeschossen; das Feuer klang an einigen Stellen so, als ob auch Maschinengewehre verwendet würden. Die deutschen Soldaten wurden hierdurch vollständig überrascht. Viele von ihnen wurden verwundet, einige getötet, bevor sie sich zur Wehr setzen konnten. In den Kolonnen und bei den Bagageabteilungen, die in den Straßen aufgefahren waren, entstand dadurch Verwirrung, daß die Pferde von dem Schießen scheu oder von Kugel- und Schrotschüssen getroffen wurden, sich losrissen und durch die Straßen jagten.



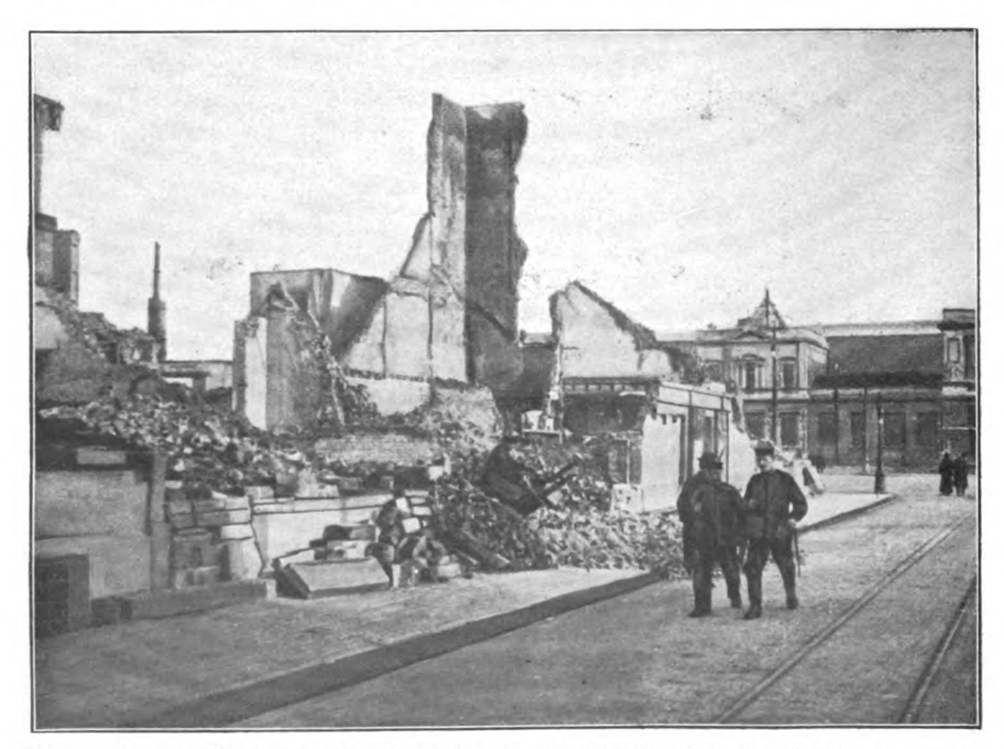
Straßenkampf in Löwen
Gemälde von Wilhelm Schreuer

Ein besonders heftiges Feuer ergoß sich auf den Marktplatz und die dort aufgestellte 1. Staffel des Generalkommandos. Es wurden mehrere Offiziere und Mannschaften verwundet und getötet. Der Stab des Generalkommandos allein verlor 5 Offiziere, 2 Beamte, 23 Mann und 95 Pferde.

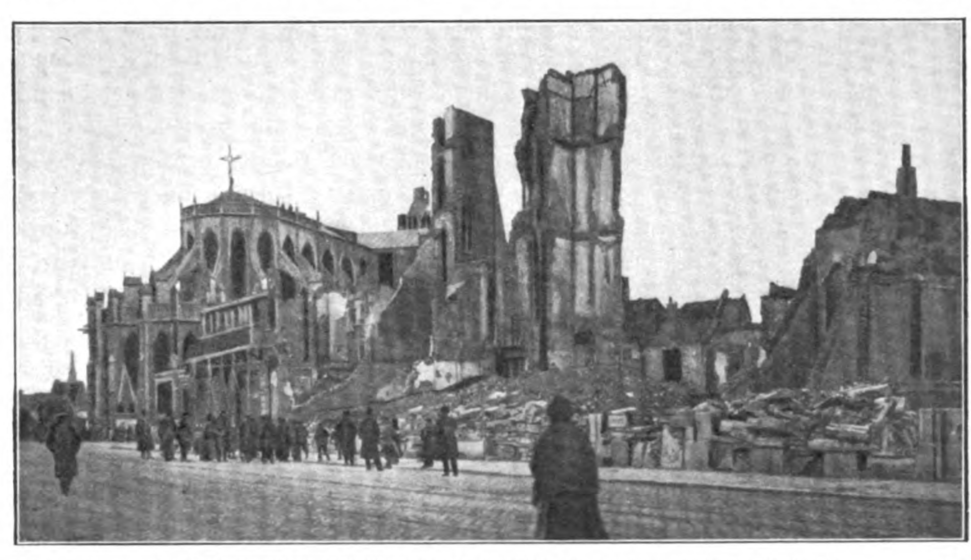
Am heftigsten war das Feuer in der Bahnhofstraße und am Bahnhof. Die dort zwischen Bagagewagen stehende Landsturmkompagnie mußte sich an den Bahnhof zurückziehen, um sich besser decken zu können. Ein starker Feuerüberfall fand auch auf die Truppen statt, die auf der Place du peuple Aufstellung genommen hatten.

Das Grauenhafte dieses Überfalls wurde erhöht durch die Dunkelheit, die über der Stadt lag, weil die Straßenbeleuchtung zerstört war. Die überfallenen Truppen suchten sich zu sammeln, setzten sich zur Wehr und erwiderten das Feuer. Als dies darauf einen Augenblick schwieg, drangen sie auf Befehl ihrer Vorgesetzten in die Häuser ein, aus denen geschossen war, und durchsuchten sie nach den Tätern. Einige von diesen wurden im Kampfe getötet, eine Anzahl wurde mit den Waffen in der Hand gefangen genommen und nach Kriegsgebrauch erschossen, nachdem sie zuvor der unberechtigten Teilnahme am Kampfe schuldig befunden waren. Vielen gelang es, durch Hinterausgänge der Häuser zu entkommen und sich an anderer Stelle an den immer wieder entbrennenden Straßenkämpfen zu beteiligen.

Während diese tobten, kam vom Gefechtsfelde her der Kommandierende General des XI. Reserve-Armeekorps von Boehn in die Stadt zurück. Es war dies etwa



Aus dem Bahnhofsviertel in Löwen nach Bekämpfung des Aufruhrs. Phot. R. Sennecke



Zerstörte Straße in Löwen, links die erhaltene Kathedrale. Phot. R. Sennecke

um ½11 Uhr. Auf seinem Wege zum Rathaus wurde er mehrfach beschossen. Um den Straßenkämpfen ein Ende zu machen, ordnete er an, daß eine Landwehrbrigade in die Stadt rücken solle, und ließ den Bürgermeister und andere angesehene Bürger als Geiseln festnehmen. Auf seinen Befehl wurden die Geiseln durch die Stadt geführt und mußten dort mit lauter Stimme die Bürger zur Einstellung der Feindseligkeiten auffordern. Obwohl zugleich scharfe Strafen angedroht wurden, hatten diese Aufforderungen keinen Erfolg. Die Bevölkerung griff weiter die Truppen an. In ihrer Wut schoß sie sogar auf Ärzte, Sanitätsmannschaften, Kranke und Verwundete, die unter dem Schutze des Roten Kreuzes standen. Sie achtete so wenig die Bestimmungen der Genfer Konvention, daß sie auch aus Häusern schoß, welche die Rote Kreuzflagge trugen, und daß sie ihr Feuer selbst gegen ein Lazarett richtete. Verschiedentlich wird die Verwendung von Sprengstoffen und Bomben bezeugt, erwiesen ist auch das Ausgießen von heißem Teer auf die deutschen Truppen.

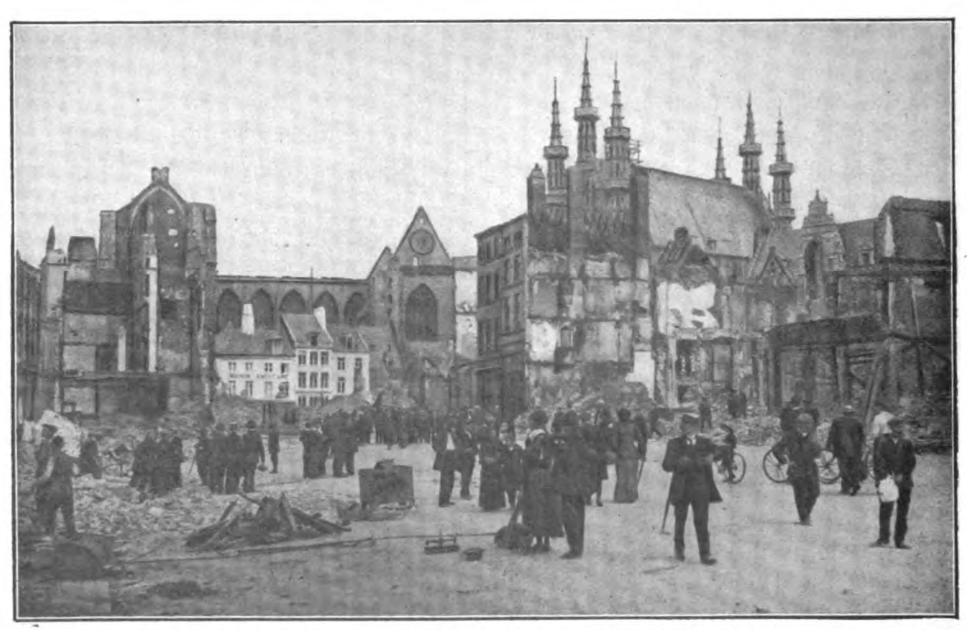
In Einzelfällen ließ sich die Bevölkerung sogar zu rohen Grausamkeiten an wehrlos gewordenen deutschen Soldaten hinreißen. Der Wehrmann Hoos fand im Keller eines Hauses den Leichnam eines deutschen Soldaten, dem mit einem scharfen Messer der Bauch aufgeschnitten war, so daß die Gedärme heraustraten, einem deutschen Soldaten wurde von den entmenschten Einwohnern eine empörende Verstümmelung beigebracht, an deren Folgen er starb.

Gegenüber diesen empörenden Angriffen mußten die deutschen Truppen zu scharfen Gegenmaßregeln ihre Zuflucht nehmen. Den Androhungen gemäß wurden die Einwohner, die an dem Angriff teilgenommen hatten, erschossen und die Häuser, aus denen geschossen war, in Brand gesteckt. Es ließ sich nicht vermeiden, daß das Feuer auch auf andere Häuser übersprang und einige Straßenzüge vernichtete. Auf diese Weise geriet auch die Kathedrale in Brand. Ein weiteres Umsichgreifen des Feuers verhinderten unsere Truppen, die unter Leitung ihrer Offiziere die

Löscharbeiten in aufopfernder Weise aufnahmen. Ihnen ist es zu danken, daß nur ein vergleichsweise kleiner Teil der Stadt, nämlich das Viertel zwischen Bahnhof und Rathausplatz, unter dem Feuer gelitten hat. Das herrliche Rathaus konnte, dank unseren Truppen, gerettet werden. Der Brand der Häuser erhellte die dunkle Nacht und ermöglichte es den Truppen, dem Angriff wirksamer zu begegnen. So erstarb dieser allmählich; nur hier und da fielen noch während der Nacht einzelne Schüsse. Am nächsten Morgen indessen setzte der Angriff von neuem heftig ein. Die Unruhen dauerten an diesem und dem folgenden Tage auch noch fort, obwohl am 26. und 27. August die Geiseln wiederum durch die Straßen geführt wurden und die Einwohner zur Ruhe ermahnten.

Dafür, daß dieser Aufstand nicht zufällig aufflammte, sondern von langer Hand vorbereitet war, sprechen außer den beobachteten Raketensignalen, die den Beginn des Überfalls anzeigten, noch folgende Tatsachen: Einmal der Umstand, daß Waffen in größeren Mengen vorgefunden wurden, obwohl diese nach Angabe des Bürgermeisters schon am 19. August abgegeben worden waren; dann die Beobachtung, daß eine große Zahl junger Leute nach Löwen hineinzog und sich dort verteilte. Diesen war es ein leichtes, in den Hotels und in den zahlreichen von den Studenten verlassenen Einzelzimmern in den Mietshäusern Quartier zu nehmen; endlich platzten in den brennenden Häusern zahlreiche Patronenvorräte und Sprengkörper, die von der Bevölkerung dort verborgen gehalten waren.

Hiernach muß es sich um einen planmäßig vorbereiteten Überfall gehandelt haben, der mit der größten Hartnäckigkeit mehrere Tage hindurch währte. Schon die lange Dauer der Erhebung gegen die deutsche Militärgewalt schließt jeden Gedanken an eine planlose Erregungshandlung von einzelnen Personen aus. Die Leitung der meuchlerischen Revolte muß in den Händen einer höheren Stelle



Löwen nach dem Brande: Im Rathausviertel. Phot. Berliner Illustrations-Ges.



Das erhaltene Rathaus in Löwen

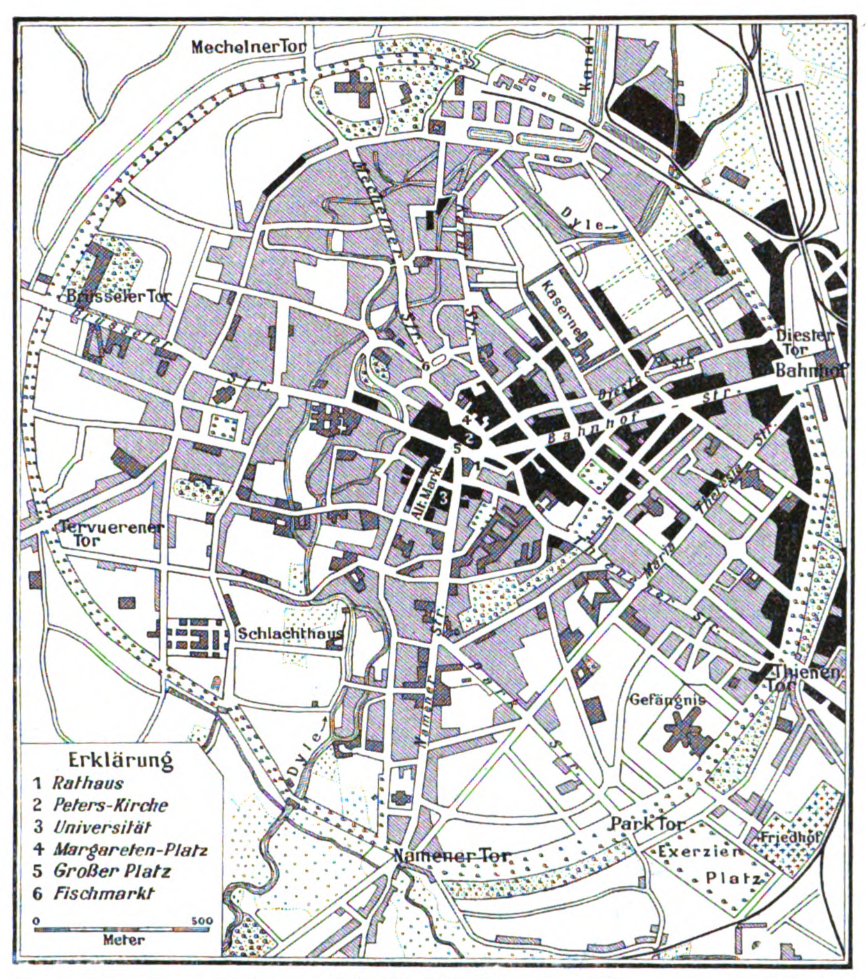
gelegen haben. Alles deutet darauf, daß eine behördliche Organisation im Spiel war. In Löwen befand sich der Amtssitz des Chefs der sogenannten Garde civique; unmittelbar vor der Erhebung hatte dieser noch in der Stadt geweilt, und die Bewegung setzte sodann mit einer Entsendung undisziplinierter, nicht mit Abzeichen versehener junger Leute nach Löwen ein, die sich gemeinsam mit den zu Zivilisten umgewandelten Soldaten in den Häusern verbargen, um im geeigneten Augenblick auf die anscheinend abziehenden deutschen Truppen zu schießen.

Die belgische Regierung hat es selbst nie gewagt, davon zu reden, daß Truppenkörper des belgischen Heeres hierbei mitwirkten. Es handelt sich um die hinterlistige Tat von Freischärlern, die bei der Bevölkerung der Stadt Löwen die bereitwilligste Aufnahme und ein Versteck fanden. Die Untaten der Garde civique werden an dem klassischen Fall Löwen vor der gesamten Kulturwelt enthüllt.

Der Aufstand mußte gedämpft und schließlich niedergeschlagen werden. So bedauerlich es war: die Stadt konnte, durfte dabei nicht geschont werden. Es ist eine unumstößliche Wahrheit, daß gegen heimtückische Franktireurüberfälle nur äußerste Strenge hilft. Und — es sei hier offen und ohne Scheu ausgesprochen — das schönste Kunstwerk ist ein wertloses Ding, wenn es sich um das Leben eines einzigen tapferen Soldaten handelt!

Die „Zerstörung" Löwens hat unseren Feinden willkommenen Vorwand gegeben, unsere Truppen wieder einmal als Barbaren zu kennzeichnen. Mit mächtigen Posaunenstößen ist es aller Welt kundgetan worden, wie fürchterlich wir in Löwen gehaust, wie rücksichtslos wir gegen die alte Stadt und ihre Denkmäler gewüstet hätten. In Wahrheit kann von all dem keine Rede sein. Nach amtlichen Aufstellungen sind im ganzen höchstens 150 Wohngebäude, aus denen geschossen wurde, eingeäschert worden, und zwar hauptsächlich neuere, im Bahnhofsviertel gelegene Häuser ohne jeden künstlerischen oder geschichtlichen Wert. Der Kern der Stadt ist fast unversehrt geblieben. Die ehrwürdige Kathedrale hat nur am Dachstuhl gelitten. Das prachtvolle Rathaus ist in all seiner Schönheit erhalten — dank den deutschen Soldaten, die opfermutig die ganze Last der Löschungsarbeit trugen. Deutsche Offiziere waren es auch, die unter Gefahr ihres Lebens aus der Kathedrale die berühmten Altargemälde von Dirk Bouts und Roger van der Weyden retteten. Nicht retten ließ sich leider trotz aller Anstrengungen die durch Flugfeuer in Brand geratene berühmte Bibliothek.

Es war nahezu selbstverständlich, daß alle unsere Versuche, den wirklichen Sachverhalt klarzustellen und ihm Glauben zu verschaffen, scheitern mußten. Wir mußten ja immer aufs neue erfahren, daß man uns nicht glauben wollte. Geflissentlich wurden Darstellungen der in Löwen und in Belgien überhaupt verübten „Deutschen Greuel" verbreitet, nicht nur in den Ländern unserer Feinde, sondern auch bei den Neutralen. Die albernsten Märchen mußten dazu herhalten: so die Geschichte von dem Kinde, dem unsere Feldgrauen beide Hände abgehauen haben sollten — unsere gutmütigen kinderlieben braven Soldaten! Hundertmal widerlegt, lebte das Märchen immer aufs neue auf, gleich vielen, vielen anderen. Welche Verwüstungen die französischen Truppen selbst im eigenen Lande angerichtet haben, wie viele Ortschaften hinter unserer Front von der französischen Artillerie ohne jeden militärischen Zweck in Brand geschossen, wie viele Landeseinwohner dabei verwundet und getötet wurden: darüber breitete man den dunkelsten Schleier. Und über die elenden Morde, die z. B. am 8. September eine französische Radfahrerabteilung unweit Condreville an deutschen Verwundeten verübte, über die grauenvollen Verstümmelungen, deren sich Freischärler und Landeseinwohner in der Ortschaft Orchies an 35 zurückgelassenen Blessierten schuldig machten — sie schnitten ihnen, wie zwei französische Geistliche durch ihre Unterschrift bestätigten, Ohren und Nasen ab und erstickten sie durch Sägemehl . . .



Plan der Stadt Löwen. Nach der amtlichen Denkschrift über deren Zerstörung. Nur die tiefschwarz angelegten Straßenteile sind beim Brande zerstört worden, alle übrigen Stadtteile erhalten. Einfache Strichlagen bezeichnen überhaupt bebaute Flächen, Kreuzschraffierungen öffentliche Gebäude.

über solche und ähnliche Schandtaten gingen die sonst so geschwätzigen französischen Zeitungen selbstverständlich schweigend fort. Vielleicht rechnete man uns noch als deutschen Greuel an, daß das Dorf Orchies zur Strafe am 24. September durch das Landwehrbataillon Nr. 35 dem Erdboden gleich gemacht wurde. — — —

Aber kehren wir zur Kampffront in Nordfrankreich zurück.

Nachdem sich Engländer und Franzosen, besonders die ersteren, an unseren festen Stellungen an der Aisne, zumal im Raum nördlich Soissons, in vieltägigen blutigen Kämpfen die Köpfe eingerannt hatten, ohne irgend einen Erfolg zu erringen, trat hier verhältnismäßige Ruhe ein. Der Gegner wurde aus dem Angriff bald wieder in die Verteidigung zurückgedrängt. Dafür versuchte Joffre immer aufs neue, einen Druck auf unseren äußersten rechten Flügel auszuüben und setzte dafür immer stärkere Kräfte ein. Am 17. September wurden südlich Noyon an der Oise das französische 5. und 13. Armeekorps, noch durch Teile einer weiteren Division verstärkt, nach kräftiger Artillerievorbereitung entscheidend

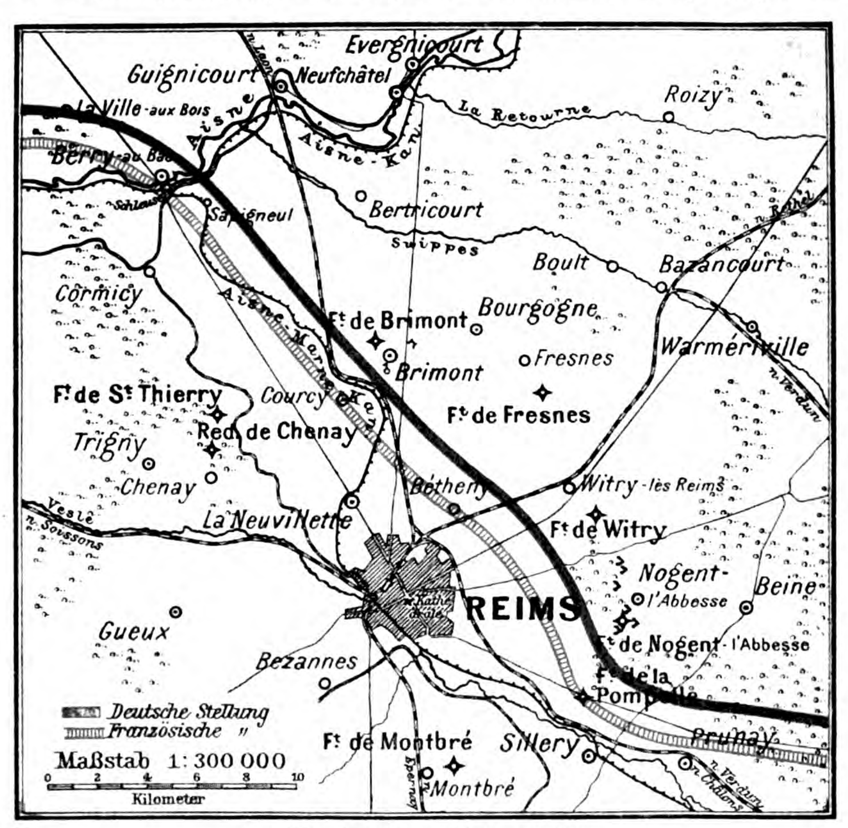
Siegreiche Kämpfe bei Noyon. 17. September

Siegreiche Kämpfe bei Bapaume, Albert. 26. u. 30. Septbr.

geschlagen; am 26. September traf das gleiche Schicksal eine gegen Bapaume andrängende französische Gruppe; am 30. September trieb Kluck nördlich und südlich Albert auftauchende starke Kräfte zu Paaren und wies zugleich neue Angriffe wieder nordwestlich Noyon auf den Höhen von Roye und Fresnoy, selbst zum Gegenstoß vorgehend, zurück. Fast täglich erneuerten sich, bald in kleinerem, bald in größerem Maßstab, die Kämpfe auf unserem rechten Flügel. Es wurde immer deutlicher erkennbar, wie die feindliche Heeresleitung, mit Hilfe des gerade in diesem Gebiet besonders entwickelten Eisenbahnnetzes, immer neue Kräfte heranzog und immer weiter nördlich einsetzte. Die Absicht lag klar zutage, unsere rückwärtigen Verbindungen, die durch den Fall von Maubeuge eine erfreuliche Erleichterung erfahren hatten, zu bedrohen, zu unterbrechen. Weiter und weiter dehnten sich damit die beiderseitigen Fronten aus. Auch wir wurden zu immer neuen Gegenmaßregeln gezwungen, mußten, der Verlängerung der Kampflinie Rechnung tragend, zur Sicherung unserer rechten Flanke rechtzeitig Kräfte bereithalten. Oft war das nicht leicht. Es kam vor, daß Abteilungen, die zu ihren Regimentern stoßen sollten, noch ehe sie ihr eigentliches Ziel erreichten, gleichsam aus dem Bahnwagen in den Kampf geworfen werden mußten; junger Ersatz, viel Kriegsfreiwillige darunter, die doch überall standhielten, auch unter blutigsten Opfern.

Größere Verschiebungen in der deutschen Front

Dann erwiesen sich Verschiebungen großen Umfangs als notwendig. Die 6. und 7. Armee (Kronprinz von Bayern; Generaloberst v. Heeringen) wurden



Ungefähre Stellungen nördlich von Reims



General der Infanterie Max Freiherr von Hausen
Aufnahme von J. Aurig, Blasewitz



Zerstörter Schloßhof in Brimont

mit dem größeren Teil ihrer Kräfte aus ihrem bisherigen Kampfgebiet in Französisch-Lothringen und den Vogesen herausgezogen und an die Nordwestfront gezogen, um hier den immer weiter nordwärts ausgreifenden französisch-englischen Umklammerungsversuchen entgegenzutreten. Ende Oktober, November bereits, sehen wir sie bei St. Quentin und Péronne schlagen und siegen. Für sie übernehmen, außer der schon erwähnten Armeegruppe Gaede (im oberen Elsaß), zwei weitere neugebildete Armeegruppen unter General der Infanterie v. Falkenhausen und General der Infanterie v. Strantz die Sicherung unserer Westgrenze. Es mag gleich hier eine kurze Mitteilung der deutschen Heeresleitung vom 16. September eingeschaltet sein über einige wichtige Veränderungen in den höheren Kommandostellen: an Stelle des erkrankten Generaloberst v. Hausen wurde der General der Kavallerie v. Einem (früher preußischer Kriegsminister), bisher kommandierender General des VII. Armeekorps, zum Führer der 3. Armee ernannt. Der bisherige Generalquartiermeister v. Stein übernahm die Führung des XIV. Reservekorps.

Unsere Herren Feinde hatten sich gründlich verrechnet, als sie ihre überschwenglichsten Erwartungen und Hoffnungen an unseren strategischen Rückzug von der Marne zur Aisne knüpften. Unsere Feldgrauen standen wirklich wie eine stählerne Mauer. Von unserer Stellung berichtete der Kriegsberichterstatter des „Daily Telegraph" recht kleinlaut: „Die französischen und englischen Ingenieure hätten keine furchtbareren Stellungen bauen können, als die, welche der Feind jetzt einnimmt. Sie im Sturm zu nehmen, ist unmöglich."

Erstürmung von Schloß Brimont nördl. Reims. 17. Septbr.

Und schon rührte es sich innerhalb unserer Verteidigungsfront, schon lebte unser Offensivgeist auch hier wieder auf. Zunächst wurde in der Champagne am 17. September nördlich Reims das Chateau Brimont erstürmt, dann wurden nach heißen Kämpfen dem Feinde die festungsartig ausgebauten Höhen von

Erstürmung von Craonelle und Béthény. 21. Septbr.

Craonelle und der Ort Béthény am 21. September abgenommen. Es ließ sich in diesen Gefechten nördlich Reims, das nun in der französischen Linie lag, nicht vermeiden, daß wir auch diese Stadt — wohlverstanden, eine Festung! — unter Feuer nahmen, und da, damals und später, die Franzosen auf dem Turme der altehrwürdigen Kathedrale eine Beobachtungsstation eingerichtet hatten, auch in deren unmittelbaren Nähe, gleichsam unter dem Schutz der Kirche, Geschütze aufstellten, so ließen sich Beschädigungen des herrlichen Baues nicht vermeiden, trotzdem die Heeresleitung Befehl gegeben hatte, ihn nach Möglichkeit zu schonen. Selbstverständlich ergriffen unsere Feinde mit höchstem Eifer wiederum, wie bei Löwen, die Gelegenheit, uns als wahnwitzige Barbaren zu bezeichnen und in alle Welt, besonders in die neutralen Länder, hinauszuposaunen, daß wir nur aus Zerstörungswut die Krönungskirche der französischen Könige zerstören wollten. —



General der Infanterie v. Mudra
Hofphot. Eugen Jacobi

Auch der deutsche Kronprinz als Führer der 5. Armee begnügte sich nicht damit, heftige Vorstöße der rührigen Besatzung von Verdun blutig abzuweisen, er ging angriffsweise vor. Östlich der Argonnen, in denen sich das harte Ringen zu entwickeln begann, das später eine besondere Schilderung finden soll, wurde am 22. September Varennes erobert, die kleine Stadt, in der 1791 Ludwig XVI. auf seiner Flucht erkannt und gefangen genommen worden ist, um nach Paris zurückgeführt zu werden, seinem Tode entgegen.

Eroberung von Varennes. 22. September 1914

Sven Hedin, unser wackerer nordischer Freund, war Augenzeuge dieses Kampfes und schildert es in seinem schönen Werk „Ein Volk in Waffen" (Verlag von F. A. Brockhaus, Leipzig). In Eclisfontaine traf er die „Generalität", wie er's nennt: „Hier steht der kommandierende General v. Mudra; in seiner Gesellschaft auch der 78jährige Feldmarschall v. Haeseler. Von mehreren Offizieren umgeben, standen die beiden Generale den ganzen Tag auf der Landstraße. Unmittelbar neben der Straße auf seinem Holzstativ ein Scherenfernrohr, durch das ein Hauptmann beobachtete; sobald sich Veränderungen der Lage bemerkbar machten, erstattete er Meldung . . . . Von einem Punkt in der Nähe des Dorfes hatte man eine vortreffliche Aussicht nach Südwest in der Richtung auf Varennes. Hier sitzt auf einem Stuhl mitten auf der Landstraße der Divisionskommandeur Generalleutnant Graf Pfeil. Seitdem der Nebel fast spurlos verschwunden war, traten auch die Umrisse des Argonner Waldes hervor. In einer Entfernung von drei Kilometer nach Varennes zu steigt das Gelände zu einem flachen Kamm an, der ein paar deutsche Feldbatterien schützt, die von hier

aus mit bloßem Auge leicht sichtbar sind. Gleich links von diesen Stellungen geht die deutsche Infanterie vor. Durchs Fernrohr sieht man die Soldaten in stark gebückter Stellung vorrücken, um so lange als möglich von der Höhe geschützt zu sein, die die Kanonen deckt. Wahrscheinlich haben aber die Franzosen die Infanterie schon gesichtet; unaufhörlich explodieren Schrapnells über ihren Linien; ein weißes Wölkchen nach dem andern taucht auf, und aus ihrer Mitte schießt ein Blitz hervor. Aber zuweilen gehen auch Granaten in der Nähe der vorrückenden angreifenden Linien nieder. Die Einschlagstellen der Brisanzgranaten sind leicht zu erkennen an den dunkelgrauen Säulen von Erde, Lehm und Pulverrauch, die entstehen, sobald die Geschosse auftreffen.

Gleich südlich von der Höhe im Südwesten und durch diese unseren Blicken entzogen, liegen starke Kräfte der deutschen Infanterie in langen Schützengräben. Diesseits der Batterien sieht man im Gelände zwei dunkle Flecke, die sich im Fernrohr in Soldaten auflösen; sie sitzen und liegen, haben aber Gewehr und Bajonett zur Hand, um die Kanonen gegen einen Überrumpelungsversuch zu schützen. Die Kanonen sind in die Erde eingegraben, durch Erdwälle gedeckt und nach der Feuerseite zu stark maskiert.



Generalfeldmarschall Graf von Haeseler
Zeichnung von Prof. Georg Schöbel

Plötzlich donnert es um uns von allen Seiten, auch von hinten; eine Batterie von vier 21 cm-Mörsern ist bis zum Dorfe vorgerückt und steht nur hundert Meter von uns entfernt. Der Boden zittert bei jedem Schuß. Die vier Schüsse fallen rasch hintereinander, nur ein paar Sekunden Pause ist zwischen ihnen . . . Die vier ‚Brummer‘ der Batterie werfen ein ums andere Mal ihre schweren Granaten zu den Franzosen hinüber. Ihre Aufgabe schien zu sein, den Gegner aus Varennes zu vertreiben, das nur sechs Kilometer südwestlich von Eclisfontaine lag.

Eine kleine Schar Soldaten ohne Gewehr kommt über die Felder daher und

muß an uns vorüber. Es sind Leichtverwundete, und nun kommen den ganzen Tag über neue Scharen. Einige sehen blaß aus, aber alle sind guten Muts. Ihren ersten Verband haben sie auf dem Schlachtfelde erhalten, jetzt sind sie auf dem Wege zum Hauptsammelplatz, wo sie weiter gemustert werden. Die nächste Station ist das Feldlazarett; schließlich das Kriegslazarett oder die Heimat. Aber auch Schwerverwundete werden auf Bahren vorübergetragen oder im Krankenwagen fortgebracht . . .

Die Stunden gehen. Nach und nach merkte auch der Uneingeweihte gewisse Veränderungen in der Lage. Die Artilleristen reiten mit ihren prächtigen Gespannen zu den zwei Batterien im Südwesten mit dem Argonner Wald im Hintergrund. Eine Munitionskolonne folgt ihnen. Es wird aufgeprotzt, die Batterien rollen in voller Fahrt davon und verschwinden bald hinter der Anhöhe. Westlich von der alten Artilleriestellung sieht man neue Schützenlinien in südwestlicher Richtung vorgehen. Man hört deutlich das unbehagliche, schnarrende Geräusch der Maschinengewehre bei der Infanterie. Die Angreifer haben Gelände gewonnen und setzen sich nun in neuen Stellungen fest.

Ich gehe zum Beobachtungsplatz zurück. Der alte Feldmarschall hat sich endlich bewegen lassen, auf einem Rohrstuhl Platz zu nehmen. Sein Blick ist streng und ernst, sein Gesicht von tiefen, scharfen Falten und Runzeln gefurcht, sein graues Haar hängt um ihn wie eine Mähne. Er scheint am liebsten mit sich allein zu sein, aber wenn man ihn anredet, ist er voller Leben. In stattlicher, militärischer Haltung steht General v. Mudra am Scherenfernrohr und beobachtet. In der Hand hält er eine Karte der Gegend, links trägt er eine Feldtasche mit Karten, Aufzeichnungen, Federn, Zirkeln und dergleichen.

Eine dritte Batterie Feldartillerie ist vorgerückt und hat sich eine neue Stellung gesucht. Und eine dritte Linie Infanterie folgt den beiden ersten und stürmt in der Richtung auf Varennes. Nach ein paar Minuten laute Hurrarufe: eine neue feindliche Stellung ist genommen . . . Im Südsüdost stiegen die Rauchwolken des im Laufe des Tages genommenen Dorfes Very auf; gleich rechts davon in größerer Entfernung das schön gelegene Dorf Vauquois wie eine Burg auf einer Anhöhe. Südlich davon das brennende Dorf Cheppy und im Südsüdwest Boureuilles und Varennes, beide ein Raub der Flammen. Und weiter rechts, in großer Entfernung zeichnen sich scharf die kleinen weißen Wolken der deutschen Schrapnells ab. Im Südwesten ragen Kirchturm und Hausdächer von Montblainville, das eben von den Württembergern erstürmt war . . . Am folgenden Tage wurde auch Varennes genommen und damit die ganze Maschinerie ein Stück weiter nach Südwesten vorgeschoben.

Aber nun beginnt der heutige Tag zur Neige zu gehen; die Sonne nähert sich den Wipfeln des Argonner Waldes. Ein lehrreicher Tag für mich. Ich hatte die unglaublich sichere und ruhige Leitung des deutschen Oberkommandos bewundert. Es war wie ein Spiel, das unter gewissen Voraussetzungen gewonnen werden mußte. Niemand hegte den geringsten Zweifel am Ausgang. Woher kommt diese furchtbare Sicherheit. Ich sehe von der Vollkommenheit der militärischen Machtmittel ab, die es gewiß machen, daß Deutschlands jetzige Feinde nicht imstande sind, das Kaiserreich im Felde zu besiegen.



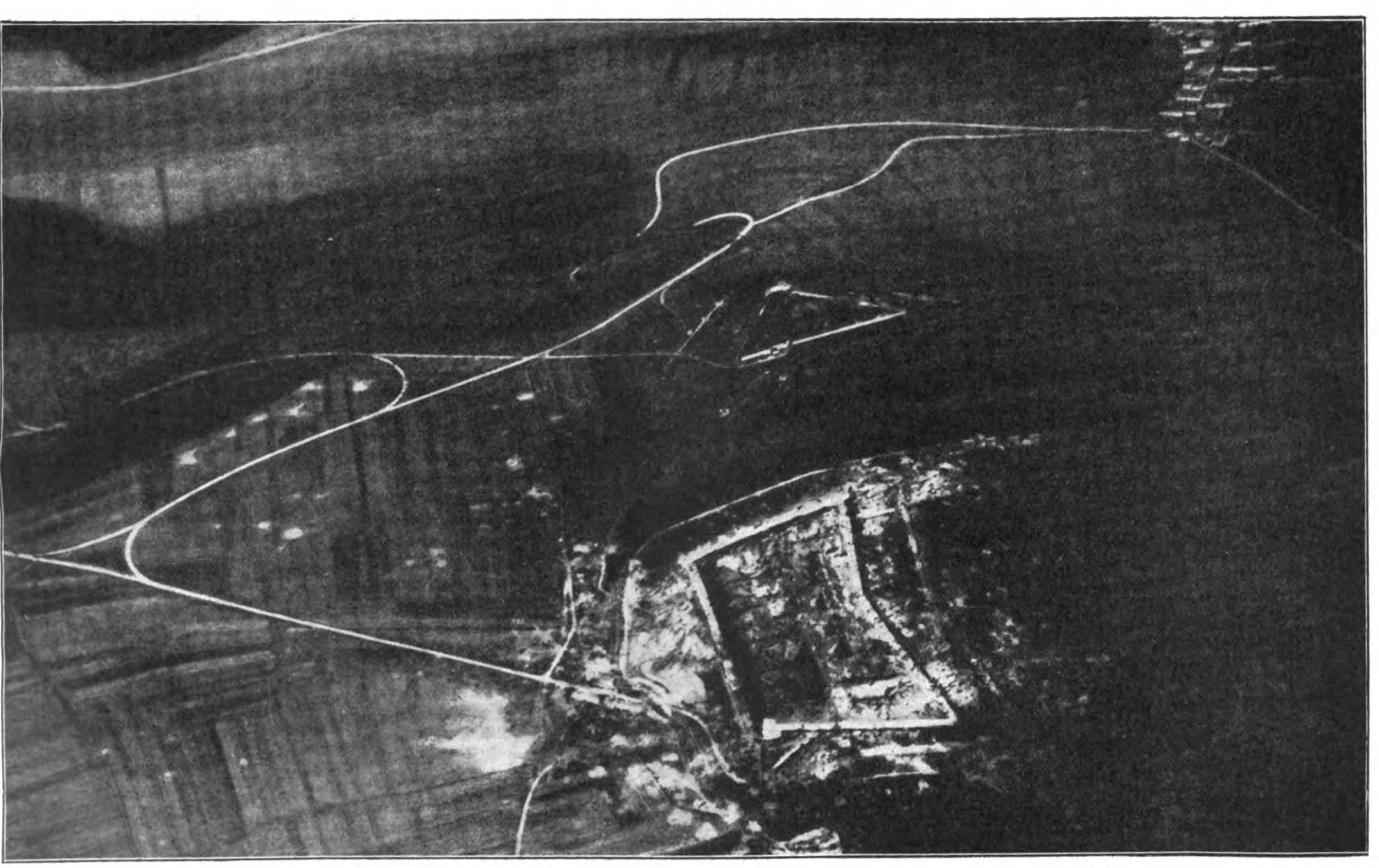
Deutsche Artillerie durchzieht die Ortschaft Charpentry bei Varennes. Phot. H. Bensemann

Aber ich will an den unerschütterlichen Willen des deutschen Volkes erinnern. Dieser Wille wird nicht gebrochen! Er lebt und wächst. Seine Kraft steigt beständig . . ."

Erfolgreiche Vorstöße gegen die Maaslinie und ihre Forts. 23. bis 25. September 1914

Auch im Osten von Verdun drangen wir in den gleichen Tagen vorwärts; siegreich überschritten wir den Ostrand der vom VIII. französischen Armeekorps hartnäckig verteidigten Côtes Lorraines; gegen die starken Sperrforts südlich Verdun begannen die schweren deutschen Geschütze zu donnern. Schon am 23. September konnte die Heeresleitung sichtbare Fortschritte gegen Troyon, les Paroches, Camp des Romains und Liouville melden. Offizierspatrouillen überschritten bereits tollkühn die Maas und unterbrachen die Bahnverbindung zwischen Verdun und St. Mihiel. Ein bayrisches Infanterieregiment stieß durch Wald und Schluchten vom Tal von Spada gegen den Strom vor. „Eine letzte sehr steile Steigung führte an den Waldrand," schrieb ein Mitkämpfer. „Als wir heraustraten, war alles, was weniger kartengelehrt war, aufs höchste erstaunt, sich auf dem weißen Sande des sogenannten alten Exerzierplatzes von St. Mihiel zu befinden. Rechts davon lagen die Kasernen. Im Hintergrunde aber breitete sich das vielfach verschlungene Band der Maas aus, an der Biegung eingefangen durch die hohen Häuser der schönen Stadt St. Mihiel, mit Brücken, Inselchen, Waldungen, Wiesen. Gerade vor uns aber lag das furchtbar rauchende Fort du Camp des Romains, in das fortgesetzt neue Mörsergeschosse, über unsere Köpfe sausend, niederfielen." Mit Beginn der Dunkelheit grub sich das Regiment siebzig Meter vom Fort unter heftigem Feuer in Sturmstellung ein; Pioniere begannen die Hindernisse im Vorgelände zu zerstören, während die schwere Artillerie das Werk mit Granaten überschüttete. Am 25. September, im grauenden Morgen, trat das Regiment zum Sturm an; die Sturmkolonnen gelangten trotz heftigem Feuer glücklich durch die geschossenen Breschen der äußeren Grabenmauer in den Graben, legten die Sturmleitern an die innere Grabenwand und drangen, durch das nachfolgende Schwesterregiment der Brigade unterstützt, in das Werk selbst ein, während die Pioniere mit Handgranaten und Brandfackeln die Besatzung der Grabenwehren unschädlich machte. Die Kapitulationsverhandlungen begannen. „Die ganze unterirdische Welt," schrieb der Mitkämpfer weiter, „stieg zum Tageslicht empor. Aus allen Ecken tauchten die Verteidiger auf, Artilleristen in blauer Uniform mit schwarzem Käppi, Infanteristen in Blau und Rot. Viele von ihnen hatten große, gelblich-schwarze Brandwunden an Gesicht und Händen. An einem Platz, wo sie gesammelt wurden, ließen sie sich willig und erschöpft nieder. Unglaublich tiefe Löcher gähnten in dem Boden und waren in die Gewölbe der Forts eingerissen. Durch die Kapitulationsbedingungen wurde der tapferen Besatzung Abzug mit militärischen Ehren gestattet, die Offiziere behielten ihre Degen. Zuletzt kamen beim Abmarsch die Offiziere, unter ihnen schritt am Stocke der Kommandant, ein alter französischer Oberst. Zweimal, vor Mannschaften und Offizieren, präsentierten wir die Gewehre, zweimal senkten wir unsere Fahnen."

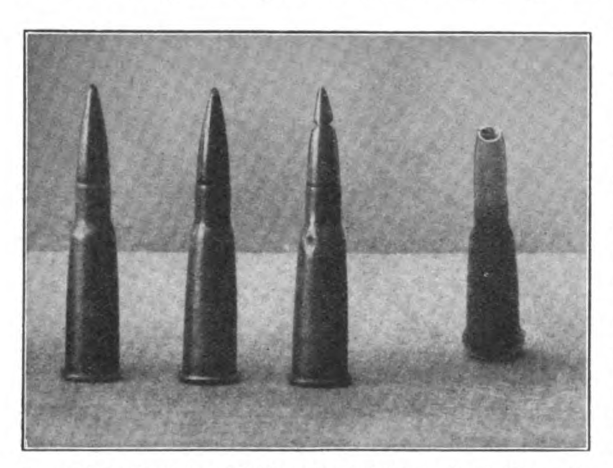
Mit Recht konnte der Kommandeur der Bayern, General von Hoehn, in seinem Tagesbefehl seinen Wackeren zurufen:



Das Fort du Camp des Romains bei St. Mihiel, aufgenommen von einem deutschen Flieger aus 2500 Meter Höhe

„Die 6. bayrische Infanterie-Division mit zugeteilter preußischer Fußartillerie und Pionieren nahm das Sperrfort im Sturm. Die Fußartillerie und ein Teil der Feldartillerie arbeiteten in dreißigstündigem Kampf vor. Die 12. Infanterie-Brigade mit Pionieren eroberte in dreistündigem Kampf Stein um Stein, Wall um Wall. Die 11. Infanterie-Brigade mit dem Rest der Feldartillerie wies in langem schwerem Kampf feindliche Entsatzversuche ab. Fünf Offiziere, 453 unverwundete, etwa 50 verwundete Mannschaften wurden gefangen genommen. Der Rest der Besatzung liegt tot unter den Trümmern in den Kasematten des Sperrforts.

Dank euch allen, Offizieren und Mannschaften, für diese glänzende Waffentat, die keiner in der Geschichte nachsteht. Ehre aber auch dem Andenken der Opfer, die wir bringen mußten! Was wir und sie taten, geschah für das Vaterland, geschah für unser und unserer Kinder und Kindeskinder Glück und Dasein!"



Französische Dumdumgeschosse mit abgefeilter, eingekerbter und angebohrter Spitze (1/2 natürlicher Größe)

Wahrlich: die Eroberung des starken Forts, die Besetzung der Stadt St. Mihiel und endlich der Vorstoß, der am 26. September über die Maas führte, das waren große Erfolge. Es war damit ein kräftiger Keil in die französische Stellung hineingetrieben, der dem Feind dauernd schwere Schmerzen bereitete. Seine Versuche, die Scharte auszuwetzen, wiederholten sich daher wieder und wieder. In dem ganzen Raum östlich der in Frage stehenden Maasstrecke entwickelten sich bald stärkere Kämpfe, die auch auf ein Abschneiden der um St. Mihiel stehenden Truppen hinzielten: nördlich im Woevregebiet und auf den Höhen der Côtes Lorraines fanden Vorstöße von Verdun aus, südlich auf die von uns eisern fest gehaltenen Linien Apremont—Xivray—Flirey—Priesterwald solche aus der Richtung aus Toul statt — Vorstöße, die sich zeitweise zu großen Schlachthandlungen auswuchsen und auf die später noch zurückzukommen sein wird. Wiederholt schrieben sich die Franzosen hier starke Erfolge zu. Aber schon am 13. Oktober berichtigte die deutsche Heeresleitung derartige gefälschte Berichte in sehr energischer Weise: „Nach Gefangenenaussagen ist den Truppen mitgeteilt worden, die Deutschen seien geschlagen und mehrere Forts von Metz gefallen. Tatsächlich haben unsere dort kämpfenden Truppen an keiner Stelle Terrain verloren. Etain (östlich Verdun) ist nach wie vor in unserem Besitz. Die jetzigen französischen Angriffe gegen unsere Stellung bei St. Mihiel sind sämtlich abgewiesen worden."

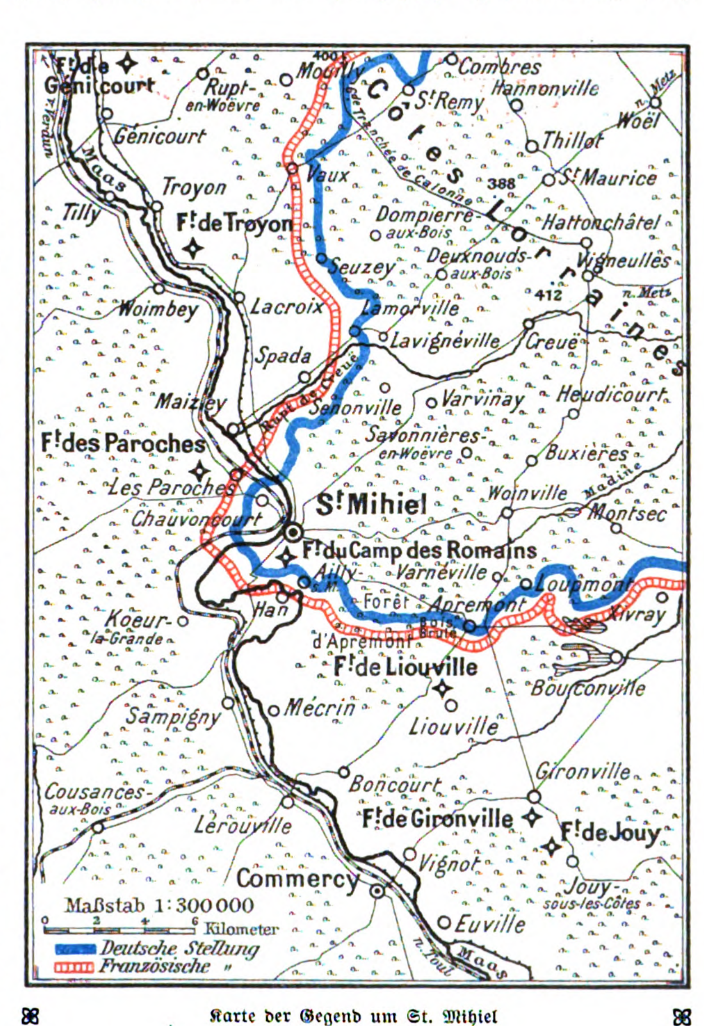
Besetzung von St. Mihiel, Vorstoß über die Maas. 26. September 1914]

Sehr widerwillig erkannten die Franzosen allmählich, daß sie gegen unsere Front mit den bisher angewandten Mitteln nichts auszurichten vermochten,

mußten bemerken, wie unverhältnismäßig gering die Erfolge blieben, die sie durch ihre Marne-Offensive erreicht hatten, daß sie in den ungeheuer verlustreichen Kämpfen an der Aisne überhaupt nichts erreichten und daß ihre sich immer weiter ausdehnenden Umfassungsversuche gegen unsere rechte Flanke immer wieder auf eisernen Widerstand stießen.

Die deutschen Stellungen nach dem strategischen Rückzug

Es ist sehr interessant, zu hören, wie die französische Heeresleitung selbst über die Lage urteilte. In einem „Resumé de la situation militaire du mois de Septembre (Rapport de l'état-major général)" schrieb sie nach einer selbstverständlich begeisterten Schilderung der Marnekämpfe unter anderem: „Die Marneschlacht richtete sich gegen einen Feind, der die französische Offensive nicht erwartete und nicht die Zeit hatte, sich ernstlich mit der Herstellung von Verteidigungsstellungen zu beschäftigen. Anders liegt die Sache bezüglich der Schlacht an der Aisne, wo der zurückgehende Gegner Halt machte in vom Gelände selbst gegebenen sehr festen Stellungen, die er fortschreitend zu verbessern vermochte. Diese Schlacht an der Aisne gewann so auf einem großen Teil der Front den Charakter des Festungskrieges. Die ungewöhnliche Kraft der schweren deutschen Artillerie und der französischen Feldgeschütze gibt den beiderseitigen Befestigungen einen ganz besonderen Wert. Hier handelt es sich also um den Kampf gegen befestigte, mit allen Hilfsmitteln, zumal mit Drahtverhauen ausgestattete, durch Maschinengewehre verteidigte Linien. Unter diesen Umständen kann der Geländegewinn nur sehr langsam sein . . ." Es folgt in dem Bericht eine kurze Schilderung der Bemühungen des französischen linken, des deutschen rechten Flügels,



Karte der Gegend um St. Mihiel

sich gegenseitig zu überflügeln, wobei wenigstens offen zugestanden wird, daß die Deutschen die inneren Linien beherrschten und durch deren Ausnutzung immer schneller am Platz waren, wie die Franzosen. Wir erfahren auch näheres über die Neugliederung und die Stellungsveränderungen innerhalb der französischen Heere: Nachdem am 11. September danach der Generalissimus Joffre die 6. Armee (Maunoury) gegen den rechten deutschen Flügel (Kluck) angesetzt hatte, fand er diesen Streitharst bald zu schwach und zog die 2. Armee (Castelnau), die bisher, wie wir wissen, an der französischen Ostfront stand, auf seinen linken Flügel; ähnlich wie wir von unserm linken Flügel fast gleichzeitig starke Kräfte nach dem rechten verschoben. Diese 2. Armee wurde zunächst im Raume Lassigny—Roye—Péronne angesetzt und durch Territorialtruppen wesentlich verstärkt. Nicht genug damit aber, stellte Joffre gegen Ende des Monats eine neue Armee unter General Maud'huy noch nördlicher um Arras und gegen Lens auf, die, wie einschaltend bemerkt sei, sich später an den neu gebildeten englischen „Sektor" in Flandern anschloß.

Verschiebungen der französischen Heere

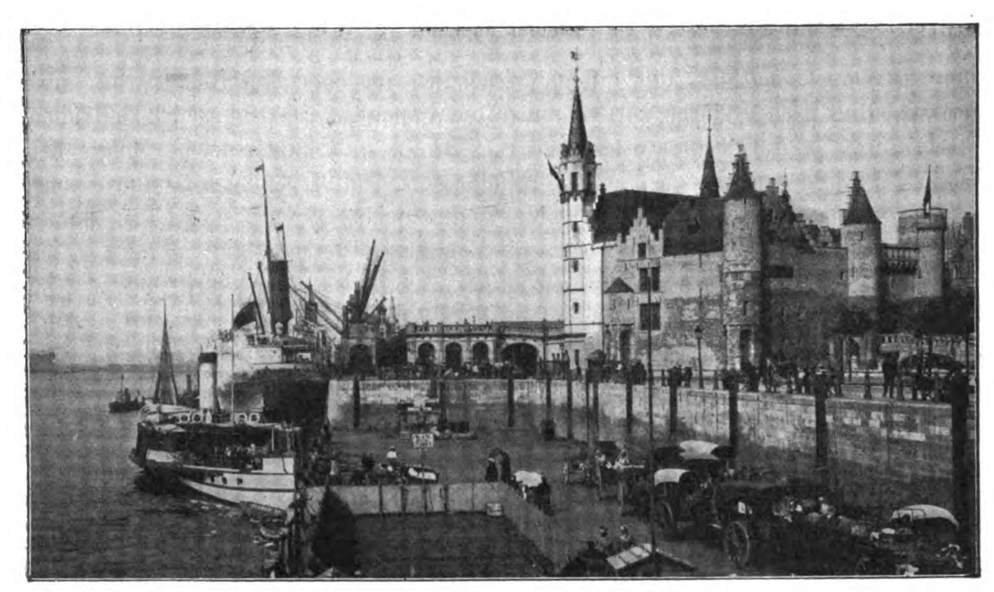
Zwischen der Oise und den Argonnen begegnen wir, nach wie vor, den Armeen d'Espérey (5.) und Langle de Cary (4.), während die Armee Foch (9.) merkwürdigerweise im offiziellen Bericht nicht mehr erwähnt wird, sie scheint in die Armee Maud'huy aufgegangen zu sein; den General Foch selbst finden wir später als Führer einer Heeresgruppe in Flandern wieder; in den Argonnen und im Raume von Verdun die Armee Sarrail (3.) und südlicher die Armee Dubail (1.).

„Unsererseits," heißt es recht bescheiden, „haben wir an die Stelle heftiger Angriffe, die mehr gefährlich als ergebnisreich waren, Operationen von minderem Krafteinsatz treten lassen, die uns oft Gelände zu gewinnen gestatteten."

Der französische Bericht gestand auch zu, daß die belgische Armee im befestigten Lager von Antwerpen eingeschlossen wäre. Hier hatte bereits der deutsche Hammer zum wuchtigen Schlag angesetzt.



Deutsche Soldatengräber bei Noyon. Aufnahme von Prof. Dr. Georg Wegener



Der Steen am Hafen von Antwerpen. Phot. Trenkler

Neunter Abschnitt

Die Eroberung von Antwerpen unter General der Infanterie v. Beseler. Der Fall von Lille. Die deutsche Front bis zum Meere.

Antwerpen galt — nächst Paris und dem englischen Gibraltar, das vielleicht auch einst noch seine Unverwundbarkeit heutigen Angriffsmitteln gegenüber wird erweisen müssen — jahrzehntelang als uneinnehmbare Festung.

Stolz waren die Belgier auf ihren gewaltigen Waffenplatz, ihren angeblich unbezwingbaren Schutz und Schirm. Stolz waren sie auf die blühende Handelsstadt mit den 300000 Einwohnern, dem (nach Hamburg) verkehrsreichsten Hafen des Festlandes, in dem im Durchschnitt der letzten Jahre je 13000 Schiffe ein- und ausgelaufen waren. Stolz auf Antwerpens stetig wachsenden Reichtum, auf die Anhäufung der Schätze aller Erdteile in seinen Speichern, längs seiner endlosen Kais. Stolz auf Antwerpens Kunst, stolz auf die geschichtliche Vergangenheit der uralten Stadt.

Bis ins 7. Jahrhundert reicht die Geschichte der „Burg" Antwerpen zurück, die Friesen, Dänen und Normannen belagerten und zerstörten, die immer wieder sich aus Schutt und Trümmer erhob. Mächtig blühte sie nach Brügges Niedergang im 14. Jahrhundert auf. An 200000 Einwohner wurden schon um 1550 gezählt, und an 2500 Schiffe sollen einmal zu gleicher Zeit damals auf der Schelde gelegen haben. Dann freilich erhielt sie durch die siebzehnmonatige Belagerung, die 1585 zur Übergabe an den spanischen Statthalter, den Prinzen von Parma, führte, scheinbar den Todesstoß; als im Westfälischen Frieden Holland die Scheldemündungen erhielt, schien ihr Handel gänzlich brachgelegt. Und Sturm auf Sturm brauste über sie hin; wieder und wieder belagert, ging sie aus einer Hand in die andere; auch preußische Truppen haben sie schon einmal, 1793, erobert. Dann

hat sie Napoleon 1803 zum ersten Kriegshafen an der „Nordküste Frankreichs" erklärt. Und wieder wurde sie 1814 durch die Engländer, 1830 durch die Holländer, 1832 durch Franzosen und Engländer belagert — und immer wieder folgte den Zeiten des Niedergangs der neue Aufschwung. Antwerpen wuchs und wuchs. Immer größer und tiefer wurden die Bassins seines Hafens ausgebaut, immer länger dehnten und streckten sich die Kais; immer stärkeren Anteil gewann neben dem Handel, der übrigens einen gewaltigen Teil seines neuen Aufschwungs dem Hinterland des Deutschen Reiches verdankte, auch die Gewerbetätigkeit.

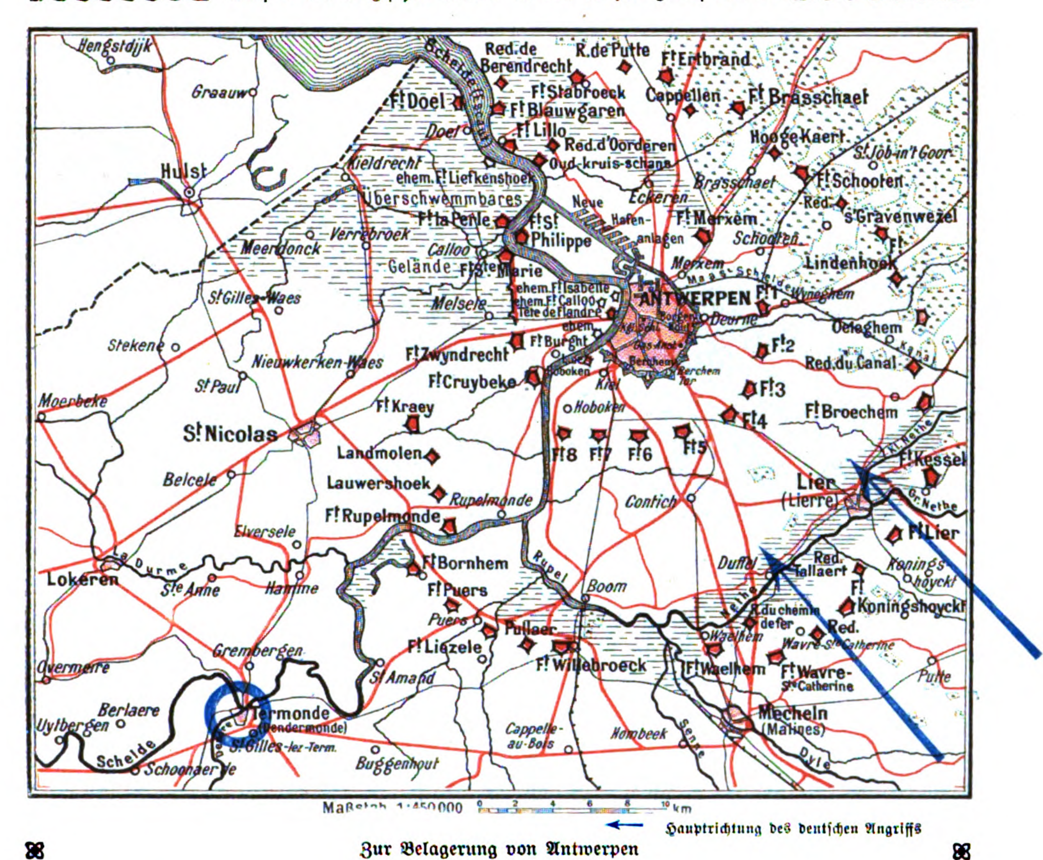
Unendlich reich waren stets Antwerpens Kunstschätze. Wundervoll die Gemäldegalerie mit den Meisterwerken von Rubens, van Dyck, Jordaens, Massys, Teniers; eine Sehenswürdigkeit, einzig in ihrer Art, das berühmte Museum Plantin-Moretus mit den Sammlungen des alten Buchdruckergeschlechts der Plantins; köstlich der ehrwürdige Dom mit dem 123 Meter hohen Turm und Rubens herrlichsten Werken, der Kreuzesabnahme und der Kreuzeserhöhung!

Befestigung von Antwerpen

Mit gewaltigen Befestigungen hatte Belgien sein kostbarstes Kleinod geschützt, das als Kern der ganzen Landesverteidigung angesehen wurde. Schon 1851 hatte der Ausbau begonnen. Man schleifte die doppelte Linie der alten Festungswälle und gab der Stadt freien Raum zur Ausdehnung, Raum von fast sechsfachem Umfang des früheren Gebiets. Nur ein starker Wall mit tiefem Graben umzog den neuen, etwa 20 Kilometer langen Kreis um das Weichbild, sich an beiden Endpunkten an die Schelde anlehnend. Vor diesen Kern schob sich, nach dem Entwurf von Brialmont erbaut, ein Kranz von Forts auf 4—8 Kilometer hinaus. Aber bald sah man ein, daß diese nicht gegen die fortschreitende Entwickelung der Angriffsartillerie genügten. So begann man bereits 1869 damit, einzelne sehr starke Forts weiter ins Vorgelände hinauszuschieben, die seit 1906 durch andere zu einem vollständigen Gürtel ergänzt wurden, der zu beiden Seiten der Schelde die ganze Stadt und den Hafen umschließt und diese, nach Ansicht der belgischen Sachverständigen, gegen jede Beschießung sichern sollte. Überschwemmungen und Zwischenwerke traten dem Fortkranz zur Seite.

Südlich ziehen sich die Wasserläufe der Rüpel und der Nethe, über zwölf Kilometer von den Toren entfernt, um die Stadt; zum Teil mehrarmig, gestatten auch sie die Schaffung eines Überschwemmungsgebiets. Noch vor ihnen liegen die — für unsere Betrachtung — wichtigsten neuen Forts. Vom Scheldeufer beginnend Fort Bornhem und das Zwischenwerk Puers; dann das Fort Liezele (an der Bahn nach Termonde), Fort Willebroeck (an der Bahn nach Brüssel); wieder weiter östlich die Forts Waelhem und Wavre St. Cathérine mit den Zwischenwerken Duffel (an der Bahn nach Mecheln), Dorpveld, Boschbeck. Es folgen darauf Fort Koningshoyckt, das Zwischenwerk Tallaert und das besonders starke Fort Lier (Lierre), das die Eisenbahn nach Maastricht sichern soll. Ihm schließen sich die Forts Kessel und Fort Broechem an. In ähnlicher Weise fügen sich die weiteren Forts auf beiden Ufern der Schelde aneinander, die wir aber in den Kreis unserer Betrachtung nicht hineinzuziehen brauchen, da sie für die Belagerung keine Rolle spielten.

Bis in die jüngste Zeit hinein war an der Vervollkommnung der Werke des äußeren Gürtels gearbeitet worden. Sie besaßen starke Betondecken und

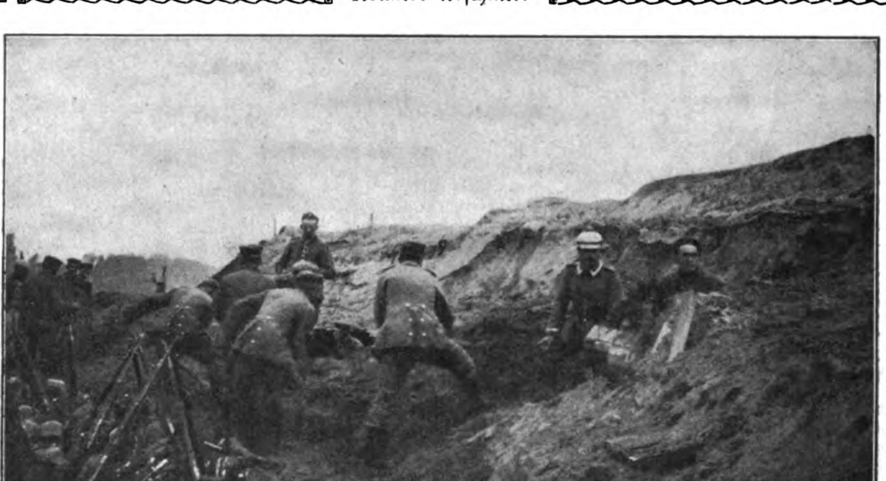


Zur Belagerung von Antwerpen

Panzertürme; das Fort Wawre St. Cathérine allein der letzteren zwölf. Die Bestückung war heutigen Anforderungen entsprechend ausgestaltet worden.

Wir haben bereits gesehen, daß die belgische Armee, die sich unter die Fortswälle von Antwerpen zurückgezogen hatte — ihre Stärke ist sehr verschieden angegeben, dürfte aber 120000 Mann kaum überschritten haben — sich keineswegs auf die starre Verteidigung beschränkte; daß es anerkannt werden muß, wie sie ihre Aufgabe in offensivem Geist zu lösen strebte. Wir sehen sie Ende August mit wenigstens vier starken Divisionen in der Richtung auf Brüssel im Vorstoßen und erfuhren, daß sie nach heißen zweitägigen Kämpfen zurückgeworfen wurde. Am 11. und 12. September horchten die Einwohner von Brüssel wiederum gespannt auf den Kanonendonner und erwarteten einen Sieg; Brüssel selbst war ja nur sehr schwach besetzt — der Triumph, meinten sie, sei nahe. Aber sie irrten: auch dieser, mit drei Divisionen unternommene Ausfall scheiterte. Nachdem die Belgier fast bis Löwen vorgedrungen waren, wurden sie von unserer Landwehr und unseren Marinetruppen so wacker angefaßt, von unseren Haubitzen so scharf unter Feuer genommen, daß sie unter großen Verlusten am 12. bis Aerschott und am 13. bis auf ihre äußere Fortslinie zurückgingen. Die Brüsseler hatten wieder einmal umsonst die Nasen zusammengesteckt, für teures Geld verbotene Zeitungen mit erlogenen Nachrichten gekauft und sich gefreut. Gegen den deutschen Stachel war nicht zu löcken.

Ausfall der belgischen Armee. 11.—13. Septbr. 1914



Deutsche Truppen an der Nethe-Linie in Deckung gegen belgisches Artilleriefeuer. Aufnahme von Prof. Dr. Georg Wegener

General v. Beseler und die deutsche Belagerungstruppe von Antwerpen

Auf dem gewöhnlichen Wege, durch Einschließung und Belagerung in aller Form, konnten wir Antwerpen nicht beikommen. Dazu reichten die verfügbaren Kräfte nicht aus; wir hätten eine große Armee von wenigstens 300000 Mann verfügbar machen müssen — und konnten so starke Truppenmassen an anderen Stellen unserer West- und Ostfront nicht entbehren. Wenig mehr als zwei starke Armeekorps, Reserve- und Landwehr-Truppen, sowie die Marinedivision unter Admiral v. Schröder standen General v. Beseler, unserem dann so berühmt gewordenen Festungsbezwinger, zur Verfügung. Der aber zögerte nicht: es mußte auch anders gehen, als auf die Weise, die bisher auf den Kriegsschulen gelehrt worden war. Und wenn die Truppenzahl schier unverhältnismäßig gering war gegenüber der Aufgabe, es stand dem Angreifer eine Artillerie zur Verfügung, wie sie die Welt noch nicht sah und hörte. Da waren die schweren Mörser und Haubitzen, da waren deutsche und die österreichisch-un-



Schützengraben vor Antwerpen. Phot. Richard Guschmann

garischen trefflichen 30,5 cm-Geschütze, die die Skodawerke erfunden, da war endlich der ungeheuere 42 cm-Mörser aus den Kruppschen Werkstätten, die „fleißige Berta". Dazu kamen später noch weittragende Bombardementsgeschütze. Was mit all dem zu leisten war, hatte sich bereits vor Lüttich erwiesen. Die Artillerie befehligte Generalleutnant Borckenhagen; unter ihm standen die Generalmajore Schabel und Ziethen, sowie der Oberstleutnant Schaubode und Major Banke. General von Beseler schrieb über sie kurz und schön: „sie alle leisteten



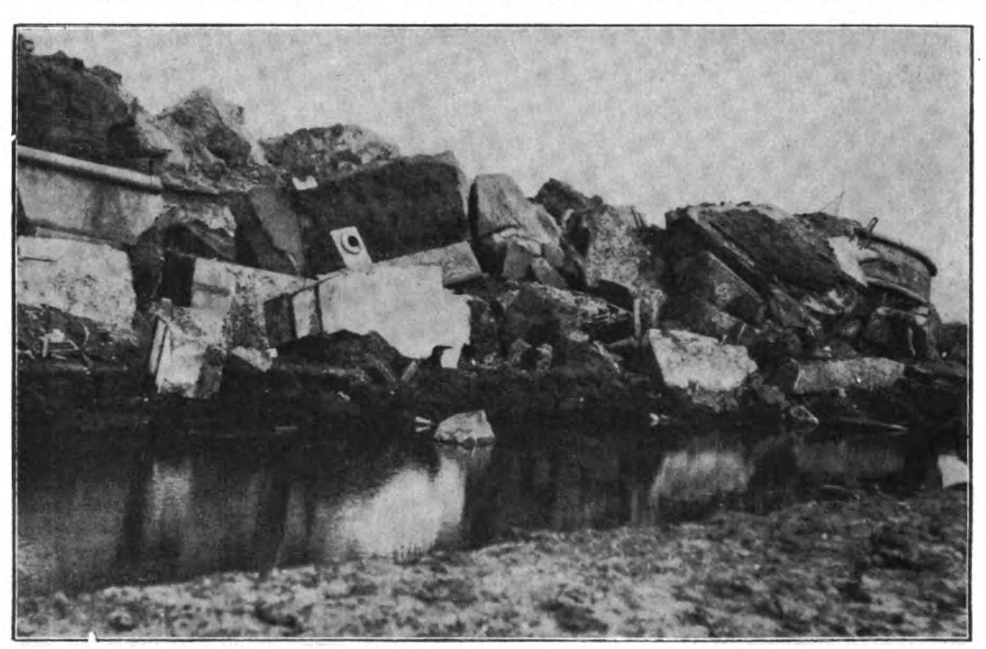
Drahthindernisse vor einer Redoute unweit Fort Wavre-St. Cathérine
Aufnahme von Prof. Dr. Georg Wegener

Ausgezeichnetes." Übrigens beehrte auch ein Zeppelin die Stadt und jagte der Bevölkerung einen heilsamen Vorschrecken ein.

Nicht die ganze Front wollte Beseler angreifen. Von Süden her hauptsächlich faßte er, in einer Ausdehnung von etwa 13 Kilometern, die Riesenfestung an. Den Forts von Waelhem bis Lier galt der erste Kampf.

Termonde und Mecheln besetzt. 27.—29. Septbr. 1914

Aber zunächst mußte das Vorgehen in der linken Flanke gesichert werden. Dort lag der wichtige Scheldeübergang von Termonde (Dendermonde), um den schon wiederholt gekämpft worden war; am 27. September wurde er fest in die Hand genommen. Dann mußte Mecheln, die alte, schöne Stadt, die nur wenige Kilometer südlich des äußeren Fortsgürtels liegt und bisher noch von den Belgiern besetzt gehalten wurde, genommen werden. Das geschah in den Tagen vom 27. bis 29. September. Unsere Artillerie hatte ausdrückliche Anweisung erhalten, die weltberühmte Kunststätte, besonders die ehrwürdige Kathedrale St. Romuald zu schonen — und was bei uns befohlen wird, geschieht. Die Belgier dachten anders. Nachdem wir die von allen Einwohnern verlassene Stadt genommen, überschüttete



Zerschossene Mauern eines Antwerpener Forts. Phot. R. Sennecke

Fort Waelhem sie mit schwersten Granaten, die starken Schaden anrichteten. Daß dieser nicht noch schlimmer geworden ist, als es war, war nur dem Umstande zu danken, daß das Fort sehr bald mit unserer Artillerie zu tun bekam und schnell lahm gelegt wurde. Das alles hinderte selbstverständlich nicht, uns wieder einmal vor den neutralen Staaten der erbarmungslosen Zerstörungswut und Barbarei zu bezichtigen; die „Boches", so nannte man uns ja mehr und mehr, waren eben Ungeheuer schlimmster Art.

Feuereröffnung auf die Außenforts von Antwerpen. 28. September 1914

Schon am 28. eröffneten unsere Allerschwersten das Feuer, nachdem am Tage vorher ein eigenartiger Überfall auf sie glücklich vereitelt worden war: Ein Feldpostbrief berichtet darüber: „Heut früh" — am 27. September — „wurden wir durch das schrille Pfeifen einer Lokomotive geweckt, das unausgesetzt ertönte und nicht mehr enden wollte. Bald darauf erfuhren wir, daß ein Anschlag auf unsern Materialtransportzug, der das Material für den Aufbau der 42 cm-Geschütze enthielt, von seiten der Belgier geplant war. Ein feindlicher Flieger, der tags zuvor über unserer Gegend kreiste, hatte wohl die Kunde nach Antwerpen gebracht, daß hier Verladungen vorgenommen werden. Um diese zu stören, hatte der Gegner in der Nacht vier Züge ohne Führung losgelassen. Der Plan wurde jedoch durch die Vorsichtsmaßnahmen, welche die am Abend zuvor eingetroffene Eisenbahnkompagnie getroffen hatte, vereitelt. In einer Entfernung von $1^1/_2$ bis 2 Kilometer vor unserer Entladungsstelle stießen die vom Gegner losgelassenen führerlosen Züge auf die von unserer Eisenbahntruppe auf die Schienen gelegten Schwellen und wurden zum Entgleisen gebracht. Ein Patrouillengang, den ich am frühen Morgen unternahm, führte mich an die Stelle des Zusammenstoßes. Die Lokomotiven — vier Stück an der Zahl — und die Anhängewagen, die mit Schutt und Sand gefüllt waren, bildeten einen einzigen großen Trümmerhaufen.

Der Anprall war so stark gewesen, daß die eine der Lokomotiven vom Bahndamm heruntergeschleudert wurde und sich tief in die Erde einbohrte. Die übrigen Maschinen lagen kreuz und quer über dem Bahndamm. Infolge des mißglückten Anschlages konnten die Arbeiten ihren ungestörten Fortgang nehmen. Morgen werden die Geschütze ihre Feuerschlünde zum erstenmal öffnen und ihre verderbenspeienden Geschosse in die Forts von Antwerpen senden."

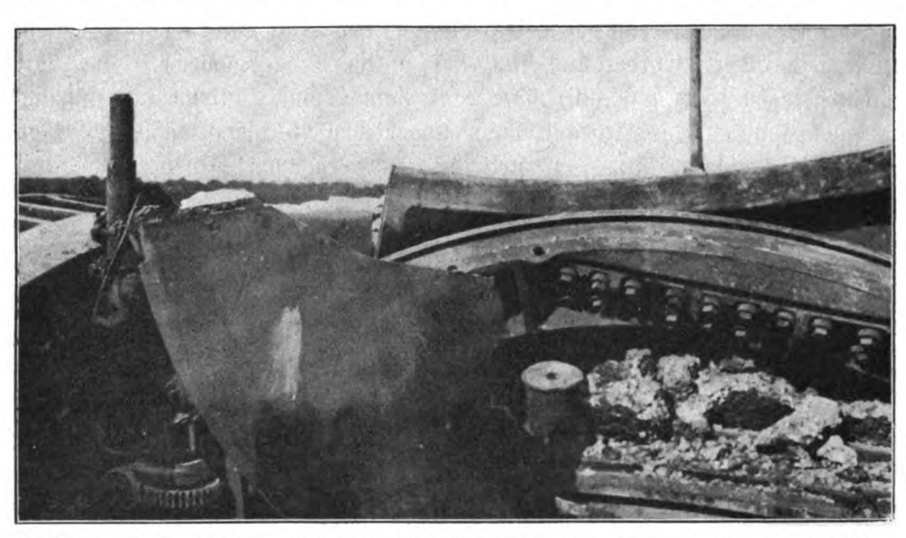
Das taten unsere Allerschwersten.

Bei Boort-Merbeck, wenn ich recht unterrichtet bin, zwischen Löwen und Mecheln, lag eine mächtige Baugrube, in der emsig von unseren Artilleristen gearbeitet worden war, bis sich ein ungeheurer Schlund über einer Bretterverschalung emporrecken konnte. Plötzlich zuckte ein gewaltiger Blitzstrahl, unheimlich breit und groß, gen Himmel, der Erdboden schütterte ringsum — ein Brausen ging durch die Luft, ein schwerer Donnerschlag folgte. Schon nach wenigen Schüssen war man am Ziel, aber die Belgier hielten wacker Stand. Zweimal vierundzwanzig Stunden hielten sie, aus jedem noch kampffähigen Geschütz feuernd, einen unaufhörlichen Stahlhagel aus, der von Süden her gegen sie herabprasselte, Steinquadern zermalmend, Betondecken zerspaltend, Eisendecke auf Eisendecke in Trümmer schlagend. Am 29. ging die Infanterie gegen das Fort Wavre-St. Cathérine vor. Sie wurde von den Brustwehren immer noch mit starkem Feuer empfangen, grub sich ein. Am 30. schmetterte eine fleißige dicke Berta den letzten der zwölf Panzertürme in Scherben. Am Abend des 1. Oktober konnten die Sturmkolonnen, Pioniere mit Drahtscheren voran, vorwärts gehen, in die Breschen eindringen und über sie hinweg in die Trümmerstätte. Bis

Eroberung des Forts Wavre-St. Cathérine. 1. Oktober 1914



Schußwirkung der „dicken Berta" in den Kasematten von Fort Wavre-St. Cathérine
Aufnahme von Prof. Dr. Georg Wegener



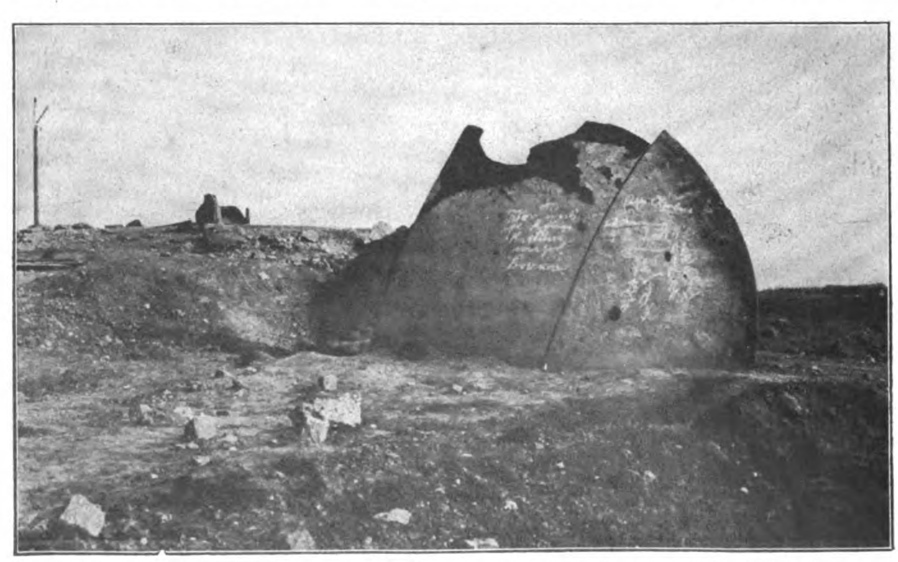
Wirkung eines Schusses der „dicken Berta" an einem Panzerturm des Forts Wavre-St. Cathérine. Blick aus dem Innern des Turms, dessen Helm durch die Explosion abgesprengt wurde. Aufnahme von Prof. Dr. Georg Wegener

zum Letzten währte der Widerstand, bis endlich die deutsche Fahne über dem stolzen Fort wehte. Gleichzeitig fast fielen Redoute Dorpveldt und einige Zwischenwerke.

Den anderen Forts erging es nicht besser; nur der Feind erwies sich als weniger heldenmütig.

Forts Waelhem (3. Oktober 1914), Koningshoyckt und Lier gefallen (4. Oktober 1914)

Am 3. Oktober wurde das vorher in den Flanken umfaßte Fort Waelhem genommen, nachdem die österreichischen Mörser es sauber zugedeckt hatten; am gleichen Tage fielen Koningshoyckt, verschiedene Zwischenwerke und das neueste und angeblich stärkste Fort des ganzen Außengürtels, das Fort Lier. Eine



Ein Teil des abgesprengten Helms, 15—20 m seitwärts vom Turm im Erdreich steckend, mit der Inschrift: „Echte Arbeit der . . . Kompagnie J. A. P. K.' Aufnahme von Prof. Dr. Georg Wegener

fleißige Berta hatte hier mit einem Schuß eine sieben Meter breite Erdböschung, eine zweiundeinhalb Meter dicke Betondecke und den Panzer eines Turmes glatt durchschlagen. Schon konnte die Heeresleitung melden, daß die in die äußere Fortslinie gerissene Lücke nunmehr gestatte, „den Angriff gegen die innere Linie und die Stadt selbst vorzutragen". Dazu wurden am 4. Oktober die Forts Kessel und Broechem (das tags darauf fiel) zum Schweigen gebracht und im wechselvollen Kampf die Stadt Lier sowie die Eisenbahnsperre an der Linie Antwerpen—Mecheln genommen.

In der volksreichen Großstadt herrschte schon seit Tagen schwere Beunruhigung, trotzdem man es an besänftigenden Versicherungen, die Festung sei nach wie vor



Das auf S. 246 abgebildete Helmstück von der Seite. Aufnahme von Prof. Dr. Georg Wegener

uneinnehmbar, es drohe auch der Stadt keinerlei Gefahr, nicht fehlen ließ. Außerdem stand ja auch Hilfe, Entsatz in naher, nächster, sicherster Aussicht: die Engländer waren im Anmarsch, eine ganze Armee, sie würden die Deutschen schon fortfegen, wie Spreu. Sie kamen auch wirklich, die Briten: eine ganze Marinebrigade (nach anderen Nachrichten etwas mehr), die in Ostende gelandet war. Aber es war noch ein anderer gekommen, ein gewaltiger Mann: kein Geringerer als der englische Marineminister selbst, Herr Winston Churchill. Und er versicherte in tönenden Worten, England würde Antwerpen nun und nimmer im Stich lassen. Worauf er abreiste.

Churchill in Antwerpen und die englische Hilfe

Die deutschen Geschütze sprachen eine andere Sprache als Herr Churchill.

Vorerst begann nach dem Kampf um die Außenforts der Kampf mit dem Wasser.

Erinnern wir uns, daß die eroberten Forts (mit Ausnahme von Broechem) südlich der Nethe und der Rüpel liegen. Um gegen die innere Fortkette und

die Stadt selber erfolgreich vorgehen zu können, mußte also erst die Flußlinie überschritten werden, vor allem die Nethe. Der Fluß zeigt mehrere schmale Arme, und die Ufer waren zum Teil künstlich überschwemmt. Die Belgier hatten auch die möglichen Übergänge durch Hindernisse gesperrt und starke Batterien im Gelände zwischen dem Flußabschnitt und den inneren Forts in Stellung gebracht, um die Anmarschstraßen der Deutschen unter heftiges Feuer zu nehmen; auch die eroberten Forts wurden mit Granaten überschüttet, damit wir sie nicht als Stützpunkte für den weiteren Angriff benutzen sollten. Die kürzlich eingetroffene englische Brigade wurde neben den Belgiern zur Abwehr eingesetzt.

Es half alles nichts.

Übergang über die Nethe. 6. und 7. Oktober 1914

Unsere Feldgrauen rückten bis an die Nethe heran, gruben sich ein. Unsere Pioniere waren zur Hand. Es waren außer den Pionierkompanien der beteiligten Truppenteile zwei Pionierregimenter unter ihren Obersten Quentin und Breysig; alle Pioniere unterstanden dem Generalmajor Friemel.

Trotz wütendem Schrapnellfeuer schlugen sie in der Nacht Hilfsbrücken über die Flußarme und das überschwemmte Land. An drei Stellen wurde fast gleichzeitig der Übergang erzwungen. Hierbei zeichneten sich die Hauptleute Sperr und Zur Nedden besonders aus, die sich schon bei den vorhergehenden Kämpfen das Kreuz erster Klasse erworben hatten; leider fielen später beide an der Yser. Ehre ihnen und all den anderen tapferen Schwarzkragen, die hier den Heldentod für das Vaterland fanden.

Der Gegner wich, nachdem der Übergang erzwungen war, zur inneren Fortlinie zurück, zahlreiches Material im Stich lassend. Am 7. abends konnte die Heeresleitung melden: „Bei Antwerpen ist das Fort Broechem in unserem Besitz. Der Angriff hat den Netheabschnitt überschritten und nähert sich dem inneren Fortgürtel. Eine englische Brigade und die Belgier wurden zwischen äußerem und innerem Fortgürtel auf Antwerpen zurückgeworfen. Vier schwere Batterien, zweiundfünfzig Feldgeschütze, viele Maschinengewehre, auch englische, wurden in freiem Felde genommen."

Sofort wurden die Hilfsbrücken durch feste Übergänge ersetzt, um die schweren Geschütze nachziehen und in Stellung bringen zu können, aus denen sie sowohl die innere Fortlinie bekämpfen, wie die Stadt selbst beschießen konnten. Gemäß Artikel 26 des Haager Abkommens, betreffend die Gesetze des Landkrieges, hatte General v. Beseler durch Vermittlung der in Brüssel beglaubigten Vertreter neutraler Staaten am 7. Oktober die Behörden Antwerpens von dem Bevorstehen der Beschießung verständigen lassen. Die Beschießung der Stadt begann um Mitternacht, nachdem der Kommandant von Antwerpen, Generalleutnant de Guise, erklärt hatte, die Verantwortung zu übernehmen.

Beschießung der Stadt

Des gewaltigen Schauspiels letzter Akt hub aus.

Die Forts des Innengürtels wurden im allgemeinen nur schwach verteidigt. Nacheinander fielen sie, schnell zum Schweigen gebracht, den Unseren in die Hände wie reife Früchte. In die Stadt aber sausten die deutschen Granaten, nach Möglichkeit die altberühmten Kunststätten schonend. Noch am 6. hatte ein Antwerpener Blatt spöttisch den „wenigen Pessimisten, die mit gequälter Seele herumlaufen", vorgehalten, „daß die Deutschen seit sechs Tagen überhaupt keinen Schritt vor-



General der Infanterie Hans von Beseler

Zeichnung von Prof. Arnold Busch

Einzelkunstblätter im Verlage der Photographischen Gesellschaft, Berlin-Charlottenburg





Belgier auf dem Wege nach der holländischen Grenze. Phot. Vereenigte Foto-Bureaux

wärts gekommen seien.“ Jetzt brach ein allgemeiner Schrecken durch. Die königliche Familie ergriff zuerst die Flucht (war ihr ja nicht zu verdenken). Die englischen Marinesoldaten machten sich auf die Beine, nachdem sie die im Hafen liegenden deutschen Handelsschiffe möglichst beschädigt hatten. Die noch kampffähigen Belgier folgten langsamer dem Abzug auf Ostende. In sinnloser Hast verließ die

Flucht der englischen Hilfstruppen. Rückzug der belgischen Armee



Belgier auf der Flucht aus Antwerpen. Phot. Vereenigte Foto-Bureaux

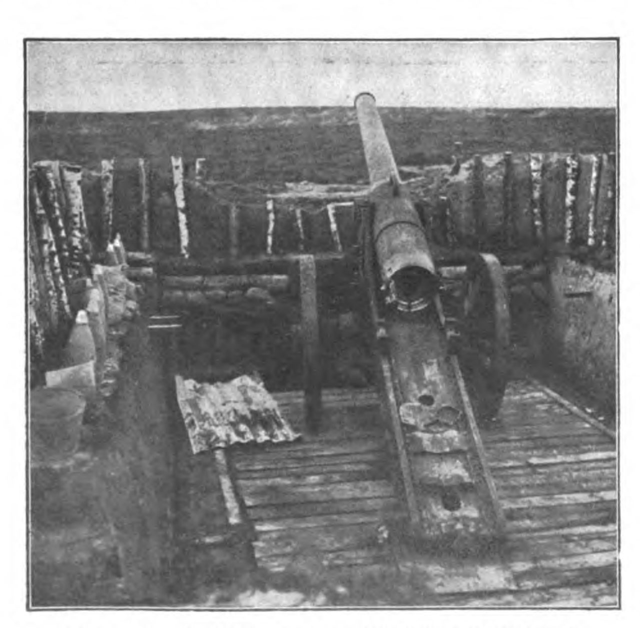
Bevölkerung die Stadt auf dem Wege zur nahen Grenze. Tausende und Abertausende, eine Völkerwanderung, Männer und Frauen, Greise und Kinder, Kraftwagen, elegante Kutschen, Bauernwagen, Schiebkarren, zogen über Roozendaal nach Holland. Auch belgische Soldaten, zum Teil in bürgerlicher Kleidung, suchten ihr Heil im Nachbarstaat; in wenigen Tagen war ihre Zahl auf 28000 Mann gestiegen.

Ein Verwundeter wird durch Marine-Soldaten aus der Gefechtslinie zum Verbandplatz gebracht. Phot. Berl. Jll.-Ges.

Antwerpen in deutscher Hand. 9. Oktober 1914

Am 9. Oktober nachmittags kam Antwerpen in deutschen Besitz! Antwerpen, das einst Napoleon I. einer gegen England errichteten Pistole verglichen hatte! Fast ohne Kampf wurde es schließlich besetzt; nur einzelne Forts wehrten sich noch, um am 10. den vergeblichen Widerstand aufzugeben. In schlichten und doch so stolzen Worten kündete es die Heeresleitung dem deutschen Volke:

‚Nach nur zwölftägiger Belagerung ist Antwerpen in unsere Hände gefallen. Am 28. September fiel der erste Schuß gegen die Forts der äußeren Linie. Am 1. Oktober wurden die ersten Forts erstürmt, am 6. und 7. Oktober der starke, angestaute, meist 400 Meter breite Netheabschnitt von unserer Infanterie und Artillerie überwunden. Am 7. Oktober wurde, entsprechend dem Haager Abkommen, die Beschießung der Stadt angekündigt. Da der Kommandant erklärte, die Verantwortung für die Beschießung übernehmen zu wollen, begann mitternachts vom 7. zum 8. Oktober die Beschießung der Stadt. Zu gleicher Zeit setzte der Angriff gegen die innere Fortlinie an. Schon am 9. Oktober früh waren zwei Forts der inneren Linie genommen, und am 9. Oktober nach-



Ein von den Engländern auf der Flucht verlassenes Geschütz
Phot. A. Grohs

mittags konnte die Stadt ohne ernsthaften Widerstand besetzt werden. Die vermutlich sehr starke Besatzung hatte sich anfänglich tapfer verteidigt. Da sie sich jedoch dem Ansturme unserer Infanterie und der Marinedivision sowie der Wirkung unserer gewaltigen Artillerie schließlich nicht gewachsen fühlte, war sie in voller Auflösung geflohen. Unter der Besatzung befand sich auch eine unlängst eingetroffene englische Marinebrigade. Sie sollte nach englischen Zeitungsberichten das Rückgrat der Verteidigung sein. Der Grad der Auflösung der englischen und belgischen Truppen wird durch die Tatsache bezeichnet, daß die Übergabeverhandlungen mit dem Bürgermeister geführt werden mußten, da keine militärische Behörde aufzufinden war. Die vollzogene Übergabe wurde am 10. Oktober



Die deutsche Fahne auf einem Antwerpener Fort. Phot. Haagsche Illustratie- u. Presbureau

vom Chef des Stabes des bisherigen Gouvernements von Antwerpen bestätigt, die letzten noch nicht übergebenen Forts wurden von unseren Truppen besetzt. Die Zahl der Gefangenen läßt sich noch nicht übersehen. Viele belgische und englische Soldaten sind nach Holland entflohen, wo sie interniert werden. Gewaltige Vorräte aller Art sind erbeutet.

Die letzte belgische Festung, das uneinnehmbare Antwerpen, ist bezwungen. Die Angriffstruppen haben eine außerordentliche Leistung vollbracht, die von Seiner Majestät damit belohnt wurde, daß ihrem Führer, dem General der Infanterie v. Beseler, der Orden pour le mérite verliehen wurde.'

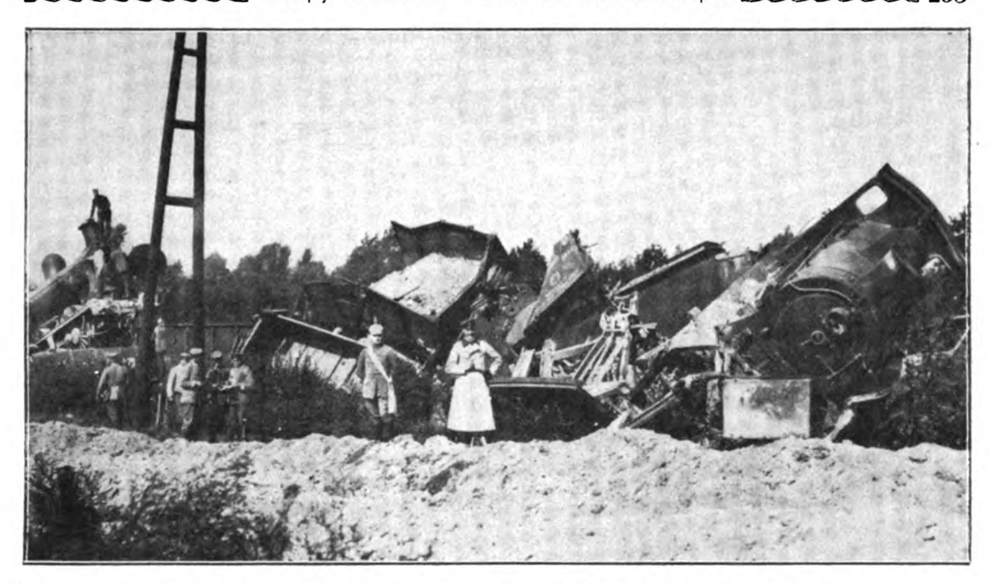
Mit klingendem Spiel zogen die Deutschen in die bezwungene Festung ein. Absichtlich sei für die Schilderung dieses Einzugs einem amerikanischen Berichterstatter der „New York World" das Wort verstattet, 'eine Schilderung, die

freilich im einzelnen nicht ganz richtig ist (es zogen z. B. nicht 60 000, sondern nur 20 000 Mann ein, und bayerische Infanterie, sowie hellblaue Sachsen gab es unter den Truppen nicht), die aber doch ein packendes Stimmungsbild gibt. Vom Balkon des amerikanischen Konsulats aus war der Berichterstatter Augenzeuge. „Die ersten einrückenden Truppen", schrieb er, „waren Radfahrer, es folgten eine Brigade Infanterie und verschiedene Feldbatterien. Diese zogen in schnellem Trabe durch die Stadt nach den Kais und schossen dort mit Granaten auf die belgische Nachhut, die auf der andern Seite der Schelde flüchtete. Eine Kompagnie Infanterie ging über eine Pontonbrücke, die in der Mitte von den Belgiern gesprengt war. Zwei Soldaten sprangen ins Wasser und schwammen über die offene Stelle, kletterten auf der anderen Seite der Brücke empor und gingen vor, um das andere Ufer aufzuklären. Die Deutschen hatten die Brücke in zwei Stunden wieder hergestellt. Sodann zogen die deutschen Truppen in ununterbrochenem Strom hinüber. Der Hauptteil der Armee kam erst Sonnabend, am 10. Oktober, abends an; 60000 Mann wurden von General v. Schütz und Admiral v. Schröder besichtigt, die mit einem glänzenden Stabe zu Pferde vor dem Königspalast standen. Die Truppen zogen fünf Stunden lang durch die Straßen, die verlassenen Häuser klangen unter dem kräftigen Paradeschritt wider. Kompagnie auf Kompagnie, Regiment auf Regiment, Brigade auf Brigade rückte ein. Die Augen begannen zu schmerzen beim Hinblicken auf die langen Reihen in Grau unter dem glänzenden Stahlbajonett. Die Truppen

Der Einzug in Antwerpen. 10. Oktober 1914



Admiral von Schröder, der Kommandeur der Marine-Division, mit seinem Stab
Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft



Von den Belgiern abgelassener führerloser Bahnzug nach seiner Entgleisung. Phot. A. Grohs

sangen die ‚Wacht am Rhein' und ‚Ein' feste Burg ist unser Gott'. Die Truppen bestanden aus denen, die die letzten zwei Wochen fortdauernd im Kampf waren und 36 Stunden lang Tod und Verderben auf die Stadt geschleudert hatten. Pferde und Geschirr waren gut, die Geschütze gut geputzt. Nach der Artillerie kam die Kavallerie, Kürassiere, Husaren und Ulanen, dann kamen Seesoldaten von der Marinedivision, eine Abteilung dunkelblaue bayerische Infanterie, hellblaue sächsische Truppen, Österreicher in Silbergrau, eine Abteilung Gendarmerie in Silber und Grün schloß den Zug."

In den nächsten Tagen besuchten zahlreiche deutsche Berichterstatter die Stadt. Wir daheim konnten ja gar nicht genug hören vom schönen Antwerpen, das durch eine der größten Kriegstaten aller Zeiten in so erstaunlich kurzem Ringen unser geworden war. So schrieb denn u. a. Carl Lahm:

„Hoch vom Turm weht froh, für deutsche Augen, das schwarz-weiß-rote Tuch, das beim siegreichen Einzug sogleich von geübten Kletterern aus der ‚Laterne' des spitzen, so luftig, keck und zugleich graziös aufstrebenden Turms der Kathedrale herausgehängt wurde. Von jedem Punkte Antwerpens sieht man diese Fahne, das Wahrzeichen, daß der belgische Widerstand am Ende angelangt ist, und das Ruhmeszeichen, das auch dem Teilnahmlosesten die Bedeutung des weltgeschichtlichen Moments klar macht. Man atmet auf, daß der Wahnwitz der ‚Verteidigung bis zum äußersten' nicht zwang, wie in Löwen, Mecheln und Reims, auch dieses mittelalterliche Meisterwerk der Baukunst anzutasten. Wir hätten unserem eigenen Volkstum geschadet, zu dessen hohen Erbgütern dieser Dom gehört; denn seine Architekten trugen die gut niederdeutschen Namen Appelmans und Wägemäker. Da dieser Krieg zweifellos einen engeren Anschluß unserer sachte verwelschten flämischen Anverwandten zur segensreichen Folge haben muß, werden Kinder und Kindeskinder sich der Rettung der Kathedrale doppelt erfreuen. Es war nicht nötig, die prachtvollen Bilder von Rubens, Vos, Venius,

Vriendt usw. zu den Engländern zu schaffen, die sie vielleicht jetzt auf längere Zeit behalten würden. Die farbentrunkenen alten Glasfenster, der Steinfries — köstliche flandrische Spitzen! —, die zerbrechlich geschnitzten Chorstühle und die Kanzel haben nicht im mindesten gelitten. Eine verirrte Kugel, die im Seitenschiff ein kleines Stück des unteren Fensterteils, Glas und Stein, ausschlug, leicht zu reparieren, war wirklich nur, wie uns ein Kaplan versicherte, ein ‚Accident‘. Der Geistliche verbarg seine gerührte Erkenntlichkeit nicht, daß die deutsche und österreichische Artillerie mit rühmenswerter Treffsicherheit alle Kirchen von der Geschoßlinie ausnahmen. Auch St. Jakob, St. Andreas, St. Augustin, St. Paul, St. Georg usw., wo man in ruhiger Zeit hehre Schöpfungen von Rubens, van Dyck, Jordaens, Crayer, Quellin und Cuypers bewundert, haben keinen Eisensplitter erhalten; wenige Fromme beten ungestört zu den noch ausgestellten Marien im Krönungsmantel. Die geschlossenen Museen der Schönen Künste, Plantin und Steen, haben ebensowenig gelitten, wie die mit der Roten-Kreuz-Fahne versehene Antwerpener Bank . . . .

Ein Spaziergang am Hafen zeigte mir, daß die Dockanlagen der Schiffahrtsgesellschaften, Hamburg-Amerika-Linie, Bremer Lloyd, Deutsche Ostafrika-Linie, Deutsch-Australische Dampfergesellschaft, Canadian Pacific usw. nicht gelitten haben und wertvolle Vorräte an Preßkohle aufweisen. Schiffe sieht man hier nicht, ausgenommen den „Ganelon“ der Kosmos-Linie. Zu Hügeln aufgetürmt liegen in den Hallen Mäntel, Hosen, Kappen, Gewehre und aller Art Ausrüstungsgegenstände, welche das flüchtende Heer wegwarf, bevor sich seine Helden in Bürgerkleidung auf den Marsch nach Holland begaben. Die Matrosenkneipen auf den Kais van Dyck, Plantin usw. wurden von Granaten gründlich abgesucht; doch neben den schwarzen Höhlen, in den ‚Estaminets‘, die den Schnapsfreunden erhalten blieben, geht es schon wieder hoch her, gröhlt aus einem Phonographen ein gewesener Caruso: ‚Ach, wie so trügerisch sind Weiberherzen.‘ Und einige Scheldetöchter, die den deutschen Blaujacken gefallen möchten, lassen keinen Zweifel über die Wahrheit des ‚Rigoletto‘-Lieds. Ältere Weiber des Viertels benützen gerade einen günstigen Augenblick, in dem die deutsche Wache abgelöst wird, um mit Hilfe ihrer Göhren das Stationsgebäude der Dampfer Antwerpen—Gent regelrecht auszuplündern — im Nu werden Ballen feiner Wäsche und dergleichen aus der Güterhalle fortgeschleppt. Der neue Schutzherr kann nicht überall zugleich sein, und das Wort eines Oberleutnants der Marine wird wohl wahr werden: Hier wird reich, was arm war, und arm, was reich war! Besonders vor den Toren von Antwerpen müssen die Villenbesitzer erfahren, daß der Abwesende immer unrecht hat. Doch es gibt auch brave Leute im niedern Volk, und im ‚Steegsken‘ sehe ich eine Schiffersfrau so friedlich ihren Buben und die Mädchen Blondköpfe nach den gewissen Tierchen absuchen, wie vor Jahresfrist in Catania sizilianische Mütter die kleinen Schwarzköpfe: Straßenidyllen! Daß aber auf der hohen Scheldekai-Promenade die gleichförmig dunkel gekleideten Waisenknaben aufsichtslos spielen, muß Kopfschütteln erregen. Haben die flüchtenden Antwerpener im Bombardementsschrecken die elternlosen Kinder vergessen?

Die deutsche Kommandantur hat zu tun! Im Stadthaus hat sie ihr Quartier aufgeschlagen, und der Adler, der die reiche Kolonnadenfront dieses denkwürdigen



Blick von der Kathedrale in Antwerpen zum Hafen mit den Resten der Schiffsbrücke, auf der die Belgier über die Schelde geflüchtet sind. Aufnahme von Prof. Dr. Georg Wegener

Baues bekrönt, kommt wieder zu Ehren. Im Hochzeitssaal, im Lehssaal und Ratssaal sitzen die tapferen Offiziere, die noch vor ein paar Tagen unter äußerster Lebensgefahr in die Forts eindrangen und die Übergabe erzwangen, um als geduldigste Bureaukraten Tausende von Personalpapieren nachzuprüfen — draußen auf dem Platze steht eine erschreckende Menge von Männern, die über die Wälle gelangen möchten und unter denen sich nicht wenige frisch ausgediente Soldaten befinden. Andere kommen noch besonders um die unnötige Erlaubnis nach, ihre Läden wieder eröffnen zu dürfen. Seit dem mit klingendem Spiel erfolgten Einzug der Sieger können sie noch nicht glauben, daß die als Mörder und Räuber geschilderte ‚Soldateska' nur aus diesen ruhigen feldgrauen und blauen Leuten bestehen und keine Nachhut von Wilden kommen soll. Als ich bei einem Antwerpener vorsprach, der das Anwesen verjagter Deutscher in seine Obhut genommen hatte, bat er mich in seiner scheinbar verlassenen Straße, für ihn und überraschend aus allen Nachbarhäusern auftauchende Freunde Schonungsbriefe zu schreiben, die er den deutschen Soldaten, wenn sie kommen sollten, zeigen wollte — eine recht überflüssige Vorsichtsmaßregel, die aber den Mut zurückzugeben schien. Das geschäftliche Leben wird bald wieder aufblühen, nach dem Beispiel anderer besetzter Städte.

Mit welchen Antwerpenern ich auch in diesen Tagen sprach, alle endeten ihre Jeremiade mit dem vielsagenden Klageruf: ‚Ah, diese Engländer!' Alle Schuld an dem Kriege wollen sie jetzt gern diesem verderblichen Bundesgenossen Belgiens aufbürden, zum wenigsten aber das Unglück der Stadt. ‚80000 Mann wollten sie uns senden! — Keine 8000 kamen!' Es wird sehr viel Wasser die Schelde hinunterlaufen, ehe den Deutschen die Niederbeugung des ‚nordischen Venedigs' verziehen wird — jedoch Winston Churchill wird nie Ehrenbürger von Antwerpen werden!"

Ein ungeheures Kriegsmaterial war erbeutet worden, über 500 Geschütze (es sind im ganzen später über 3000 gezählt worden), Massen von Munition, Sätteln, Woilachs, Kraftwagen, Lokomotiven, ein Panzerzug, große Viehbestände, vier Millionen Kilogramm für die Belagerung aufgespeichertes Getreide. Dazu traten all die Vorräte, die in den Speichern der großen Handelsstadt lagerten und die wir, gegen Entgelt, uns dienstbar machen konnten; trotzdem das Feuer an den Kais gewütet und zumal leider die großen Petroleumtanks zerstört hatte, waren diese Vorräte noch überwältigend. Uns, die wir nach dem weisen Ratschlag des christlichen Englands dem langsamen Verhungern ausgesetzt, dem jedenfalls alle Zufuhren aufs äußerste erschwert waren, kam so mancher in Antwerpen gemachter Fund sehr gelegen. Da gab es u. a. Flachs und für zehn Millionen Mark Wolle, Kupfer und Silber im Wert einer halben Million, Gummi, Mehl, Kakao, Kaffee und Tee. Wochen vergingen, ehe die deutsche Verwaltung einen Überblick gewonnen hatte.

Darüber aber, was Antwerpen für Deutschland bedeutet — und Deutschland für Antwerpen schrieb eine berufene Feder nach der Eroberung in der Frankfurter Zeitung:

„Die einzige belgische Handelsschiffahrtslinie von Bedeutung hat ihren Sitz in Antwerpen. Die belgische Linie führt den Namen ‚Red Star Line', und an der Spitze dieses Unternehmens steht ein Deutscher, und die wichtigsten Beamten



Von flüchtenden belgischen Truppen in Antwerpen zurückgelassene Ausstattungsstücke
Im Hintergrund der Steen. Phot. R. Sennecke

sind wiederum Deutsche. Ein prächtiger, weißhaariger Eisenkopf mit blauen, jungen, flinken Augen ist dieser deutsche Führer der größten belgischen Dampfschiffahrtslinie, und wenn die Tausende von Arbeitern im Hafen streikten, um ihre oft sehr berechtigten Wünsche durchzudrücken, so stand er auf der andern Seite, um die Interessen der belgischen Schiffahrtsunternehmer mit ruhiger, klarer Energie zu schützen, jener Deutsche mit dem Eisenschädel und dem jungen blauen Auge, und alle andern folgten ihm.

Es wohnte in Antwerpen, bis er fliehen mußte, ein Mann, den sie den König Albert nannten. Jener zweite König Albert, der Vertreter des Norddeutschen Lloyd, der mit seinem Vornamen Albert heißt, gab Feste, zu denen die Minister kamen. Dort gaben sie dann wichtige offizielle Erklärungen bei Tische ab, wie das die englischen Minister in Guild Hall oder bei den Banketten der mächtigsten Parteien taten. Eine der größten, breitesten und vornehmsten Straßen haben die Antwerpener nach ihm genannt, als sie den mächtigen Schiffahrts- und Handelsherrn noch umschmeichelten. Dieser machtvolle König Albert der Zweite ist ein Deutscher.

Antwerpens Unternehmungen erstrecken ihre gigantische Tätigkeit auf alle Weltteile. Ganze Distrikte in Afrika und Südamerika gehören ihnen, und dem belgischen Handel haben sie einen unerhörten Schwung gegeben. Ihre Leiter sind wiederum Deutsche.

Riesige Fabriken lagern bei Antwerpen, die Zehntausenden von Arbeitern Brot geben. Die Besitzer sind Deutsche. Und die Dampfboote, die das Getreide von den Schiffen holen und rheinaufwärts bringen, sind deutsch, ebenso wie die Männer, die den Handel mit dem Getreide aufrecht erhalten. Und die Arbeit dieser

Männer hat der Kurve des Durchfuhrhandels von Belgien einen steilen Ruck aufwärts gegeben. Der Hafen wurde zu eng und die Maschinen zu wenig für diese tosende, kreisende und unbändige Arbeit, bei der immer Deutsche an der ersten Stelle standen. Fuhrmann, Mallinckrodt, Bary, Grisar, Diedrich, Bunge, Eife und andere sind die Träger von Antwerpens Schiffahrt und Handel. Die Antwerpener schmeichelten sich, zu den Gesellschaften dieser Deutschen geladen zu werden. Man kann es wohl sagen: Antwerpen ist vor allem durch Deutsche zu der außerordentlichen Blüte und zu dem Wohlstand gebracht worden, der in den letzten Jahren immer rascher anwuchs. Die Engländer und Franzosen sagten neidisch in ihren Hetzartikeln, Antwerpen sei eine deutsche Stadt. Als der Krieg ausbrach, haben die unteren Klassen eine Hetze gegen dieselben Deutschen inszeniert, vor denen sie zuvor krochen, und die mittleren und die wohlhabenden Stände wurden von dieser Hetze mitgerissen. Es ist zwar niemand ermordet worden oder auch nur mißhandelt, und es sind auch keine Privathäuser der Deutschen eingeschlagen worden, wie es anfangs hieß, aber alle Deutschen hat man zum Lande hinausgejagt, und die, die der Stadt am meisten Wohltaten erwiesen haben, am ersten. Mallinckrodt hat eine Badeanstalt in dem seit zwanzig Jahren als Festungswerk aufgegebenen Graben bei den ebenfalls seit zwanzig Jahren unbrauchbar gewordenen Wällen für das Volk anlegen lassen. ‚Er hat spionieren wollen von dieser Badeanstalt aus!‘ schrie dasselbe Volk, das ihm früher nicht genug Lobsprüche sagen konnte. Selbst Deutsche, die naturalisiert waren, mußten fort, ebenso die, deren Söhne in der belgischen Armee dienten. Alle, alle wurden vertrieben, und als die deutschen Soldaten einzogen und Antwerpen wirklich deutsch wurde, gab es keine Deutsche mehr in Antwerpen. Man wird bald zur Besinnung kommen, und die deutschen Bürger werden zurückkehren; denn ohne Deutsche ist Antwerpen eine verlorene Stadt, ohne Deutsche droht Antwerpen das Schicksal Brügges, das schön ist und traumhaft — aber tot . . .“

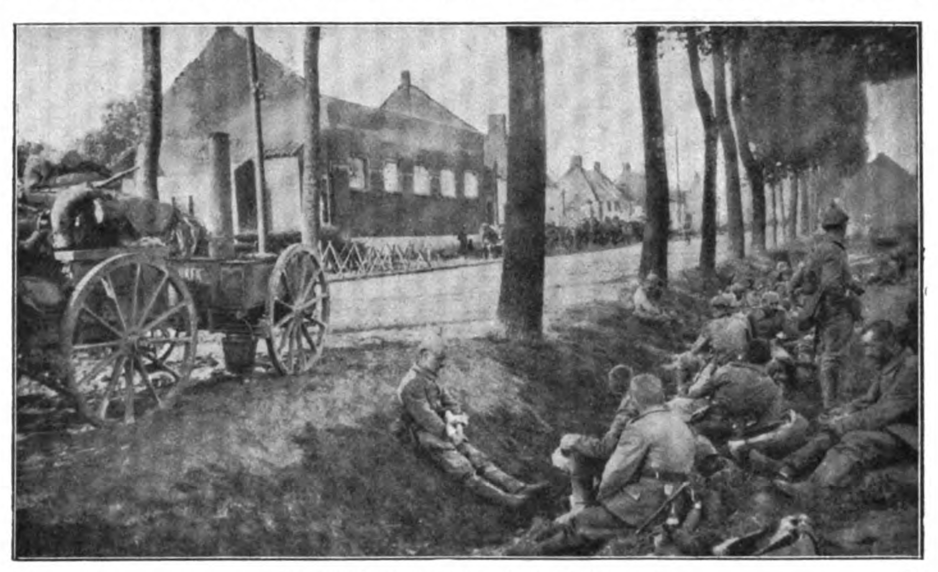
Erste Kämpfe um Lille. Anfang Oktober 1914

Unmittelbar fast, nachdem die Riesenfestung gefallen, nahmen wir einen Hauptstützpunkt in Nordfrankreich fest in unsere Hand: das schöne, reiche, gewerbtätige Lille. Ein kleines hübsches Büchlein „Lille in deutscher Hand“ (Verlag der Liller Kriegszeitung) gibt von der Eroberung der Stadt ein anschauliches Bild, das etwas gekürzt hier wiedergegeben sei.

Zwei kleine deutsche, aus allen Waffen gemischte Abteilungen waren Anfang Oktober gegen Lille in Marsch gesetzt worden: die eine unter General Graf Schulenburg von Douai aus; die zweite unter General Wahnschaffe hatte in letzter Zeit schon im Raume nördlich Lille einen wechselvollen, interessanten Kleinkrieg geführt, als sie in Tournai am 4. Oktober Befehl erhielt, gegen Lille vorzugehen, das vom Feinde frei gemeldet worden war. Diese Meldung erwies sich als irrig. Die Angriffe beider



General der Infanterie v. Laffert



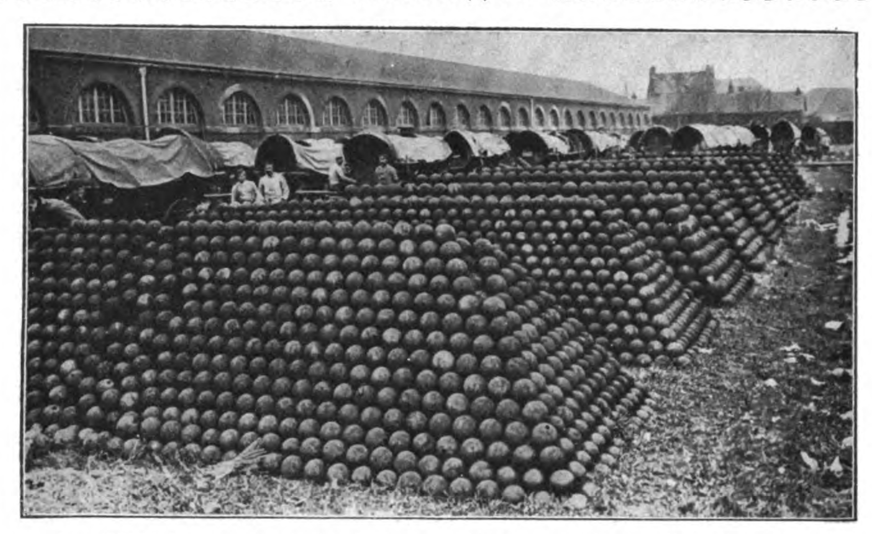
Rast im Straßengraben. Phot. L. Boedecker

Abteilungen erhielten schon vor Lille starkes Feuer, und wir mußten trotz wackeren Zugreifens nach anfänglichen Erfolgen den Kampf abbrechen. Auch ein zweites Vorgehen des Generals Wahnschaffe am 11. Oktober mißlang.

Die Sachsen in Lille

Am selben Tage aber war ein sächsisches Armeekorps unter dem General der Infanterie v. Laffert, kürzlich erst aus den Schützengräben der Champagne abgelöst und nach Norden verschoben, im Raum Pont-à-Marcq-Attiches, südlich Lille, eingetroffen. Das Generalkommando hatte von den bisherigen, nicht glücklichen Kämpfen um Lille keine Nachricht, im Gegenteil erfahren, daß die Stadt am 11. vom General Wahnschaffe besetzt worden wäre. So marschierte das Korps fast friedensmäßig mit schwachen Sicherungen. Von Westen her freilich schallte starker Kanonendonner; man wußte, daß dort der rechte Flügel der Armee bis Lens und die Kavallerie nördlich davon bei Ectaires-Bethune in heftigem Kampf gegen von Westen andringende Kräfte ständen. Als nun am frühen Nachmittag die Truppen in ihre Quartiere kamen, das Generalkommando nach Versée, traf es dort die zuverlässige Nachricht, daß Lille nicht in deutscher Hand, vielmehr stark vom Feinde besetzt wäre; auch wären weitere feindliche Truppen von Dünkirchen her im Antransport. Auf die entsprechende Meldung an das Armee-Ober-Kommando kam der Befehl, Lille anzugreifen; das Detachement Wahnschaffe sei dazu dem Korps unterstellt. Die Truppen wurden sofort alarmiert, Kavalleriepatrouillen gegen Lille zur Aufklärung vorgeschickt.

Nach sehr anstrengendem Marsch erreichten die Sachsen am Abend die Fortslinie, fanden sie unbesetzt, stießen aber vor der Stadtumwallung auf kräftigen Widerstand. Ein weiteres Vorgehen in der Nacht schien aussichtslos, zumal die Umwallung, im Süden, Südosten und Südwesten lückenlos, mit hohen Wällen und tiefen, zum Teil versumpften Gräben als ein sturmfreies Hindernis erschien. Der Angriff wurde daher auf den nächsten Morgen verschoben. In der Nacht gingen brave Pioniere vor und stellten fest, daß die Bahnhöfe nicht besetzt seien;



Französische Kugelbomben, in den Festungswerken von Lille erbeutet. Phot. W. Braemer

ein Ulanenregiment sprengte durch Offizierspatrouillen die Bahnen Lille—Armentieres und Lille—Quesnoy, um einen vorzeitigen Abmarsch des Gegners zu verhindern, und sicherte nach Nordosten; ein Husarenregiment stellte die Verbindung mit dem Detachement Wahnschaffe östlich Lille her.

In aller Morgenfrühe des 12. Oktober begann der Angriff. Eine Infanteriedivision (Generalleutnant Goetz von Olenhusen) ging beiderseitig der Straße Pont-à-Marcq—Lille, eine Brigade westlich der Straße Seclin—Lille vor; eine andere Brigade griff um Lille herum, stieß gegen die Zitadelle vor, um dem Gegner den Abmarsch nach dem Westen zu sperren. Es kam zu heißen Kämpfen, zumal beim Sturm auf die Porte de Douai; an der Porte de Douai erlitt der brave junge Artillerieleutnant Elßner, der mit einer Kühnheit sondergleichen seine zwei Geschütze durch den Torbogen vorwärts, bis vor die kämpfende Infanterie, gebracht hatte, den Heldentod.

Übergabe von Lille. 12. Oktober 1914

Noch einmal wurde die Übergabe abgelehnt. Als aber dann das Feuer der Feldartillerie die Stadt überschüttete, als die Infanterie durch das Douai-Tor im Sturmlauf eingedrungen war, als einige Geschütze unter Leutnant Niemeier von den Wällen selbst aus auf die Häuser das Feuer eröffnet hatten, erschien gegen drei Uhr nachmittags als Parlamentär der Major Delorme von den französischen Chasseurs à Cheval vor den einrückenden Truppen; mit ihm begab sich der Kommandeur des nächsten Infanterieregiments, begleitet von mehreren Offizieren, darunter dem Prinzen Georg von Bayern, zum Kommandanten der Stadt, Oberstleutnant de Pardieu, der Lille bedingungslos übergab. Über 4500 Gefangene, über 200 Geschütze, reiches Kriegsmaterial aller Art war die Siegesbeute.

Unter frohen Gesängen zogen die Sachsen in die Stadt ein. Freilich nur, um sie fast sofort wieder zu räumen. Vom Westen her schallte immer stärker Gefechtslärm herüber und rief sie zu neuen Aufgaben, den Engländern entgegen. Das Detachement Wahnschaffe, das am 13. vormittag in Lille einrückte, erhielt den Auftrag, Ordnung in das Chaos zu schaffen, das die Sieger vorfanden.

Die Stadt brannte. Ein Mitkämpfer, Vizefeldwebel Romanowski, erzählt: „Vor dem Bahnhof trafen wir auf zwei Abteilungen Pioniere, die bereits Vorbereitungen zur Sprengung des großen, schräg dem Bahnhof gegenüberliegenden Gebäudes unternommen hatten. Oberst Schmidhuber inzwischen gab beiden Abteilungen, einer preußischen Landsturm- und einer bayerischen Landwehr-Pionier-Kompagnie, die Befehle zu den Sprengarbeiten und stellte den einzelnen Gruppen die Zivilpolizei zur Verfügung. Und damit begann der Riesenkampf gegen die Elemente, denen nicht, wie in Friedenszeiten, ein Haus, eine Mühle, ein Warenmagazin oder Heuschuppen, sondern Tausende von großen und kleinen, öffentlichen und privaten Gebäuden anheim gefallen wären. Was da von den beiden braven Kompagnien deutscher Pioniere in unermüdlicher Arbeit bewältigt wurde, ist über jedes Lob erhaben.

Immer wieder wurden Dynamitmengen angelegt, um das bereits erwähnte Bauwerk am Bahnhof zum Wanken zu bringen. Alle technischen Hilfsmittel schienen an den festgefügten Grundwerken des Hauses abzuprallen. Doch endlich sah der führende Pionieroffizier seine Anstrengungen von Erfolg gekrönt: unter ohrenbetäubendem Lärm stürzten die Stockwerke zusammen.

Weiter ging's unaufhaltsam, zur Börse, zum Neuen Theater, und so fort. An allen Plätzen traten die Pioniere in Tätigkeit; je nach der Wichtigkeit des Ortes und dem Umfang des Feuers wurde die Stärke der Abteilungen bemessen.

Wieder überschritten wir die Grande Place: das nächste Ziel bildete die Kathedrale von St. Maurice, die rings von brennenden Häusern umgeben war.

Vergeblich suchte man allerorts nach dem geistlichen Oberhirten der Diözese, dessen Kathedrale, der kirchliche Stolz von Flandern, in starker Feuersgefahr stand. Weder er noch ein anderer Angehöriger des Domkapitels wurden angetroffen. So gab Oberst Schmidhuber den Befehl, die Türen des Gotteshauses zu öffnen, um



Der Große Markt in Lille. Phot. W. Braemer

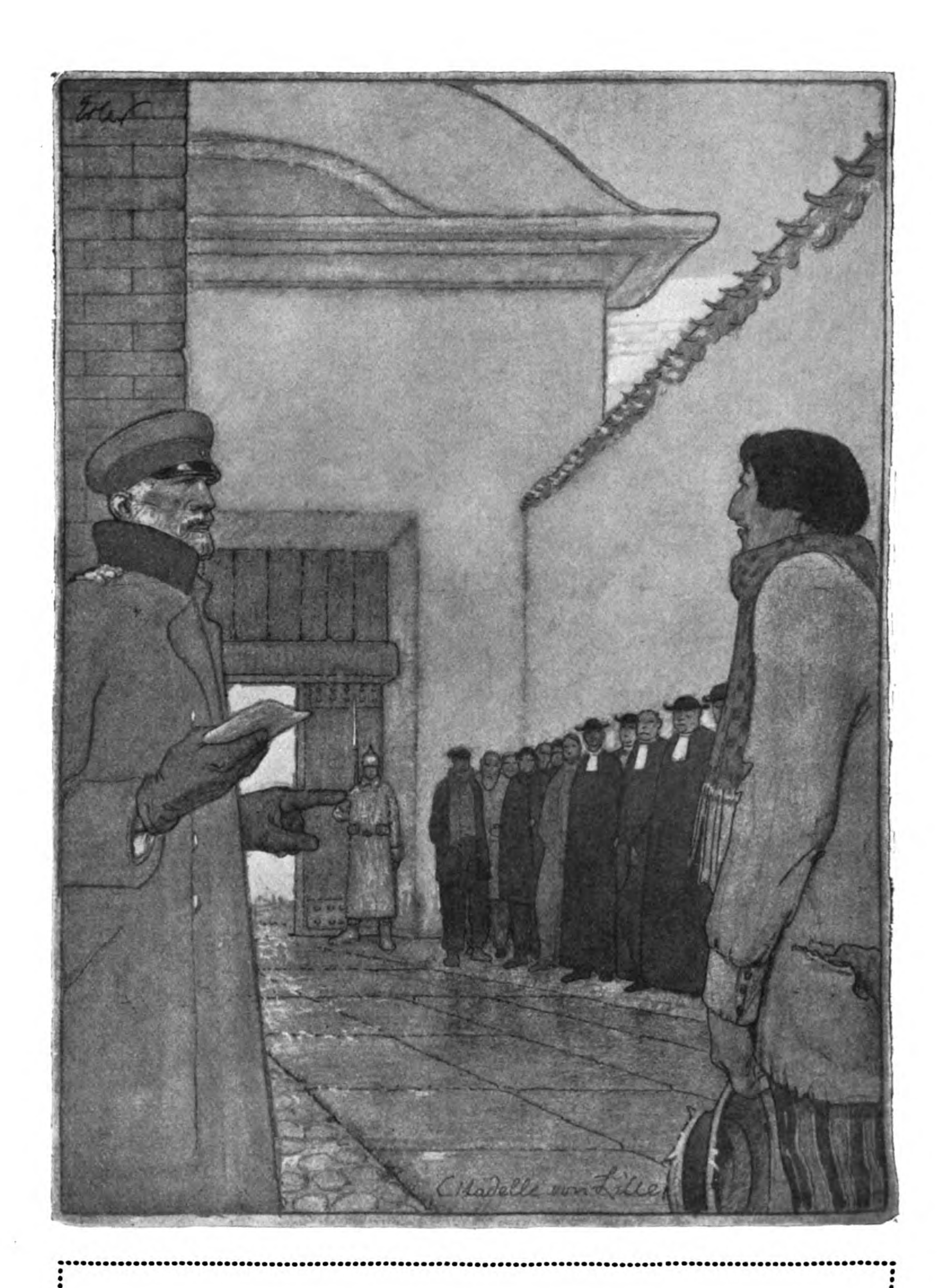


Der stellvertretende Kommandeur des Freiwilligen Automobilkorps versucht Flüchtlinge aus Lille zur Rückkehr nach der Stadt zu bewegen. Phot. W. Braemer

zuvörderst die strohgeflochtenen Betstühle, die die dringendste Gefahr bildeten, entfernen zu lassen. Gleichzeitig sollten geschichtliche Wertsachen und Kostbarkeiten religiöser Kunst in Sicherheit gebracht werden. Als die nächtliche Prozession militärischer Kerzenträger durch die dunkeln Hallen von St. Maurice wandelte, ein Gemälde nach dem andern mit mehr oder minder kunstkritischem Blick musternd, mag wohl manchem der stille Gedanke gekommen sein: das sind dieselben Barbaren, die eine Welt von Lügnern zu Zerstörern der Kathedrale von Reims und anderer weltgeschichtlicher Stätten stempeln möchte.

Nach geraumer Zeit erschien bestürzt der Bischof von Lille an der Spitze seiner Geistlichen und bat den deutschen Führer um Beistand in dieser bedrängten Lage. Der Oberst drückte dem hohen Geistlichen sein Beileid zu der Katastrophe aus, äußerte aber seine Befürchtung, daß angesichts des starken Windganges wenig Hoffnung für die Erhaltung der Kathedrale vorhanden sei. In der Kirche, besonders in der hinter dem Hochaltar dem Bahnhof zuführenden Seitenstraße, schien die Feuersbrunst in der Tat stärker denn je aufzulodern, so daß ringsum Tageshelle herrschte.

Die städtischen Einrichtungen versagten leider vollkommen. Hochdruck konnte nicht erzielt werden, denn die Schläuche wiesen allerlei Schäden auf, die Herren Pompiers kommandierten, schrien durcheinander in echt lebhaft französischer Art, der Schluß war aber stets der, daß das Militär auf die Mitarbeit der französischen Pompiers und deren Löschgerät verzichtete und auf seine eigenen Hilfsmittel zurückgriff. Nur dadurch gelang es der wackeren deutschen Truppe, neben zahllosen Privathäusern die wichtigsten öffentlichen Gebäude, die Kathedrale, Mairie, Börse, das Neue Theater usw. vor Feuerschaden zu bewahren. Lag die Vermeidung allzu großen Brandschadens nach Besitzergreifung der Stadt aus vielen Gründen auch durchaus in deutschem Interesse, so verdankt doch die Liller Bürgerschaft dem — leider inzwischen, viel zu früh, verschiedenen — damaligen Kommandanten Oberst Schmidhuber unendlich viel. Die Öffentlichkeit ahnt es heute kaum, wieviel. Er



In der Zitadelle von Lille

Zeichnung von Professor Fritz Erler

Aus dem Mappenwerk „1914/1915. Von Fritz Erler und Ferdinand Spiegel".
(Verlag der Vereinigten Kunstinstitute A.-G. vorm. Otto Troitzsch, Berlin-Schöneberg)

wird aber für alle, die ihn in jenen verantwortungsreichen Stunden am Werke sahen, das Vorbild eines ritterlichen, zielbewußten deutschen Offiziers bleiben. — Nach Beseitigung der dringendsten Brandgefahr setzte für den Stab eine neue Tätigkeit auf einem unermeßlich scheinenden Arbeitsfeld ein. Galt es doch nunmehr, die ersten Schritte zur Einrichtung der Kommandantur zu unternehmen. Alle großen und öffentlichen Gebäude wurden im Automobil aufgesucht. Das Endergebnis der Fahrt bestand in der Wahl des Bankinstituts Credit du Nord für die Geschäftsräume der Kommandantur. Das in derselben Straße dem Bankhause gegenüberliegende Hotel Bellevue wurde zur Unterkunft des Stabes bestimmt.

Doch an eine Rast daselbst war nicht zu denken. Oberst Schmidhuber begab sich zum Sitzungssaal der Mairie und ließ dort die Geiseln der Stadt antreten. Unter den Geiseln befanden sich die bekanntesten Persönlichkeiten von Lille, so der Bischof, Präfekt, Bürgermeister, Universitätsrektor.

Als wichtigste und dringlichste Aufgabe wurde der Stadtverwaltung auferlegt, bis zum Nachmittag dreihundert männliche Arbeiter heranzuschaffen, um den Wust von Steinen, Müll, Unrat aus den Hauptverkehrsstraßen zu entfernen. Nicht minder denkwürdig in dem Chaos hundertfältiger Arbeiten, Zwischenfälle und charakteristischer Bilder unmittelbar nach der Einnahme erscheint mir dann die Vorführung der französischen, englischen und farbigen Kriegsgefangenen zwecks Verhörung und Weitertransport. Die auf nur wenige Köpfe verteilte Arbeitslast hatte bald einen Umfang angenommen, daß Tage und Nächte nicht auszureichen schienen.

Am 18. Oktober wurde die bayerische Etappenkommandantur abgelöst und durch die von der Obersten Heeresleitung eingesetzte Erste Kommandantur (jetziges Gouvernement) und die zweite Kommandantur der Festung Lille ersetzt. Ein hervorragender artilleristischer Fachmann sollte die Befestigungen neuzeitlich ausbauen. Auch die militärische und zivile Verwaltung erfuhr nun ihren grundlegenden Ausbau."

Mit dem 18. Oktober übernahm auch der General der Artillerie v. Heinrich als Gouverneur den Oberbefehl über Stadt und Festung.

Lille unter deutscher Verwaltung

Lille ist seitdem, in deutschen Händen, zu einem der Mittelpunkte des besetzten Nordfrankreichs geworden. Die alte, einst durch Vauban erbaute Festung, mit ihrem weiten Kranz neuer Forts Brudues, Mons en Bareuil, Sainghin, Seclin, Englos, Vert Galant usw. und Zwischenwerke wurde von deutschen Kriegstechnikern ausgebaut; derart, daß Engländer und Franzosen wie auf Granit gebissen hätten, wenn sie wirklich einmal bei einer ihrer Offensiven bis an die Werke gelangt wären.

Neues starkes Leben, in dem freilich das Feldgrau überwog, flutete durch die Stadt, die zugleich ein wichtiger Eisenbahnknoten ist: die deutsche Organisation schuf denn auch bald die „direkten" Züge Berlin—Lille.

Auch die größte der zahlreichen deutschen Kriegszeitungen, von dem Hauptmann der Landwehr Paul Oskar Höcker vortrefflich geleitet, erschien hier bald und fand einen nach Zehntausenden zählenden Absatz. Denn der deutsche Soldat begehrt im Kriege nicht nur nach leiblicher Nahrung, nach dem Erzeugnis seiner geliebten



Lille November 1914

Zeichnung von Prof. Fritz Erler

(Aus dem Mappenwerk „1914·1915. Von Fritz Erler und Ferdinand Spiegel“. Verlag der Vereinigten Kunstinstitute A.-G., vorm. Otto Troitzsch, Berlin-Schöneberg)



Gulaschkanone: er will auch lesen — und immer wieder lesen. Selbst im Schützengraben und im Unterstand, unter dem Feuer der schwersten feindlichen Geschütze, durfte dem Feldgrauen ein Buch und eine Zeitung nicht fehlen. —



Der Kopf, das Wahrzeichen der Liller Kriegszeitung

Weiter und weiter hatten sich inzwischen die Versuche des Gegners, die rechte deutsche Flanke zu umklammern, zu durchbrechen und Belgien zu befreien, ausgedehnt. Wir begegneten diesen krampfhaften Bemühungen zunächst mit unserer Reiterei, während auch der Feind zur Verschleierung starke Kavalleriemassen einsetzte. So war es schon am 10. zu harten Kämpfen, westlich Lille und bei Hazebrouk, in denen zwei französische Reiterdivisionen vollständig geschlagen wurden, gekommen, und wir hörten bereits, wie deutsche Korps, von anderen Teilen der Front fortgezogen, in Flandern neu eingesetzt wurden. Hier folgten bald große, starke jungformierte Truppenverbände, die sich unter der bewährten Führung des Herzogs von Württemberg zu einer neuen Armee zusammenschlossen.

Die Armee des Herzogs von Württemberg in Flandern

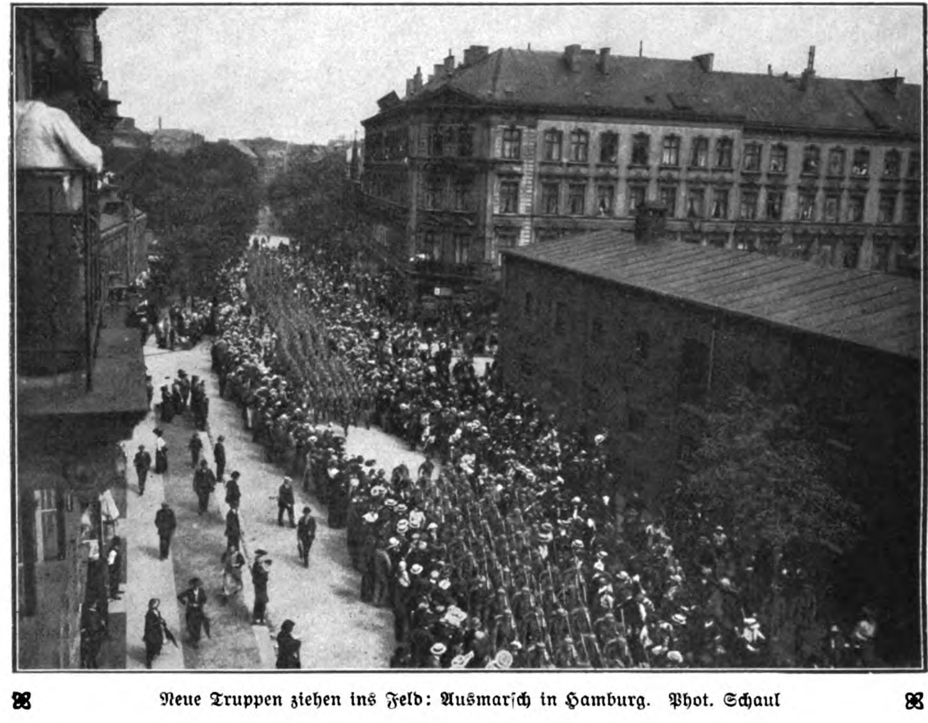
Leider gelang es aber nicht, den aus Antwerpen noch rechtzeitig geflüchteten Engländern und dem Reste der belgischen Armee den Rettungsweg zu sperren. Unsere während der Belagerung gefesselten Kräfte hatten nicht ausgereicht, die Rückzugsstraßen zu verlegen. So mußten wir uns im wesentlichen auf die Verfolgung beschränken, die in dem abschnittreichen Lande wiederholt auf Widerstand stieß, dessen Überwältigung mindestens immer neuen Zeitverlust erforderte.



Hauptmann d. L. Paul Oskar Höcker, der Leiter der Liller Kriegszeitung. Phot. Becker & Maaß

Trotz allem: am 14. Oktober schon besetzten wir Brügge, am 15. grüßten unsere „Blauen Jungens“ begeistert bei Ostende das Meer. Vergebens versuchten die Franzosen, am 18. bei Rousselaere (Roulers) in einer starken Stellung die Flüchtenden aufzunehmen; sie wurden geworfen und gingen in südwestlicher Richtung zurück. Die Belgier fanden schließlich, aufs schwerste erschüttert, Anschluß an die feindliche Linie, die sich nun bis ans Meer erstreckte. Und die Deutschen wurden am Yserkanal, von Armentieres über Ypern und Dixmuiden bis zu den Dünen der Nordsee, in denen unsere Marine treulich Ausschau nach Englands Flotte hielt, einer durch Natur und Kunst gleich starken Stellung gegenüber, zum Halt gezwungen. Hier entspannen sich, unter beiderseitigem Einsetzen immer weiterer Kräfte, langwierige neue Kämpfe, überaus schwer und überaus blutig. Ein besonderer Abschnitt muß ihnen später gewidmet werden.

Besetzung von Brügge. 14. Oktober. Besetzung von Ostende. 15. Oktober 1914



Neue Truppen ziehen ins Feld: Ausmarsch in Hamburg. Phot. Schaul



Zehnter Abschnitt

Der russische Vorstoß in Galizien; die erste Belagerung von Przemysl. Hindenburgs Offensive in Südpolen gegen Iwangorod und Warschau. Die Umgruppierung unserer Kräfte. Der neue Einmarsch unter General v. Mackensen in Polen. Die Schlachten bei Wloclawek und Kutno, der Durchbruch bei Brzeziny. Lodz in deutscher Hand. Die Kämpfe in Westgalizien bis zur Schlacht von Limanowa. Die russische Offensive auf der ganzen Ostfront zusammengebrochen.

Tannenberg und die erste Masurenschlacht waren geschlagen, die Narewarmee war vernichtet, die Njemenarmee, nach starken Verlusten, im vollen Rückzug in der allgemeinen Richtung auf Kowno. Meister Hindenburg hatte die Verfolgung mit aller Kraft, unter höchster Anstrengung der Marschleistung seiner Truppen, aufgenommen; Suwalki war am 14. September besetzt worden.

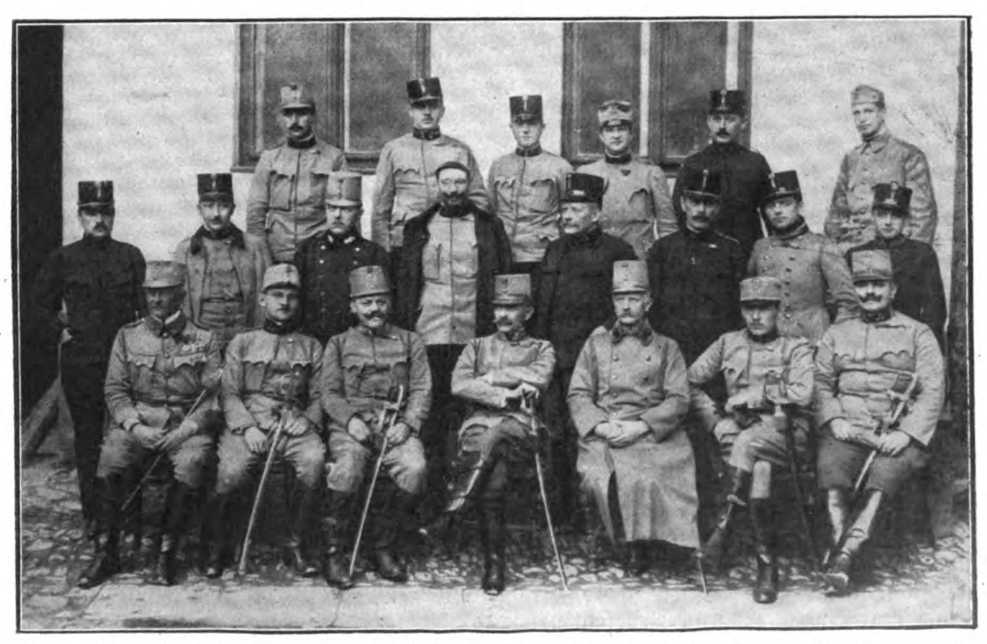
Zur Verfolgung hatte Hindenburg zwei Heeresgruppen angesetzt. Die eine, südlichere, hauptsächlich aus Landwehrtruppen bestehend, drang mit einer Seitenkolonne über Grajewo gegen die kleine Festung Ossowiec vor, deren Beschießung am 29. September begann; an sich ziemlich unbedeutend, hatte Ossowiec als Bahnsperre eine gewisse Bedeutung. Nicht durch die Stärke ihrer Werke, wohl aber dank ihrer der Verteidigung äußerst günstigen Lage in einem überaus sumpfigen Gelände entwickelte der Ort eine ungeahnte Widerstandskraft, größer fast als die irgend einer anderen von uns bekämpften russischen Festung. So blieb auch die erste Beschießung vorläufig erfolglos, und erst nach langen Monaten, unter ganz veränderten Verhältnissen, fiel Ossowiec in unsere Hand.

Der Hauptteil der deutschen rechten Gruppe kam, in der allgemeinen Richtung auf Grodno vorgehend, zunächst bis Augustowo, wo sich ihr die 4. finnische Schützenbrigade entgegenstellte, die sie am 19. September empfindlich schlug. Weitere russische Vorstöße wurden vorerst erfolgreich abgewiesen.

Die linke deutsche Heeresgruppe hatte den Gegner in der Richtung auf die Festungen Kowno-Olita zurückgedrückt.

Schon wirkte aber die allgemeine strategische Lage der gesamten Ostfront auf die Entwickelung im nördlichsten Teil des Kriegsschauplatzes derart ein, daß taktische Einzelerfolge nicht mehr entscheidend ins Gewicht fallen konnten. Erinnern wir uns, daß unsere Verbündeten nach heldenhaftem Widerstand gegen einen dreifach überlegenen Gegner am 11. September die Schlacht bei Lemberg abbrechen und sich zum Rückzug hinter den San entschließen mußten. Auch die Russen waren so schwer erschüttert, daß sie die Vereinigung der einzelnen österreichisch-ungarischen Heeresteile nicht hindern konnten und diesen eine kurze Pause zur Sammlung und Auffrischung gewähren mußten. Bald aber flutete die Übermacht aufs neue an; es kam zu längeren, hin und her wogenden Kämpfen, die schließlich unsere Bundesgenossen zwangen, den größten Teil Ostgaliziens aufzugeben. Sie gingen zu einem Teil in der Richtung auf Krakau, zum anderen Teil auf die natürliche Grenzscheide der Karpathen zurück. Damit blieb die große Festung Przemysl der eigenen Verteidigungskraft überlassen. Ihr Kommandant, der wackere General Kusmanek, war aber entschlossen, das ihm von seinem Kaiser anvertraute Gut bis zum letzten zu halten. Schon am 22. September war die Festung, deren Besatzung kaum über 50000 Mann betrug, durch fünf russische Korps eingeschlossen, und der Befehlshaber der Belagerungsarmee, der ehemals bulgarische General Radko Dimitriew, ein rücksichtsloser Draufgänger, der später zum

Die erste Belagerung von Przemysl. 22. September 1914



General Kusmanek, der Verteidiger von Przemysl, mit seinem Stabe. Phot. Carl Seebald

Dank für sein zeitweise fast sinnloses Verschwenden von Menschenmaterial den russischen Fürstentitel erhielt —, forderte Kusmanek zur Übergabe auf. Er erhielt die kurze und schneidige Antwort, daß der Festungskommandant „es unter seiner Würde finde", auf solch „schimpfliches Ansinnen" zu antworten. So begann am 3. Oktober die erste Belagerung von Przemysl mit einer starken Beschießung, der bald wütende Anstürme folgten, die immer blutig abgeschlagen wurden. Wir werden davon noch hören.



General Radko Dimitriew, der Belagerer von Przemysl

Immerhin war die Lage unserer Verbündeten ohne Zweifel mißlich. Schon hatten die Russen auch die Bukowina überflutet und drangen über einzelne Karpathenpässe nach Ungarn ein. Das Maramaroser Komitat wurde von ihnen besetzt, und die russischen Zeitungen verkündeten bereits den Marsch auf Budapest, ja auf Wien. Eine Kunde, die von der gesamten Presse Frankreichs und Englands selbstverständlich mit begeisterten Glückwünschen und sicherem Glauben aufgenommen und ausgesponnen und die weiter, bei der vollkommenen Beherrschung aller Kabelverbindungen durch die britische Willkür, in aller Welt verbreitet wurde.

Es sollte aber wieder einmal anders kommen: Die deutsche Heeresleitung stand von einer weiteren Verfolgung der in Ostpreußen errungenen großen Siege ab, um dem bedrängten Bundesgenossen die Bruderhand zu reichen.

Neuer russischer **Vorstoß** gegen Ostpreußen

Zunächst hielten wir noch die besetzten russischen Landesteile an der Nordfront, trotzdem wir bedeutende Kräfte unseres dort kämpfenden Heeres zu anderer, sofort zu erörternder Verwendung abgaben, und trotzdem die Russen hinter ihrer Festungslinie Grodno—Olita—Kowno immer neue Massen zusammenzogen und mit diesen gegen uns vorstießen. Zwischen dem 1. und 3. Oktober wurde, um dies vorwegzunehmen, sogar die neugebildete russische Njemenarmee wiederum bei Augustowo hart angefaßt und geschlagen, wobei sie 3000 Gefangene, 18 Geschütze und viel Kriegsmaterial verlor; wir brachten den feindlichen Vormarsch im Gouvernement Suwalki auch zum Stehen, aber einzelne Nebenkolonnen drangen doch wieder in Ostpreußen ein. Mehr und mehr stellte sich heraus, wie die Russen neuerdings gewaltige Massen gegen unsere Front einsetzten; es konnte schließlich das Vorgehen z w e i e r Armeen, der 1. und der 10., festgestellt werden. So gingen wir in vorbereitete Stellungen an der Grenze zurück, wo dann die weiteren Angriffsversuche, wie z. B. am 9. und 10. Oktober, besonders bei Schirwindt, von unserer schwachen 8. Armee, deren Führung inzwischen an den General der Infanterie v. François übergegangen war, abgewehrt wurden. Unser Grenzgebiet war zu einem Nebenkriegsschauplatz geworden. Die großen Entscheidungen sollten an anderer Stelle fallen. Hindenburg war zwar Oberbefehlshaber auch hier geblieben, aber sein Hauptquartier hatte er verlegt — nach Südpolen.

Hier hatte nämlich die große neue Offensive eingesetzt, die zwischen der deutschen und österreichisch-ungarischen Heeresleitung vereinbart worden war.

Vormarsch gegen Iwangorod und Warschau. Ende September 1914

Für diese Offensive waren unsererseits alle im Norden irgend entbehrlichen Kräfte um die Septembermitte in den Raum Beuthen-Kreuzburg abtransportiert worden; südlich von ihnen standen bis Krakau die verfügbaren Kräfte der Bundesgenossen unter General Dankl, mit ihnen wieder das schlesische Landwehrkorps des Generals v. Woyrsch. Von hier aus sollte, am 28. September einsetzend, die Masse der deutschen Korps in der allgemeinen Richtung auf Iwangorod-Warschau gegen die Weichsel vorgehen, also auf dem westlichen Stromufer; die bereitgestellten österreichischen Kräfte sollten zunächst östlich der Weichsel den Vormarsch begleiten; in Aussicht genommen war eine Fortsetzung der Offensive über die Weichsel hinaus in den Rücken der in Galizien nachdringenden Russen.

Auf dem linken Weichselufer, das ja, wie früher erwähnt, von den Russen vorläufig aufgegeben war, war zunächst nur starke russische Reiterei — etwa sechs Kavalleriedivisionen — gemeldet, die vor dem deutschen Anmarsch zum Teil unter schweren Verlusten zurückwich.

Die Ende September über den Feind eingehenden Nachrichten ließen weiter erkennen, daß der unmittelbare Zweck der deutschen Offensive, die Entlastung der zwischen den Karpathen und der Weichsel zurückgehenden verbündeten österreichisch-ungarischen Armeen, schon mit ihrem Beginn voll erreicht war. Starke russische Kräfte hatten von den Österreichern abgelassen und wurden östlich der Weichsel im Vormarsch und Abtransport in nördlicher Richtung gegen die Linie Lublin—



Generalfeldmarschall Hindenburg mit seinem Stabe. Phot. A. Grohs
Im Bilde links neben Hindenburg Generalleutnant Ludendorff, der Generalstabschef, rechts Oberstleutnant Hoffmann, der erste Generalstabsoffizier. Weiter links Hauptmann Fleischmann, der Vertreter des österreichisch-ungarischen Generalstabes

Kazimierz gemeldet. Die den Russen in Galizien gegenüberstehenden Bundesgenossen bekamen dadurch Luft und konnten ihrerseits wieder gegen den San und Przemysl vorgehen.

In den ersten Tagen des Oktober schickten sich die Russen an, mit Teilen die Weichsel zwischen Sandomierz und Josefow zu überschreiten, anscheinend in der Absicht, mit diesen Kräften die nördlich und südlich Opatow gegen den Strom vorrückenden Verbündeten in der Front zu fesseln und, mit allem übrigen über Iwangorod vorgehend, den deutschen linken Flügel umfassend anzugreifen. Diese Absicht wurde durch den überraschenden Angriff überlegener deutscher Kräfte vereitelt. Ein deutsches Armeekorps stieß nämlich am 4. Oktober bei Opatow auf Vorhuten des Gegners und griff ihn, in der linken Flanke durch das rechtzeitige Eingreifen des Nebenkorps wirksam unterstützt, energisch an. Nach zähem Widerstand, besonders einer Garde-Schützenbrigade, wurden die Russen über den Strom zurückgeworfen, nachdem sie über 3000 Gefangene uns überlassen hatten. Am nächsten Tage schlug ein inzwischen herangezogenes weiteres Armeekorps zwei und eine halbe russische Reiterdivisionen, die mit Teilen der Hauptreserve von Iwangorod auf Radom vorgegangen waren; der Feind wich auf Iwangorod aus.

Gefecht bei Opatow. 4. Oktober 1914

Eine hübsche Episode aus dem Kampf um Opatow erzählt Hauptmann Burghard v. Veltheim unter der Überschrift: „Ein Maikäferstreich" von der 5. Kompagnie Garde-Füsilier-Regiments; „Maikäfer" werden bekanntlich die Garde-Füsiliere von den Berlinern genannt.

„Ohne auf ernstlichen Widerstand zu stoßen, waren wir unter Hindenburg von Oberschlesien her durch Südpolen vormarschiert. Erst dicht an der Weichsel bei Opatow kam es zum ersten Gefecht. Die 5. Kompagnie der Garde-Füsiliere lag als linke Seitendeckung der Division bei Podchoinki.

In und bei Opatow und im Tal der Opatowa hörte man lebhaftes Gewehr-, Maschinengewehr- und Artilleriefeuer, und die auf den Höhen überall wie Wattebäusche plötzlich in der Luft erscheinenden Schrapnellwölkchen zeigten, daß unsere Korps schon äußerst tätig waren und auch die Russen nicht müßig blieben.

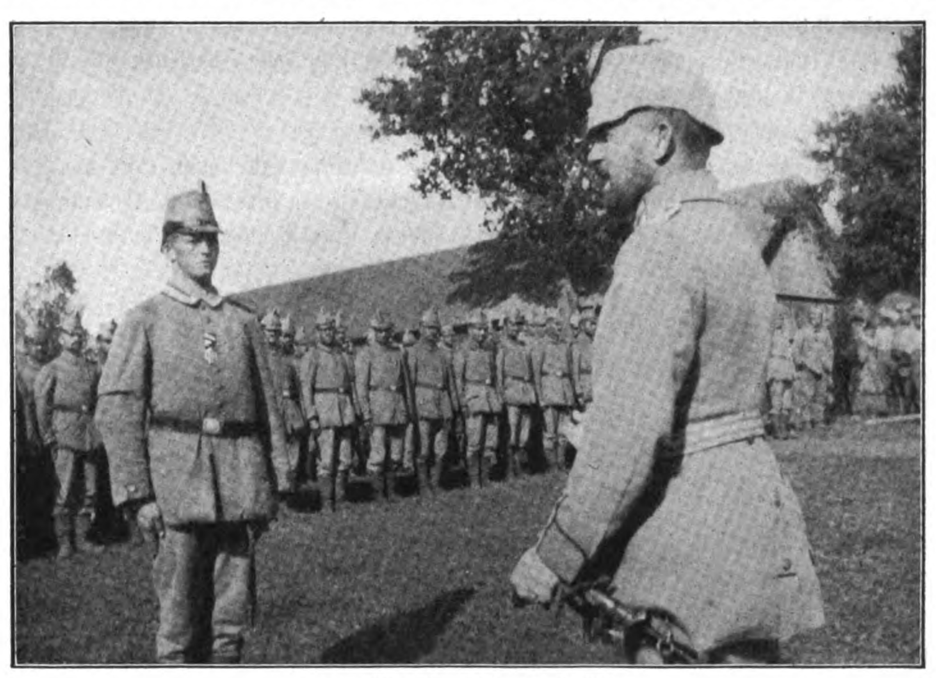
Mit einer Patrouille auf die Höhen östlich Brzezie vorgeritten, sah der Führer der fünften Kompagnie plötzlich lange russische Fahrzeug-Kolonnen, die in Richtung Nikislatka-Mala-Malice abfuhren.

Überzeugt, daß hier eine Überraschung gelingen könnte, ritt er so schnell wie möglich zur Division zurück und erbat für sich und seine Kompagnie den Sonderauftrag, sich an die feindlichen Kolonnen heranzuarbeiten, um zu versuchen, sie fortzunehmen.

Mit: ‚Na, meinetwegen, Sie Räuberhauptmann', war er entlassen und rückte nach Abmeldung bei den Vorgesetzten nach allseitigen Glückwünschen mit der Kompagnie nach Gierczyce ab, da das Gelände von hier aus am günstigsten schien.

Gegen 3 Uhr nachmittags erreichte die Kompagnie den Südrand von Gierczyce gleichzeitig mit russischen Sanitätssoldaten, die von Opatow kommend in den Häusern des westlichen Teils verschwanden.

Noch damit beschäftigt, Patrouillen zum Absuchen der Häuser zu bestimmen, kam die Meldung vom jenseitigen Dorfrande: „Russische Infanteriekolonne, Stärke



Das erste Kreuz in der Kompagnie

etwa eine Kompagnie, von Opatow auf Gierczyce im Anmarsch; lange feindliche Schützenlinien mit einzelnen Reitern gehen von Opatow, Richtung Waldstück südwestlich Gierczyce zurück."

Im Marsch-Marsch wurde die Kompagnie entwickelt. Zweieinhalb Züge besetzten einen Hohlweg, den Dorfrand nach Westen und Norden, ein halber Zug blieb in Reserve.

Mit Visier 400—800 wurde flankierend und überraschend das Feuer eröffnet, und von Panik ergriffen, suchten die näheren Schützenlinien der Russen Deckung hinter einzelnen Gehöften und Strohschobern, während die Entfernteren im Walde verschwanden oder nach Westen abbogen.

Sobald zwei in den Wald entsandte Gruppen auf die hinter den Häusern und Strohmieten versteckten Russen das Feuer eröffneten, warfen diese Waffen und Ausrüstungsstücke fort und ergaben sich. Dasselbe taten die in geschlossenen Gruppen auf dem Wege Opatow-Gierczyce herankommenden Russen, sobald sie Feuer von dem am Dorfrande liegenden halben Zug erhielten. Gegen 3 Uhr 20 Minuten nachmittags waren über vierhundert Gefangene zusammengebracht, alle zur Petersburger Garde-Schützendivision gehörend. Etwa zehn Minuten später erschien auf dem Wege Opatow-Mala-Malice feindliche Artillerie in Marschkolonne noch über zwei Kilometer entfernt und durch Höhen und Wälder verdeckt.

Leutnant H., Feldwebel M. und drei Gruppen wurden zur Sicherung der Gefangenen bei Gierczyce zurückgelassen, eine heikle Aufgabe für diese wenigen Männer: auf der Rückzugsstraße der Russen mit über vierhundert Gefangenen! Mit der ganzen übrigen Kompagnie ging es in schärfstem Laufschritt auf die Höhen zu, von denen ein Überblick auf den Weg Opatow-Mala-Malice möglich war.

Um 3 Uhr 40 Minuten nachmittags waren die Höhen erreicht, und mit Visier 1100 und 1200, teilweise sogar 900 Meter, konnten die Züge des Oberleutnants K., des Leutnants U. und der Halbzug des Vizefeldwebels W. das Feuer überraschend auf die im Schritt fahrende Artillerie eröffnen.

Sofort in rasenden Galopp übergehend, teilweise nach Süden in die Täler abbiegend, verschwand die Artillerie in der Talsenkung bei Mala-Malice. Eine ganze Anzahl Pferde war gefallen, und 5 Geschütze und 3 Munitionswagen blieben auf dem Wege nach Mala-Malice stehen.

Die ersten, die bei dem Wettlauf auf die Geschütze ihr Ziel erreichten, waren Vizefeldwebel W. mit der Gruppe des Gefreiten R. und die Unteroffiziere Sch. und W., von denen Sch. gleich beim Erblicken der Geschütze einfach durchbrannte und unter dem Rufe: „Ich muß meine Kanone haben" mit seiner Gruppe bis auf etwa 400 Meter an die fahrenden Batterien heranlief und erst dann Pferde und Bedienungsmannschaften abschoß.

Während die erheblich auseinandergezogene Kompagnie sich an den Geschützen zu schaffen machte und die einzelnen Gruppen vergeblich versuchten, aus den nur flüchtig unbrauchbar gemachten Geschützen einen Schuß herauszubringen, fluteten die russischen Massen über die Höhen westlich Nikislatka und östlich Mala-Malice zurück.

Plötzlich, gegen halb vier Uhr nachmittags erhielt die Kompagnie überraschend Feuer von den sich überall wieder einnistenden Russen, und die Gruppen waren gezwungen, schleunigst hinter den schnell aufgeklappten Schutzschilden der von ihnen eroberten Geschütze Deckung zu suchen. Ganz besonders hatte die Gruppe W. zu leiden, die versucht hatte, ein in die Schlucht gerolltes Geschütz wieder flott zu machen, und schließlich gezwungen war, auf die Höhen bei Vorvers Adamow zurückzugehen. Auch einer gegen halb sechs Uhr eintreffenden Offizierspatrouille des bis Duza gefolgten Reserve-Infanterieregiments ging es nicht besser.

Bis zur Dunkelheit lag die Kompagnie in heftigem Feuergefecht und wies jeden Versuch der Russen, sich wieder in Besitz der Geschütze zu setzen, energisch zurück, auf das beste unterstützt durch die Artillerie des Landwehrkorps Woyrsch, dessen Umklammerung sich immer mehr für uns entlastend fühlbar machte. Mit dem schwimmenden Lichte verschwanden auch die Russen, und die Kompagnie sammelte sich bei Vorvers Adamow.

Dank der Schutzschilde hatte die Kompagnie nur den Tod des Reservisten Jahr und des Gardefüsiliers Taurce zu beklagen; verwundet waren nur Leutnant d. R. N. und Reservist W., beide trotz Becken- und Bauchschuß verhältnismäßig wohlauf.

Nach Gierczyce zurückgekehrt, fand die Kompagnie den Halbzug mit den Gefangenen gesund und munter wieder vor, nur mit dem Unterschiede, daß sich die Zahl der Gefangenen um ein halbes Hundert vermehrt hatte!

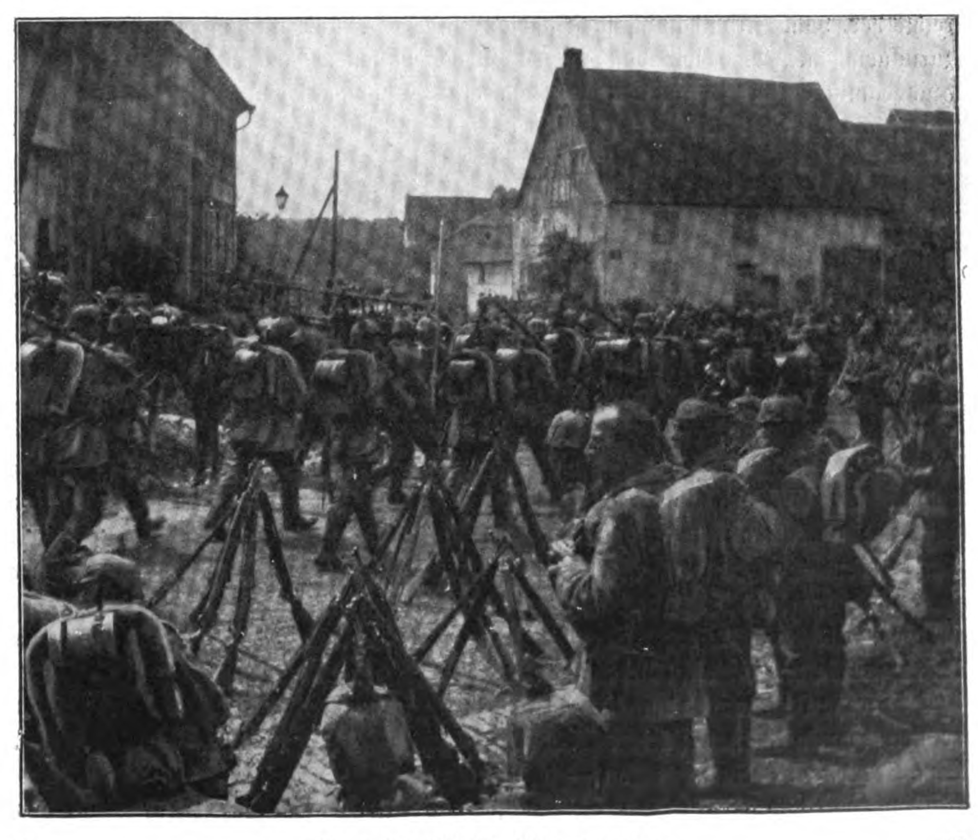
9 Geschütze, 14 Munitionswagen, 1 Fernsprechzug, 2 Offiziere, 36 Unteroffiziere, 406 Mann und ein als Soldat verkleidetes Frauenzimmer waren in unsere Hand gefallen, und hochbefriedigt vom Erfolg des Tages ging die Kompagnie zur Ruhe über mit dem Bewußtsein, gute Arbeit getan zu haben." ———

Die Russen gaben indes in der ihnen eigenen Zähigkeit ihre Absicht, über die Weichsel vorzustoßen, nicht auf. Weiter stromabwärts wurden in der Zeit zwischen dem 8. und 20. Oktober bei Kazimierz, Nowo-Alexandria, Iwangorod, Pawlowice und Ryczywol neue Übergangsversuche unternommen, die sämtlich und zum Teil unter sehr schweren Verlusten für die Russen von uns verhindert wurden. Die Hauptlast des Kampfes trug hier wieder das Reservekorps des Generals v. Gallwitz.

Aus den blutigen Gefechtstagen dieses Korps stammt der außerordentlich anschauliche Brief eines Adjutanten in einem höheren Stabe: „In unserer rechten Flanke hatten wir die Russen ordentlich verhauen, lagen nun vor Iwangorod, die vorderste Linie hübsch eingebuddelt, wir dahinter, recht und schlecht, wie es in diesen elenden Nestern geht. Unser Stab im besonderen hatte es sich auf einem freilich ganz zerstörten Gutshof behaglich gemacht. Am 10. Oktober wurde uns eine prächtige Nachtepisode bei Opatkowice nördlich Nowo-Alexandria beschert, ein Hurrastückchen zu vier Bataillonen in geschlossenen Bataillonen mit aufgepflanztem Seitengewehr und fröhlichem Drauf! Es war ein ziemlich leichter Erfolg, der uns gegen tausend Gefangene einbrachte ohne nennenswerte Verluste.

Gefecht bei Opatkowice. 10. Oktober 1914

Dann kamen schwere Tage, schwere, sehr schwere Stunden. Am 12. Oktober früh gegen halb zwei Uhr wurden wir plötzlich alarmiert. Ich mußte, was das



Rast vor der Schlacht. Phot. Obergaßner

Riemenzeug halten konnte, zum Generalkommando reiten — sechs Kilometer Galopp. Nördlich der Festung machten die Herren Russen, hieß es, Übersetzversuche; unsere Nachbarbrigade, die dort stand, wäre schwer bedrängt; wir sollten sie unterstützen. Querfeldein jagte ich zu meinem Stabe zurück und fand auch glücklich die Brigade. Wir marschierten nordwärts durch einen großen, stockdunklen Wald. Als wir endlich herauskamen, konnten wir die Gefechtslage ungefähr übersehen. Die Unsern waren gegen starke Übermacht in Bedrängnis. Es war klar, daß wir scharf zufassen mußten. Also los! Der Angriff ging auch ganz gut vorwärts, unsre braven Leute beißen ja immer fest an. Wir kamen bis auf ein paar hundert Meter an den Feind heran. Schade war nur, daß unsere prächtige Artillerie hier nicht recht zur Geltung kommen konnte, weil sie keine gute Wirkung in dem flachen Weichselufer hatte. Wir waren aber überzeugt, daß alles gut gehen würde. Doch da kam das Verhängnis. In unserer rechten Flanke lag ein Flußdamm, der anfangs nur schwach besetzt schien. So schwach, daß sich schon Patrouillen von uns anschickten, ihn zu übersteigen. Allmählich aber baute er sich zu einer Feuerlinie von größter Stärke auf, während uns vom andern Ufer her schwere russische Artillerie zudeckte. Der Angriff stockte, kam unter dem verheerenden Feuer nicht vorwärts. Wir begannen uns einzugraben, um wenigstens das gewonnene Gelände zu behaupten. Es mußte gelingen. Uns gegenüber blieben die Russen liegen, begnügten sich, zu schießen — zu schießen. Aber von rechts her, vom Stromdamm, stießen die Feinde vor. Wir mußten unsere Batterien zurücknehmen. Was wir von unsern zurückgehaltenen Reserven gegen den Unglücksdamm vorwerfen konnten, war wie ein Tropfen auf den heißen Stein.

Ich wurde zu unsern Nachbarn geschickt, Verstärkung zu holen. Dort war aber auch alles bereits eingesetzt. So ritt ich zum Generalkommando weiter. Wieder ließ ich meinen Gaul laufen, was er hergeben konnte. Ich erhielt die Zusage, daß wir unterstützt werden sollten. Auf dem Ritt zur Brigade sah ich, wie unsere Tapferen aus dem schon genommenen Dorf Slowicki Nowe zurückgingen, einzeln, aufrecht, mit verbissenen Gesichtern. Ich redete ihnen zu, ich befahl ihnen, im Waldsaum liegen zu bleiben. Das taten sie. Aber immer wieder bekam ich die Antwort: ‚Dort vorn im Dorf ist die Hölle‘. Sie hatten nicht Unrecht. Die Russen legten auf das Dorf Schrapnellage auf Schrapnellage, bearbeiteten es vorn mit Maschinengewehren; von rechts her kam starkes Flankenfeuer. Trotz allem: unsere Leute sind ja so wundervoll, so brav. Die Offiziere halfen. Die Unsrigen kamen im Waldsaum zum Stehen; an ihm konnte auch die Artillerie wieder auffahren. Freilich, die Verluste waren groß. Ich sah einen Major, dem vor Schmerz über sie die Tränen über die Backen liefen; aber er suchte sich doch im Wald den Rest seiner Leute zusammen und führte sie wieder in die Feuerlinie. Unsere Feldgrauen! Ich habe keinen laufen sehen, und jetzt ließen sie die Russen nicht heran. Der Waldsaum wurde gehalten.

Gefecht bei Slowicki Nowe. 12. u. 13. Oktober 1914

Aber die Lage wurde doch immer schwieriger, immer ernster, der Druck auf unserer rechten Flanke immer stärker. Da kamen endlich die zugesagten Verstärkungen. Eine Kompagnie, ein Bataillon — dann mehr. Liebe Kameraden von den Gardefüsilieren ... wie habe ich ihnen die Hände gedrückt. Es war Hilfe in der Not. Wir atmeten auf. Das Schlimmste war abgewendet. Vier Uhr nachmittags mochte es sein.

Ich mußte noch einmal, zum dritten Male, zum Generalkommando. Und im Vorreiten hatte ich die erste große Freude des Tages. Ich sah, wie unsere zusammengeschossenen Kompagnien aus dem Waldsaum wieder gegen Slowicki Nowe vorgingen, das sie schon einmal genommen hatten, aus dem sie vertrieben worden, das sie eine Hölle genannt hatten! Unaufhaltsam gingen sie vor — und sie haben das Dorf gehalten, bis später Befehl kam, es zu räumen. Es geht doch nichts über unsere deutschen Soldaten! Man muß sie lieb haben!

Während meines Rittes — wir ritten wegen der Sicherheit und der Wichtigkeit, Befehle zu erhalten, zu zweien — brach die Nacht herein. Der Regen strömte ohne Unterlaß; es war bei starkem Ostwind hundekalt.

Endlich traf ich das Generalkommando, nach langem Suchen, in einer dunklen Scheune. Die Glühkegel der Taschenlaternen mußten die Karten beleuchten. Die Gesichter waren sehr ernst. Wenn das Scheunentor einmal aufgestoßen wurde, lohte der Schein der brennenden Dörfer zu uns herein.



Leichtverwundete hinter der Feuerlinie; links ein Infanterist mit dem Patronenstreifen eines russischen Maschinengewehrs. Phot. R. Sennecke

Ich mußte lange warten. Einmal tappste ich durch die Dunkelheit mit meinem Kameraden zu einem Nebengehöft, in dem ein Lazarett eingerichtet wurde. Wir fanden dort einen Topf mit warmen Pellkartoffeln und bekamen jeder zwei Stück — es war, nebenbei bemerkt, der erste warme Happen seit zwei Uhr früh.

Fast halb zehn war es, als wir zurückreiten konnten mit dem Befehl in der Tasche. Ich gestehe offen, unsere Herzen waren sehr schwer. Wir haben wenig gesprochen miteinander, ein kurzes Stoßgebet nur zum Himmel geschickt. In den Dörfern mußten wir dann und wann absteigen, um unsere Karte nachzusehen; draußen stürmte der Regen derart, daß er die Kartenblätter sofort vernichtet haben würde. Nur im Schritt kamen wir auf den von wirren Geleisen zerfahrenen, tief durchweichten Wegen vorwärts. Gegen elf Uhr waren wir mitten im Wald, meiner Schätzung nach vier Kilometer von den Unseren entfernt. Ich horchte und horchte. Bisweilen ein Aufflackern des Gewehrfeuers, bisweilen ein

Aufbrüllen der Geschütze. Dann wieder alles still. So still, daß wir das Patschen unserer Gäule durch die Wasserlachen hören konnten und das ewige Rauschen des Regens.

Gottlob, ich fand dann unsere Bataillone noch in ihrer Stellung. Im strömenden Regen, in den knietief mit Wasser gefüllten Gräben, im Feuer des Feindes: sie hatten durchgehalten. Dicht bei der vordersten Linie stand eine Bauernbude, in der schon zwanzig Artilleristen lagen, Offiziere und Mannschaften. Ein Stückchen Brot gab es auch und einen Fetzen Speck und auf dem Herd ein Feuer. Zum Durchtrocknen langte es freilich nicht, aber es war doch warm. Wir zogen noch schnell unsere Pferde unmittelbar neben der Hütte unter einen Schuppen, zu fressen konnten wir den armen Tieren nichts verschaffen, aber sie hatten nun wenigstens ein kümmerliches Dach über sich. Um halb zwei Uhr warfen wir uns aufs Stroh — ich habe sogar geschlafen. Um halb vier aber ging die Knallerei schon wieder los und scheuchte uns auf. Die Kugeln pfiffen, als wir die Nase aus dem Häuslein heraussteckten, um uns herum. Wir suchten uns dann ein anderes Unterkommen, ich fand in der Tasche ein paar Kaffeetabletten; schnell war ein Feuerchen angezündet, ein Topf Wasser zum Kochen gebracht — und so dünn der Kaffee war, er war doch heiß und tat wohl.

Allmählich wurde es Tag. Wir vermochten zu erkennen, daß wir unter allen Umständen die Stellung würden halten können. Auch das Neuordnen der Verbände geschah in Ruhe. Wir zogen die Patronenwagen heran, und die Feldküchen schickten warmes Essen bis in die Schützengräben. Die Russen rührten sich zunächst nicht. Erst gegen Mittag ging der Feuerlärm wieder an. Es gab noch einen kurzen Kampf. Der Feind setzte sich in den Besitz des Dorfes vor uns, aus dem wir aber die Unseren inzwischen herausgezogen hatten. Wir räucherten die Herrschaften dann mit Artillerie hinaus, und als sie zurückgingen, pfefferten wir hinterdrein, daß es eine Freude war. Seitdem lag das Dorf zwischen beiden Linien, von Freund und Feind gemieden, wie ein brennender Wall.

Am Nachmittag wurden wir abgelöst. Dabei erst konnten wir sehen, wie schmerzlich unsere Verluste waren, wieviele wackere Kameraden wir betrauern mußten. Ehre den Gefallenen, Ehre denen, die ihr Blut für das Vaterland gaben, Ehre aber auch den Vermißten! Es ist doch so mancher, tot oder lebend, in Feindeshand gefallen — keiner aber ohne heiße Gegenwehr bis zum Letzten! Und der Tag blieb unser. —

Wir hatten uns hier in einem richtigen polnischen Nest, in dem wir nun in zweiter Linie waren, wieder ganz gut eingerichtet und freuten uns der Ruhe. Schon am 15. Oktober früh aber rasselte wieder der Alarm. Die Russen — Regiment 323 und 324, wie wir später feststellten — hatten sich in der Nacht durch das sumpfige Wiesengelände, in dem ihnen das Wasser stellenweise bis auf die Brust reichte, hindurchgepirscht, sich eingegraben und machten am Morgen einen erneuten Durchbruchsversuch. Wir warfen sie mit dem Bajonett bis in ihre Schützengräben zurück. Einem unserer Bataillone, das bewundernswert brav vorging, schlug hier plötzlich das Feuer von sechzehn Maschinengewehren entgegen. Ein paar Minuten stockte der Anlauf, dann ging er weiter, fast ohne Schuß. Das Hurra unserer Infanteristen, die ihre gefallenen Kameraden rächen wollten, können die Kerle drüben nun einmal nicht aushalten. Die Gräben wurden im Sturmlauf





Stabsoffiziere vor ihrem Quartier, dem Gutshause eines polnischen Edelmanns. Phot. R. Sennecke

genommen, die Russen flohen, unsere Artillerie feuerte rasend nach — es wird von den beiden Regimentern nicht viel zurückgekommen sein, glaube ich. Die wenigen Gefangenen, die wir machten, reichten gerade, uns die eroberten Maschinengewehre zu tragen. Seltsam stumpfsinnig übrigens waren stets die Gefangenen; nur die Juden unter ihnen zeigen höhere Intelligenz.

Jetzt ist Ruhe. Wohl die Ruhe vor neuem Sturm. Aber wir können uns ein wenig erholen, unsere braven Leute, auch wir Offiziere vom Stabe.

Wir haben Ruhe. Aber die Nerven sind gespannt. Das Artillerie-Duell geht fort, oft dröhnen die Fenster. In der Nacht fahren die Lichtkegel der Scheinwerfer aus Iwangorod über den Himmel. Wieder und wieder glaubt man das Knattern des Infanteriefeuers zu hören, für uns das Alarmsignal. Dann stürzt man vor die Tür und überzeugt sich, daß draußen die Nacht ruhig und tiefdunkel liegt.

Wir haben Ruhe. Wie lange wird sie dauern? Bis morgen? Bis übermorgen? Wir warten. Und wenn wir hier zurückweichen müßten: der Sieg, auf den wir warten, kommt doch!" — — —

Inzwischen war es den österreichisch-ungarischen Armeen gelungen, die in Galizien eingedrungenen russischen Kräfte bis über den San zurückzuwerfen und

Erfolge unserer Verbündeten

Przemysl zu entsetzen. Die österreichische Mitte war dabei über Tarnow und Rzeszow gegen Jaroslau, der rechte Flügel über die Karpathen auf Sambor vorgegangen; ungarische Sicherungstruppen säuberten erfolgreich das Komitat Maramaros und die Bukowina.

Przemysl hatte sich außerordentlich brav gehalten, trotzdem die Russen durch eine ausgedehnte Spionage über die Lage und Verteidigungsfähigkeit der Werke unheimlich gut unterrichtet waren. Vergebens sandte Radko Dimitriew 72 Stunden hintereinander eine Sturmkolonne nach der andern vor, ohne jede Rücksicht auf Verluste. Nur einmal gelang es einer russischen Abteilung, in eines der Südforts einzudringen — sie wurde sofort wieder durch herbeieilende Unterstützung hinausgeworfen. Alle Stürme scheiterten schließlich, und beim Herannahen der Feldarmee mußte Radko Dimitriew die Belagerung aufgeben: am 9. Oktober war Przemysl entsetzt. Auch sonst kämpften unsere Verbündeten mit Glück. Sie drangen am 8. Oktober über den Uzokpaß bis Turcka, schlugen die Russen am 7. bei Maramaros-Sziget, gewannen am 21. den Jablonicapaß und stießen erfolgreich auf Czernowitz vor.

Entsatz von Przemysl. 9. Oktober 1914

Trotzdem gelangte die so flott begonnene Offensive schließlich vorzeitig zum Stehen. Unsere Bundesgenossen fanden sich am San und hart östlich Przemysl einem äußerst zähen Widerstand gegenüber. Ihr Vorgehen, das sie in die linke Flanke der den Deutschen gegenüberstehenden russischen Kräfte hätte führen müssen, kam hier ins Stocken. Hierdurch gerieten die an der Weichsel stehenden deutschen und österreichischen Kräfte, deren Aufgabe es jetzt geworden war, ein Vorbrechen der Russen über die Weichsel zu verhindern, bis die von Süden auf dem rechten Weichselufer vordringenden österreichisch-ungarischen Armeen den Stoß in des Feindes Flanke führen konnten, in eine schwierige Lage.

Die Verhältnisse in und um Warschau, auch bei Iwangorod, hatten beim Einsetzen der großen deutsch-österreichischen Offensive für die Russen äußerst unglücklich gelegen. Iwangorod, nur mangelhaft befestigt, war auf dem linken Weichselufer eingeschlossen. In der polnischen Hauptstadt herrschte nach allen Berichten fast Anarchie; die neu begonnenen Befestigungen waren unvollendet, die Besatzung war schwach. Da traf der Großfürst Generalissimus selbst in Warschau ein, und er entwirrte nicht nur das Chaos, sondern traf auch sofort Maßregeln zu einer großen Gegenoffensive. Vielleicht ist diese Gegenoffensive seine bedeutendste strategische Tat im ganzen Feldzuge gewesen; jedenfalls setzte er sie unter richtiger und tatkräftiger Verwendung seiner Übermacht ins Werk. Alles, was er im Augenblick in Galizien zu entbehren können glaubte, zog er in den Raum Iwangorod—Warschau, alle Reserven zog er heran, aus Sibirien, Turkestan, Kaukasien, dem ganzen Innern des Riesenreichs, und auch aus dem Norden alle irgend verfügbaren Truppen. Man kann doch auch nicht umhin, dem russischen, oft allzuviel geschmähten Armee-Mechanismus Anerkennung zuteil werden zu lassen, wie er sich hier zeigte; auch die Leistungen der Bahnen müssen erstaunlich gewesen sein.

Einsetzen der russischen Gegen-Offensive in Polen

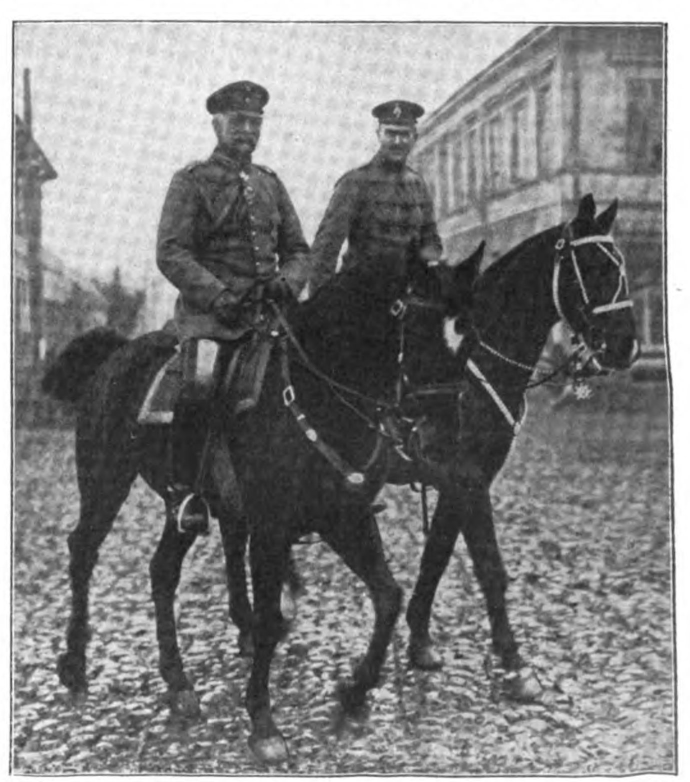
Nicht unwahrscheinlich ist, daß neben den gewiß in erster Linie maßgebenden militärischen auch politische Gründe die Entschlüsse des Großfürsten beeinflußten. Wenigstens liegt sehr nahe, daß er mit dem Einsetzen seiner großen

Offensive den dringenden Wünschen der beiden Ententegenossen entgegenkam. Ein scharfer Angriff auf die deutsch-österreichische Front im Osten konnte, sollte die deutsche Heeresleitung veranlassen, bedeutende Kräfte von der Westfront wegzuziehen und damit dort die Aussichten Frankreichs und Englands zu verbessern.

Russische Pläne

So erhielt unsere Heeresleitung denn bald, wie eine amtliche Darstellung der Vorgänge berichtete, Nachrichten über den Abtransport starker russischer Kräfte nach Warschau, sowohl vom San her wie aus dem Innern des Reiches, sowie Meldungen über den Ausbau einer starken brückenkopfartigen Stellung zwischen Lowicz—Skierniewice—Grojec—Pilica-Mündung. Der Schluß lag nahe, daß die Russen eine große Offensive gegen den deutschen linken Flügel aus der Richtung Warschau beabsichtigten. Bestätigt wurde diese Vermutung später durch wertvolle unter den Papieren eines gefallenen russischen Offiziers gefundene Nachrichten; hiernach verfolgten die Russen den Plan, mit etwa fünf Armeekorps die Deutschen an der Weichsel ober- und unterhalb Iwangorod zu fesseln, während die Masse, mehr als zehn Armeekorps mit zahlreichen Reserve-Divisionen, über Warschau—Nowo-Georgiewsk vorbrechend, den deutschen linken Flügel eindrücken sollte. Diese Absicht konnte nur durch schleunigen Vorstoß auf Warschau vereitelt werden. Gelang es, hier die Russen am Überschreiten der Weichsel zu verhindern, so gewannen die immer noch um den San-Abschnitt kämpfenden österreichisch-ungarischen Armeen Zeit, ihren auf dem rechten Weichselufer geplanten Vorstoß in die linke Flanke der um den Stromübergang ringenden Russen auszuführen.

Ober- und unterhalb Iwangorod blieben also nur schwächere Kräfte zurück zur Sperrung der Weichsel. General der Infanterie von Mackensen aber führte über Radom sein in den ostpreußischen Kämpfen bewährtes, vielerprobtes Armeekorps vor; dem tatkräftigen Führer wurden weiter bisher noch an der Warthe stehende Landwehr- und Landsturmtruppen und die Hauptreserve von Posen unterstellt, sowie etwas später eine Kavallerie-Division, die dann mit den eben genannten Truppen zu einem Armeekorps zusammen-



General von Mackensen. Phot. A. Grohs

geschweißt wurde. Auch eine weitere Division vom Korps des Generals der Artillerie v. Scholtz, das nördlich des Korps v. Gallwitz focht, war zur Verfügung Mackensens gestellt worden. Damit war sein Streitharst auf etwa drei Armeekorps gewachsen, mit denen er nun eine Art von Handstreich auf Warschau ausführen sollte. In raschem, rücksichtslosem Angriff gelang es, bereits in der ausgebauten Stellung stehende feindliche Kräfte zurückzuwerfen und bis dicht an die Tore Warschaus vorzudringen, während die oberhalb und unterhalb Iwangorod stehenden Truppen in längeren erbitterten Kämpfen, die sich bis zum 20. Oktober hinzogen, die inzwischen bereits unterhalb Iwangorod über die Weichsel vorgedrungenen russischen Kräfte, wie schon geschildert, trotz der feindlichen Überlegenheit festhielten.

Gegen die vor Warschau kämpfenden Korps entwickelten die Russen indes, über Nowo-Georgiewsk ausholend, allmählich eine fast vierfache Überlegenheit. Die Lage der Deutschen wurde schwierig, zumal der zähe Widerstand der bei Przemysl und am San stehenden russischen Kräfte das geplante Vordringen der österreichisch-ungarischen Armeen gegen die linke Flanke des russischen Heeres vereitelte, so daß die Aussicht auf die Mitwirkung der verbündeten Armee auf dem rechten Weichselufer schwand. Ein Vordringen der Russen über die Weichsel war jetzt nicht mehr zu verhindern. Ein neuer Plan mußte gefaßt werden; man beschloß, den bei und westlich Warschau übergegangenen Feind anzugreifen, unter Heranziehung der ober- und unterhalb Iwangorod sperrenden deutschen Korps, die hier durch die auf das linke Weichselufer geschobenen, inzwischen herangerückten österreichisch-ungarischen Truppen abgelöst werden sollten. Hierzu wurden die dicht vor Warschau stehenden Truppen in eine starke Stellung in Linie Rawa—Skierniewice zurückgenommen, während die bei Iwangorod freigewordenen Kräfte über die Pilica vordringen, die in westlicher Richtung nachdringenden Russen von Süden angreifen und die Entscheidung bringen sollten. Es gelang auch, die Masse der russischen Kräfte bei Warschau in die gewollte Richtung zu ziehen. Mit Ungestüm griffen die Russen die sehr starke deutsche Stellung an, aber alle ihre Angriffe wurden unter blutigen Verlusten abgewiesen. Schon sollten die von Süden gegen die Flanke der Russen bestimmten deutschen Kräfte die Pilica überschreiten, als die Nachricht eintraf, daß die Verbündeten, die ihrerseits die unterhalb Iwangorod über die Weichsel vorbrechenden Russen von Süden her angegriffen hatten, ihre Stellungen im Raume vor Iwangorod gegenüber der immer mehr anwachsenden feindlichen Überlegenheit nicht mehr zu behaupten vermochten. Gleichzeitig entwickelten die Russen sehr starke Kräfte gegen den deutschen linken Flügel bei Skierniewice, der bei der drohenden Umfassung in südwestlicher Richtung zurückgenommen werden mußte.

Die an der Pilica und Radomka stehenden deutschen Kräfte waren ernstlich gefährdet. Von Iwangorod her setzte der Feind in der Richtung auf die Lysa Gora immer stärkere Kräfte ein. Bei Przemysl und am San stand der Kampf. Unter diesen Umständen mußte das verbündete Heer den schweren, aber der Lage nach gebotenen Entschluß fassen, die ganze Operation an der Weichsel und am San, die bei der fast dreifachen Überlegenheit des Feindes keine Aussicht auf einen entscheidenden Erfolg mehr bot, abzubrechen; es galt, sich zunächst die

Unsere Truppen auf dem Marsch in der Richtung Warschau. Phot. A. Grohs



Landsturmpatrouille, die sich zum Schutz gegen Kälte mit Decken versehen hat. Phot. Paul Lamm

Freiheit des Handelns wieder zu sichern und demnächst eine völlig neue Operation einzuleiten. Die gesamten zwischen Przemysl—Warschau stehenden Kräfte wurden vom Feinde losgelöst und bis Ende Oktober in der Richtung auf die Karpathen und in die Linie Krakau—Czenstochau—Sieradz zurückgenommen, wobei sämtliche Bahnanlagen, Straßen- und Telegraphenverbindungen nachhaltigst zerstört worden waren. Dieses Zerstörungswerk wurde so gründlich ausgeführt, daß die feindlichen Massen nur sehr langsam zu folgen vermochten und sich die ganze Bewegung der Verbündeten, nachdem einmal die Loslösung gelungen war, planmäßig vollziehen konnte. Was unsere Pioniere und unsere Eisenbahner damals in Südpolen leisteten, war erstaunlich. Erstaunlicher aber waren erst recht die Leistungen der marschierenden Truppen, einschließlich der Kolonnen, auf den furchtbaren Wegen des ganzen Gebiets. Und im höchsten Grade bewundernswert, daß in der Truppe die Empfindung des nun einmal notwendig gewordenen Rückzugs überhaupt nicht aufkam. Die Truppe hatte ja überall gesiegt, den Feind geschlagen. Ein starkes Bewußtsein eigener Kraft erfüllte sie. Nun ging es auf Hindenburgs Befehl einmal rückwärts. Warum nicht? Hindenburg würde schon wissen, warum. Hindenburg würde schon wieder das Vorwärts kommandieren, wenn die rechte Zeit dazu gekommen war. Die ganze Armee war völlig durchdrungen von einem wundervollen Vertrauen auf ihre oberste Führung. Es kam freilich noch etwas anderes hinzu: man war froh, diesem größtenteils äußerst unwirtlichen Südpolen den Rücken kehren zu dürfen. Wochenlang hatte man in den elendesten „Panje"-Dörfern gelegen — das Wort „Panje" gewann damals Bürgerrecht im Heere; ursprünglich „Herr" bedeutend, wurde es zum verallgemeinerten Begriff: Panje war der Bauer, es gab Panje-Häuser, Panje-Frauen, Panje-Kinder, Panje-Luft, Panje-Läuse und Panje-Schmutz! Wochenlang waren die Verpflegungskolonnen nur unter den allergrößten Schwierigkeiten nachgekommen, von der Feldpost ganz zu schweigen. Zu Hunderten lagen die armen Gäule, die keine Peitsche mehr vorzubringen vermochte, neben den furchtbaren Straßen, wo eine gnädige Kugel sie erlöst hatte. Nein — Südpolen war nicht schön. Vielleicht, hoffentlich — so sagen die Feldpostbriefe aus jener Zeit immer wieder, führt uns Hindenburg bald in eine bessere Gegend. —

Nach ihrem unbestreitbaren Erfolg ließen sich die Russen merkwürdigerweise zunächst Zeit. Sie drangen nur mit Teilen in Galizien ein, ihre Hauptkräfte folgten im Weichselbogen in südwestlicher und südlicher Richtung, nach den Grenzen Schlesiens und der Provinz Posen zu; schwächere Kräfte rückten vom Narew beiderseits der Weichsel in westlicher Richtung auf Thorn vor.

Es konnte indessen eine Rückwirkung auf die strategische Lage unserer Bundesgenossen in Galizien nicht ausbleiben. Wenn ihr Vorgehen schon vorher am San zum Stocken gekommen war, so mußten sie jetzt von neuem zurückgehen. Schmerzlich war es vor allem, daß Przemysl zum zweiten Male einem immerhin zweifelhaften Schicksal überlassen werden mußte. Am 11. November wurde es von neuem von den Russen eingeschlossen, ohne daß es in der knappen Zwischenzeit gelungen war, die Festung genügend zu verproviantieren; sie hatte im Gegenteil aus ihren Beständen Proviant für die Feldarmee abgeben müssen, was sich schwer rächen sollte. Wieder konnten die Russen fast ganz Galizien, fast die ganze Bukowina besetzen und ihrer Verwaltung unterstellen, die in brutaler Weise zu russifizieren suchte. Die österreichisch-ungarische Armee mußte sich damit begnügen, das Westufer des Dunajec mit dem Rückhalt von Krakau und die Karpathenpässe zu halten; in den Ostkarpathen gelangten die Russen sogar wieder an den Südhang und in den Raum der oberen Theiß.

Przemysl zum zweiten Male eingeschlossen. 11. November 1914

Schon war die deutsche Heeresleitung aber zu neuen Entschlüssen von weittragendster Bedeutung gelangt.

Das Ziel einer neuen Operation mußte es sein, die Kraft der großen Offensive der russischen Massen unter allen Umständen zu brechen. Dies konnte trotz



Ausgabestelle für Benzin in Sieradz. Phot. Leipziger Presse-Büro

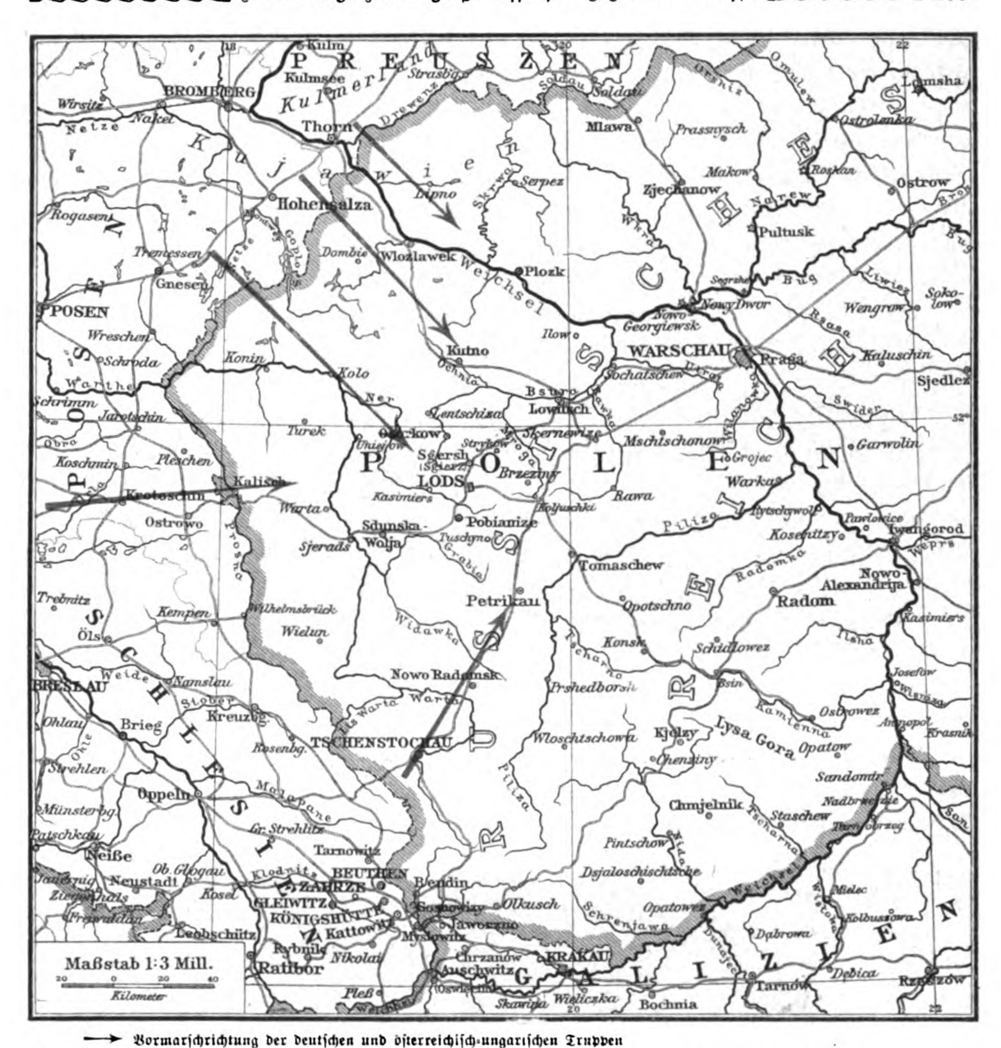
der großen zahlenmäßigen Überlegenheit des Feindes wiederum nur durch den Angriff erreicht werden; eine starre Verteidigung konnte nur Zeitgewinn bringen, mußte aber von den gewaltigen feindlichen Massen über kurz oder lang erdrückt werden. Der Operationsplan, der zu einem der interessantesten und in seinen Folgen wichtigsten Abschnitt des ganzen Krieges an der Ostfront führte, war folgender: Die Entscheidung sollte in Polen und Galizien durch einen Angriff gegen die im Weichselbogen und östlich Krakau vorrückenden feindlichen Hauptkräfte gesucht werden, während auf den beiden äußersten Flügeln, in Ostgalizien und Ostpreußen, die Verbündeten sich gegen die gegenüberstehenden, immer noch sehr erheblichen feindlichen Kräfte defensiv verhalten sollten. Für die Entscheidung in Polen galt es alle an anderer Stelle irgend entbehrlichen Kräfte zusammenzufassen. Das äußerst langsame Folgen der Russen gab die Zeit zu der notwendigen neuen Versammlung der Kräfte.

Deutsche Pläne

In Südpolen wurde daher in der Gegend von Krakau und an der oberschlesischen Grenze eine kräftige, aus österreichisch-ungarischen und deutschen Truppen bestehende Gruppe gebildet; eine zweite starke, nur aus deutschen Truppen gebildete Gruppe unter Befehl des Generals v. Mackensen, der hier zum ersten Male als Armeeführer, und zwar der neuen 9. Armee, offensichtlich in die Erscheinung tritt, wurde teils durch Fußmarsch, teils durch Bahntransport an der Grenze zwischen Wreschen und Thorn versammelt. Ihre Aufgabe war es, die unmittelbar südlich der Weichsel zwischen dieser und dem Ner—Warta-Abschnitt vordringenden schwächeren russischen Kräfte zu schlagen, um dann von Norden her gegen die rechte Flanke der russischen Hauptkräfte vorzugehen, deren Fesselung Aufgabe der südlichen Gruppe war. Eine schwächere Gruppe war zum Schutze Westpreußens nördlich der Weichsel in der Gegend Strasburg—Soldau versammelt. Der Schutz Ostpreußens war nach wie vor der 8. Armee unter General v. François, später unter General v. Below anvertraut, der die Russen am 9. November nördlich des Wystzyter Sees, am 13. bei Eydtkuhnen, am 15. bei Stallupönen empfindlich schlug, aber doch gezwungen wurde, in gut vorbereitete Stellungen zurückzugehen, an deren Stärke dann freilich alle weiteren Angriffsversuche scheiterten.

Verteilung der russischen Kräfte Mitte November 1914

Gegen Mitte November waren die an der ostpreußischen Grenze, im Weichselbogen und in Galizien versammelten russischen Streitkräfte etwa folgendermaßen verteilt: 8—9 Armeekorps — die 5. Armee — standen an der ostpreußischen Grenze zwischen Schirwindt und Bialla; schwächere Kräfte, 3 bis 4 Armeekorps mit einigen Kavallerie-Divisionen, rückten zwischen der ostpreußischen Südgrenze und der Weichsel gegen Mlawa und Thorn vor; südlich der Weichsel standen, gegen Thorn beobachtend, zwischen Wloclawek und Dombie 2—3 Armeekorps; diese beiderseits der Weichsel vorgegangenen Kräfte gehörten zur 1. russischen Armee. Anschließend an diese hatten die russischen Hauptkräfte, und zwar die 2., 5., 4. und 9. Armee — etwa 25 Armeekorps mit zahlreichen Kavallerie-Divisionen — die Linie Unijevo—Zdunskawola—Nowo-Radomsk—Gegend nördlich Krakau erreicht und begannen mit den nördlichen beiden Armeen nach einem längeren Halt an der Warta diesen Abschnitt zu überschreiten. Sämtliche im Innern noch verfügbaren Kräfte, vor allem die sibirischen und kau-



→ Vormarschrichtung der deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen

Schematische Darstellung der zweiten deutschen Offensive gegen Lodz und Warschau

kasischen Korps, waren, wie bemerkt, herangezogen, so daß die Gesamtstärke der zu der großen Offensive gegen Deutschland und Österreichisch-Schlesien bestimmten russischen Streitkräfte auf die ungeheure Machtentfaltung von annähernd 45 Armeekorps mit zahlreichen Reserve-Divisionen geschätzt werden kann. Der Großfürst-Generalissimus vertraute wieder einmal auf seine Massen.

Mitte November begannen die Russen auf der ganzen Linie ihren Vormarsch; Angriffe gegen die ostpreußische Grenze, insbesondere bei Stallupönen, Eydtkuhnen und Soldau, wurden indes nach sehr heftigen Kämpfen abgewiesen. Der russischen Offensive in Polen aber kam der etwa gleichzeitig einsetzende Angriff der Deutschen zuvor. Am 7. November schon jagten deutsche Reiter-Divisionen die bis Konin an der Warthe vorgedrungene russische Kavallerie nach Kutno zurück; am 12. durchbrach eine Kavallerie-Division die Seenkette vor Borzymie (etwa 25 Kilometer südwestlich Wloclawek), wobei als Vorhut die

Reiterkämpfe bei Konin, 7. November, bei Borzymie, 12. November 1914

schleswig-holsteinschen Dragoner sich unvergänglichen Ruhm durch eine kühne Attacke errangen, den Erfolg freilich mit schweren Verlusten erkaufend; 7 Offiziere und 103 Dragoner blieben tot auf dem Felde. Am 13. und 14. November wurde ein russisches Armeekorps bei Wloclawek geschlagen, wobei dem Gegner zahlreiche Gefangene abgenommen wurden. Zwei weitere zu Hilfe eilende Korps erlitten am 15. bei Kutno eine entscheidende Niederlage: 28000 Gefangene wurden gemacht und zahlreiche Geschütze und Maschinengewehre erbeutet. Kurz nach der Schlacht wurde der Gouverneur von Warschau, General v. Korff, der siegesgewiß in seinem schönsten Kraftwagen auf der Straße von Lowicz über die russische Linie hinausgefahren war, von unseren Reitern gefangen genommen.

Deutsche Siege bei Wloclawek, 13. und 14. November, bei Kutno, 15. November 1914

Während nun schwächere deutsche Kräfte unter General v. Morgen die Verfolgung dieser in östlicher Richtung ausweichenden Kräfte übernahmen, schwenkte die Masse der Armee Mackensen nach Süden ein und ging über den Ner-Abschnitt vor, nachdem es zuvor noch gelungen war, ein bei Dombie stehendes russisches Korps zu schlagen. Infolge dieser Bedrohung ihrer rechten Flanke waren die Russen gezwungen, ihren rechten Flügel (die 2. Armee) in die Linie Strykow—Kasimierz—Zdunskawola, Front nach Nordwesten zurückzuschwenken; in diese Linie wurde nach und nach auch noch die Masse der von Süden herangeholten 5. Armee gezogen, so daß nunmehr in der Mitte der russischen Linie eine erhebliche Lücke zwischen der 5. und 6. Armee entstand.

Einnahme von Zgierz. 17. November 1914

Den über den Ner-Abschnitt in der allgemeinen Richtung Lodz unaufhaltsam vordringenden Deutschen gelang es, schon am 17. November den wichtigen Straßenknotenpunkt Zgierz zu nehmen; am 18. wurde der feindliche rechte



Radfahrerpatrouille in einer kleinen Stadt in der Nähe von Warschau. Phot. Boedecker



Pontonstransport bei Lodz. Phot. M. Rosenberg

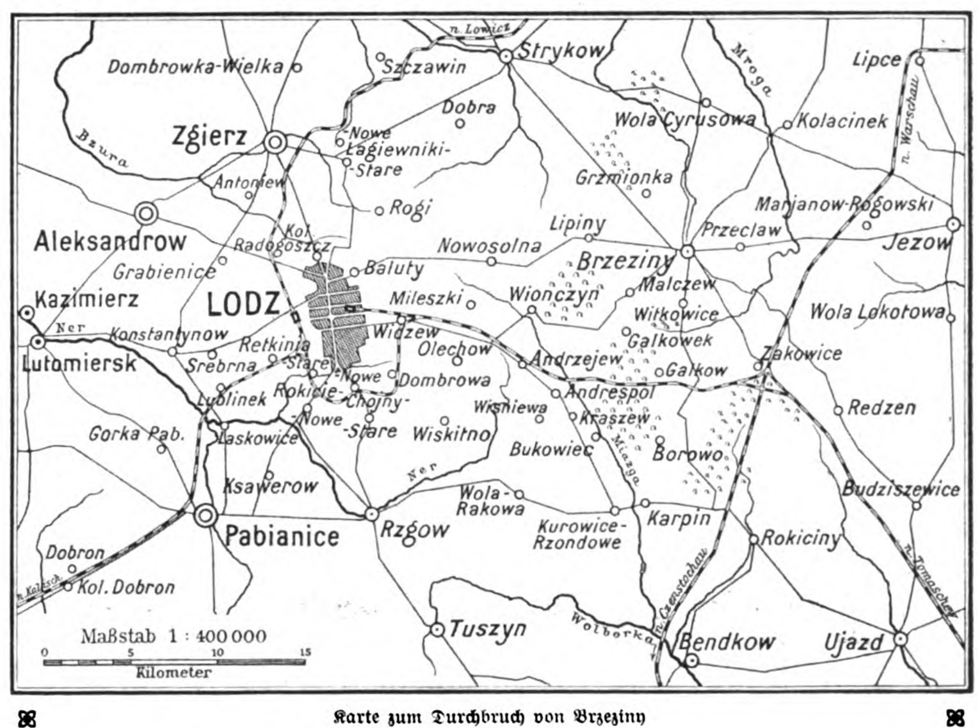
Flügel von Strykow bis gegen die Straße Brzeziny—Lodz zurückgeworfen. Die um Lodz auf engem Raume vereinigte 2. und 5. russische Armee wurde in den nächsten Tagen von dem zunächst über Brzeziny in südlicher Richtung, dann über Tuszyn in südwestlicher Richtung vordringenden linken deutschen Flügel, einem Reserve-Armeekorps unter General von Scheffer-Boyadel und einer Garde-Division unter General Litzmann, zuerst von Osten, dann auch von Südosten eingeschlossen, während schwächere von Posen und Breslau herangezogene Teile und Kavallerie den Feind von Westen und Südwesten umfaßten. Fast schien es jetzt, als ob die Verbündeten das Ziel ihrer ursprünglich nur auf die Abwehr der feindlichen Offensive gerichteten Operationen trotz der großen Überlegenheit des Gegners höher stecken könnten, als ob die Vernichtung des Feindes erreicht werden könne: da trat unerwartet ein Rückschlag ein. Es gelang den Russen, ihren umklammerten Armeen im letzten Augenblick von Osten und Süden Hilfe zuzuführen. Teile der an der ostpreußischen Grenze befindlichen russischen Kräfte sowie die nördlich der Weichsel zurückgehenden Korps der russischen 1. Armee waren teils durch Fußmarsch, teils durch Bahntransport über Warschau—Skierniewice in der Gegend westlich Skierniewice vereinigt worden. Diese Kräfte gingen jetzt im Verein mit stärkeren von Süden anrückenden Truppen, Teilen vom rechten Flügel der 4. Armee, gegen den Rücken der mit der Front nach Westen und Nordwesten im Kampfe stehenden deutschen Truppen vor, drohend, diese ihrerseits zu umklammern, nachdem sie die nach Osten und Südosten entsandten deutschen Sicherungstruppen zurückgeworfen hatten. Die Lage der Deutschen war ernst; von den in Richtung Lowicz vorgedrungenen Truppen des Generals v. Morgen war Hilfe nicht zu erwarten, da diese nach mehreren glücklichen Kämpfen westlich Lowicz auch auf stark überlegenen Feind gestoßen

Der Durchbruch bei Brzeziny

waren. Das Schicksal der von mehrfacher Überlegenheit umzingelten deutschen Truppen östlich Lodz ließ Ernstes befürchten. Allein die tapfere kleine deutsche Schar gab ihre Sache keineswegs verloren; eine kühne Tat sollte sie retten; sie sprengte den eisernen Ring. In der Nacht vom 23. zum 24. November schlugen sich die Truppen in der Richtung auf Brzeziny durch, wobei ihnen über 12000 Gefangene und zahlreiche Geschütze und Maschinengewehre in die Hände fielen. Die eigenen Verluste waren verhältnismäßig gering; fast sämtliche Verwundete konnten mitgeführt werden. Durch diese Heldentat, deren Gelingen neben der unvergleichlichen Tapferkeit der Truppen das bleibende Verdienst einer entschlossenen und tatkräftigen Führung ist, wurde die scheinbar verlorene Lage zu einer für die deutschen Waffen siegreichen. Es gelang den umklammert gewesenen Truppen, bis zum 26. November zwischen Lowicz und Lodz den Anschluß an den linken Flügel der Lodz von Norden umschließenden Truppen des Generals v. Mackensen wiederzugewinnen.

Das Korps v. Scheffer-Boyadel und die Division Litzmann bei Brzeziny. 22. und 23. November 1914

Der Durchbruch von Brzeziny ist eine der merkwürdigsten, eine der schönsten Taten, die die Kriegsgeschichte aller Zeiten kennt. Es heißt nicht, die Verdienste des Generals der Infanterie v. Scheffer-Boyadel und seines tapferen Korps schmälern, wenn man den Anteil der Division Litzmann an dem glücklichen Ausgang des Heldenstücks besonders hervorhebt und der Entschlußkraft ihres Kommandeurs besondere Bedeutung zumißt. Die Division war auf ihrem Vormarsch über Brzeziny, der die Einkesselung von Lodz vollenden sollte, südöstlich der Großstadt angelangt und stand am 22. November abends in zwei Gruppen nach Kämpfen, die sie bis fast an die Vorstädte herangeführt hatten, in der Linie Andrespol—Wisniewa — südlich Olechow; westlicher stand der General v. Scheffer-Boyadel; zwischen seinem Korps und der Division Litzmann war eine Kavallerie-Division im Begriff sich einzuschieben, wurde aber zurückgenommen, um den Übergang bei Karpin über die Miazga offen zu halten. Da wurde der Vormarsch weit überlegener Kräfte von Südosten und Südwesten gemeldet und weiter gemeldet, daß Brzeziny von einer Kosaken-Division besetzt und damit die Verbindung nach rückwärts unterbrochen war. In Lodz selbst befanden sich, wie wir wissen, mehrere russische Armeekorps. Im kritischen Augenblick des Erkennens stellte sich General Litzmann, den Knotenstock in der Hand, zu Fuß an die Spitze eines seiner Regimenter und kommandierte: Durch müssen wir! Noch am Abend griffen beide Brigaden, durch einen großen Forst marschierend, den auch bereits vom Feinde besetzten Damm der Bahn Lodz—Tomaszew an und stürmten ihn. Dann ging der Marsch weiter, mit dem Hauptteil über Galkow—Galkowek nach Brzeziny, das am Morgen des 23. genommen wurde. Dabei deckte eine Garde-Artillerie-Brigade unter Führung des Grafen v. Schweinitz opfermutig bis zum letzten den Rückzug. Der Munitionsmangel wuchs und wuchs. Mit der Uhr in der Hand zählte der Stab, während die russischen Sturmkolonnen vordrangen, die Minuten und wieviel Geschosse wohl noch die einzelnen Batterien haben möchten. Nacheinander wurden die Batterien aus dem Kampf gezogen; kein Geschütz ging verloren. Noch einmal war die Artillerie umzingelt, noch einmal schlug sie sich durch. So gelang es dem General Graf Schweinitz mit seiner Garde-Artillerie-Brigade glänzend, seine Hauptaufgabe zu lösen: sowohl am 23. wie denn am



Karte zum Durchbruch von Brzeziny

24. den Abmarsch der Großen Bagage, sämtlicher Munitionskolonnen und des ganzen übrigen Trosses der Division zu decken. Rittmeister v. Plessen von den Garde-Ulanen, der als Führer der großen Bagage dem Grafen Schweinitz in den schweren Tagen unterstand, zeichnete sich dabei durch besondere Umsicht und Tatkraft aus und errang sich das Kreuz erster Klasse. Bei der Artillerie befand sich auch der Führer einer Standartenschwadron, Rittmeister v. Lettow (er starb leider später in Galizien an der Cholera) mit noch vierzig Ulanen; in der Stunde höchster Gefahr riß er das Standartentuch ab, wickelte es sich unter die Ulanka und befahl seinen Leuten, sich einzeln durchzuschlagen, was auch fast erstaunlicherweise gelang; nur zwei Pferde gingen verloren. Das Herausziehen der einzelnen Batterien glückte dank umsichtiger Führung derart, daß sie zum großen Teil rechtzeitig Anschluß nach Brzeziny gewannen und dort am Morgen des 24. schon wieder eingreifen konnten. In Brzeziny hatten ein paar junge Offiziere die im Ort befindlichen Leichtverwundeten zusammengerafft und wehrten mit ihnen mehrere wütende Russenangriffe erfolgreich ab, bis Hilfe kam. Auch den Truppen des Generals v. Scheffer-Boyadel war, dank den vortrefflichen Anordnungen ihres verdienstvollen Führers, der Rückzug auf Brzeziny unter heftigen Kämpfen gelungen. Am 25. marschierten sie weiter auf Wola Czyrusowa. Die Russen stießen noch einmal vor, wurden aber aus der schon eroberten Artilleriestellung mit dem Bajonett wieder herausgeworfen.

General v. Scheffer-Boyadel, General Litzmann, bisher hauptsächlich als erfolgreicher Militärschriftsteller bekannt, — er war bereits außer Dienst gewesen, hatte sich aber bei Kriegsausbruch sofort zur Verfügung gestellt — erhielten, wie auch

General der Infanterie v. Mackensen zum Generalobersten befördert

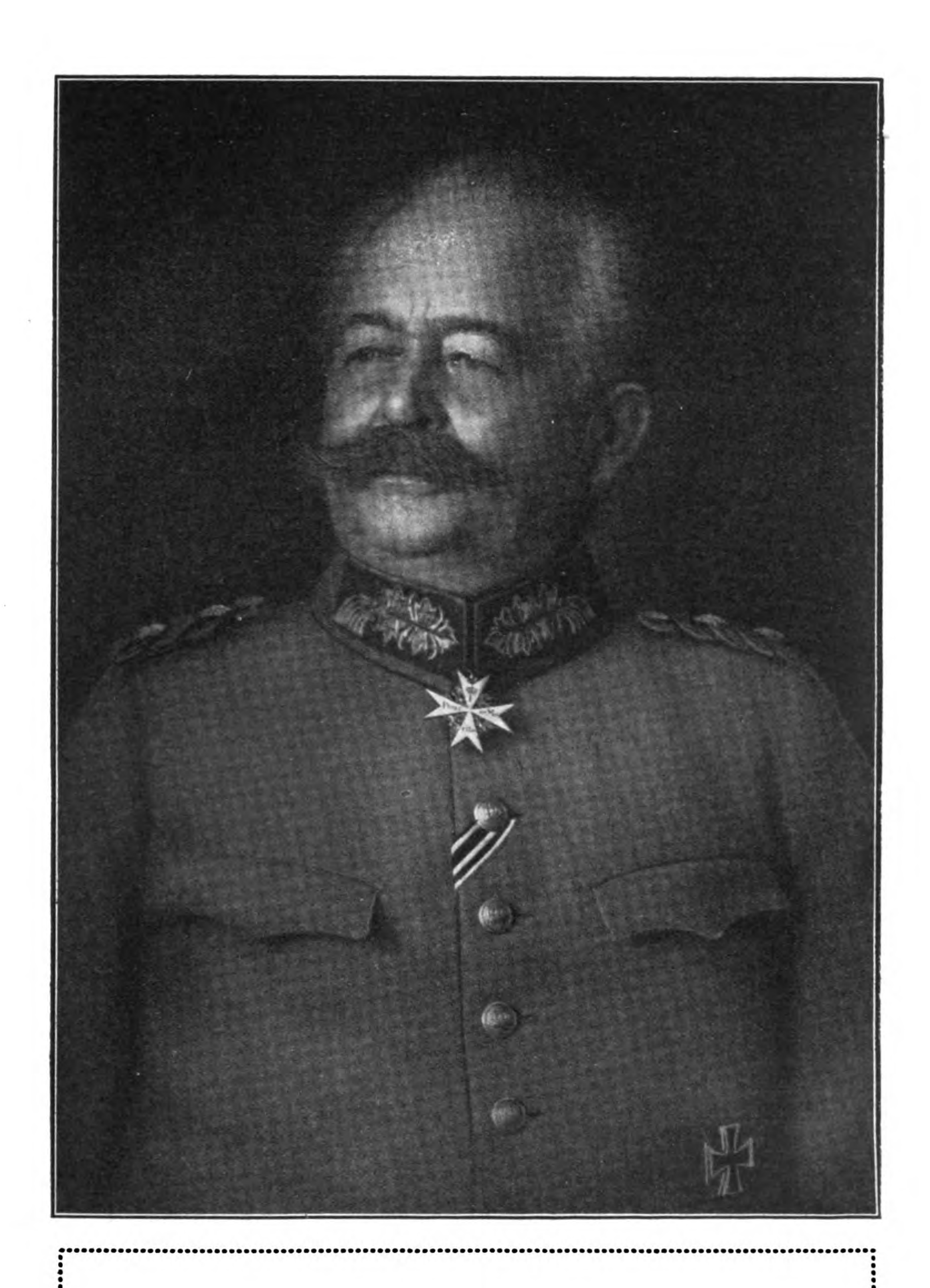
der zum Generalobersten beförderte General v. Mackensen, für den Ruhmestag den Pour le mérite. In einem schönen Brief sprach General Litzmann sich selbst, augenscheinlich aus innerstem Herzenbedürfnis heraus, über seinen Erfolg und vor allem den seiner Braven aus:

Nordöstlich Lodz, 15. Dezember 1914.

„Ihre herzliche Anteilnahme an meinem Soldatenglück rührt mich tief; aber Sie dürfen mein Verdienst nicht überschätzen. Das Beste an unserem Erfolge hat der treue Gott getan, der unsere Herzen stählte, mir die richtigen Entschlüsse eingab und den — von Ihnen so treffend betonten — Willen zum Sieg auch dann erhielt, als alles außer der Waffenehre verloren zu gehen schien. Ich wiederhole, alles dieses war Gottes Werk; ich konnte gar nicht anders, als seiner Eingebung folgen! Und dann — meine Truppen! Wer das Glück hat, solche Regimenter unter seinem Kommando zu haben wie ich, der vermag den Teufel aus der Hölle zu holen! Aber wie stehen wir auch untereinander! Sie erblicken in mir ihren Vater, ich liebe sie, meine treuen, tapferen Jungen, trauere mit ihnen um die Fallenden, suche die Verwundeten zu trösten, vor allem aber den noch Kampffähigen ihren freudigen Wagemut zu erhalten, die stolze Freude an unserer Lebensaufgabe: Rettung unseres Vaterlandes. Um nicht weniger handelt es sich in diesem Kriege, der noch kein ähnliches Beispiel kennt, gegen den unser Krieg von 1870/71 ein Kinderspiel war! Darum müssen wir auch willig jedes Opfer bringen, unsere zerschossenen Reihen immer wieder schließen und „dennoch" siegen wollen, wenn es der feindlichen Überzahl gegenüber nach früheren Regeln der Kriegskunst unmöglich scheint. Doppelte Übermacht wird rücksichtslos angegriffen, in der Verteidigung halten wir jeder Überzahl stand — das ist das Dogma, das ich meinen Leuten predige, und dank ihrer Tapferkeit predigen darf. — Aber die Opfer dieses Krieges sind ungeheuer, und auch unsere Verluste sind schwer.

Am 23. November hatten wir feindliche Übermacht auf den Fersen und feindliche Übermacht vor uns, außerdem noch Flankenbedrohung. Wir haben uns durchgeschlagen, gesiegt, dem Feinde 12000 Gefangene, — mehr als die eigene Stärke, und 15 Geschütze abgenommen! — Und dann haben wir diesen Waffenerfolg ausgenützt und sind im Nachtmarsch querfeldein über gefrorene Sturzäcker und unter Scharmützeln noch 17 Kilometer weit nach Brzeziny marschiert, wo wir im Rücken desjenigen feindlichen Armeekorps standen, das unser eigenes Nachbarkorps bedrohlich in Schach hielt. Das war strategische Verwertung taktischen Erfolges, um mich kriegswissenschaftlich auszudrücken. Sie fand am 27. ihren Lohn in der Rettung des Nachbarkorps und in neuem gemeinsamem Sieg. — Ja, in diesen Tagen haben unsere Truppen Übermenschliches geleistet, denn sie hatten vom 14. bis 18. November täglich ungeheure Märsche zurückzulegen und vom 18. ab täglich zu kämpfen, am 21. und 22. in der blutigen Lodzer Schlacht.

Aber sie waren trotz übermächtigen Gegners immer siegreich gewesen, hatten ihre Toten immer bestattet, ihre vielen Verwundeten immer mitnehmen können. Wir haben unsere tapferen Verwundeten bis zu sieben Tagen mit uns auf Wagen durch die Russen hindurchgeführt.



Generalleutnant Litzmann
Aufnahme von Hofphotograph E. Bieber, Hamburg
Einzelkunstblätter im Verlage von F. Bruckmann A.-G., München

Alles dieses berichte ich Ihnen, weil ich wünsche, daß der furchtbare Ernst dieses Krieges im deutschen Vaterlande erkannt wird. Wir sind anfangs durch schnelle Erfolge verwöhnt worden. Damals hatten unsere Gegner ihre Riesenmassen noch nicht ins Feld führen können, und wir waren stark.

Jetzt heißt es, sich der Überzahl erwehren. Aber wir können das und werden siegen, wenn der Wille zum Sieg festbleibt und wenn hinter dem Heere ein Volk steht, das sich mit uns eins weiß und fühlt in diesem Willen. Und dann — Gottvertrauen und sittlicher Ernst! Es ist noch keine Zeit zu fröhlichen Festen."

Generaloberst v. Hindenburg zum Generalfeldmarschall befördert

Der Kaiser aber dankte Hindenburg und dem Heere, indem er den Führer zum Generalfeldmarschall beförderte. Hindenburg brachte das am 27. in folgendem Tagesbefehl zur Kenntnis:

„In tagelangen schweren Kämpfen haben die mir unterstellten Armeen die Offensive des an Zahl überlegenen Gegners zum Stehen gebracht. Seine Majestät der Kaiser und König, unser Allerhöchster Kriegsherr, hat diesen von mir gemeldeten Erfolg durch nachstehendes Telegramm zu beantworten geruht:

An Generaloberst v. Hindenburg. Ihrer energievollen, umsichtigen Führung und der unerschütterlichen, beharrlichen Tapferkeit Ihrer Truppen ist wiederum ein schöner Erfolg beschieden gewesen. In langem, schwerem, aber von Mut und treuer Pflichterfüllung vorwärts getragenem Ringen haben Ihre Armeen die Pläne des an Zahl überlegenen Gegners zum Scheitern gebracht. Für diesen Schutz der Ostgrenze des Reiches gebührt Ihnen der volle Dank des Vaterlandes. Meiner höchsten Anerkennung und Meinem kaiserlichen Dank, die Sie erneut mit Meinen Grüßen Ihren Truppen aussprechen wollen, will Ich dadurch Ausdruck geben, daß ich Sie zum Generalfeldmarschall befördere. Gott schenke Ihnen und Ihren sieggewohnten Truppen weitere Erfolge.

gez. Wilhelm I. R.

Ich bin stolz darauf, diesen höchsten militärischen Dienstgrad an der Spitze solcher Truppen erreicht zu haben. Eure Kampfesfreudigkeit und Ausdauer haben in bewunderungswürdiger Weise dem Gegner große Verluste beigebracht. Über 60000 Gefangene, 150 Geschütze, gegen 200 Maschinengewehre sind wiederum in unsere Hand gefallen. Aber vernichtet ist der Feind noch nicht. Darum weiter vorwärts mit Gott für König und Vaterland, bis der letzte Russe besiegt am Boden liegt. Hurra!

Hauptquartier Ost, 27. November 1914."

Es sei hier noch gestattet, eine Schilderung der Durchbruchskämpfe von Brzeziny einzuflechten, die von dem Adjutanten eines der beteiligten Regimenter stammt und in ihrer ganz persönlichen Färbung ungemein fesselt. Unsere Offiziere, die bei Brzeziny mitfochten, sprachen oft von einer „Schichtentorte", zu der sich im Verlauf der Kämpfe die bunt durcheinander geschobenen Deutschen und russischen Kräfte gestaltet hätten: eine „Schicht" Deutsche, eine „Schicht" Russen, wieder eine „Schicht" Deutsche usw. Von dieser seltsamen Wirrnis, in der Freund und Feind sich wiederholt erst in nächster Nähe erkannte, aus der nur starker, zielbewußter Führerwille die Unsrigen retten konnte, gibt diese Schilderung ein vortreffliches Bild.

„So oft ich den Vollmond in seinem milden Licht glänzen sehen werde, werde ich an jene ereignisreiche Nacht denken, in der wir uns durch den Ring, den die Russen um uns gezogen hatten, durchschlagen mußten.

Am 19. November waren wir von Brzeziny aus den russischen Kräften, die bei Lodz mit der Front nach Westen gegen unsere Hauptarmee fochten, in Flanke und Rücken gefallen, hatten die Teile, die sie uns entgegenwarfen, zurückgedrängt und standen nun dicht vor Lodz, um die russische Armee einzukreisen. Da wurden von Südwesten, von Südosten und Nordosten starke russische Kräfte im Anmarsch gemeldet. Von allen Seiten rückten in Eile zusammengezogene russische Truppen, um Lodz zu entsetzen, uns in den Rücken und zogen von Stunde zu Stunde den Ring enger um uns. Die Korps bei Lodz waren zu stark, vielleicht aber gelang es, uns durch die heranrückenden Abteilungen durchzuschlagen. In der Nacht des Totensonntags wurde daher der Rückzug angetreten. Wir sollten Brzeziny erreichen und uns dann auf die bisherige Vormarschstraße setzen, um den Anschluß an unsere Armee wieder zu bekommen.

Unsere Brigade lag bei Andrespol dicht den Russen gegenüber. Das Loslösen in der Nacht gelang, ohne daß wir gestört wurden. Auf der Straße Andrespol—Gora Ziltrna sammelten wir uns und traten noch bei Dunkelheit den Rückmarsch an. An der Spitze marschierten die leeren Fuhrparkkolonnen, unter deren Planen die zahlreichen Verwundeten stöhnten, dann folgten mehrere Tausend gefangener Russen, bedeckt von einigen Füsilieren, dann endlose Artillerie-Munitionskolonnen, endlich unsere Artillerie. Den Schluß bildete ein kleines Häuflein Infanterie, der Rest von zwei stolzen Regimentern.

Wohl hatten wir schon gehört, daß Brzeziny in den Tagen, da wir uns bei Lodz schlugen, von den Russen mehrmals genommen, ihnen aber immer wieder entrissen worden war; wir wußten auch, daß Verwundete, die auf den kleinen Ponywagen nach Feldlazaretten suchten, überall, wohin sie sich wendeten, Feuer bekommen hatten. Von einer wirklichen Umzingelung durch die Russen aber ahnte unser heiteres Gemüt damals noch nichts.

Bei Bukowiec mußte die Miazga durchschritten werden. Ein totes Pferd lag mitten in der versumpften Furt. Ich war bisher bei der Spitze geritten, um den Weg finden zu helfen, nun wartete ich an der Furt auf mein Regiment. Inzwischen war es hell geworden. Jetzt, so überlegte ich, werden die Russen unseren Abmarsch gemerkt haben und uns wahrscheinlich folgen.

Jeden Augenblick erwartete ich daher eigentlich ein paar platzende Schrapnells über der Marschkolonne. Jeder Schritt aber, den wir vorwärtskamen, vergrößerte den Abstand zwischen uns und den Russen. Da brach mitten in der schmalen Furt ein Wagenrad, dann kippte ein Fahrzeug um und mußte wieder neu beladen werden. Jeder Aufenthalt pflanzte sich in der Marschkolonne wie eine Welle fort. Die gefangenen Russen wollten anfangs nicht durch das Eiswasser waten. Im Gänsemarsch hüpften sie von Stein zu Stein. Das verursachte neue Stockungen. Ich wetterte dazwischen, sie lachten und verstanden mich nicht.

Endlich kommt unsere Artillerie; die Kolonnen sind bereits im Walde verschwunden.

„Wo ist der General?“ Atemlos kommt ein Bursche angaloppiert.

„Was ist denn los, mein Sohn?“

Luftschnappend erzählte er, er wäre mit dem Führer der Kolonne an der Spitze geritten, da wäre ein Kavallerist gekommen und hätte gemeldet, daß gerade auf uns zu Russen im Anmarsch wären, sie könnten nur noch zwei Kilometer entfernt sein. Die Bagage wäre daraufhin wieder nach Osten abgebogen und sammele sich hinter diesem Bache.

Unsere Artillerie ging in Stellung, die Infanterie wurde im Laufschritt vorgeholt und war kaum fünfhundert Meter vor der Artillerie, als sie ein starker Schrapnellregen empfing. Da lagen wir nun und konnten nicht vorwärts, weil wir zu schwach waren. Dazu mußten wir auch jeden Augenblick das Erscheinen der Russen, von denen wir uns in der Nacht losgelöst hatten, erwarten. Mit Hilfe einer Leiter kletterte ich zu dem Artilleriebeobachter auf ein Dach, Umschau nach der anderen Brigade unserer Division zu halten, die über Karpin marschieren und sich mit uns vereinigen sollte. Ich suchte den Horizont ab. „Es ist immer noch nichts zu sehen,“ meldete ich hinunter.

Endlich werden gegen Mittag lange Kolonnen am Horizont gesehen.

Das feindliche Feuer hat nachgelassen. In den letzten Häusern des langgestreckten Dorfes verschwinden Russen: ein paar Schrapnells, und sie stieben auseinander.

Am Nachmittag hatte sich endlich unsere Division wieder vereinigt, sogar ein Bataillon, das seit Tagen von uns abgeschnitten gewesen war, traf wieder ein. Wie wir alle uns wiedergefunden haben, ist mir jetzt noch rätselhaft. Aber im Felde hat man eigentlich immer Glück. Ein unerklärliches Gefühl führt den Herumirrenden und Suchenden stets auf die richtige Fährte.

Wir bekamen den Befehl: in dem großen Walde, der sich südlich Brzeziny in einer Länge von sieben Kilometer und einer Breite von drei bis vier Kilometer hinzieht, links gestaffelt vom Nebenkorps vorzugehen, das die Russen, die an dem Bahndamm südlich Galkow standen, angreifen sollte.

Bald hatten wir jedoch das Korps, dessen Angriff nicht recht vorwärts kam, überholt. Wir warteten also.

Ich ritt, um Befehle zu holen, zurück und kam an den Südrand des Waldes, den wir vor etwa einer Stunde verlassen hatten. Dort sah ich ein merkwürdiges Bild.

Auf dem von dem Waldrande nach der Miazga abfallenden Hang standen Geschütze, braun, mit Blut bespritzt, die Mündungen zeigten irgendwohin, mitten in der Batterie standen ein Offizier meines Regiments und tapfere Leute, noch ganz erschöpft vom Kampfe.

„Bravo, ihr habt eine russische Batterie genommen!“ Nein, es wären deutsche Geschütze, — ich erkenne sie nicht wieder, so sehen sie aus — die Geschütze hätten, wurde mir erzählt, gegen die Russen aus Lodz, die sich nun endlich auch bemerkbar gemacht hätten, gefeuert, und da wären plötzlich aus dem Walde in ihrem Rücken mehrere Kompagnien Sibirier aufgetaucht und hätten die Geschütze gestürmt. Sie gehörten, erzählten die Leute, zur großen Bagage,



General der Infanterie Freiherr von Scheffer-Boyadel
Aufnahme von Franz Langhammer

die dort unten stände, und hätten die Russen wieder hinausgeworfen und die Geschütze zurückerobert. — Man muß das Durcheinander der Tage bei Lodz mitgemacht haben, um begreifen zu können, wie so etwas möglich war. Die Russen waren damals so stark, daß wir in ihnen geradezu ersoffen; mit einem Bataillon, das wir vor einigen Tagen drei bis vier Kilometer abzweigen mußten, konnte bereits nach einer Stunde keine Verbindung mehr erlangt werden, weil die Russen regelrecht dazwischen gequetscht worden waren.

Im Grunde zwischen Borowo und Karpin sah ich ein anderes seltsames Bild. Tausende und Abertausende Fahrzeuge standen dicht gedrängt zusammen. Um sie herum war unsere Artillerie aufgefahren und schoß auf russische Kolonnen und Artillerie nach allen vier Himmelsrichtungen. Schrapnells und Granaten platzten in der ganzen Gegend. Größere deutsche Infanterieteile waren nirgends zu sehen. Auf einem Hause wehte das Genfer Kreuz. Ich jagte weiter. An einer Waldecke kamen ein paar Schrapnells, die mir galten, angesaust.

In einer Schonung lag ein Zug meines Regiments. Der Zugführer rief mir zu, sie hätten einen russischen Offizier gefangen, der könnte genaue Angaben über den Feind machen. Ich hatte keine Zeit. Immer weiter. Endlich fand ich den Divisionsstab und ritt mit ihm zu der Infanterie im Felde. Ein Adjutant nahm mich beiseite und flüsterte mir etwas zu. Ich versprach, es nicht weiter zu verbreiten. Nun wußte ich, wie ernst es um uns stand.

Die Bataillone lagen im Walde, die Gefechtsbagage war zurückgeblieben, nur Maschinengewehre und vier Geschütze standen auf dem Wege. Es ist 5 Uhr nachmittags. Wir messen auf der Karte nach: bis zum Bahndamm sind noch 200 Meter. Totenstille. Jeder einzelne Mann ahnt den Ernst der Stunde.

Die Reitpferde sollen zurückbleiben. Ich gebe meinem treuen Burschen die Anweisung, sich an die Pferde des Divisionsstabes zu halten. Dann gebe ich ihm die Hand; ich glaubte nicht, daß wir uns wiedersehen würden.

Gedeckt hinter einem Baumstamm sauge ich mit Behagen den Rauch meiner letzten Zigarette, die ich in der hohlen Hand verberge, ein. Der Russe darf von unserer Anwesenheit nichts ahnen.

Plötzlich ein wildes Schießen am Bahndamm. Die Kugeln pfeifen über uns weg. „Schade," sagt einer, „sie haben uns bemerkt."

Anscheinend nicht, denn bald trat wieder Stille vor dem Sturm ein. Punkt halb sechs aber stürmen vier schwache Regimenter in dicker Kolonne mit brausendem Hurra gegen den Bahndamm, allen voran mit seinem Krückstock unser geliebter Divisionskommandeur, unser Vater Blücher: General Litzmann.

Die Russen schießen, dann laufen sie fort und verschwinden im Dunkel des Waldes. Der Vollmond ist aufgegangen, zuweilen dringt ein schwacher Strahl durch den dichten Bestand von Tannen, durch die wir uns mit Hurra durchdrücken müssen.

Oben auf dem Bahndamm hatte ich etwa fünfzig Mann zusammengefaßt und sie als meinen Zug bezeichnet. Nun stürmte ich, mir mit dem krummen Kindschal, den ich früher erbeutet hatte, den Weg durch die Tannen schlagend, weiter. „Hurra, Hurra!"

Das Rufen des Regiments entfernt sich immer weiter nach rechts; links ist alles still. Ich mache nach einer Viertelstunde Halt, will meinen Zug sammeln. Zwei Mann habe ich nur noch bei mir! Wo die anderen geblieben sind, ahne ich nicht.

Das Regiment geht immer weiter nach rechts. Ich begreife es nicht. Ich weiß, die Division soll den nördlichen Waldrand erreichen und sich dort sammeln. Ich richte mich nach dem Mond, halte mich aber, um Anschluß zu bekommen, mehr rechts und treffe endlich nach einer Stunde mein Regiment am östlichen Waldrand. Quer durch den Wald, vom nördlichen Waldrand etwa 300 Meter entfernt, führte, diesem gleichlaufend, eine breite Schneise. Hier wurde gehalten und gesammelt. Vierzig Mann von meinem, fünfzig Mann von dem andern Regiment der Brigade waren es, dazu der Brigadekommandeur, die beiden Regimentsführer und einige Offiziere: das war alles.

Noch immer ist nichts zu hören. Patrouillen werden ausgeschickt. Ich komme zurück und melde, daß das Dorf Galkowek vor dem Waldrande von den Russen besetzt sei.

Gegen 11 Uhr abends wird ein Offizier zum Bahndamm zurückgeschickt, um festzustellen, wo der andere Teil der Division geblieben ist. Zwei Mann begleiten ihn. Wir stellen Posten aus, bauen auf der hart gefrorenen Erde Zelte und frieren. Morgens um 3 Uhr kommt der Offizier mit zwei Maschinengewehren, einer Feldküche und einigen Reitpferden zurück und meldet, daß die anderen Teile der Division wahrscheinlich in Witkowice, einem Dorf etwa zwei Kilometer südlich Brzeziny, wären, um bei Morgengrauen Brzeziny zu stürmen. Wir atmen erleichtert auf, wie man sich denken kann.

Schnell wird etwas kalte Kohlsuppe verschlungen. Magisch beleuchtet der Mond den Zug der kleinen Schar, die nach Osten marschiert, um die Division zu suchen. Ich gehe vorn bei der Spitze. Als wir aus dem Walde herauskommen, fällt ein Schuß, und im Mondschein verschwinden einige Kosaken.

Wir nähern uns nun der Straße, die von Süden über Witkowice nach Brzeziny führt, und hören Wagengerassel. Aha, denkt jeder, das ist natürlich unsere Artillerie, die von der Division nachgezogen wird, um beim Sturm auf Brzeziny zu helfen. Hunger und Kälte sind vergessen, es hätte nicht viel gefehlt, unsere Leute hätten angefangen zu singen. Im unsicheren Schein fahren auf der Straße Fahrzeuge, aber Artillerie ist es nicht, das erkennen wir bald. Auch Infanterie ist dabei. Alles so merkwürdig.

Plötzlich stehen wir auf fünfzig Schritt einem russischen Regiment, das auch nach Brzeziny marschiert, gegenüber. Die Russen halten, nehmen Gewehr bei Fuß und staunen uns ebenso verwundert an, wie wir sie. Auf beiden Seiten die gleiche Überraschung, in die ein Schuß Bewegung bringt. Die Russen schwärmen aus, wir nehmen Deckung, eröffnen das Feuer, doch müssen wir bald zurück. Zu unserer Verwunderung folgen die Russen nicht. Unbehelligt kommen wir so in ein kleines Waldstück, das vor dem großen Walde liegt. Dort stellt sich beim Sammeln heraus, daß der brave, tüchtige Leutnant, der uns die Nachricht über die Division brachte, fehlt. Er blieb seitdem verschollen.

Langsam dämmerte der Morgen. Unser Waldstück entpuppte sich als eine dürftige Schonung, aus der man, wenn man stand, hinausragte. Auch das noch!

Wo ist nur unsere Division? Die Lösung dieser Frage wurde immer schwieriger. Wenn auf der Straße nach Brzeziny Russen marschieren, überlegten wir folgerichtig, so kann doch unmöglich dort gleichzeitig auch unsere Division sich bewegen.

Was nun? Später gestanden wir uns, daß wir alle an 1812 gedacht und uns ausgemalt hatten, wie wir uns wohl durchlügen würden: tagsüber in Wäldern versteckt, nachts marschierend, die Dörfer vermeidend. Alles Bilder, die wenig erfreulich schienen.

Ich erbot mich, noch einmal zum Bahndamm zurück zu reiten, um festzustellen, ob die Division nicht dort halten geblieben wäre. Unterwegs lugte ich vorsichtig nach dem Dorfe hinüber, gegen das ich in der Nacht Patrouille gegangen war und in dem sich jetzt im Morgennebel einige Bassermannsche Gestalten bewegten. Plötzlich erkannte ich Helme. Ich ritt vor und traf zwei Kompagnien der anderen Brigade, die friedlich während der Nacht in dem Dorfe im Quartier gelegen hatten, während wir fünfhundert Meter davon im Walde lagen und einen „Igel" machten. Diese Kompagnien, so meldeten sie dem General, wären die Nachhut der Division, die bereits in der Nacht Brzeziny erreicht hätte. Die Division hätte am Bahndamm Halt gemacht und wäre nach einer Stunde Rast querfeldein nach Brzeziny marschiert. Das Dorf Galkowek wäre von Russen besetzt gewesen, sie hätten es umstellt und alle gefangen genommen.

Wir marschierten nun ab, sehr erfreut, endlich richtige Nachricht über den Verbleib unserer Division erhalten zu haben. Unser Marsch war eigentlich eine taktische Unverschämtheit.

Rechts griff jenes russische Regiment, dem wir in der Nacht begegnet waren, Brzeziny an; wir sahen genau die russischen Schützenlinien. Dann kam ein Zwischenraum von etwa fünf Kilometer, und links stand in dem großen Walde zwischen Malczew und Nowosolna ein russisches Korps zur Reserve der bei Lodz fechtenden russischen Hauptkräfte. In Malczew selbst befand sich ein russisches Feldlazarett.

Durch Scilla und Charybdis marschierten wir so am hellichten Morgen in Marschkolonne, voraus ritt unser General, senkrecht trug er eine Lanze, die er gefunden, jugendlich, schlank und stolz saß er zu Pferde. Mir deuchte, Ritter Georg führte uns.

Ein einziger Russe saß irgendwo in einem Loch oder auf einem Baum und feuerte unablässig auf unsere Kolonne. Wir haben ihn nicht entdecken können. Viel Schaden hat er auch nicht angerichtet.

Wir erreichten die Straße Brzeziny—Strykow und wurden durch Divisionsbefehl angehalten. Die Division hatte in der Nacht Brzeziny von russischer Kavallerie besetzt gefunden und den ganzen Morgen schwere Straßenkämpfe durchfechten müssen. Jetzt brannte es an vielen Stellen: sie hatten die Kosaken ausgeräuchert. Am Südrand von Brzeziny lag die andere Brigade und wehrte sich gegen den Angriff des erwähnten russischen Regiments.

Auf dem Marktplatz standen Automobile, Pferde, Fahrzeuge, alles durcheinander. Man nahm sich, was man brauchte; denn daß wir unsere Bagage jemals wiedersehen würden, diese Hoffnung hatten wir längst aufgegeben.

Gegen mittag besetzte die Division, nachdem das russische Regiment zurückgeschlagen war, die Höhen östlich und südlich Brzeziny.

Mit Maschinengewehren und den vier Geschützen, die in der Nacht zum Sturm auf den Bahndamm mitgenommen und nun ebenfalls durchgekommen waren, empfingen wir die Marschkolonnen der Russen, die vor dem energischen Angriff des Korps des Generals v. Scheffer-Boyadel, das sich immer noch im Kessel südlich des Bahndammes befand, zurückgingen. Ahnungslos kommen sie anmarschiert, um die Höhen, die unsere Division besetzt hatte, zu erreichen und um hier eine neue Stellung einzunehmen.

Jetzt hatten wir den Spieß umgedreht, denn nun packten wir die Russen von zwei Seiten. Hei, das war ein Schießen, besser wie jedes Gefechtsschießen auf dem Döberitzer Sande, wenn im Frieden „Scheunentore" feindliche Kavallerie markieren müssen.

Am Nachmittage endlich wurde der Weg frei, unsere längst aufgegebene Artillerie und die Bagage trafen am Abend ein. Mit meinem Burschen feierte ich ein gerührtes Wiedersehen.

In Brzeziny sind wohl niemals soviel Menschen versammelt gewesen, wie an jenem Abend. Sechzehntausend Russen und sechzig Geschütze hatte das Korps v. Scheffer mitgebracht. Die Gefangenen konnten kaum bewacht werden; ich traf viele von ihnen, die ganz vergnügt und frei herumliefen und sich Sachen kauften.

Die Gefechte des Durchbruches waren damit zu Ende, am nächsten Tage setzten die Rückzugsgefechte ein, an denen sich endlich das bereits vorher erwähnte bei Nowosolna in Reserve stehende russische Korps beteiligte. Seine bisherige Untätigkeit war uns allen unbegreiflich. —

Wenn Angehörige unserer Division sich wiedertreffen, so erzählen sie sich vom Durchbruch. Jeder hat in den Tagen damals mit gefochten, der Divisionskommandeur ebenso wie der Postrat und jüngste Krankenwärter beim Feldlazarett, jeder hat seine besonderen Erlebnisse gehabt, die so unglaublich klingen; denn es gab eben damals kein „Vorn" und „Hinten", sondern überall, selbst mitten in uns drin, war der Russe. Alle sind stolz darauf, beim Durchbruch von Brzeziny mitgefochten zu haben. Wenn sie von jenen wunderreichen Tagen und Nächten erzählen, leuchten die Augen, und mit dankbarer Liebe werden sie stets ihres Führers, ihres „Vater Blücher" gedenken."

Die deutsche Front erstreckte sich nach dem Durchbruche von Brzeziny von Szadek über Kazimierz — nördlich Lodz—Glowno bis in die Gegend nordwestlich Lowicz. Gegen diese Front richtete sich nunmehr eine allgemeine Gegenoffensive der auf engem Raume vereinigten russischen Massen. Trotz blutigster Verluste, wie sie in solchem Umfange die bisherigen Kämpfe noch nicht aufgewiesen hatten, erneuerten sie in den letzten Novembertagen mit äußerster Hartnäckigkeit immer wieder ihre Anstürme, die indes von den mit Todesverachtung ausharrenden deutschen Truppen sämtlich abgewiesen wurden.

Anfang Dezember gingen wir dann nach dem Eintreffen von Verstärkungen trotz der großen Erschöpfung der seit drei Wochen fast ununterbrochen im Kampfe stehenden Truppen von neuem auf der ganzen Front zum Angriff über; es gelang unserem starken rechten Flügel, in die in der Mitte der russischen Linie bestehenden Lücke einbrechend, Lask zu nehmen und in der Richtung auf Pabianice vordringend, die russische Stellung südwestlich Lodz zu umfassen. Hierdurch wurden die Russen gezwungen, in der Nacht vom 5. zum 6. Dezember ihre so zähe behaupteten Stellungen um Lodz und dieses selbst zu räumen und hinter die Miazga zurückzugehen.

Rückzug der Russen nach der Miazga. Die Einnahme von Lodz. 1. Dezember 1914

Durch die Besetzung von Lodz gelangte die erste Großstadt Polens in unsere Hände, ein volksreicher Industrieort von ungemeiner wirtschaftlicher Bedeutung. Vielfach in deutschen oder ursprünglich deutschen Händen befanden sich hier u. a. die größten Baumwollfabriken ganz Rußlands, Anlagen, die fast das ganze Reich versorgten. Die deutsche Organisation setzte in Lodz sofort kraftvoll ein, schaffte Ordnung, trug für die Ernährung der zum Teil hungernden Massen Sorge, schuf die Stadt zu einem Mittelpunkt der Verwaltung des eroberten polnischen Gebiets um. Die deutsche Post hielt ihren Einzug, und bald rollte auf den schnell wieder hergestellten Bahnen als Gegenstück zu den Zügen „Berlin—Lille" auch ein Zug „Berlin—Lodz" bis ins Herz des ehemaligen Großfürstentums Polen.

Alle Versuche der Russen, die durch die Einnahme von Lodz in ihre Front gerissene Lücke durch nach Norden gezogene Truppen der in Südpolen kämpfenden Armeen zu schließen, waren dank der kräftigen Angriffe der südlichen Gruppe



Küche des Roten Kreuzes in Pabianice. Phot. Leipziger Presse-Büro



Straßenbild aus dem besetzten Lodz. Phot. R. Sennecke

der Verbündeten — namentlich ihres in Richtung Nowo-Radomsk siegreich vorgehenden linken Flügels — mißlungen.

Auch der linke Flügel der nördlichen deutschen Gruppe, der sich inzwischen über Ilow bis zur Weichsel ausgedehnt hatte, machte erhebliche Fortschritte und gelangte bis dicht vor Lowicz und an den Bzura-Abschnitt.

Gleichzeitig mit der Offensive in Nordpolen waren die verbündeten österreichisch-ungarischen Truppen von den Karpathen und in Westgalizien wiederum zum Angriff übergegangen. Auch hier wurden erhebliche Fortschritte gegen den linken russischen Flügel gemacht.

Die nunmehr mit erhöhtem Nachdruck auf der ganzen Front, namentlich gegen die Flügel des russischen Heeres gerichteten Angriffe brachten um Mitte Dezember die feindlichen Massen ins Wanken. Der größere Teil der bisher zur Deckung Oberschlesiens bestimmten Truppen war inzwischen, mit österreichischen Regimentern vereint, aus der Gegend von Czenstochau nordöstlich in Marsch gesetzt worden; am 17. Dezember hatte das K. und K. Infanterieregiment Wilhelm I., deutscher Kaiser und König von Preußen, Nr. 34, Petrikau gestürmt. Zuerst in Westgalizien, dann im südlichen und nördlichen Polen gingen die Russen auf der ganzen Front in östlicher Richtung zurück. Hinter dem Dunajec, der Nida, Rawka und Bzura leisteten sie indes von neuem zähen Widerstand; es wird davon später zu berichten sein.

Die Erstürmung von Petrikau. 17. Dezember 1914

Das ursprüngliche Ziel der Operationen war vollkommen erreicht: Die schon seit Monaten mit so hochtönenden Worten angekündigte russische Offensive großen Stiles, die das ganze östliche Deutschland überfluten sollte, konnte schon am 17. Dezember (im Bericht der deutschen Heeresleitung) als völlig niedergeworfen

bezeichnet werden. Ostpreußen, Westpreußen, Posen und Schlesien hatten für absehbare Zeit keinen russischen Einfall mehr zu befürchten. Über 130000 Gefangene, zahlreiche Geschütze, Maschinengewehre und sonstiges Kriegsmaterial waren die Siegesbeute der Verbündeten. Eine Kraftprobe ersten Ranges, an der vom obersten Führer bis zum jüngsten Kriegsfreiwilligen die ganze in Ostpreußen, Polen und Galizien fechtende Heeresmacht der Verbündeten ruhmreichen Anteil hat, hatte einen für die Verbündeten günstigen Ausgang genommen.

„Der von ihnen errungene Erfolg," sagte treffend die amtliche Darstellung, der wir hier im wesentlichen gefolgt sind, „ist ein Ergebnis des starken Vertrauens, das sie zu zielbewußtem gemeinsamem Wirken zusammengeschweißt hat. Die Geschichte der Koalitionskriege ist nicht reich an Beispielen wirklich hingebender Bundestreue; hier in diesem gewaltigen Ringen aber sehen wir ein besonders glänzendes Beispiel solcher Art vor Augen. Die Anlage und Durchführung der geschilderten Operationen stellte besonders hohe Ansprüche an die Führung. Diese konnte ihre Entschlüsse um so zuversichtlicher fassen, als sie eine Truppe hinter sich wußte, von der sie das Höchste fordern durfte, und die freudig und willig alles leistete, die im Geiste des Vertrauens zu einer solchen Führung ihr Bestes, ja ihr Herzblut hergab. Ihre Tapferkeit, ihre Ausdauer und Hingebung bedürfen keines Wortes lobender Anerkennung. Seit fünf Monaten im Kampfe mit einem an Zahl überlegenen Feind erst in Ostpreußen, dann in Polen stehend, hat diese Truppe kaum einen Tag der Ruhe gefunden. Sie hat ununterbrochen marschiert und gekämpft, und zwar in den letzten drei Monaten auf einem Kriegsschauplatz, der, an sich schon arm und verwahrlost, jetzt völlig ausgesogen war. Dazu kamen die bei der Ungunst der Witterung fast grundlosen Wege, auf denen jeder Marsch



Vormarsch auf Kielce. Phot. Heinr. Lichte & Co.



Transportkolonne auf dem Marktplatz in Chmielnik. Phot. Heinr. Lichte & Co.

die doppelte Kraftanstrengung für die Truppen, namentlich auch für die nachfolgenden Kolonnen, bedeutete. Aber trotz all dieser fast übermenschlichen Anstrengungen, trotz aller Not und Entbehrungen, trotz des ununterbrochenen anhaltenden Ringens war die Angriffskraft dieser herrlichen Truppe ungebrochen, ihr Wille zum Sieg unerschüttert. Wahrlich! Das dankbare Vaterland kann mit Stolz und Vertrauen auf seine tapferen Söhne im Osten blicken, die wie Helden zu kämpfen, zu leiden, zu sterben, und trotz der überwältigenden Überlegenheit des Feindes zu siegen verstehen."

Der Zusammenbruch der so groß angelegten deutschen Offensive im Raume westlich Warschau, der in späteren Monaten die Grundlage weiterer entscheidender Erfolge werden sollte, verfehlte auch seine weitere Rückwirkung auf die Lage bei unseren Bundesgenossen in Westgalizien nicht.

Die Russen waren hier allmählich über den Dunajec vorgedrungen und standen mit starken Teilen ihrer 3. Armee (Radko Dimitriew) Ende November vor den Vorstellungen der Festung Krakau in der ungefähren Linie Dobczyce-Wieliczka (dem berühmten Salzwerk). Ihnen gegenüber eine österreichisch-ungarische Armeegruppe unter Feldzeugmeister Ljubiçiç, die bald durch die aus Südpolen herangezogene Armee des Erzherzogs Josef Ferdinand Unterstützung erhielt. Die russische 8. Armee (General Brusilow) war der über die Karpathen zurückgenommenen Armee des Generals v. Boroevic bis in den Raum von Bártfa (Bartfeld) gefolgt.

Vorgehen der österreichisch-ungarischen Heere in Westgalizien

Jetzt hielt es die österreichisch-ungarische Heeresleitung an der Zeit, auch hier angriffsweise vorzugehen. Unterstützt durch deutsche Truppen unter General v. Besser, die mit der Bahn nach Chabowka, südlich Krakau, befördert worden

waren — es trat hier zum ersten Male ein deutscher Verband in Galizien auf — stießen unsere Bundesgenossen vom 29. November an zunächst in nordwestlicher Richtung vor, um unter Führung von Feldmarschalleutnant Roth den vor Krakau stehenden Gegner in seiner linken Flanke überraschend anzugreifen. Trotz schwieriger Verhältnisse in unwirtlichem Berggelände, auf dem man fast ganz auf eine einzige vereiste Straße angewiesen war, schritt der Vormarsch gut vorwärts. Es stellte sich aber bald heraus, daß die Russen, obwohl für die Geheimhaltung des Unternehmens alles nur mögliche geschehen war, wahrscheinlich dank der in Galizien nun einmal tief eingewurzelten Spionage, der man gar nicht zu steuern vermochte, allzufrüh Einblick gewannen und Gegenmaßregeln ergriffen. Sie zogen starke Kräfte von ihrer Kampfstellung in den Karpathen ab und warfen sie über Neu-Sandec, Richtung auf Limanowa, unseren Verbündeten entgegen, deren rechte Flanke bedrohend. So mußte eilends eine neue Front in östlicher Richtung gebildet werden. Dies führte nach heftigen Kämpfen, an denen neben Ungarn die braven Oberösterreicher und Tiroler hervorragenden Anteil hatten, vom 9. Dezember an zu der blutigen Schlacht von Limanowa, in der am 12. mit der Erstürmung der Höhe Golcow die Entscheidung fiel. Die Russen traten auf der ganzen Linie den Rückzug an, zumal sie sich durch das erneute Vordringen der Armee Boroevic bedroht fühlten. Es war ein entschiedener Sieg, diese Schlacht von Limanowa, der durch tatkräftige Verfolgung gut ausgenutzt wurde; über 30000 Gefangene waren der Siegespreis. Am 17. Dezember erreichten unsere Verbündeten wieder den unteren Dunajec und den Raum südwestlich Tuchow; auch die Armee Boroevic kam bis in die Becken von Krosno, Jaslo, Gorlice, ohne freilich sich dauernd gegen einen bald einsetzenden russischen Gegenangriff behaupten zu können. Jedenfalls aber war der weit überlegene Gegner in Westgalizien um mehr als 50 Kilometer zurückgedrängt und das wichtige Krakau dauernd von jeder Gefahr befreit. Die Gewalt der russischen Riesenoffensive war hier wie vor Warschau gelähmt, ein entschiedenes Übergewicht über die feindlichen Heere ruhmvoll erstritten.

Schlacht bei Limanowa. 9.—12. Dezember 1914



Typen gefangener Russen. Phot. R. Sennecke



Kundgebungen vor dem Kriegsministerium in Konstantinopel anläßlich der Erklärung des Heiligen Krieges

Elfter Abschnitt

Die Türkei, das Deutsche Reich und die Entente-Mächte. Ausbruch des Krieges zwischen der Türkei und Rußland, England, Frankreich. Das türkische Heer. Die Kriegsschauplätze. Der Heilige Krieg.

Ganz allein hatten bisher das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn gegen eine Welt von Feinden im Kampf gestanden; die dritte Macht im Dreibund, Italien, hatte sich der Bündnispflicht entzogen und wahrte vorläufig noch eine Neutralität, die freilich schon in allen Fugen gelockert schien. Da entstand uns in den letzten Oktobertagen ein neuer Bundesgenosse: die Türkei.

Kaiser Wilhelm und die Türkei

Es ist nicht zuletzt das unbestreitbare Verdienst Kaiser Wilhelms II., daß er uns die freundschaftlichen Gesinnungen des Osmanenreiches erwarb und erhielt. Er knüpfte dabei an altpreußische Überlieferung an: schon Friedrich der Große hatte in den Tagen seiner schwersten Kämpfe die Verbindung mit der Türkei sich zu sichern gesucht. Der Einfluß aber, den wir neuerdings am Goldenen Horn gewannen, beruhte zum großen Teil auf des Kaisers persönlicher Wirksamkeit. In einer Zeit, in der Europa mit mehr oder minderer Sicherheit an den Zerfall der Türkei glaubte, in der man sich schon eifrig mit der Frage ihrer Aufteilung beschäftigte, hielt er fest an seinem Glauben an ihre bessere Zukunft, an die Möglichkeit ihrer Erneuerung — und richtete seine Politik danach ein.

Fürst Bülow schrieb nach seinem Ausscheiden aus dem Staatsdienst, also lange vor dem Kriege: „Die Beziehungen zur Türkei und zum Islam haben wir namentlich seit der Orientreise unseres Kaisers sehr sorgsam gepflegt. Diese Beziehungen waren nicht sentimentaler Natur, sondern wir hatten am Fortbestand der Türkei ein erhebliches wirtschaftliches, politisches und militärisches Interesse.

Die Türkei war für uns in wirtschaftlicher und finanzieller Hinsicht ein ergiebiges und fruchtbares Betätigungsfeld, das wir mit Vorteil bestellt haben. Für den unerwünschten, aber nicht unmöglichen Fall eines allgemeinen Krieges hätte sich die militärische Kraft der Türkei zu unserem Nutzen fühlbar machen können. Für unseren österreichischen Bundesgenossen war die Türkei der denkbar bequemste Nachbar . . . Die Türkei ist lange Jahre hindurch ein nützliches und wichtiges Glied in der Kette unserer politischen Beziehungen geblieben."

Wir waren aber auch wirklich die einzigen ehrlichen Freunde der Türkei.

Die Feinde der Türkei

Rußland muß man schlechthin als ihren Erbfeind bezeichnen. Der Besitz Konstantinopels, der Dardanellen und damit der freie Zugang zum Mittelmeer ist, wie schon in anderem Zusammenhang erörtert wurde, von altersher das geschichtliche Hauptziel der russischen Politik; der Besitz Jerusalems der heißeste Wunsch der russischen Kirche. Darum umklammerte Rußland nach Möglichkeit das Schwarze Meer, darum setzte es seit mehr als einem Jahrhundert alles daran, die Türkei zu schwächen. Wenn Rußland im großen Balkankrieg schließlich politisch gegen Bulgarien Front machte, so geschah es nicht, um Konstantinopel zu schützen, sondern um es dereinst selbst erobern zu können.

England hielt sehr lange Zeit darauf, als der einzige echte, rechte Gönner der Türkei zu gelten. Aus sehr verschiedenen Gründen. Es mußte bei der großen Zahl seiner mohammedanischen Untertanen, besonders in Indien, mit dem Islam rechnen, der immer noch seinen Mittelpunkt im Kalifat sah. Dann aber stand es im fortwährenden Gegensatz zu Rußland: die Türkei war ihm ein Pufferstaat, wie Persien und Afghanistan; auch eine Öffnung der Dardanellen, ein Vordringen Rußlands ins Mittelmeer stand durchaus (und steht im Grunde heute noch) im Gegensatz zu den britischen Interessen. Allmählich aber änderte sich die Sachlage, änderte sich die Richtlinie der englischen Politik. Änderte sich vielleicht schon mit der Eröffnung des Suezkanals, dann sicher mit der Besitznahme Ägyptens, mit dem Auftauchen neuer Fragen über den Einfluß auf Arabien, auf Mesopotamien. Überall gab es nun Reibungsflächen. Überall begann England einer Erstarkung der Türkei entgegenzuarbeiten. Aus dem Gönner wurde der Gegner, der sich mindestens einer Aufteilung des Osmanenreiches nicht mehr widersetzen wollte, soweit dabei die eigenen Wünsche der Erfüllung näher gebracht werden konnten. Das Abkommen mit Rußland über Persien war eine neue Etappe. Mochte der Norden Persiens an Rußland fallen, wenn Südpersien ganz unter britischen Einfluß gelangte und eine Landverbindung von Kairo nach Kalkutta gesichert wurde. Außerdem aber galt es, den wirtschaftlichen Bestrebungen Deutschlands in der Türkei den Todesstoß zu versetzen: der Ausbau der Bagdadbahn unter einem wesentlichen deutschen Einfluß war England ein Dorn im Fleisch. Auch hier begegnete es sich mit Rußland; auch hiermit knüpften sich die seltsamen Bande zwischen dem englischen und dem Moskowiterreich fester.

Frankreich galt ebenfalls, alter Überlieferung gemäß, als Freund der Türkei. In Paris holten sich die obersten türkischen Schichten den äußerlichen Lack; unwillkürlich breitete sich von ihnen aus die Vorliebe für Frankreich, für französische Kultur und Sitte weiter aus. Auch wirtschaftlich war Frankreich in der Türkei stark interessiert; die Banque Ottomane, die türkische Staatsbank, war z. B. ein



Enver Pascha, der türkische Kriegsminister
Aufnahme aus dem Hofatelier Carl Pietzner

rein französisches Gewächs; Frankreich, das sich ja Jahrzehnte lang als der „Bankier Europas“ fühlte, war einer der Hauptgläubiger des tiefverschuldeten Staates. Aber — ganz abgesehen davon, daß in Paris starke Bestrebungen nach dem Besitz Syriens nie erloschen waren — Frankreich stand so ausschließlich im Bann seines Revanchegedankens, daß es die eigenen Interessen immer mehr zurückschraubte, sobald die Wünsche und Forderungen Englands und Rußlands in Frage kamen; bis es schließlich nicht mehr den Freunden, sondern den Gegnern der Türkei zugezählt werden mußte: schon vor dem Kriege.

In Wahrheit: die Osmanen hatten nur einen Freund, das Deutsche Reich!

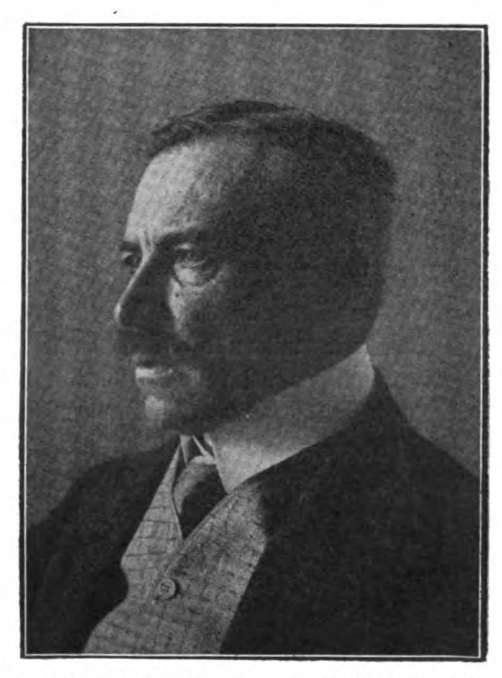
Wie einst Moltke, so war auch v. d. Goltz nach der Türkei gegangen. Seiner Einwirkung dankte das osmanische Heer die erste Durchdringung mit neuzeitlichen militärischen Gedanken, noch zur Zeit der Alleinherrschaft Abdul Hamids, der bei allen Fehlern doch ein sehr kluger Politiker war. Die Geltung v. d. Goltz' am Goldenen Horn blieb auch später trotz aller Gegenströmungen ungemein kräftig. Seither traten fast alljährlich junge türkische Offiziere in das deutsche Heer zu ihrer Ausbildung ein; auch Enver-Pascha, der Führer der jungtürkischen Bewegung und jetziger Kriegsminister, zählte zu ihnen. Nach ihrer Heimkehr wirkten diese Offiziere, meist rasch in höhere Stellungen gelangend, unstreitig im deutschen Geiste weiter und bildeten ein überaus schätzenswertes Gegengewicht gegen die französierenden Bestrebungen der Oberschicht. Dann kam der Balkankrieg. Sein unglücklicher Ausgang führte, nicht unähnlich der Erneuerung, die Preußen nach Jena durchlebte, zu einer gründlichen Umbildung der Türkei, zur Wiederbelebung unendlich vieler, in diesem scheinbar so morschen Staatswesen ruhender Kräfte. Es ist wohl Envers Verdienst, daß das zuerst auch dem Heere zu gute kam. Eine starke deutsche Militärmission unter General v. Liman-Sanders ging 1913 nach Konstantinopel und behauptete sich, trotz wütendem Einspruch Rußlands, wenn auch unter mannigfachen Wandlungen. Ehrliche Arbeit tat sie: anders als eine gleichzeitige englische Marinemission, auf deren Leiter, dem Admiral Limpus, der häßliche Verdacht unwiderlegt haften blieb, daß er die ihm anvertraute Flotte mit Absicht seeuntüchtig zu machen versucht habe.



Freiherr Marschall von Bieberstein, ehemals deutscher Botschafter in Konstantinopel. Hofphotogr. E. Bieber

Hand in Hand fast mit den militärischen Bemühungen Deutschlands um die Türkei ging die wirtschaftliche Entwicklung, die zur Steigerung der deutschen Geltung führte. Unverkennbar ist auch hier der Einfluß des Kaisers. Im Anschluß

an seinen ersten Besuch am Goldenen Horn, im Jahre 1888, hob der Bau der anatolischen Bahnen, ein Werk deutschen Kapitals und deutscher Ingenieurkunst, an. Des Kaisers zweiter Besuch, im Jahre 1898, führte in die Anfänge des großartigen Bagdadbahnbaus hinüber. Längst vorher hatten England und Frankreich, auch Rußland sich, eifrigst schachernd, mit wechselndem Erfolge um Bahnkonzessionen bemüht. Der Unterschied war nur, daß hinter ihren Bemühungen stets gewinnsüchtige Kapitalistengier stand, während wir immer die wirtschaftliche Erschließung der von unseren Plänen durchzogenen Gebiete betonten. Wir strebten auch niemals Landerwerb an, der bei den anderen Großmächten drohend für die Türkei im Hintergrund stand: wir wollten die Türkei stark und stärker machen als unseren natürlichen Verbündeten. Es darf in dieser Verbindung betont werden, daß unsere deutschen Großbanken verständnisvoll diese Politik unterstützt und gefördert haben. Im Anschluß an die Bahnen fügten sich ja weitere Pläne. Es galt, die ungeheueren Gebiete der asiatischen Türkei, die einst zu den fruchtbarsten der Welt gehörten, mit neuem Leben zu durchströmen. Es galt, wie Professor Heinrich Becker es treffend ausdrückte, für uns und die Türkei die Schöpfung eines gewaltigen geschlossenen Wirtschaftsgebiets als feste Grundlage politischer Freundschaft.



Freiherr von Wangenheim, der während des Krieges verstorbene deutsche Botschafter in Konstantinopel. Phot. Rich. Guschmann

In alte Wünsche, Hoffnungen, Planungen hinein schlug die Eisenfaust des großen Krieges.

Die Türkei erklärte sich zunächst neutral. Vielleicht hoffte sie, inmitten ihrer umfangreichen inneren Neuformungen, wirklich den Erschütterungen der Welt fernbleiben zu können.

Neutralität der Türkei

Aber die Entente war wie mit Blindheit geschlagen, während unsere vielfach angefeindete Diplomatie auf dem Balkan die Augen weit offen hielt. Die großen Verdienste der deutschen Botschafter in Konstantinopel, der Freiherren v. Marschall und v. Wangenheim, dürfen in diesen Zusammenhängen nicht übergangen werden. England also antwortete auf die türkische Neutralitätserklärung fast sofort damit, daß es zwei für türkische Rechnung auf englischen Werften erbaute und bereits bezahlte Großkampfschiffe mit Beschlag belegte und der eigenen Flotte einreihte. Ein Sturm der Entrüstung brach darauf am Goldenen Horn aus.

„Goeben" und „Breslau" vor Konstantinopel

Und als nicht viel später unsere „Goeben" und „Breslau" nach ihren erfolgreichen Streifungen im Mittelmeer unter Admiral Souchon Konstantinopel anliefen, erwarb die Türkei diese schnellen Kreuzer als Ersatz für die ihnen entgangenen. Hellauflodernde Entrüstung im ganzen Ententelager, die schmählichsten Beschimpfungen

seitens der englischen und französischen Presse, ein kaum noch verhülltes Aufrollen aller Teilungspläne war die Folge. Die politischen Männer in der Türkei empfanden, daß hinter diesen tönenden Phrasen diesmal bitterer Ernst lauerte; man rüstete.

Das türkische Heer war in einer Zeit der Neubildung. Es hatte im Balkankrieg ungeheure Verluste erlitten, an Menschen, an Material. Es war unterlegen, aber es hatte im letzten Abschnitt jenes Kriegs doch wieder eine Kraft entwickelt, die erstaunlich war. Und man war nach dem Frieden mutig an die Arbeit der Sammlung und Erneuerung gegangen, schließlich unter der dankbar und verständnisvoll aufgenommenen Mitwirkung der deutschen Militärmission. Was im einzelnen erreicht worden war, wie sich das neue Heer gliederte, darüber weiß man recht wenig; daß die Arbeit aber erfolgreich gewesen, davon zeugen die Taten, zeugt das beharrliche Ausharren dieses schwergeprüften Heeres im jetzigen Weltkriege.

Das Heer der Türkei vor dem Kriege

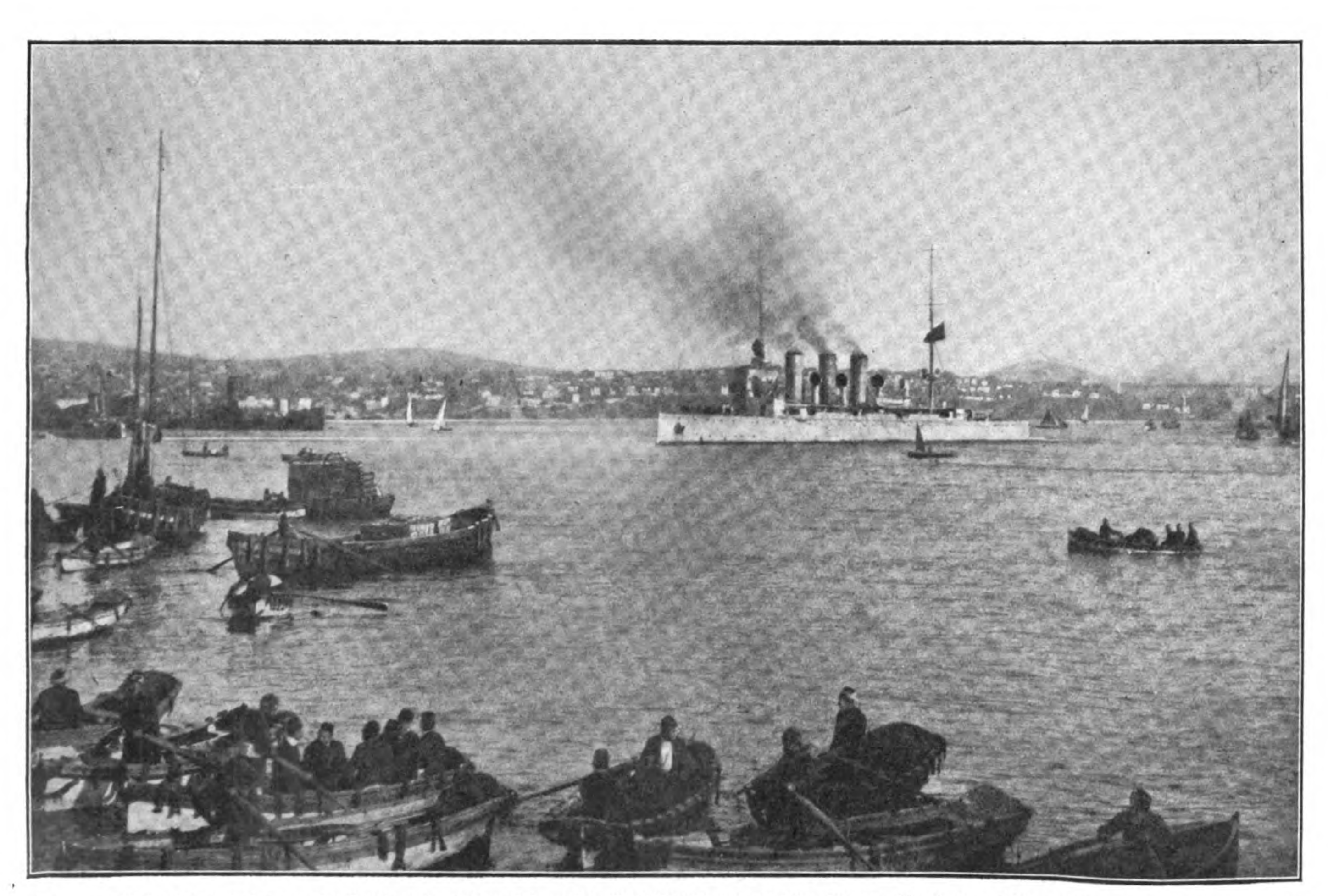
Das Heer sollte im Frieden in 13 Armeekorps zerfallen, ebensoviel Militärdistrikten entsprechend: Konstantinopel, Adrianopel, Rodosto, Smyrna, Konia, Aleppo, Jemen (Arabien), Damaskus, Erzerum, Ersindjan, Wan, Mossul, Bagdad. Jedes Armeekorps zu 3 Divisionen gerechnet, zu 3 Infanterieregimentern, zu 3 Bataillonen; dazu auf jedes Korps eine Reiterbrigade zu 2 bis 3 Regimentern und eine reitende Artillerieabteilung, ein Feld-Artillerieregiment zu 2 Batterien; eine Haubitzabteilung zu 3 Batterien; je eine Maschinengewehrkompagnie, ein Pionierbataillon, eine Telegraphenkompagnie, ein Trainbataillon.

Hinzuzurechnen wären die über das ganze Reich verteilte Gendarmerie, Infanterie und Kavallerie, mit rund 53000 Mann und die sogenannte Kurdische Aschirasmiliz, die wohl auch zugleich Polizeizwecken dienen sollte, mit 24 Regimentern.

Die gesamte Friedensstärke wurde auf etwa 250000 Mann veranschlagt. Die Kriegsstärke entzieht sich der Beurteilung. Es läßt sich annehmen, daß die Friedensstärke durch Aufstellung von Redif(Landwehr)-Divisionen sofort mindestens verdoppelt werden konnte, daß sie aber durch weitere Neubildungen darüber hinaus dauernd sehr stark vermehrt wurde. Jedenfalls fehlte und fehlt es nicht an Menschenmaterial; die Türkei könnte aller Wahrscheinlichkeit nach bei rund 20 Millionen Einwohnern zwei Millionen Soldaten aufstellen und hat sicher annähernd die Hälfte im Laufe des Krieges aufgestellt; einschränkend wirkte nur die Schwierigkeit der Beschaffung von Ausrüstung und Bewaffnung und, mindestens zeitweise, an Munition — und an Geld.

Die Flotte umfaßte (außer „Goeben" und „Breslau") 3 ältere Linienschiffe, 3 geschützte Kreuzer, 50 Kanonenboote, 12 Torpedobootszerstörer, 10 neuere, 21 ältere Torpedoboote. Der Zustand der Flotte war zu Kriegsbeginn jedenfalls nicht auf der Höhe der Zeit, und die Tätigkeit der englischen Marinemission hatte die Schlagfähigkeit absichtlich noch weiter hinabgedrückt.

Der türkische Soldat, besonders der Anatolier, wird übereinstimmend als brav, ausdauernd und äußerst anspruchslos geschildert. Unter den Offizieren lebte durchweg kriegerischer Sinn und guter Wille; die höheren Stellungen waren fast durchweg in den Händen jüngerer, rühriger, zum Teil in Deutschland ausgebildeter Männer. Erstaunlich erscheint, daß die politischen Spaltungen die Einheitlichkeit des Offizierkorps nicht tiefer berührt hatten; allerdings hatten die Jungtürken, hat zumal der tatkräftige Enver-Pascha als Kriegsminister, scharfe Musterung gehalten. —



Blick auf den Hafen von Konstantinopel mit dem Kriegsschiff „Midilli“ (vordem deutscher Kreuzer „Breslau“). Phot. Leipziger Presse-Büro

Der Eintritt der Türkei in den Weltkampf. Anfang November 1914

Schon Ende September war die Spannung aufs äußerste gestiegen. Letzte Versuche, die Türkei in das Garn der Ententemächte zu locken, scheiterten; ebenso lehnte die Hohe Pforte die wiederholte Aufforderung zur Entlassung der deutschen Militärmission entschieden ab. Eine englisch-französische Flotte erschien vor den Dardanellen, die durch Minen gesperrt wurden, während russische Schiffe den Eingang zum Bosporus durch Minen zu belegen suchte. Hier gingen dann auch die ersten Schüsse los. Admiral Souchon geriet am 26. Oktober mit seiner schnellen „Goeben" (jetzt „Sultan Javus Selim") und „Breslau" (nun „Midilli") in ein erfolgreiches Gefecht; am 1. November meldete man amtlich aus Konstantinopel, daß die türkische Flotte Sebastopol, Odessa, Feodosia beschossen habe; am gleichen Tage verließen die Botschafter Rußlands, Englands, Frankreichs Konstantinopel; am 4. November bombardierten einige englische und französische Kriegsschiffe ohne jeden Erfolg den Eingang der Dardanellen.

Die Kriegsschauplätze

Auf nicht weniger als fünf Kriegsschauplätze war die türkische Heeresleitung durch die geographische Lage hingewiesen, und man muß — im voraus sei es bemerkt — anerkennen, daß dieser leidige Umstand nicht zu einer völligen Zersplitterung der im Verhältnis zu den Räumen doch nicht allzu starken Kräfte führte. Man hatte rechtzeitig erkannt, daß es sich meist um Nebenkriegsschauplätze handelte, und daß die sich auf diesen abspielenden Ereignisse nicht von ausschlaggebender Bedeutung für den Gang des großen Krieges werden konnten, daß man die Hauptmacht für die nächste oder weitere Umgebung von Konstantinopel zusammenhalten mußte, daß Napoleon I. oft nicht verstandenes Wort: „Konstantinopel bleibt die Hauptstadt der Welt" noch immer eine gewisse Geltung verdiente.

Das gilt vor allem zunächst für die Entwickelung der Dinge in Mesopotamien und in der von den Russen besetzten persischen Provinz Aserbeidschan, in denen sich fast fortgesetzt kleinere Kämpfe mit hin- und herwogenden Erfolgen abgespielt haben. Wichtiger erschien anfangs der kaukasische Kriegsschauplatz. Hier setzten zuerst die Russen mit einem Vorstoß von Kars aus gegen Erzerum ein, der Anfang November zurückgeschlagen wurde. Es folgte eine türkische Offensive, die nach anfänglichen Erfolgen, soweit bekannt wurde, hauptsächlich infolge mangelhafter Vorbereitungen der Türken für den Winterfeldzug, aber auch stark beeinflußt durch Verrätereien der Armenier, zum Scheitern kam. Seitdem schleppten sich auch hier die Kämpfe mit wechselndem Ausgang hin, ohne eigentlich entscheidende Schläge.

Ägypten und der Suezkanal

Große Bedeutung hatte die Heeresleitung von vornherein auf die Bedrohung des Suezkanals und Ägyptens gelegt. Mit Fug und Recht: denn hier, hier allein fast, war die englische Weltmachtstellung tödlich zu treffen. Gelang es, England den Weg nach Ostindien zu unterbinden, so kam einer der Eckpfeiler britischer Herrschaftsherrlichkeit ins Wanken. So lebte der große Gedanke, der einst Napoleons Zug nach Ägypten zugrunde gelegen, wieder auf.

Auch die Engländer erkannten frühzeitig, welcher Preis hier auf dem Spiel stand. Mit unbestreitbarer Tatkraft zogen sie starke Truppenmassen nach Ägypten, englische Kerntruppen, Neuseeländer, Kanadier, auch Inder. Der Kanal wurde befestigt, Kriegsschiffe gingen in ihm vor Anker. Nicht genug damit, setzten sie den ihnen unbequemen Khedive Abbas Hilmi ab und erkoren am 20. Dezember sich in seinem Vetter Hussein Kiamil einen beliebig biegsamen Nachfolger, der sich



Sultan Mehmed Reschad V. Ghasi

Aufnahme von Carl Pietzner, k. u. k. Hof- u. Kammer-Photograph in Wien



gehorsamst allen Anordnungen des englischen Oberbefehlshabers Maxwell fügte; zum Zeichen der endgültigen Loslösung Ägyptens von der Türkei wurde er mit dem schönen Titel eines Sultans belohnt.

Die türkische Heeresleitung sammelte im Raume von Damaskus zum Vorstoß gegen Ägypten ein Heer von angeblich 100000 Mann, dessen Oberbefehlshaber, Dschemal Pascha, der deutsche General Bronsart v. Schellendorf als Generalstabschef zur Seite gestellt wurde. Der Vormarsch mußte aber von sehr langer Hand her vorbereitet werden, da das Gelände, zumal auf der wasserarmen Sinaihalbinsel, äußerst schwierig war. Der Bau einer Eisenbahnlinie wurde notwendig, für die die Türken, dem Vernehmen nach, das zweite Geleise der Hedschasbahn abrissen und weiter vorstreckten; Tunnels mußten durchbrochen, Wasser- und Lebensmittelplätze angelegt, nur in ganz langsamen Fortschritten konnte die Hauptmasse des Heeres vorgeschoben werden. Immerhin gelangten Ende November, Anfang Dezember 1914 schon wiederholt türkische Erkundungsabteilungen bis zum Suezkanal, besetzten Kantara in bedrohlicher Nähe des Kanals und El Akaba am Roten Meere.


Hussein Kamil, der von England mit dem Titel eines Sultans eingesetzte Khedive von Ägypten

Zum weitaus wichtigsten Kriegsschauplatz wurden die Dardanellen. Die ernsteren Kämpfe um sie begannen aber erst im Frühjahr 1915 und müssen in einem besonderen Abschnitt behandelt und gewürdigt werden. Vorgreifend sei hier nur erwähnt, daß neben den Admiralen Souchon und v. Usedom General Liman v. Sanders den Oberbefehl über die Landtruppen an den Dardanellen erhielt und rechtzeitig alle Maßregeln zu deren tatkräftiger Verteidigung einleitete. Inzwischen war auch Generalfeldmarschall v. d. Goltz, der alte treue Freund der Türken, nach Konstantinopel entsandt und dort begeistert aufgenommen worden. An seiner Stelle wurde, wie einschaltend bemerkt sei, der General der Kavallerie v. Bissing am 27. November zum Generalgouverneur von Belgien ernannt.

Der Heilige Krieg erklärt. 21. November 1914

Mit welchem Nachdruck die Türkei in den Krieg eintrat, erwies sich, als am 21. November der Sultan als Kalif, unter Gegenzeichnung der Scheiks ül Islam, den „Heiligen Krieg" erklärte und damit auch „alle Muselmanen, die sich unter der tyrannischen Herrschaft der Feinde in der Krim, in Kasan, Turkestan, Buchara, Chiwa, Indien, China, Afghanistan, Persien, Afrika und den anderen Erdteilen befinden" zum Kampf aufrief.

Die Wirkung dieser Erklärung des „Dschihad", eben des Heiligen Krieges, ist vielfach unterschätzt worden. Wer da freilich geglaubt hatte, es würde sofort ein Aufstand in Ägypten ausbrechen oder eine allgemeine große Revolution in Indien, der irrte. Die Bevölkerung Ägyptens erwies sich der Mehrzahl nach als viel zu

gleichgültig und eingeschüchtert für eine wirkliche Tat, und die allgemeine Erhebung Indiens blieb aus. Wer die Künste englischer Verwaltung in der Behandlung der Eingeborenen kannte, die abwechselnd Zuckerbrot und Peitschenhiebe zu verteilen versteht, mit Gnadenbeweisen und Versprechungen neben scharfem, schnellem Zugreifen nicht spart, warnte sofort vor übertriebenen Erwartungen. Außerdem mahlen die Mühlen im Orient bekanntlich viel langsamer als anderswo.

Ausgeblieben ist die Wirkung aber keineswegs. Im Gegenteil.

In Indien kam es zu vielfachen Verschwörungen und örtlichen Erhebungen, die den Engländern schwere Sorgen bereiteten. Die Knebelung des Telegraphenverkehrs und der Presse ließ freilich nur dürftige Nachrichten durchsickern. Bezeichnend aber bleibt, daß über das ganze Kaiserreich Indien der Belagerungszustand verhängt werden mußte; daß in Singapore eine offene Militärrevolte ausbrechen konnte; daß einzelne Stämme des Himalaya sich empörten. Man darf dem nicht entgegenhalten, daß die indischen eingeborenen Fürsten sich vielfach beeilten, ihren gestrengen Herren, den Briten, Mannschaften und Schätze zur Verfügung zu stellen: diese „Herrscher" sind fein säuberlich in Zucht gehaltene Vasallen, meist in London erzogen, mit englischem Firnis auflackiert und durch gewaltige Pensionen an den Gebieter gekettet.

Es gärte aber nicht nur in Indien; es gärte in Ägypten, wenn es dort auch nicht zu offenen Aufständen kam; es gärte in Persien. Vor allem aber war die Wirkung der Erklärung des Dschihad im ganzen übrigen Nordafrika unverkennbar. In Marokko ist trotz allen strengen französischen Maßregeln nie wieder Ruhe eingetreten; die dortigen Aufstände griffen mehrfach auf Tunesien und sein Hinterland über, starke französische Besatzungen blieben überall notwendig. In Libyen endlich war das Schicksal der Italiener eigentlich schon entschieden, ehe sich das verblendete Italien von der Entente einfangen ließ; die Besatzungen waren auf die Küste zurückgedrängt. Das alles, trotzdem neben militärischer Machtaufbietung auch das englische Gold in den bedrohten Gebieten fleißig, und nicht immer erfolglos, rollte.



Der Oberbefehlshaber der türkischen Flotte Admiral Souchon im Kreise seiner Offiziere
Von links nach rechts: Freg.-Kapitän Enver Bey, Korvetten-Kapitän Busse, Admiral Souchon, Korvetten-Kapitän Büchsel, Oberleutnant z. S. Wichelhausen und Oberleutnant z. S. Hakki. Phot. Sébah-Joaillier

Wir sprechen hier nur von den ersten Monaten des Krieges. Was uns die Bundesgenossenschaft der Türkei später bedeuten sollte, wird in anderen Zusammenhängen — auch im Zusammenhang mit den ganzen übrigen Balkanfragen — zu erörtern sein. Schon in jenen ersten Monaten aber hielt jedenfalls die Türkei sehr starke russische und britische Kräfte gefesselt — zu unserem Vorteil. Und zu unserem Vorteil sperrte sie die Dardanellen der Waffen- und Munitionseinfuhr Rußlands und, fast noch wichtiger, der Ausfuhr der großen russischen Ernte.



Unsere Blaujacken beim Eingraben der Küstenbatterien auf der Kurpromenade in Ostende. Phot. A. Grohs

Zwölfter Abschnitt

Unsere Matrosen und Seesoldaten am Meere. Die Entwickelung zum Stellungskrieg: Der „Limes" quer durch Frankreich. Kämpfe an der Yser und um Ypern, bei La Bassée und Festubert, um Soissons und in der Champagne. Das Ringen in den Argonnen, bei St. Mihiel und im Priesterwald; die Monate Oktober—Dezember an der lothringischen und elsässischen Front. Des Kaisers Erlaß an das „deutsche Heer und die deutsche Marine" zum Jahresschluß.

Nachdem unter Admiral v. Schroeder unsere „blauen Jungens", die bald sich in Feldgrau wandelten, die Küste am 15. Oktober erreicht hatten, nachdem das wichtige Lille, wie wir im 9. Abschnitt gesehen, von uns fest in die Hand genommen war, hatte sich die deutsche Front bis zum Meere verlängert. Die letzten Hoffnungen, die Franzosen und Engländer auf eine Überflügelung und Umklammerung unserer rechten Flanke, auf einen dadurch zu ermöglichenden Vorstoß nach Belgien hinein gesetzt hatten, waren zerbrochen. Wollten sie jetzt noch einen Erfolg größerer Art anstreben, so blieb ihnen nur der Durchbruch an irgend einer Stelle der langgedehnten deutschen Linie. Damit war auf lange, lange Zeit hinaus dem Kriege im Westen das Gepräge gegeben. Denn was für den Gegner galt, galt schließlich auch für uns.

Vom Meeresstrand bis zur Schweizer Grenze erstreckte sich die deutsche Front. In Flandern, am Yserkanal, stand sie zunächst noch nicht ganz fest; hier schoben sie erst allmählich heiße, blutige Kämpfe in einen mehr oder minder bleibenden Rahmen. Auf der ganzen übrigen Linie hatte sie meist bereits Form und Gestalt angenommen. Auch hier gab es, bald hier, bald dort, eine Verschiebung; an der Gesamtlage änderten diese kleinen Änderungen wenig oder nichts.

An der Küste richteten sich die Marinetruppen schnell ein, von der holländischen Grenze bis über Ostende hinaus. Die Dünen wurden ihre zweite Heimat. Batterie auf Batterie wuchs hier aus dem Sande empor, zumal der kleine Hafen von Zee-

brügge, in dem der Gegner einen Stützpunkt für unsere Unterseeboote wittern mochte, wurde wacker mit Abwehrmitteln bedacht. Es ließ sich ja voraussehen, daß die englische Flotte sehr bald versuchen würde, ihre großen Brummer gegen die Küste zur Geltung zu bringen. Was denn auch zuerst bereits am 20. Oktober, gänzlich erfolglos, geschah; nur daß ein britisches Torpedoboot dabei unschädlich gemacht wurde.

Die deutsche Front

Zwischen Ostende und Nieuport begann unsere Front landeinwärts zu ziehen; hier übernahmen ein gut Stück Wegs bald auch die Marinetruppen; auf einige Zeit lag Schulter an Schulter mit ihnen die stolze preußische Garde-Kavallerie-Division im Schützengraben. In der allgemeinen Richtung Lombartzyde, Keyem, Dixmuiden, Bixschoote, Langemarck, Zonnebeke — alles, früher oder später, heiß umstrittene Orte — ging die Front südwärts, im östlich ausbuchtenden Bogen um Ypern herum; lief, wieder fast genau südlich, Lille östlich liegen lassend, auf Armentières zu; strich, westlich La Bassée, über Givenchy, Vermelles, Souchez, Carrency — Arras hart östlich umgehend — über Thélus, Rochincourt, Hénin, westlich Bapaume, westlich Peronne bis fast an die Aisne. Hier wandte sie sich scharf östlich und ging, nördlich Soissons und Reims weitergeführt, in die Champagnestellung über, die sich damals ungefähr durch die Orte Souain, Perthes, le Mesnil festlegen ließ. Quer durch die Argonnen lief sie auf Verdun zu, umspannte die große Festung im Bogen, um östlich derselben, in der sogenannten Woewre, Etain östlich lassend, über Combres der Maas zuzustreben, die sie bei St. Mihiel auf eine kurze Strecke überschritt. Dann wandte sich die deutsche Front wieder ziemlich scharf östlich über Apremont, Flirey auf Norroy und den Priesterwald. Hier setzte ein neuer Brechpunkt ein, so daß die Umfassung Verduns, etwa von Varennes bis Norroy fast die Gestalt eines großen lateinischen Z gewann. Pont à Mousson blieb in französischem Besitz, aber unfern führte die Front auf Chateau Salins zu, Nancy und Lunéville weit westlich liegen lassend, über Lagarde, Blamont, Cirey, St. Quirin, Allarmont, Senones, Ban de Sapt, Irroy, Diedolshausen, Urbeis zum Kleinen Belchen. Münster blieb also in unserer Hand. Weiter ging die Linie über Lauterbach, westlich Sennheim, westlich Altkirch, Dürlingsdorf auf die Schweizer Grenze zu. Hier hatten die Franzosen also noch ein kleines Gebiet des Elsaß inne, aber Mülhausen lag gesichert hinter unserer Front.

Eine Front von über 700 Kilometer Länge! Zu ihrer Sicherung finden wir, in Flandern beginnend, das Marinekorps, die im wesentlichen neugebildete Armee des Herzogs von Württemberg, deren frühere Bestandteile anderweitige Verwendung gefunden hatten; ihr schloß sich um und südlich Lille, bis über Arras hinaus, die Armee des Kronprinzen von Bayern an. Es folgten die Streitharste v. Kluck (nach dessen Verwundung v. Fabeck), v. Bülow (nach dessen Erkrankung v. Below), v. Heeringen, v. Einem, der nach der schweren Erkrankung des Generalobersten v. Hausen die Führung übernommen hatte (in der Champagne), deutscher Kronprinz und die Armeeabteilungen der Generale v. Strantz, v. Falkenhausen, Gaede an der Ostfront.

Ein ungeheurer „Schützengraben" zog sich vom Meere bis zur Schweizer Grenze. Ein Graben freilich, nach den Regeln höchster Kunst ausgebaut und immer weiter verbessert, unter Benutzung aller Stützpunkte, die das wechselnde Gelände bot, mit Stacheldraht und anderen Hindernissen vorn, mit gut gedeckten, mächtigen

Batterien dahinter. Den „Limes“ nannten ihn unsere feldgrauen Offiziere oft, in der Erinnerung an den römischen Limes, der das römische Reich gegen Germanien sichern sollte.

Einen gleichen „Limes“ errichteten Franzosen und Engländer unseren Stellungen gegenüber, hier in etwas weiterer Entfernung, dort auf 100, auf 50, auf 20 Meter herandrängend.

Verschiebungen in der französischen Front

Auch auf der Front der Verbündeten hatten bedeutende Verschiebungen stattgefunden und fanden solche in den nächsten Wochen statt. Ende September, Anfang Oktober wurde die Armee Castelnau (2.) in den Raum Lassigny-Roye, westlich Peronne, verschoben; fast gleichzeitig tauchte bei Arras und nördlich die neue Armee des Generals Maud'huy auf; zwischen beiden fochten Territorialdivisionen. Und die Engländer, die besorgt waren um die englischen über Calais und Dünkirchen führenden rückwärtigen Verbindungen, wurden — „a la demande du général French“, wie es in den französischen Berichten ausdrücklich hieß, von der Aisne „a la région de la Lys“, mit anderen Worten in die Kampflinie von Ypern geschoben; ihnen schlossen sich, durch ein englisches Korps gestützt, nördlich die Reste der belgischen Armee an. Den Oberbefehl über die ganze nördliche Armeegruppe, der zunächst die Hauptlast des Kampfes zufiel, erhielt General Foch. — —



General Maud'huy

Es blieb aber nicht bei den beiden sich gegenüberliegenden Stellungen. Freund und Feind richteten hinter der ersten eine zweite, oft eine dritte befestigte Linie ein: Aufnahmestellungen. Und zwischen den Linien entstanden Zugangs- und Verbindungsgräben aller Art, die das Gelände vielfach maulwurfsartig durchwühlten. Noch fanden die Abschnittsreserven leidliche Unterkunft in den Orten hinter der Front. Aber bald wuchs und wuchs das Artilleriefeuer; die Dörfer loderten auf, verwandelten sich in Trümmerhaufen; die Gärten und Parks wurden verwüstet, die Wälder von Granaten zerschlagen, durch Schrapnells ihres grünen Schmucks beraubt. Unbeerdigt mußten oft, zwischen den feindlichen Linien, die Toten liegen bleiben, zu Hunderten, zu Tausenden.

So entstand allmählich ein Riesenstreifen, 20—30 Kilometer breit, der alle Zeichen wilder Vernichtung trug, in dem alle Kulturwerke zerstört waren. Weiter zurück, hinter unserer Front, ernteten und säten unsere Feldgrauen, setzten Fabriken und Bergwerke wieder in Betrieb, feierte die emsige, musterhafte deutsche Organisation ihre Triumphe. An der Front mußte sie Halt machen. Anfangs trieb sich, hier und dort, noch weidendes herrenloses Vieh zwischen den Stellungen herum. Allmählich wurde es abgeschossen, oder es verhungerte, verkam. Nur das Morden herrschte, der Tod. Und der Heldenmut, die beispiellose Ausdauer in der steten Gefahr, Monat um Monat!



Englischer Schützengraben in einer genommenen Stellung vor Ypern. Aufnahme von Prof. Dr. Georg Wegener

Durch all das einst blühende Land zog sich jener breite öde Riesenstreifen, vom Meer bis zu den Vogesen, bis zur Schweizer Grenze: der doppelte gewaltigste Limes, den die Welt je gesehen. — — —

Kämpfe westlich Lille und im Raume Ypern. Oktober 1914

Aber die Kampftätigkeit ruhte, während der Stellungskrieg begann und sich entwickelte, kaum einen Tag. In der zweiten Oktoberhälfte zeigten sich die Gegner an der Westfront rührig. Westlich und nordwestlich des soeben eroberten Lille griffen sie am 18. und 19. heftig an und wurden unter starken Verlusten abgewiesen, wichen in den nächsten Tagen auf der ganzen Front zurück. Am Yserkanal entspannen sich gleichzeitig stärkere Kämpfe. Östlich Dixmuiden gewannen wir Raum, auch Ypern gegenüber, trotzdem die Gegner hier ihre Front auf das stärkste ausgebaut und vor allem schwerste Geschütze in Stellung gebracht hatten. Am 23. und 24. Oktober gelang es uns, den Kanal mit erheblichen Kräften zu überschreiten; am 30. wurden Ramscappelle genommen, vor Ypern Zandvoorde, Schloß Hollebeke und Wambeke gestürmt. Dann trat am Kanal ein Umschwung ein. Der Gegner öffnete, zerstörte die Schleusen bei Nieuport.

Die Überschwemmung an der Yser. Ende Oktober, Anfang November 1914

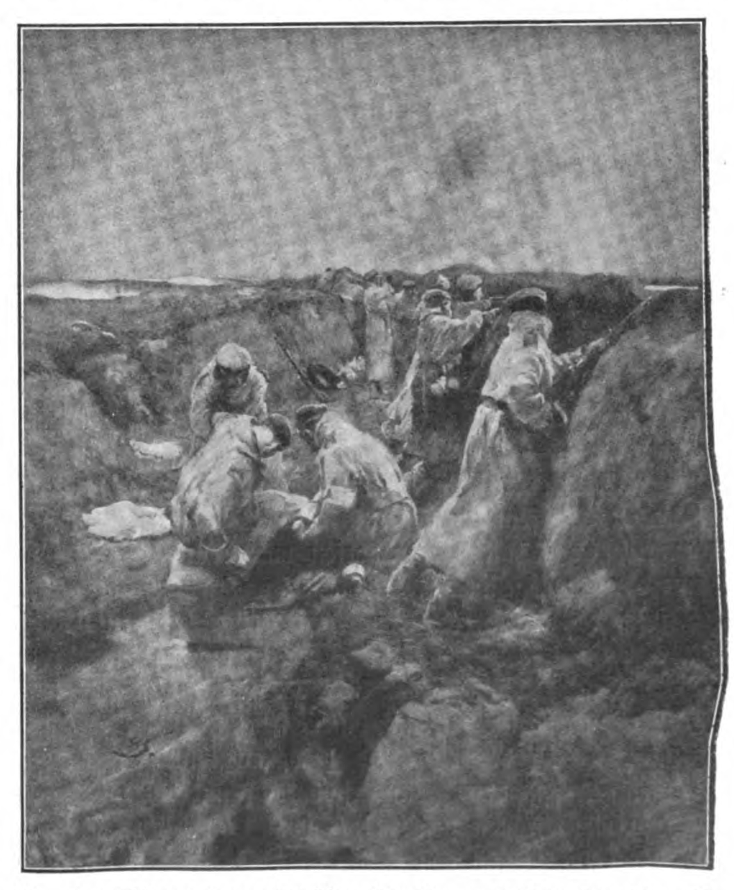
Das Gelände von Nieuport bis zu den flachen Hügeln um Ypern ist überaus fruchtbares Wiesenland, durchflossen von der Yser und zahlreichen Bewässerungsgräben; westlich von dem vielgenannten Kanal begleitet, der an sich schon eine ausgezeichnete Verteidigungslinie darbot. Als nun die schützenden Schleusen von Nieuport sich öffneten, drang das Meerwasser in die Niederung ein, weiter und weiter; aus den Wiesen wurde Sumpf, Morast, schier unüberschreitbar; ein Eingraben der Infanterie erwies sich bald als unmöglich, für die Batterien fanden sich kaum noch Stellungen. Und das Wasser stieg und stieg; es schien aus der Erde herauszuquellen; wo gestern noch ein Stückchen fester Boden gewesen, stand heute eine breite Lache, morgen war's ein See. Am 3. November schon mußte

die deutsche Heeresverwaltung melden: „Die Überschwemmung südlich Nieuport schließt jede Operation in dieser Gegend aus. Die Ländereien sind für lange Zeit verwüstet. Das Wasser steht zum Teil über mannshoch. Unsere Truppen sind aus dem überschwemmten Gebiet ohne jeden Verlust von Mann, Pferden, Geschützen und Fahrzeugen herausgezogen." Trotzdem das gelang: es war doch ein herber Schlag. Unserer Heeresleitung hatte wohl der große Gedanke vorgeschwebt, die französische Küste mit ihren wichtigen Hafenorten Dünkirchen, Calais, Boulogne zu erkämpfen, so Englands Küste dicht gegenüber festen Fuß zu fassen. Das schien nun, mindestens vorläufig, auf dem geplanten Wege unmöglich geworden.

Trotzdem ging in Westflandern der Kampf weiter, wuchs sich sogar zu einem langdauernden, einem der blutigsten Ringen des ganzen Krieges aus, in dem sich einzelne Kampftage als Schlachten größeren Umfangs heraushoben.

Deutsche Vorstöße im Raume Dixmuiden-Ypern. 11. u. 12. November 1914

Anfang November versuchten Belgier, Franzosen und Engländer einige Male mit stärkeren Kräften über den schmalen Streifen, der zwischen dem Meere und dem Überschwemmungsgebiet geblieben war, durchzustoßen, wobei die britische Flotte einzugreifen eifrig bestrebt war. Unsere Matrosen wiesen alle Angriffe zurück. Wir selber aber begannen immer kräftiger gegen den Raum Dixmuiden—Ypern vorzudrücken. Hier waren neugebildete Korps eingesetzt worden; Regimenter, die im Heere, weil sie zum großen Teile aus den bei Anfang des Krieges eingestellten Kriegsfreiwilligen bestanden, bald den Beinamen der „Abiturienten-Regimenter" erhielten und ihn zu Ehren zu bringen und in Ehren zu erhalten wußten. General von Falkenhayn, der Bruder des Generalstabschefs, lag mit einem dieser Korps schon von Ende Oktober an in harten Kämpfen vor Dixmuiden und Bixschoote, etwa in der Linie Beerst—Gessen—Woumen—Poelcappelle. General von Kleist mit dem Nachbar-



Im Schützengraben an der Yser. Gemälde von Wilhelm Schreuer

korps gegenüber Langemarck und Ypern südlich anschließend bis ungefähr Becelaire. Fast gleichzeitig brachen beide Korps gegen die feindlichen Stellungen vor: am 11. und 12. November wurden Bixschoote und Dixmuiden gestürmt, am 11. Langemarck. Wohl erlitten die jungen Truppen schwere, schwerste Verluste. Wohl pochte so manchem der jungen Helden das Herz bis zum Springen in der Brust, als sie über das Blachfeld hinüber mußten unter verheerendem Kugelregen; es wird erzählt, wie sich dem einen und dem andern der schmerzliche, rührende Sehnsuchtsschrei „Mutter! Mutter!" entrang. Aber sie stürmten vorwärts, unaufhaltsam, unter dem opferwilligen, siegessichern Gesang „Deutschland, Deutschland über alles — über alles in der Welt!" Stürmten, von keinem Rückschlag, von keinem Verlust geschreckt, bis sie die feindlichen Gräben erreicht hatten und fest in der Hand hielten. Herrliche deutsche Jugend, tapferes edles Blut, unvergessen bleibt in unserem Herzen, wie du kämpftest, littest, siegtest!

Ein paar Feldpostzeilen von Mitkämpfern aus diesen heißen Tagen, in denen auch zum ersten Male die „farbigen Engländer" auftauchten, die die Briten zur besseren Erfüllung ihrer hohen Kulturmission herangeholt hatten, seien eingeschaltet:

„Immer wieder, zu Hunderten von Malen, das grausige, langgezogene Zischen der feindlichen Schrapnells zu unseren Häuptern, das zuerst auch die tapfersten Nerven erschüttert. Rechts und links platzen die Rauchwölkchen in der Luft, aber wir kommen auch diesmal durch. Bald wird es ruhiger, wir kommen an den ersten kleinen Flußlauf, wenige hundert Meter vor dem Yserkanal. Hier fangen unsere Schützengräben an. Kessel stehen auf kleinen Feuern, alles plaudert und lacht; die furchtbare Arbeit des Tages im feindlichen Artilleriefeuer ist ja fast beendet, und bald wird die Nachtpause bei der feindlichen Artillerie eintreten. Manche schlafen todmüde — die Nerven von all dem Grauen noch mehr geschwächt als der Körper — wenig nur angelehnt an die Grabenwand, und atmen schwer. Auch ein armer Kerl liegt da, der leise vor sich hinstöhnt im Fieberschlaf; ein Schrapnell hat ihm den Unterleib zerfleischt. Niemand darf zurück, die Chaussee ist unter dem Feuer der Artillerie. Er muß warten. Vielleicht bis zum Morgen.

Hinter der Brücke sieht es furchtbar aus. Dunkle Gestalten, leicht mit Mänteln überdeckt, eine starre, gelbe Hand zum Himmel gespreizt. Engländer, Belgier, Franzosen. — — Nur selten einer von den Unseren. Hier haben diese Nachtstürme, diese fürchterlichsten aller Kämpfe stattgefunden, bei denen unsere Infanterie, fast zermalmt von feindlichem Artilleriefeuer von den Deichen, immer wieder in drei grauenvollen Nächten vorgeworfen wurde und Sieger blieb. Gestern nacht war dann der Kanal gestürmt worden. Kaum irgendwo an dieser blutigen langen Front, die jetzt das ganze Frankreich von Belfort bis zum Meere durchquert, sind die Verluste so schwer gewesen. Gruben links, Gruben rechts. ‚Hier starben den Heldentod 40 Mann.' ‚Hier liegt der Leutnant Clerick vom 2. englischen Lancerregiment.' Oder kürzer, auf einem sehr, sehr breiten Hügel: ‚110 Franzosen und Belgier.' Darüber wirr und halb zertrümmert fremde Waffen, durchschossene Helme. O Flandern, wunderschönes Flandern, nie hat ein Land so viel Blut und so viel Grauen gesehen!

Jetzt folgen sich gestaffelt unsere Schützengräben. Hier und da ein leichter, irrender Lichtschein, das ist der Kanal. Auch jetzt sind die Pioniere noch an der



Schachpartie in einem Unterstand
Aquarell vom westlichen Kriegsschauplatz von Theodor Rocholl

Arbeit, Brücken zu bauen und auszubessern. Gestern nacht sind die ersten von den Unsrigen, als die Granaten immer wieder die kaum fertigen Brücken der Pioniere zerstörten, in die Pontons gesprungen und in die feindlichen Maschinengewehre gestürmt. Hinüber, und wir sind mitten im feindlichen Infanteriefeuer; 800 Meter weiter, im vordersten Feuer, liegt unser Regiment. Wir sind am Ziel. Euch grüßt, Ihr Frauen, Ihr Greise und Kinder, Euch alle, die Ihr in Deutschland und im Lichte seid, Euch grüßt die tote Jugend." — — —

„Wir befanden uns am Yserkanal und wollten ein davorliegendes Dorf stürmen. Reihenweise wurden unsere Linien von dem furchtbaren Maschinengewehrfeuer der Feinde niedergemäht. Entsetzliche Löcher rissen die feindlichen Granaten in unsere Reihen. Doch unentwegt stürmten wir weiter. Den eigentlichen Augenblick des Sturmes kann ich Dir schriftlich gar nicht schildern. Der Mensch wird zur Bestie. Der Blutgeruch und der Pulverdampf, der Rauch der brennenden Gehöfte, das Zischen und Pfeifen der Kugeln und das Krepieren der Geschosse machten mich gegen alle äußeren Einflüsse schließlich unempfindlich. Alles, was uns in den Weg kam, wurde niedergestochen oder niedergeschlagen. Bloß vorwärts, das war unser einziger Gedanke. Endlich war die Arbeit vollbracht. Wenn ich an diese Augenblicke zurückdenke, sträubt sich die Feder. Am selben Abend besetzten wir noch die Schützengräben, die die Feinde geräumt hatten. Haufenweise lagen die Toten darin. Wir selber waren mehr tot als lebendig. Da bekamen wir Verstärkung von hinten —"

Im eroberten Dixmuiden

Und, etwas später, schildert der Kriegsberichterstatter Heinrich Binder in seinem schönen Buch „Mit dem Hauptquartier nach dem Westen" (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) Eindrücke aus dem eroberten Dixmuiden:

„Wir waren nur bis an das Dorf Eessen gekommen.

Hier ließen wir das Auto im aufgeweichten Schlamm hinter der zerschossenen Kirche stehen, deren Mauerreste Spuren des wildesten Kampfes zeigten. Verbandsstoffe, Waffen und Uniformen, gelb, wie durch den Schlamm gezogen. Und neben der Kirche frische Gräber.

Die Chaussee von Eessen nach Dixmuiden führt drei Kilometer parallel den französischen Schützenstellungen entlang. Jedes Auto, jeder Wagen, der sich dort sehen läßt, wird sofort unter Feuer genommen. Etwa 400 Meter entfernt ziehen sich die Schützenketten der Feinde drüben hin.

Wir ließen also das Auto in Deckung stehen und machten uns auf den Weg. Wir gingen einzeln, in 20 Meter Abstand, damit die Gruppe nicht auffallen sollte. Aber sie hatten uns schon bemerkt und nahmen die frei vor ihnen liegende Chaussee unter rollendes Feuer. So sprangen wir von Baum zu Baum vorwärts. Oft in gebückter Stellung hinter einer dünnen Hecke Deckung suchend . . .

Fußtief ging es durch den Schlamm. An Gräbern und Pferdekadavern vorbei. Braune Tiere, die tief eingebettet in der aufgewühlten, nassen Erde liegen und mit unheimlich weiten, weißen Augen in den regnerisch trüben Himmel starren.

Da schreit mein Vordermann auf. Er springt hinter die zerstückelte Mauer eines niedergelegten Hauses und glaubt sich getroffen. Aber das Schicksal hat es gut mit ihm gemeint. Die Kugel ist hart an dem Kopf meines Freundes vorbeigefahren und ist klatschend in einen Baum geschlagen.

Wir springen schneller und vorsichtiger von Baum zu Baum. Da kommt der Bahnübergang. Der liegt ganz frei, genau im rechten Winkel auf 300 Meter vom Feinde. Ein kurzes Warten, dann schnell hinüber; und hinter jedem pfeifen die Kugeln der Franzosen über den Weg. Hinter dem Bahndamm sind wir in Sicherheit. Nun gehen wir in den Trümmern der Stadt Dixmuiden. Nur einige Straßen, und vor allem der Marktplatz, liegen frei in der Feuerzone des Feindes.

In dieser unheimlichen Stadt wohnt das Grauen.

So zerschossen wie Dixmuiden liegt keine andere Stadt auf den Schlachtfeldern dieses gräßlichen Krieges.

In den aufgewühlten Straßen metertiefer Schlamm. Vielleicht ist noch ein Haus im Ort, das vom Granatfeuer nicht getroffen wurde. Ich weiß es nicht. Denn vorsichtig von Stein zu Stein gehend, vorsichtig nach den freien Straßenecken spähend, hinter denen hervor die Kugeln quellen, bleibt wenig Zeit zum Schauen. Die Trümmer haben sich zu kleinen, glitschigen Bergen getürmt, die überschritten werden müssen.

Da liegt schon der Marktplatz, über den unausgesetzt die Kugeln pfeifen. Im Sprung hinüber zum schützenden Rathaus und zu der gewaltigen Pfarrkirche St. Nicolas, die, ein einziger, gigantischer Trümmerhaufen, nur noch an zwei hochstrebenden Mauern und einem Pfeiler als Kirche zu erkennen ist.

Und dennoch regt es sich lautlos und unheimlich in den zerschossenen Häusern. Dort haben sich unsere Soldaten in den Kellern Quartier bereitet. Aber kein aufsteigender Rauch darf dem Feinde verraten, in welcher Häusergruppe der Gegner wohnt.

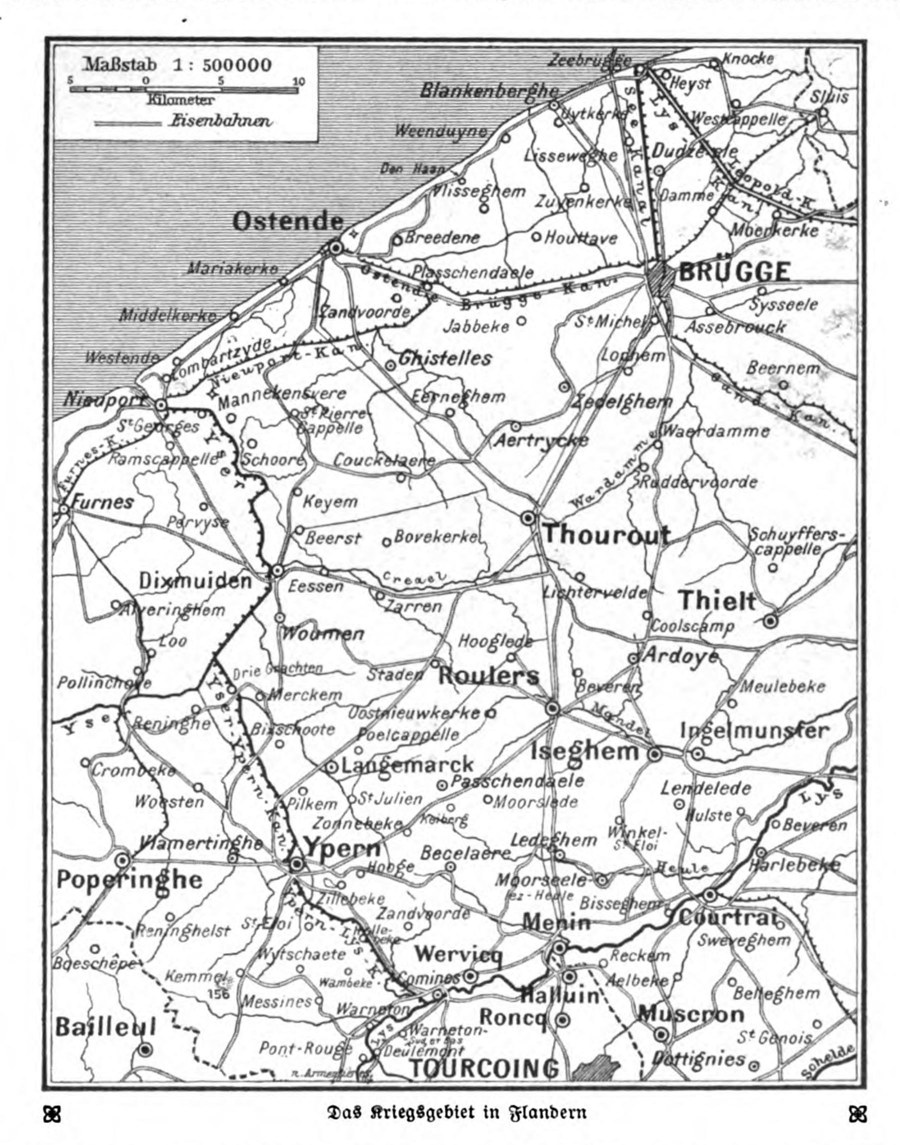
Der mit dem Eisernen Kreuz erster Klasse geschmückte Kommandeur begrüßt uns. Er ist froh, neue Gesichter in dieser todesstillen Einöde zu sehen. Während er zu uns spricht und uns die Lage erklärt, schlagen links und rechts, ununterbrochen, die Kugeln in Mauern und Giebel. Wir zählten innerhalb einer Minute 45 einzelne Schüsse auf das Haus, neben dem wir standen. So eifrig, Tag und Nacht, schleudern die Gegner nutzlos ihre Munition in die tote Stadt.

Als einzige Lebewesen fanden unsere Soldaten einen Hund und drei Katzen. Das war alles. Drei, viermal ist um Dixmuiden gekämpft worden. Aber jetzt ist der riesige Trümmerhaufen fest in unserem Besitz, und unsere Stellungen sind bis an den Yserkanal vorgeschoben, der im Westen der Stadt, hart an den letzten Häusern, vorbeiführt.

Es galt, in die Schützengräben zu kommen.

Der Weg dorthin führt durch einen Annäherungsgraben, dessen wilde Romantik in diesem Kriege sicher nicht wieder erreicht worden ist. Es geht durch zerschossene Häuser, durch dunkle Erdhöhlen und Keller, durch Pferdeställe und einzelne Zimmerfluchten, in denen noch all der Hausrat glücklicher Friedenszeiten steht. Dann führt ein schneller Sprung über eine enge Gasse, die frei in der Feuerlinie des Feindes liegt. Dann geht es wieder weiter durch Zimmer und über Höfe, bis uns ein langer, unterirdischer, triefend nasser Erdgang aufnimmt, an dessen Ende, wie in einem Eisenbahntunnel, endlich das Licht grüßt.

Im vordersten Schützengraben!



Das Kriegsgebiet in Flandern

Es darf nicht gesprochen werden; denn drüben, etwas über 100 Meter entfernt, liegt der Feind. Ohne Glas sieht man seine Stellungen. Man sieht auch unvorsichtige Franzosen, die drüben hin und her gehen. Hinter unseren Schutzschildern sehen wir hinaus. Ununterbrochen blitzen drüben die Schüsse auf. Sie sind weniger auf unsern Graben, als auf die zerschossenen Häuser und freiliegenden Straßen gerichtet. Hier und da schlägt einmal eine Kugel gegen das starke Eisen unserer Schilder. Vorsichtig spähen wir durch die Schießscharten. Vor uns, etwa auf 10 bis 15 Meter, liegen Leichen. Sie haben blaue Mäntel und schwarzes Haar. Unsere Soldaten würden gern die gefallenen Feinde begraben, aber ein Hinausgehen aus der Deckung ist unmöglich. Kaum zeigt sich eine Helmspitze, kaum will man die vom ewigen Bücken ganz steifen Glieder etwas zur Höhe recken, dann rasselt und prasselt der Eisenhagel herüber.



Auf Vorposten. Phot. L. Boedecker

Im Schützengraben rieselt gelbnasser Schlamm zur Erde. Und da stehen nun unsere Soldaten. Es sind Helden. Das Wort ist sicher oft mißbraucht worden. Aber von denen, die da oben in Kälte und Nässe, angelehnt an feuchte Erde, stehen, die spähend nach dem nahen Feind hinüberblicken und doch noch, seit endlos langen, trüben und einsamen Wochen, ein Lächeln und einen derben Witz auf den Lippen haben, von denen ist jeder ein Held. Acht Stunden bleiben sie so stehen. Dann kommt die Ablösung angeschlichen. Und in gebückter Stellung geht's zurück in die schützenden muffigen Keller. Nachts bezeichnen weiße Bänder und Papierstücke den Weg für die Soldaten, die, wie Lebewesen einer anderen Welt, kein Licht entzünden und kein lautes Wort sprechen dürfen. An vielen Stellen des gefahrvollen Rückweges steht als Barriere ein zerbrochener Stuhl oder eine Bank. An dieser Stelle darf man den Kopf nicht hinter den Mauern hervorstrecken oder gar den müden Fuß in die Straße lenken. Hinter diesen Mauern lauert der Tod.

Wir kriechen den Weg zurück, und wir kommen an die Feuerschlucht des schnell zu überspringenden schmalen Weges. Und da müssen die Franzosen die huschenden Gestalten gesehen haben. Sie dachten vielleicht, es sei irgendein Stab, oder sie hatten auch bei Eessen die Automobile gesehen. Jedenfalls wurde nachmittags um 2 Uhr ein starkes Artilleriefeuer auf die Stadt gelenkt.

Man hatte es auf den Marktplatz abgesehen.

Granate um Granate schug krachend in den Trümmern ein. Wir hatten das Haus des Kommandeurs erreicht. Vor der Tür stehend, genoß man das gigantische Dröhnen als erhabenes Schauspiel.

Da fiel ein Schuß in unsere Straße.

Der Major gab die Anweisung, in den Keller zu gehen.

Wir konnten uns noch nicht trennen von dem eisernen Konzert, das über den Trümmern pfiff und sang, das rollte und widerhallte in tausend Stimmen. Auf einmal hörten wir wieder das Sausen. Wir sahen aus unserem Torbogen um die Ecke, und plötzlich, zwölf Meter von unserem Stand, explodierte mit donnerähnlichem Getöse eine Granate. Ich wurde von dem Luftdruck zur Seite geschleudert und fiel mit einem Unteroffizier zusammen in die Toreinfahrt.

Da folgten wir schnell den anderen in den Keller nach und saßen im ‚Zimmer‘ des Majors bei trübem, flackerndem Kerzenschimmer.

Es war still im Keller.

Aber über unseren Köpfen hörten wir es krachen und heulen; und immer, wenn ein Einschlag zu spüren war und wenn das Fundament erbebte, sagte der Major das kurze Wort: „Jetzt‘.

Sonst war es still im Keller. Es lag eine eigenartige Stimmung über der Tafelrunde, die dort unten um den roh gezimmerten Tisch saß und mit Scherzen und dem Rauch der Zigaretten die leicht vibrierende Aufregung zu meistern versuchte, die doch in allen zitterte. Aufregung über das Ungewisse der nächsten Minuten.

Aber auch hier waltete das Glück.

Das Feuer wurde wieder abgelenkt, und wir benutzten die erste Gelegenheit, um in eilendem Schritt aus den Trümmern zu kommen.



Von unsern Mörsern zerwühlter Boden am Yserkanal. Vorn ein französisches Geschütz. Phot. R. Sennecke

Während des Rückweges wurde der Marktplatz wieder unter Feuer genommen. Und da gab es ein Husarenstückchen, das einer der Unseren ausführte. Über den Platz fegte eine Granate, und der Ausbläser hüpfte wie ein kleiner, gelber Hund über das Pflaster. Da sprang unser Mann hinzu und ergriff den Ausbläser. Aber im gleichen Augenblick ließ er wieder los, denn die Eisenhülle war noch glühend heiß. Nach der Abkühlung wurde der Ausbläser als Beutestück mit nach Hause genommen.

Der Rückweg führte wieder durch zwei Elemente: Feuer und Wasser. Durch das Feuer der feindlichen Artillerie, die noch immer in die tote Stadt schoß, und durch den Schlamm, der dort oben sich über Leid und Kampf, über Tod und Tote gebreitet hat. — — —"

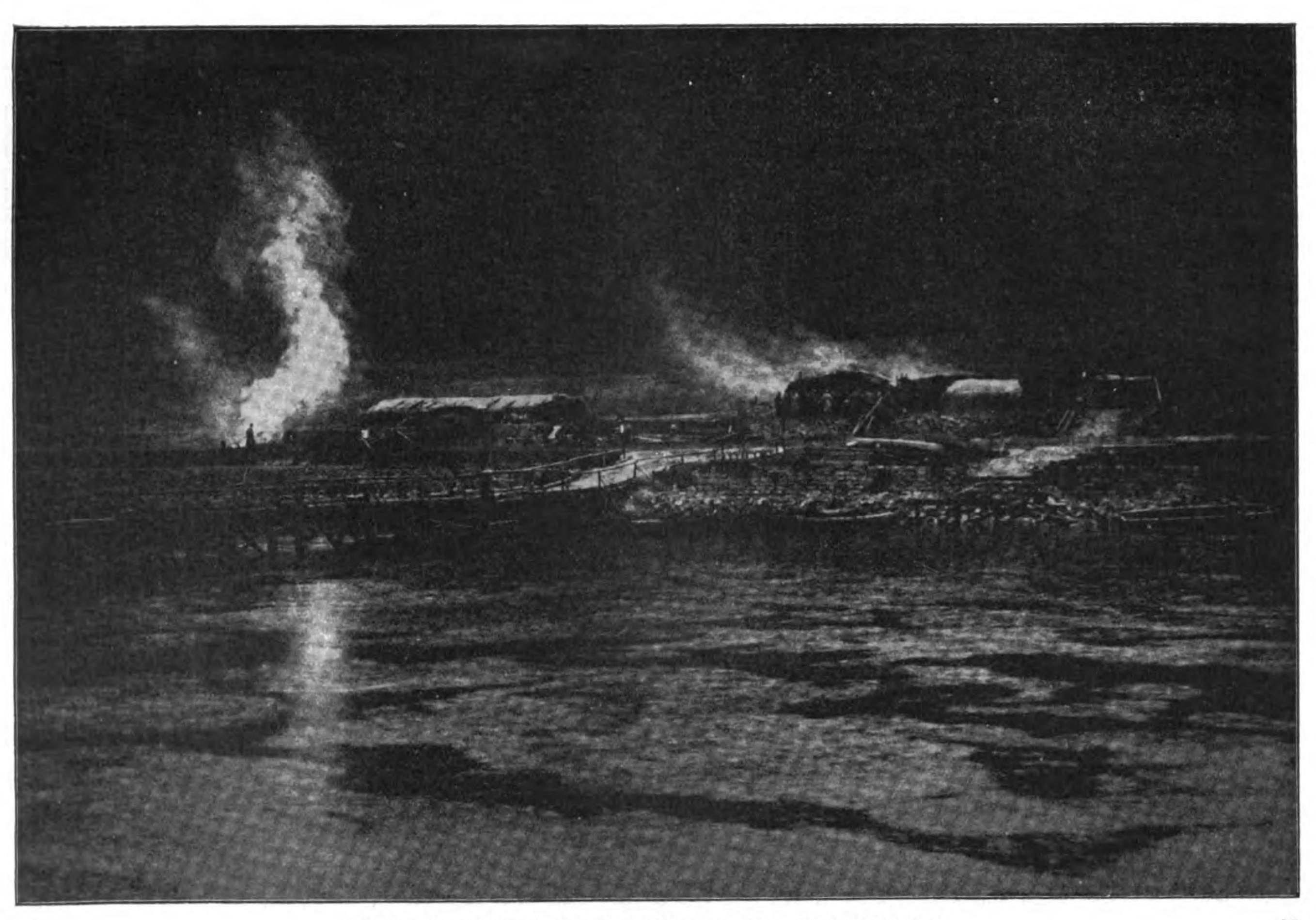
Den jungen Truppen waren Verstärkungen gekommen. Das schon vor Antwerpen erprobte Korps des Generals von Beseler griff in die Kämpfe ein; das Straßburger Korps des Generals von Deimling war herangezogen worden; am 11. November waren auch einzelne der altberühmten Regimenter der preußischen Garde, die 1870 den blutigen Sturmlauf auf St. Privat glorreich durchgeführt hatten, gegen Ypern eingesetzt worden. Auch jetzt wieder stürmten sie mit unvergleichlicher Tapferkeit. Stürmten und zahlten mit ihrem Blut. Selbst der Feind erkannte die beispiellose Tapferkeit, das rücksichtslose Drauf dieser Bataillone an. Das amtliche englische Pressebureau berichtete:

Die preußische Garde vor Ypern. 11. November 1914

„Die Angreifer wurden von uns unter Feuer genommen, und als sie in schräger Richtung längs der Front heranrückten, wurden sie auch in der Flanke von unserer Artillerie und unseren Maschinengewehren beschossen. Obwohl ihre Verluste, ehe sie unsere Linie erreichten, schon groß waren, gelang es ihnen doch, an drei Stellen durch unsere Front zu brechen. Auch drangen sie in die Wälder hinter unseren Laufgräben durch. Dort aber wurde ein Gegenangriff gemacht, und das Feuer unserer Kanonen und Maschinengewehre zwang sie, sich nach der Linie der Laufgräben zurückzuziehen. Einen Teil des eroberten Geländes hielten sie aber besetzt, trotz wiederholter Versuche, sie zu vertreiben. Wie gewöhnlich in waldigen Gegenden wurde verzweifelt gekämpft. Einige kleine feindliche Abteilungen, die ziemlich weit in die Wälder vorgedrungen waren, konnten schließlich nicht mehr zurück und wurden getötet oder gefangen genommen. Der Mut und die Kühnheit, womit die deutsche Garde den Angriff ausführte, verdient große Bewunderung." — — —

Der Ring um Ypern, das sich immer mehr zu einem der Mittelpunkte der Schlachtenhandlungen entwickelte, war wesentlich enger geworden. Am 12. November hatte die Heeresleitung auch berichten können, daß ein feindlicher Vorstoß auf Lombartzyde (nordöstlich Nieuport) zurückgewiesen, wobei ein Matrosenbataillon den Ort, die entfaltete Fahne voran, erstürmte; das ganze östliche Yserufer bis zur See war dann vom Gegner geräumt worden.

Inzwischen war jedoch auch im Raume westlich Lille von uns, zumal nördlich Armentières und bei La Bassée, erfolgreich gekämpft worden. Wiederholt versuchten die Gegner gegen die Hauptstadt Nordfrankreichs vorzustoßen; sie blieb nicht nur fest in unserer Hand, wir gewannen auch dauernd Gelände und konnten uns in diesem befestigen. „Die Lage bei La Bassée", schrieb der Berichterstatter



Biwak einer Pionier-Feldwache im Etappengebiet. Phot. R. Sennecke

der ‚Daily Chronicle‘ damals nach London, „war für uns höchst kritisch. Die Deutschen sind mit rücksichtsloser Kraft vorgegangen; unsere Schützengräben waren das Ziel einer furchtbaren Beschießung, und plötzlich brausten die Deutschen wie ein gewaltiges Erdbeben heran. Schließlich war es eine Unmöglichkeit, den Angriff aufzuhalten. Unsere Schützengräben wurden gestürmt, die deutschen Truppen rückten weiter und weiter vor.“ Erst das Eintreffen großer Verstärkungen hätte dann das Gleichgewicht wieder hergestellt.

Tagesbefehl des Kronprinzen Rupprecht von Bayern

Prachtvoll klingt ein Armeebefehl des Kronprinzen Rupprecht von Bayern, der, wie wir wissen, um und südlich Lille befehligte, auf:

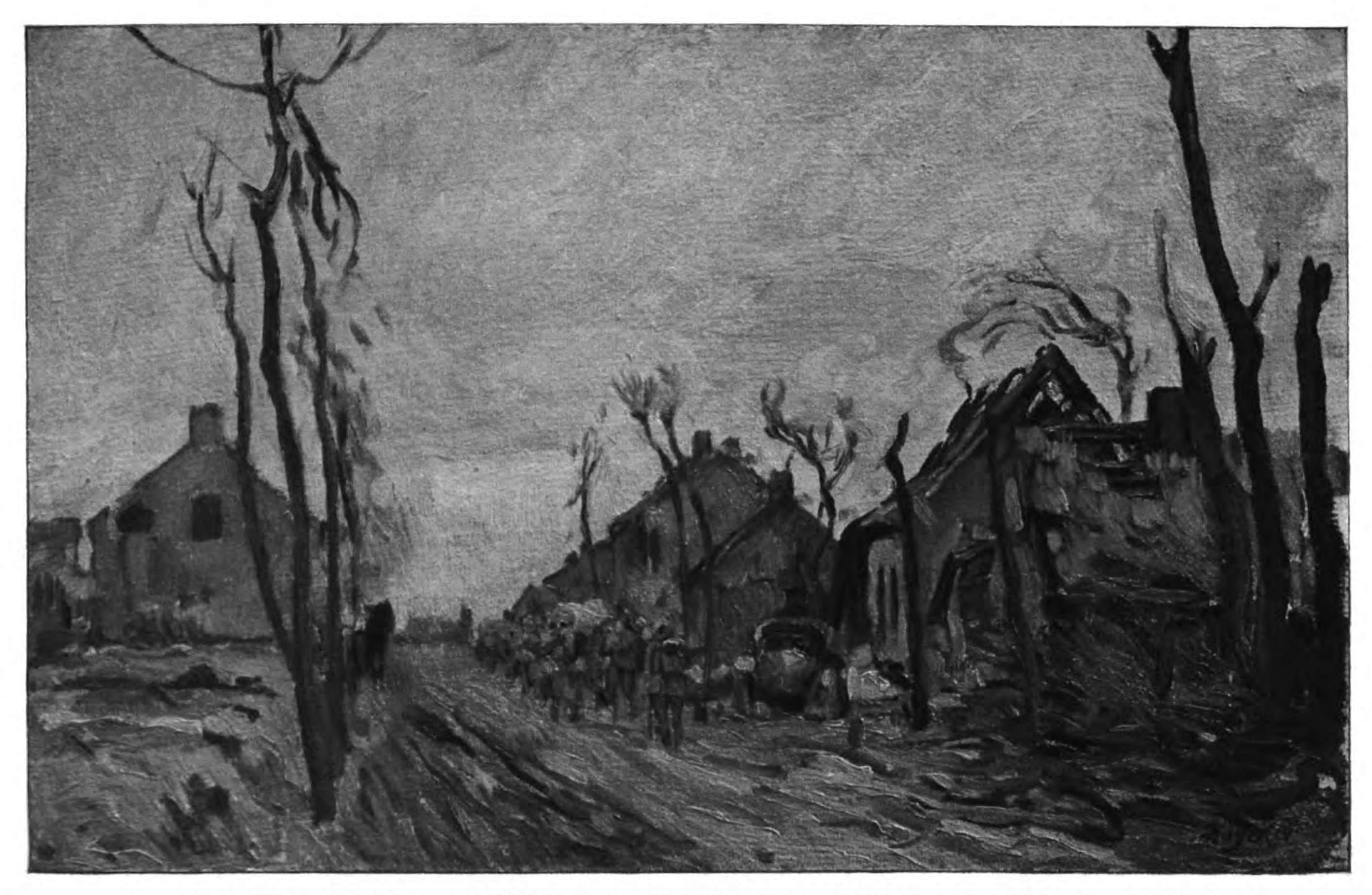
„Seit einer Reihe von Tagen haben das VII., das XIII., XIV., XIX. Armeekorps, das I. bayrische Reserve-Armeekorps, die Kavalleriedivision, die 11. Landwehrbrigade mit größtem Todesmut und äußerster Hingabe Tag und Nacht unter sehr schwierigen Verhältnissen gekämpft. Sie haben dem Feinde eine große Zahl stark befestigter Stellungen entrissen, ihm schwere Verluste beigebracht und zahlreiche Gefangene entrissen. Die Kavallerie hat gezeigt, daß sie im Kampf mit dem Karabiner auch vor befestigten feindlichen Stellungen nicht zurückschreckt, und hat in diesem ihrer Natur fernliegenden Kampfe eine Reihe von Erfolgen errungen. Sie hat dadurch auf einem Teile des Schlachtfeldes höchst wertvolle Dienste geleistet.

Ich spreche der Truppe für ihre vortreffliche Haltung, ihre ganz ungewöhnliche Ausdauer meinen wärmsten Dank und meine höchste Anerkennung aus . . . Soldaten, die Augen der ganzen Welt sind auf euch gerichtet. Es gilt jetzt, in dem Kampf mit unsern verhaßten Feinden nicht zu erlahmen, ihren Hochmut endgültig zu brechen . . . Ihr müßt darum aushalten bis aufs letzte, der Feind muß hinunter! Ihr werdet ausdauern, ihn nicht aus den Zähnen lassen. .

Wir müssen siegen, wir wollen siegen und wir werden siegen!“

Es mag gestattet sein, hier einige Worte Sven Hedins über den trefflichen Führer der 6. Armee anzufügen: „Er, der Kronprinz,“ schreibt unser schwedischer Freund, der den Fürsten im November in Douai besuchte, „gehört zu den seltenen Menschen, die alle lieben und bewundern, die Engländer vielleicht ausgenommen — ich glaube, die Franzosen würden nicht umhin können, ihm Achtung zu zollen. In der deutschen Armee gilt er als ein ganz hervorragender Heerführer und gründlich geschulter Soldat. Aussehen, Haltung und Sprache sind im höchsten Grade gewinnend und sympathisch. Er ist weder stolz noch herablassend, sondern prunklos und einfach wie ein gewöhnlicher Mensch. Wenn man weiß, daß ihn jüngst der schlimmste Schlag getroffen hat, der ihn treffen konnte, dann glaubt man vielleicht, Spuren davon auf seinem Gesicht zu entdecken, ein Zug von Wehmut; sonst aber verrät weder eine Miene noch ein Seufzer, wie tief er den Tod seines dreizehnjährigen Sohnes betrauert. Wo es Vaterland und Reich gilt, muß alle eigene Trauer zunächst zurücktreten. Der Kronprinz hat auch keine Zeit, zu trauern oder an den Verlust und die Leere zu denken, die er bei seinem siegreichen Einzug in München fühlen wird. Er lebt für und mit seiner Armee und ist jedem Soldaten ein Vater. Seine ganze Denkkraft, seine ganze physische Stärke, seine ganze Zeit opfert er diesem einzigen großen Ziel.“ —

Gegen Ende November waren die großen Kämpfe in Flandern und westlich Lille vorläufig zu einem gewissen Stillstand gelangt. Man lag sich auch hier in



Dorfstraße in Kruseik bei Ypern: Ablösungsmannschaften sammeln sich zum Marsch in die Gefechtsfront
Ölskizze von Prof. Hans von Hayek

stark ausgebauten Stellungen noch gegenüber, oft in äußerst schwerem Geschützfeuer, unter dem zumal das schöne Ypern mehr und mehr zu einer Ruinenstadt wurde; man rang noch hart um einzelne Teile der Linie, um deren Verbesserung und Abrundung. Aber wie alle Vorstöße der Belgier, der weißen und farbigen Engländer und Franzosen zerbrachen, so vermochten auch wir hier keine Entscheidung herbeizuführen; um so weniger, als mit Wintersanfang eine für jene Gegenden ungewöhnlich schlechte Witterung eingesetzt hatte, eiskalter endloser Regen und harte Schneestürme.

Vorstoß nordöstlich Soissons und bei Vailly. 30. Oktober 1914

Ähnlich hatten sich die Verhältnisse auch in dem vielfach heiß umstrittenen Gebiet östlich Arras ausgestaltet. Nordöstlich Soissons wurde der Gegner am 30. Oktober vom General der Infanterie v. Lochow mit seinen wackeren Brandenburgern angegriffen, aus mehreren starken Stellungen geworfen und, nachdem am Nachmittag das wichtige Vailly erstürmt worden war, über die Aisne mit einem Verlust von 1500 Mann zurückgeworfen; der schöne Erfolg vergrößerte sich in den nächsten Tagen noch durch die Erstürmung von Chavonnes und des später, weil unter stärkster Artilleriewirkung liegenden, wieder freiwillig aufgegebenen Ortes Soupir. Stolz konnte General v. Lochow seinen Feldgrauen verkünden: „Mancher von euch mußte für die große Sache bluten, doch das Vaterland verlangt es so, wir müssen unsere Feinde und Neider niederringen.



Vorbeimarsch belgischer Truppen vor König Georg von England, bei Gelegenheit einer Zusammenkunft mit König Albert von Belgien. Hinter den Königen (im Vordergrunde) der Prinz von Wales

Gott wird uns, wie gestern, weiter helfen, wenn wir zu ihm halten, denn Recht muß Recht bleiben. Euch allen rufe ich deshalb zu: So weiter im altbrandenburgischen Angriffsgeist, wie gestern bei Vailly, damit unseren Feinden immer wieder der Begriff eingehämmert wird: ‚Hie gut Brandenburg allerwege.'"

Wenn wir die langgestreckte deutsche Linie von Vailly aus weiter nach Osten verfolgen, so treffen wir zunächst auf den Raum nördlich Reims, der uns unmittelbar zu dem Gebiet der Champagne hinüberführt. Vorweg bemerkt, nicht in das schöne reiche Rebengelände, mit dem in unserer Vorstellung sich der Name verbindet, sondern in jenen Teil des Landstrichs, der in Frankreich selbst, fast amtlich sogar, als „Lause-Champagne" bezeichnet wird. Eine gewellte, unübersichtliche Gegend, häufig mit kleinen Kiefernwaldstücken durchsetzt; äußerlich einzelnen Landstrichen in der Mark Brandenburg ähnlich (etwa den Truppenübungsplätzen), indessen mit einem Boden von Kalkstein, nicht von Sand. Die Ortschaften sind nicht zahlreich; sie sind — oder vielmehr waren — von einer durchschnittlich ärmlichen Bevölkerung bewohnt.

Die Champagne

Die französische Heeresleitung maß diesem Raum, der etwa durch die Orte Souain und St. Marie-à-Py im Westen, durch die Bahn Vouziers-St. Ménehould im Osten begrenzt erscheint, besondere Bedeutung bei. Ein taktischer Vorteil für die Franzosen lag darin, daß sich südlich an dies Gebiet das große Lager von Chalons anschloß, das mit seinen umfassenden militärischen Einrichtungen eine selten günstige Lage zur Versammlung auch der stärksten Truppenmasse bot. Höher stand selbstverständlich dem Generalissimus Joffre das strategische Ziel: immer wieder kam er auf den Gedanken eines großen Durchbruchs in der Richtung auf Vouziers zurück; häufig suchte er dann gleichzeitig die deutsche Linie im Westen, meist in der Gegend von Arras, anzufassen, um von hier aus mindestens auf unsere rückwärtigen Verbindungen einen schweren Druck auszuüben, womöglich aber in einem gewaltigen, konzentrisch vorstrebenden Erfolg die Befreiung Nordfrankreichs — oder gar Nordfrankreichs und Belgiens — zu erreichen.

Im Dezember erlebten wir den ersten Anlauf auf die Champagnefront, auf unsere dort auf Wacht stehende Armee.

Wie fast immer beeinflußten bei Joffre politische Erwägungen den strategischen Grundgedanken. Nach dem taumelnden Rausch, den der hochgepuffte „Sieg" an der Marne in ganz Frankreich hervorgerufen hatte, war ein gewisser Rückschlag in der Stimmung eingetreten. Widerwillig mußte man erkennen, daß der „Sieg" denn doch nicht mehr bedeutete, als den Gewinn eines schmalen Landrückens, daß die „Boches" in neuen Stellungen eisenhart Trotz boten. Auch mit der Überflügelung des deutschen rechten Flügels war es nicht geglückt, und die blutigen Kämpfe an der Yser, bei Ypern, bei La Bassée hatten zu keinem wirklichen, ausgereiften Erfolg geführt. Frankreich verlangte aber nach solch einem Erfolg. Es kam hinzu, daß die russische Dampfwalze versagt hatte. Schwer waren die deutschen Hammerschläge neuerdings wieder bei Kutno und Lodz auf die russischen Massen niedergesaust. An den berühmten Vorsturm auf Berlin war vorläufig nicht zu denken. Im Gegenteil: man mußte nach Möglichkeit Vorsorge treffen, daß die deutschen Kräfte im Westen festgehalten wurden.

Französische Angriffspläne

Schon in der zweiten Dezemberwoche setzten feindliche Angriffe in der Champagne ein, steigerten sich in der Mitte des Monats, namentlich gegenüber dem Raum Souain-Suippes-Perthes, und wuchsen vom 20. Dezember an, bis nach Massiges ausgreifend, zu großer Heftigkeit. Was Joffre beabsichtigte, ging aus einem Armeebefehl vom 17. Dezember hervor, der bei einem gefangenen Offizier gefunden wurde: das erste der denkwürdigen Dokumente, mit denen der Generalissimus die Stunde der „Großen Offensive" anzukündigen pflegte. „Die Stunde des Angriffs hat geschlagen!" hieß es darin. „Nachdem wir die Deutschen in Schach gehalten, handelt es sich darum, sie zu brechen, unser Land endgültig von den Eindringlingen zu befreien. Soldaten! Mehr als jemals rechnet Frankreich auf euren Mut, eure Energie, euren Willen, um jeden Preis zu siegen. Ihr habt schon gesiegt an der Marne, an der Yser und in den Vogesen. Ihr werdet zu siegen verstehen bis zum schließlichen Triumph!"

Kämpfe in der Champagne. 21. bis 24. Dezember 1914

In der Tat griffen die Franzosen tapfer an. Aber sie wurden überall und immer zurückgeschlagen: am 21., am 22., am 23. und 24. Dezember, stets unter schwersten Verlusten. Noch hatte Joffre seine Offensive nicht, wie später, mit dem verheerenden, alle Gräben einebnenden Geschützfeuer eingeleitet; noch hatte er vielleicht auch nicht die ungeheuren Munitionsmassen zur Verfügung, die dann die dienstwilligen, geldgierigen Yankees lieferten. Wohl ließ der erfahrene Taktiker auch jetzt eine starke Artillerievorbereitung dem Vorstoß seiner Infanteriewellen vorausgehen. Das „Trommelfeuer" aber kam noch nicht zur vollen Entfaltung. So endete die „erste Champagneschlacht" mit der restlosen Abweisung der Offensive; ebenso wie neue, etwa gleichzeitige Angriffe an der Linie Arras-Lille, die, zumal in der Gegend von Festubert, nordöstlich La Bassée, ein blutiges Gepräge annahmen, ausnahmslos scheiterten.

Die Argonnen

Fast ununterbrochen wurde in den Argonnen gerungen — unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen. Das Große Hauptquartier selbst berichtete ausführlich über diese schweren Kämpfe:

Im Kriege 1870 haben die Argonnen keine Rolle gespielt. Das Waldgebirge wurde zwar bei dem Marsche auf Sedan von deutschen Truppen durchzogen, die dabei wegen der spärlichen Ortschaften und des wenigen Wassers Mangel litten, es fanden darin aber keinerlei Kämpfe statt. — Solche gab es auch nicht, als die Armee des Kronprinzen von Preußen zu Anfang September 1914 zwischen Argonnen und Verdun südwärts gegen die Marne vorrückte. Auch Mitte September noch war der Wald frei vom Feinde gewesen. — Die Sache änderte sich, als zu Beginn des sich nunmehr entwickelnden Stellungskampfes das deutsche Westheer eine Linie eingenommen hatte, die von Reims her in westöstlicher Richtung nach der Maas bei Consenvoy führte. Zwar erwartete man anfänglich auch jetzt noch keine Waldkämpfe — die deutschen Truppen führten vielmehr bei Binarville auf der Westseite und bei Chatel auf der Ostseite der Argonnen ihre Stellungen bis dicht an die Waldränder heran, während man das Gebirge selbst durch Detachements sperrte. Als aber die Franzosen namhafte Kräfte in den Wald führten, in der augenscheinlichen Absicht, aus diesem heraus eine umfassende Bewegung gegen einen der am Walde angelehnten deutschen



Verhör eines französischen Gefangenen. Phot. Illustrationsphotoverlag

Flügel einzuleiten, da war der Augenblick gekommen, wo die Argonnen eine neue militärische Bedeutung gewinnen mußten.

Der Beschreibung der Kämpfe sei eine kurze Charakteristik der Argonnen vorausgeschickt.

Charakteristik des Argonner Waldes

Das Waldgebiet erstreckt sich in einer Tiefe von etwa 40 km in nordsüdlicher Richtung und hat eine wechselnde Breite von 8 bis 12 km. Es wird durch das Tal der Biesme in eine nordöstliche und südwestliche Hälfte von annähernd gleicher Größe geteilt und außerdem durch Bahn und Straße Clermont en Argonne—St. Menehould in einen kleineren Südteil und einen größeren Nordteil zerlegt. Für den Argonnenkampf kommt nur der nördlichste Teil des Waldes in Betracht; mit ihm die beiden Straßen Clermont—Fléville und Clermont—Le Four de Paris—Vienne le Château, von denen erstere außerhalb der Argonnen, letztere im Tale der Biesme führt. An besseren Querverbindungen durch den Nordostteil der Argonnen bestehen nur die Sträßchen Montblainville—Servon und Varennes—Le Four de Paris, als Nord-Süd-Verbindung nur die auf dem Kamme des Waldgebirges laufende alte Römerstraße. Außerdem sind natürlich eine Unmenge von Holzabfuhrwegen vorhanden von mehr oder weniger fragwürdiger militärischer Brauchbarkeit. Diese ist von der Witterung sehr bedingt. Bei feuchtem regnerischem Wetter verwandeln sich die Wege wegen der lehmigen Bodenbeschaffenheit bald in grundlose Sümpfe.

Das Waldgebiet ist eine Mittelgebirgslandschaft, die etwa den flacheren Teilen des Thüringer Waldes entsprechen dürfte. Nach Osten fällt es steil und plötzlich zur Aire ab, im Innern weist es zahlreiche tiefeingeschnittene Täler und Schluchten auf; hier tritt überall der kahle Fels zutage. Die Argonnen sind ein echt französischer Wald, der bekanntlich vorwiegend aus dichtem Busch von Buchen, Erlen, Eichen und Birken besteht und alle fünfzehn Jahre geschlagen wird, wobei das ge-

wonnene Krüppelholz in den Kamin wandert. Nur einzelne Eichen und Buchen läßt der Franzose stehen und sich zu vollem Wachstum entfalten. Um diese Stämme schlingen sich die im französischen Walde zahlreichen Kletterpflanzen, wie der Efeu und die Waldrebe. Ersterer bedeckt große Flächen des Waldbodens, und diesem entwachsen in den Argonnen auch besonders schön und zahlreich ein kleiner immergrüner Strauch, die sogenannte Stechpalme, und der Besenginster. Der Wald ist wenig bewohnt. Nur Köhler, Holzhauer und Jäger gehen dort ihrer Beschäftigung nach. Das Innere des Waldes wird, schon seiner Undurchdringlichkeit wegen, von der Bevölkerung gemieden. Auch die Namen „Ruisseau de Meurissons“, „La Fille morte“, „Moulin de l'Homme mort“ weisen darauf hin.

So sieht der Wald aus, der seit nunmehr vier Monaten Tag und Nacht widerhallt vom Lärm der Waffen, und der durch die Erdarbeiten der Soldaten und die Verwüstungen der Feuerwaffen ein ganz neues Gepräge erhalten hat.

An die deutschen Soldaten!

Es ist nicht war

dass wir, Franzosen, die deutschen Gefangenen erschiessen oder misshandeln.

IM CEGENTEIL,

unsere Kriegsgefangenen werden gut behandelt, und bekommen gut zu essen und zu trinken.

Diejenigen von euch, die dieses erbärmlichen Lebens überdrüssig sind, können sich ohne Angst den französischen Vorposten unbewaffnet melden.

Sie werden dort gut empfangen werden.

Nach dem Krieg, darf jeder weider nach Hause.

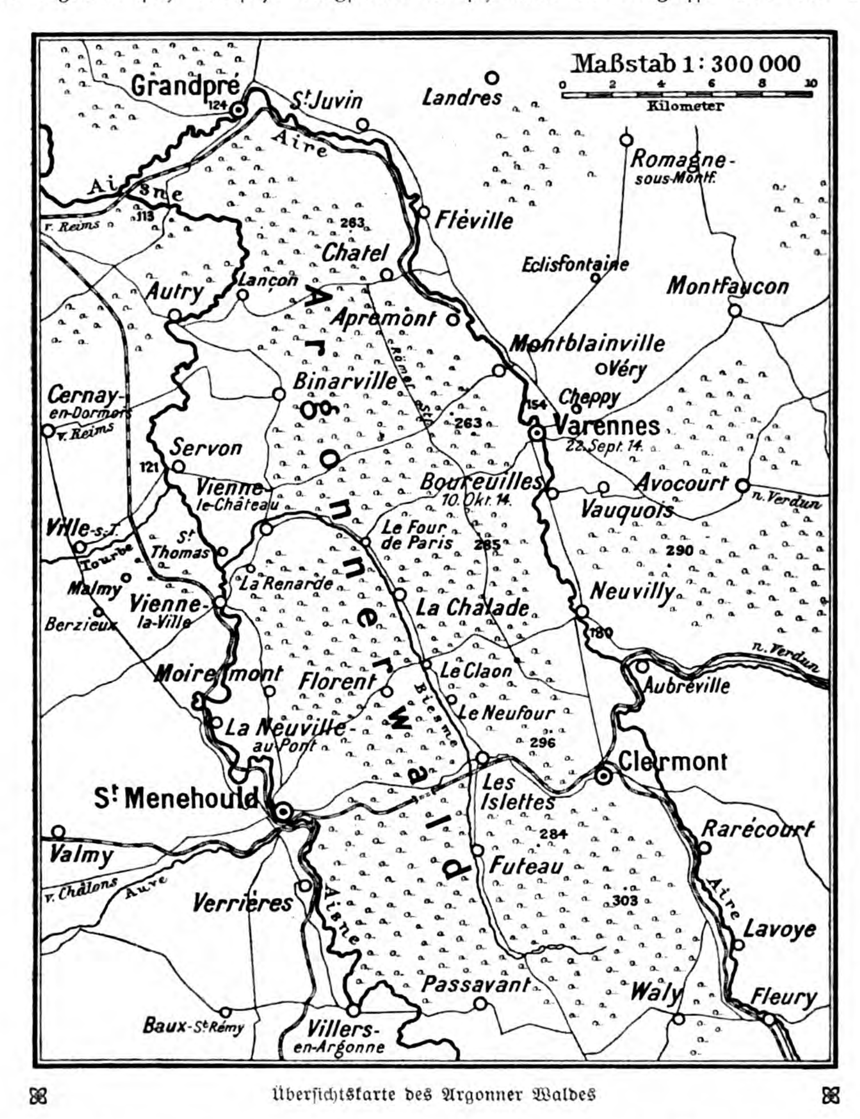
Zettel, wie sie von französischen Fliegern auf die deutschen Stellungen abgeworfen wurden und bei unseren Soldaten lebhafte Heiterkeit erweckten

Als Ende September die ersten deutschen Truppen aus dem Airetal in westlicher Richtung in die Argonnen vorgeschoben wurden, hatten die Franzosen, nachdem sie aus den östlichen Waldteilen zurückgeworfen worden waren, den südlich Binarville gelegenen Waldteil stark besetzt und namhafte Kräfte aus dem Tale der Biesme nach Barricade Pavillon, St. Hubert Pavillon und Bagatelle Pavillon vorgesandt. Diese Truppen legten bei den dortigen Waldhütten Verhaue und Schützengräben an und richteten sich darinnen zur Verteidigung ein. Vor diesen Sperren fanden die deutschen Jägerabteilungen Ende September ernsthaften Widerstand, so daß Verstärkungen in den Wald geschickt wurden, um den Feind zurückzuwerfen. Da aber auch dieser weitere Truppen dem Walde zuführte, so entspannen sich hier lebhafte Kämpfe, die auf beiden Seiten mehr und mehr den Charakter des Stellungskrieges annahmen. Mitten im Walde entstand Schützengraben hinter Schützengraben, die durch Laufgräben untereinander verbunden wurden. Es wurden Unterstände gebaut, und als das Laub fiel, auch Geschütze in den Wald gebracht. Neben der natürlichen Beschaffenheit des Waldes erschwerten Verhaue und Drahthindernisse dem Gegner die Annäherung an die künstlich geschaffenen Anlagen.

Beginn der Kämpfe im Argonner Wald. Ende September 1914

Es begann nun ein Kampf von Graben gegen Graben, vielfach von Schritt zu Schritt. Um unnötige Verluste zu vermeiden, griff man zur Sappe. Mit

ihr stellten sich auch die starken Kampfmittel des Festungskrieges wie Minenwerfer, Handgranaten, Revolverkanonen, Stahlblenden, Sandsackpackungen usw. ein, und die Tätigkeit der Pioniere gewann eine erhöhte Bedeutung. Diese Waffe schritt dann auch zum Minenangriff, wenn andere Mittel nicht zum Ziele führten. Aus allem ergaben sich ein sehr langsames Vorschreiten des Angriffs und ein unge-



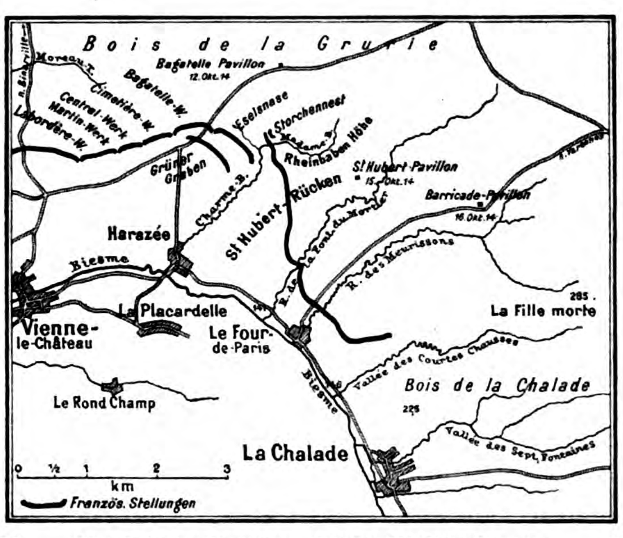
Übersichtskarte des Argonner Waldes

wöhnlicher Zeitverbrauch, da nur sorgfältige, wohlüberlegte Vorbereitungen zum Erfolge führten. Zuerst hatte man keine Artillerie im Walde, dann ließ man sie auf Wegen und Schneisen vorkommen, endlich lernte man es, sie überall im Walde zu verwenden. Eine Sonderheit bildeten bei den Franzosen die sogenannten „Eselsbatterien" (Gebirgsgeschütze), eine Bespannungsart, die unseren Soldaten neu war. Die Bevölkerung leistete den Franzosen Vorschub: in deutsche Uniformen verkleidete Soldaten machten sich an unsere Leute heran und ver-

suchten diese auszuhorchen. Der deutsche Soldat und Argonnenkämpfer entwickelte sich bald zu größter Vielseitigkeit. Schnell und gut paßte er sich den neuen Verhältnissen an. Da wir bald den Franzosen überlegene Angriffsmittel zur Anwendung brachten und unsere Soldaten, was Zähigkeit, Beharrlichkeit und Angriffslust betrifft, unübertrefflich waren, so bildete sich im Waldkampfe ein starkes Überlegenheitsgefühl über den Feind heraus, der, abgesehen von gelegentlichen Gegenstößen, in die Defensive gedrängt wurde. Der Feind vermochte unseren Angriffen nicht zu widerstehen, so daß unsere Truppen in zwar langsamem, aber ununterbrochenem Vorrücken geblieben sind, trotz der starken Kräfte, die der Feind uns nach und nach entgegenstellte.

Gefechte um Binarville, Barricade Pavillon, Bagatelle Pavillon, St. Hubert

Um die Wende der Monate September und Oktober setzte der Beginn der größeren deutschen Angriffe ein. Auf dem rechten Flügel drangen unsere Truppen von Binarville aus in die Westargonnen ein und warfen hier den Feind allmählich südwärts zurück. In der Mitte des Waldgebietes wurden Mitte Oktober dem Feinde Barricade Pavillon und St. Hubert entrissen, nachdem um die letztere heftig gekämpft worden war. In den nächsten Tagen drang man von hier aus weiter nach Westen vor und näherte sich dem Biesmetale in Richtung auf Le Four de Paris, an welchen Ort man bis auf 400 m



Kämpfe in den Argonnen. Oktober bis Dezember 1914

herankam und wo man sich festsetzte und sich hielt trotz aller Gegenangriffe, welche die Franzosen seitdem hierher gerichtet haben. Auch Bagatelle Pavillon, einer der stärksten Stützpunkte der Franzosen im Walde, mußte vom Feinde am 12. Oktober aufgegeben und dem deutschen Angreifer überlassen werden. Die Wegnahme der drei erwähnten Pavillons war ein großer moralischer Erfolg. Man begnügte sich nicht mit ihrem Besitze, sondern trug die Offensive weiter vorwärts. Aber auch für diese blieb, wie bei den bisherigen Kämpfen, der schrittweise Angriff bestehen. Die Infanterie sappte und schanzte unentwegt, vielfach bei Nacht, um unnötige Verluste an Menschenleben zu vermeiden. Dem Infanteristen reichte der Pionier die Hand, der den ersteren lehrte, Bergmannsarbeit im felsigen Boden zu leisten und den Stollen unterirdisch weiterzutreiben. Bei den Kämpfen und Stürmen kämpften und stürmten beide Schulter an Schulter. Auch der Artillerist stellte sich im Schützengraben ein. So entstand ein enges kameradschaftliches Verhältnis, wie es selbst im Frieden kaum zustande gekommen war, einer dem anderen vertrauend, jeder auf die Unterstützung des anderen bauend, sie alle jederzeit dem Tode ins Auge schauend.

Graben um Graben war so gewonnen. Bald war es einer, bald stürmte man eine ganze Gruppe von Schützengräben hintereinander. Dementsprechend schwankte der Raumgewinn zwischen 25 und 1000 m. Manchmal wurden selbst größere Fortschritte gemacht, hier und da gelang es auch dem Feinde, vorübergehende kleine Erfolge zu erzielen oder unser Vorgehen durch Gegenangriffe zeitweise aufzuhalten. Beides vermochte jedoch nicht zu verhindern, daß die deutschen Truppen im Argonner Walde in unausgesetzter Angriffsbewegung, und in zwar langsamem, aber ununterbrochenem Vorwärtsschreiten begriffen sind.

Wie langwierig diese Angriffe sind, mag aus der kurzen Schilderung des Angriffes einer Pionierkompagnie gegen eine im Walde gelegene beherrschende Höhe hervorgehen. Es galt, eine feindliche Stellung wegzunehmen, von der aus die rückwärtigen Verbindungen eines deutschen Abschnittes dauernd gefährdet wurden. Hierzu wurden am 7. Dezember aus dem deutschen Schützengraben drei Sappen vorwärts getrieben, am 18. Dezember war die linke Sappe bis auf etwa 8 m an die feindliche Sappe herangekommen, als die Spitze durch eine französische Minensprengung auf 10 m Länge wieder eingeworfen wurde. Die beiden anderen Sappen waren am gleichen Tage bis auf etwa 20 m an den feindlichen Schützengraben vorgetrieben. Bis zum 19. Dezember war die linke Sappe wieder aufgeräumt und die beiden anderen bis auf 6 bis 8 m an den Gegner getrieben. Von den Sappenspitzen aus wurden jetzt 3 m lange Stollen zur Aufnahme von Sprengladungen vorgetrieben, die am 20. zündfertig waren, 8 Uhr vormittags wurden die Minen gezündet. Gleich darauf stürzten die in den Sappen und den angrenzenden Teilen der Schützengräben aufgestellten Sturmabteilungen gegen den Feind vorwärts, ihnen voraus Pioniere mit Handgranaten, Drahtscheren und Äxten ausgerüstet. Der durch die Sprengungen kopflos gewordene Feind wurde



Beim Bau von Blockhütten. Aufnahme von Georg Muschner



Villa Malepartus im Argonner Wald. Phot. Aug. Rupp

aus seinen Stellungen geworfen. Die Sturmtruppen folgten über ein feindliches Lager hinweg dem fliehenden Feinde noch etwa 800 m, bis dichtes Gestrüpp sie zwang, von der weiteren Verfolgung Abstand zu nehmen und sich einzugraben. Durch die Sprengungen und die geworfenen Handgranaten hatte der Feind eine größere Anzahl Toter, außerdem wurden zweihundert Gefangene gemacht, vier Maschinengewehre, eine Revolverkanone und acht Minenwerfer erbeutet. Die Besichtigung der genommenen feindlichen Gräben ergab, daß der Feind ebenfalls mit Minen gegen die deutschen Stellungen vorgehen wollte. Er hatte vier Schächte, je 4 bis 5 m tief, mit einem Durchmesser von 1,5 m abgeteuft und von diesen aus Schleppschächte angesetzt, mit deren Fertigstellung nach Aussage eines gefangenen Genieoffiziers in den nächsten Tagen gerechnet worden war.

Diese Erfolge unserer Truppen sind natürlich unter mancher Schwierigkeit, Gefahr und unter allerlei Entbehrungen erzwungen worden. Aber die Schwierigkeiten wurden überwunden, den Gefahren keck ins Auge gesehen, und die Entbehrungen wurden freudig ertragen. Wo die Wege schlecht, ungenügend oder nicht vorhanden waren, wurden neue angelegt oder die alten ausgebessert; wo auch dies dem Bedürfnis nicht genügte, schritt man zum Bau von Bahnen. Drang Wasser in die Gräben und Sappen ein, so erfand man bald Mittel und Wege, um den unerwünschten Eindringling zu beseitigen. Eine ausgezeichnete und reichliche Verpflegung sorgte dafür, daß die Widerstandskraft unserer Truppen andauernd auf der gleichen Höhe blieb; eine Reihe hygienischer Maßnahmen verhinderte das Ausbrechen von Krankheiten und Epidemien. In Hüttenlagern, in bequemen und wohldurchwärmten Erdhöhlen und Unterständen richtete sich die Truppe vorn am Feinde ein. Jeder Schützengraben erhielt seinen Namen,

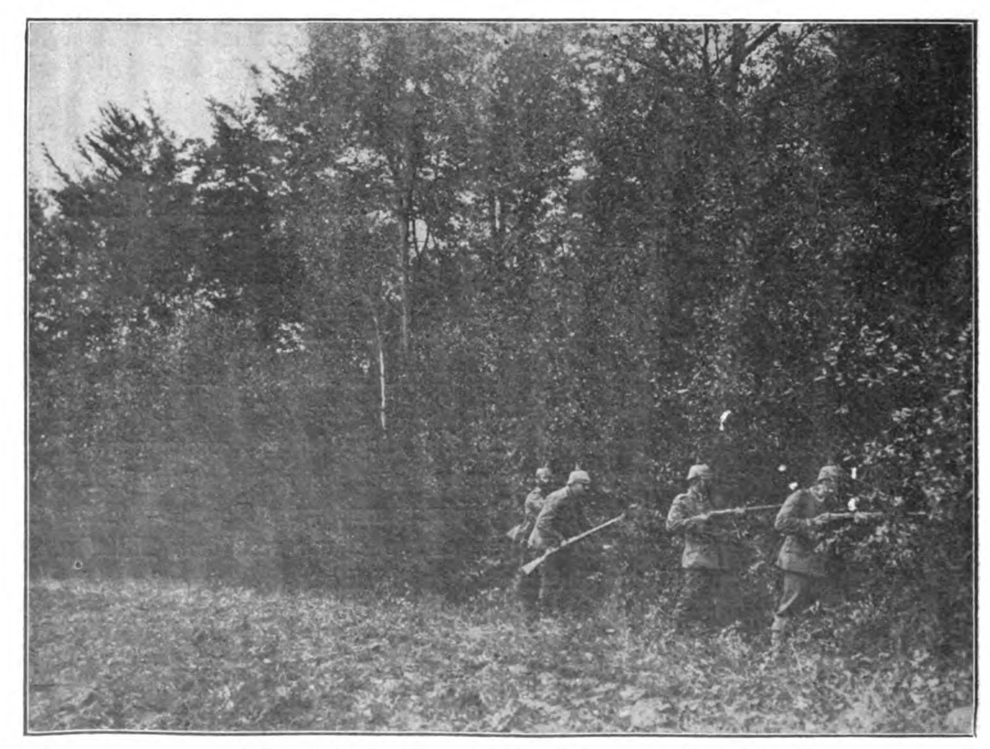
überall entstanden Bezeichnungen für unterirdische Dörfer, die sich da entwickelten. Neben einem fröhlichen Humor, dem unsere Soldaten so gerne die Zügel schießen lassen, kommt bei diesen Bezeichnungen auch religiöse Gesinnung und ernste Entschlossenheit zum Ausdruck. Da lesen wir vor einem Unterstande „Ordonnanzen- und Burschenstube", und darunter steht „Eine feste Burg ist unser Gott" oder eine andere Aufschrift:

„Treu leben,
Tod trotzend kämpfen,
Lachend sterben."

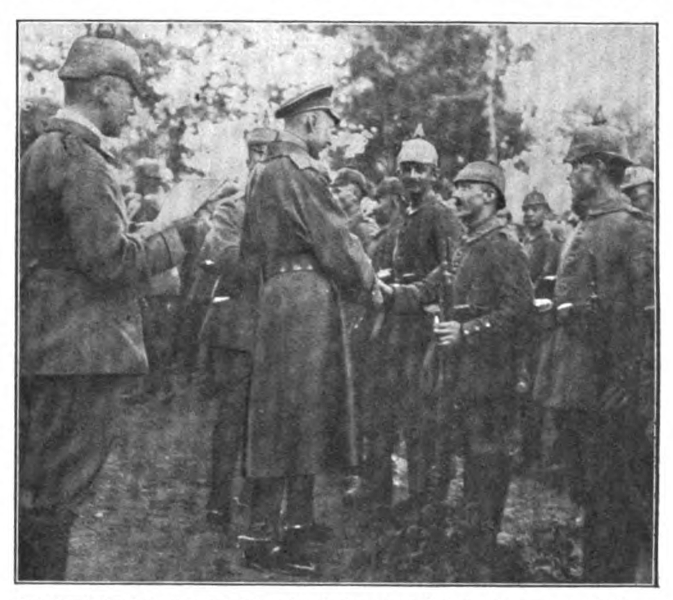
Französische Verluste. Oktober 1914 bis Januar 1915

Rein zahlenmäßig lassen sich die bisherigen deutschen Erfolge in den Argonnen wie folgt ausdrücken. Bis Ende November hat der Feind eingebüßt: 1300 Gefangene, 4000 Tote, 13000 Verwundete. Im Monat Dezember betrug die Zahl der Gefangenen 3000, jene der Toten und Verwundeten 8000. An Trophäen wurden in diesem Monat allein 21 Maschinengewehre, 14 Minenwerfer, 2 Revolverkanonen und 1 Bronzemörser erbeutet.

Rechnet man die bisher im Januar gemachten 2500 Gefangenen und zählt man etwa 4000 bis 5000 Tote hinzu, so ergibt sich französischerseits ein Gesamtverlust in den Argonnen von etwa 36000 Mann. Ein ganzes Armeekorps ist also so gut wie aufgerieben, während die Verluste auf deutscher Seite nicht einmal den dritten Teil betragen. Wie sehr die Franzosen in den Waldkämpfen gelitten haben, geht allein schon aus der Tatsache hervor, daß sie immer neue Verbände in die Argonnen geschickt haben. Kämpften dort



Auf Vorposten im Argonner Wald. Phot. Hohlwein & Gircke



Der deutsche Kronprinz bei der Verteilung der Eisernen Kreuze nach einem Dankgottesdienst in den Argonnen. Aufnahme von Prof. G. Wegener

zuerst die Truppen des II. und V. Armeekorps, so wurden diese bald verstärkt durch Kolonialtruppen und Marineinfanterie. Im Januar tauchten vorübergehend Truppen des I. Armeekorps und Garibaldianer auf; endlich wurden Mitte Januar neue, bisher bei Ypern verwendete Verbände in den Wald geschickt, um das anscheinend völlig zusammengebrochene II. Armeekorps abzulösen.

Wie es mit der Verfassung der französischen Truppen in den Argonnen bestellt ist, das zeigen am besten jene Dokumente, welche den französischen Gefangenen in Gestalt von Anordnungen, Befehlen, geheimen Erlassen, Briefen und Tagebuchaufzeichnungen abgenommen wurden.

Stimmungen der französischen Truppen in den Argonnen

Da erwidert General Gourand, Kommandeur der 10. Division, in einem Zusatze zu dem Tagesbefehl vom 28. Dezember die Klagen seiner Untergebenen mit den Worten:

„Sie werden daraus entnehmen, daß sich der Gegner bei der Wegnahme einer Stellung mit den gleichen Schwierigkeiten abzufinden hat wie wir. Das gibt zu denken, denn man denkt oft wegen der eigenen Schwierigkeiten, Anstrengungen und Verluste nicht an jene, die auch der Gegner hat."

Die Schwierigkeiten erweisen sich aber auf französischer Seite als recht erhebliche, sonst würden die höheren Führer nicht so oft über die Untätigkeit und Passivität der ihnen unterstellten Truppen Beschwerde führen. So enthält ein Mitte Dezember abgenommenes Befehlstagebuch folgende Weisungen:

„Es ist von der größten Wichtigkeit, auf der ganzen Front die Tätigkeit zu erhöhen. Die bisherige ist nach Ansicht der Divisionsgenerale unzulänglich . . . Es muß eine größere Angriffstätigkeit entfaltet werden. Wenn es weiter geht wie bisher, werden die Deutschen uns zuvorkommen."

Eine geheime persönliche Anweisung des Kommandierenden Generals des II. Armeekorps enthält folgende Sätze:

„Der Kommandierende General stellt mit Bedauern fest, daß die Gefechtstätigkeit sich ausschließlich auf starre Verteidigung beschränkt, während die Deutschen bei gleichen Verlusten wie die Franzosen immer erneut angreifen und durch Teilerfolge angefeuert werden . . . Man hat sich an Untätigkeit gewöhnt und

wartet rein passiv auf den feindlichen Angriff. Der Mann übernimmt seinen Wachtposten im Schützengraben wie im Frieden vor einem Pulvermagazin oder Proviantamt . . . Die Führer bleiben in ihren Gefechtsständen sitzen; sie führen die Posten viel zu selten auf und geben ihnen keine bestimmten Aufträge. Alle Führer bringen ihre Zeit in vorderer Linie in Langeweile oder Angst zu . . . Es ist unbedingt notwendig, daß dies anders wird . . . Alle Abschnittskommandeure, die Bataillons- und Kompagnieführer müssen jeden Tag in den vordersten Schützengräben ihre Leute aufsuchen . . . Alle Truppenkommandeure haben ihre Untergebenen mit Angriffsgeist zu erfüllen." Zum Schluß heißt es: „Der Kommandierende General will merken, daß die Franzosen den Deutschen das Gesetz vorschreiben. Wenn sie fühlen, daß wir ihnen überlegen sind, dann werden die Deutschen weichen, und die bisherige schwere Arbeit wird leichter werden."

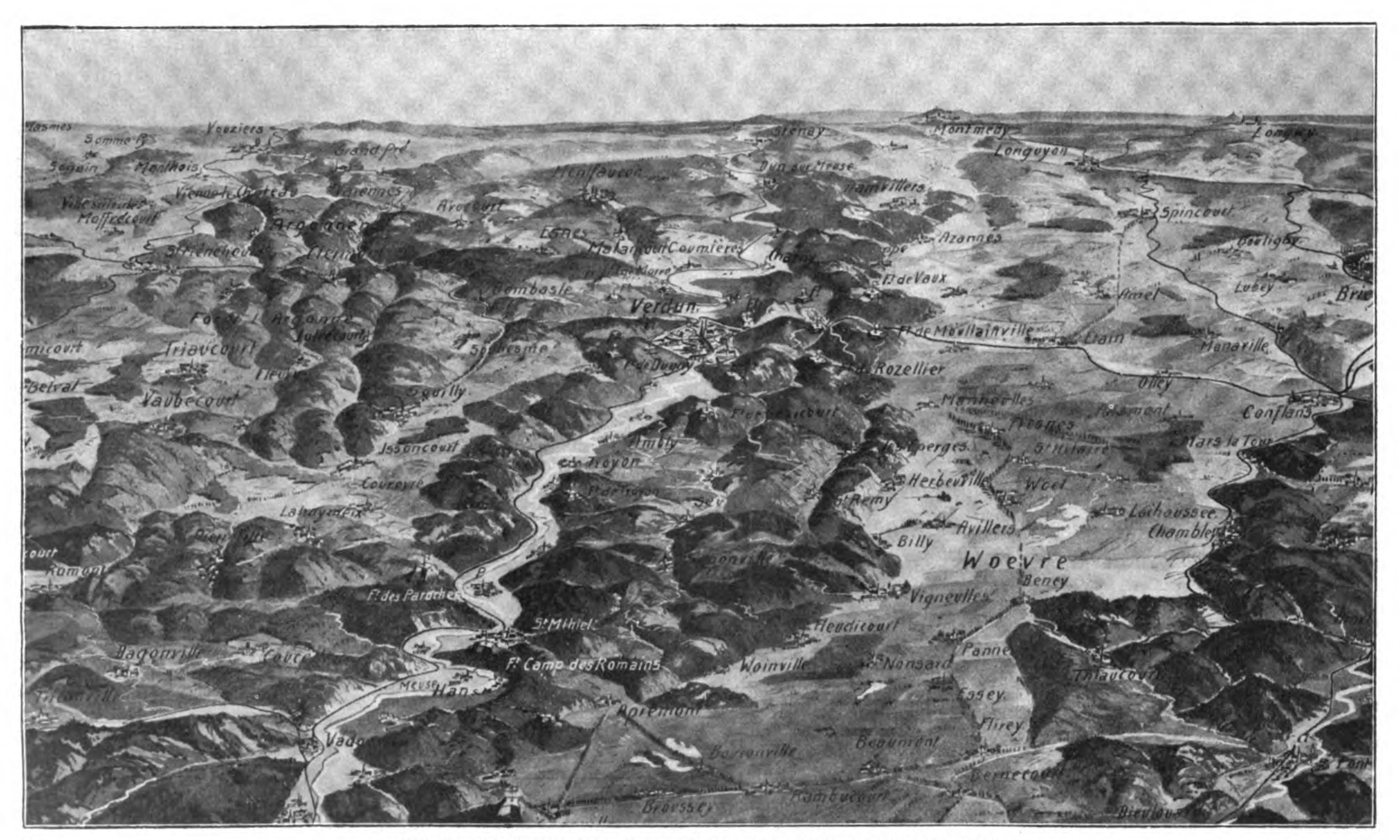
Wie erwähnt, mußte inzwischen das II. französische Armeekorps aus den Argonnen zurückgenommen werden.

Dem Brigadegeneral Gossart (V. französisches Armeekorps) fällt es auf — Befehl vom 30. November — „daß der Dienst in den Schützengräben in bezug auf deren Einrichtung und auf Feuerdisziplin viel zu wünschen übrig läßt." General Fouborge (3. Division) „kennt genau die schwierige Lage, in der sich die Truppen befinden, zweifelt nicht daran, daß sie diese überwinden werden. (13. November.) Der Armeeführer will keinen Zoll zurückweichen. Er wird unerbittlich gegen jeden Offizier und Mann einschreiten, der nicht bis zum äußersten die Stellung und den ihm anvertrauten Posten hält."



Schützengraben im Argonner Wald. Phot. A. Menzendorf

Inzwischen gewannen aber die deutschen Truppen erneut Boden, und auf französischer Seite stieg die Unlust am Kriege, die Zahl der dem Feinde in die Hand fallenden Soldaten und



Relief-Karte vom Kriegsschauplatz in Ostfrankreich. Zeichnung von Ott & Ruep



Munitionsstapel in der Artilleriestellung. Aufnahme von Dr. Hans Böhm

Maschinengewehre. Dagegen versuchte nun der Oberbefehlshaber der 4. Armee und das französische Große Hauptquartier der Ostarmee einzuschreiten. Anfang Januar erschien, von der erstgenannten Stelle ausgegeben, ein Erlaß gegen die zunehmende Selbstverstümmelung bei den Leuten.

„Seit einiger Zeit," lautet dieser, „sind eine Anzahl verdächtiger Verwundungen bei Mannschaften verschiedener Truppenteile, vor allem bei der Infanterie, bemerkt worden. Es hat sich ergeben, daß es sich um Fälle freiwilliger Verstümmelung handelt zu dem alleinigen Zweck, sich seiner Militärpflicht zu entziehen." In Anlage 3 dieses Erlasses wird erläuternd hinzugesetzt: „Durch Kriegsgericht der 4. Armee vom 18. Dezember 1914 sind wegen Selbstverstümmelung zwecks Verlassens des Schlachtfeldes verurteilt worden je ein Mann der Regimenter 151, 34, 7, 149, 247, 336, 335, 88, Jäger 21 und je 2 Mann von Kolonialregiment 24 und Jäger 19. Das Urteil ist am 19. vollstreckt worden."

Eine Verfügung des Generals Joffre stellt fest, daß allein in der Zeit vom 20. November bis 15. Dezember der Ersatz von 315 Stück Maschinengewehren angefordert worden sei. Nachdem der Oberbefehlshaber kurz die Schwierigkeiten betont, die ein derartig umfangreicher Ersatz bereite, weist er darauf hin, daß wohl nur ein Teil der Gewehre aus Mangel an Sorgfalt unbrauchbar geworden, daß dagegen aus den verhältnismäßig hohen Verlusten ganzer Maschinengewehrzüge der Schluß zu ziehen sei, daß viele Maschinengewehre in Feindeshand gefallen seien. Dazu bemerkt der Generalstab des V. Armeekorps: „Diese Verfügung kommt zu gelegener Stunde, da die schmachvolle Panik

der 5. Kompagnie des Regiments 46 den Verlust von zwei Maschinengewehrzügen gekostet hat."

Ein anderer Joffrescher Erlaß richtet sich endlich dagegen, daß so zahlreiche französische Soldaten in deutsche Gefangenschaft geraten und verfügt, „daß jeder gefangen gewesene, nicht verwundete Soldat bei seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft einer Untersuchung unterworfen wird. — — —

Der deutsche Argonnenkämpfer

Schon damals war dagegen unser „Argonnenkämpfer" zu einer ganz besonderen Gestalt im großen Rahmen der deutschen Streitharste geworden. Der fast unausgesetzte Kampf in den Gräben, oft auf nächste Entfernungen, die fast übermenschlichen Anstrengungen hatten ihm ein eigenes Gepräge gegeben. Einen „Wilden" nannten ihn die einen Kameraden, den „Höhlenbären", den „Waldmenschen" die anderen. Zerschlissen oft, mit dicken Lehmkrusten bedeckt, war die schmucke Uniform geworden; die unerhörten Strapazen hatten Runen in sein Antlitz gezeichnet. Aber hart und zäh stand er, unter steter Todesgefahr, seinen Mann, ohne zu wanken, wenn die Franzosen zum Gegenangriff vorgingen, selbst immer bereit, mit höchster Anstrengung sich neue Deckungen zu schaffen oder aus diesen heraus zum neuen Sturm vorzustoßen. Bewegungskrieg innerhalb des Stellungskrieges nannte ein Augenzeuge bezeichnend diese Kämpfe, diese wunderbaren Leistungen der tapferen Feldgrauen in einer beispiellosen Wildnis. In einer Wildnis, die man ehedem als gänzlich ungeeignet für militärische Operationen abgetan haben würde, in der jede Übersicht fehlte, fast jeder Kompagnie die Verbindung mit der neben ihr fechtenden versperrt war. Was unsere Truppen in



Im Schützengraben. Phot. Richard Guschmann

diesem endlosen, abgesehen von allem anderen eine unerschöpfliche Geduld erfordernden Ringen ausgehalten haben, wie sie durchgehalten haben, ist der höchsten Bewunderung wert.

Zwischen Maas und Mosel. November, Dezember 1914

In dem gesamten Raum um Verdun unterhielt der rührige, durch General Sarrail zu immer neuen Angriffen angespornte Gegner während der Monate November und Dezember eine lebhafte Tätigkeit, die aber über Teiloffensiven nicht hinauskam. Östlich Verdun, im Gebiet von Combres, wo sich später eine große Schlacht entwickeln sollte, gegen unsere über die Maas vorgeschobenen Stellungen bei St. Mihiel, dann auf der ganzen Linie von der Maas aus, von Apremont über Essey-Flirey bis zum vielumstrittenen Priesterwalde wurde gekämpft, ohne daß die Franzosen auch nur den geringsten Erfolg zu verzeichnen hatten — außer denen, die sie in ihren Tagesberichten erfanden. Es mag hier eine anschauliche Schilderung eingefügt sein, die ein schon einmal erwähnter neutraler Offizier, der Schweizer Oberst Müller, von den Kämpfen in diesem Raum der deutschen Front gab. Er schreibt: „Thiaucourt und die umliegenden Dörfer haben unter den Artilleriekämpfen der letzten Wochen erheblich gelitten. Seitdem am 22. Oktober der letzte blutige Ausfall der französischen Deckungstruppen vor Toul blutig abgeschlagen worden war, haben die Franzosen zwar auf einen eigentlichen Angriff gegen die deutschen Stellungen verzichtet, aber von Zeit zu Zeit diese mit ihrem Artilleriefeuer überschüttet, das deutscherseits stets kräftig erwidert wurde. Seit Freitag 11. Dezember nahm die Heftigkeit des französischen Artilleriefeuers in auffallendem Maße zu. Schwere Batterien wurden in Tätigkeit gesetzt und überschütteten, gemeinsam mit den leichteren Feldgeschützen, den ganzen von den Deutschen besetzten Abschnitt nördlich von Flirey während mehr als vierundzwanzig Stunden mit einem wütenden Granat- und Schrapnellhagel, der bis nach dem Bahnhof von Thiaucourt reichte. Bei Waville zweigt eine kurze Sackbahn nach Thiaucourt ab. Ein mit Nachschub beladener Güterzug dieser Nebenbahn geriet bei seiner Einfahrt in Thiaucourt unter Granatfeuer.

Urteile eines neutralen Offiziers

Samstag den 12. Dezember nachmittags steigerte sich die Artilleriebeschießung der von den Deutschen besetzten Stellungen zu ungewöhnlicher Heftigkeit. Es war die Einleitung zu einem regelrechten Durchbruchsversuch, der mit starken Infanteriekräften, beidseitig der Straße Flirey-Essey-Thiaucourt, d. h. in der nämlichen Richtung angesetzt wurde, wo schon der so überaus verlustreiche Angriff in der Morgendämmerung vom 22. Oktober stattgefunden hatte. Überfallartig brach plötzlich die französische Angriffsinfanterie vor. Die vorzüglich eingeschossene deutsche Artillerie, die ihr Feuer schon zum voraus abschnittweise auf die verschiedenen Streifen des Angriffsfeldes nach Breite und Tiefe verteilt hatte, empfing die zum Angriff vorgehenden Franzosen mit einem mörderischen Kreuzfeuer. Trotzdem hielt die französische Infanterie stand und gelangte, insbesondere auf einem Flügel, noch weiter vor. In der Zone des wirksamsten Infanteriefeuers brach dagegen der Angriff zusammen, zuerst am linken Flügel, dann auch am rechten und in der Mitte. Die Voraussetzung des Gelingens des Durchbruchsversuchs, daß nämlich die deutsche Infanterie unter dem lang andauernden Artilleriefeuer erschüttert sei, bestätigte sich nicht. Die Deutschen erwarteten den Angriff kaltblütig und entschlossen. Ihrem ruhig gezielten Schützen- und Maschinengewehrfeuer, das von der Artillerie plan-



Die Ablösung im Schützengraben

Aquarell von Theodor Rocholl

mäßig unterstützt wurde, vermochte der Angriff der Franzosen nicht standzuhalten. Wie diese aber Kehrt machten, um den Rückzug anzutreten, änderte die deutsche Artillerie, die mit den Schützengräben durch Fernsprechleitungen in beständiger Verbindung stand, ihr Ziel und überstreute das Rückzugsgelände mit einem Hagel von Granaten und Schrapnells, in den die Franzosen bei ihrer weiteren Rückzugsbewegung hätten hineinlaufen müssen. Dieses gleichzeitige Front-, Rücken- und Kreuzfeuer brach den Halt der Franzosen, deren Angriff kraftvoll angesetzt und deren Rückzug anfänglich in Ordnung angetreten worden war. Nirgends zeigte sich ein Ausweg. Ein Teil der Franzosen machte in Verwirrung zum zweiten Male Kehrt und lief wieder gegen die deutschen Schützengräben vor, verzweifelte Sturmangriffe versuchend. Mit bewaffneter Hand drangen vereinzelte Gruppen in die Schützengräben ein, wo sie im Kampfe Mann gegen Mann unterlagen. Größere Kampfgruppen aber, denen ihre hoffnungslose Lage klar wurde, legten jetzt die Waffen nieder und hoben zum Zeichen der Übergabe die Hände hoch. Vier Offiziere und vierhundertundvierzig Mann gerieten so in deutsche Gefangenschaft. Durch später noch eingebrachte vermehrte sich die Zahl auf rund sechshundert — eine im Stellungskampfe überraschend hohe Ziffer. Denn es ist zu bedenken, daß die Verfolgung ausschließlich durch Feuer geschah. Überdies wurden von den Sanitätern — so werden die Sanitätsmannschaften, Träger und Wärter in der deutschen Armee allgemein (aber nicht amtlich) genannt — noch weitere hundertundfünfzig Franzosen verwundet vom Gefechtsfelde eingebracht, so daß sich



Feldküchen unserer Artillerie in einem alten Park. Phot. Leipziger Presse-Büro

die Gesamtzahl der verwundeten und unverwundeten Gefangenen auf ungefähr siebenhundertundfünfzig belief. Dementsprechend waren die Verluste an Toten und an Verwundeten, die von den Franzosen selbst zurückgeschafft wurden. Sie werden schätzungsweise nach der Zahl der vor den einzelnen Bataillonsabschnitten Gefallenen auf neunhundert bis tausend angegeben. Nach den Regimentsnummern der Gefangenen und nach der Breite der Angriffsfront zu schließen, hatten die Franzosen eine Division zu dem Angriff bereitgestellt, wovon jedoch nur eine Brigade in erster Linie zur Verwendung gekommen ist.

Schwerer als die Verluste wiegt der moralische Eindruck des taktischen Mißerfolges auf der einen, der erfolgreichen Abwehr auf der anderen Seite. Der in jeder Hinsicht gut vorbereitete und mit Kraft unternommene Angriff der Franzosen bezweckte, wie schon oben angedeutet, offenkundig die Durchbrechung der gegen Süden Front machenden deutschen Truppenaufstellung zwischen Maas und Mosel. Bereitgestellte Reserven der Deutschen brauchten indessen nicht einmal eingesetzt zu werden.

Die Deutschen hatten ihren Erfolg nächst dem geschickten Zusammenarbeiten der Infanterie und Artillerie ganz besonders der unerschütterlichen Disziplin, Standhaftigkeit, Ruhe und großen Schießtüchtigkeit ihrer Infanterie zu verdanken, die den Feind kaltblütig aufs Korn nimmt, wenn er auf wirksame Schußweite herangekommen ist.

Was die Leute bei diesem Wetter in den Schützengräben auszuhalten haben, ist unbeschreiblich. Ohne die vorzügliche Verpflegung wären die Abgänge ungeheuer. An einigen Orten stehen die Schützen zuweilen bis über die Knie im Schlamm und Wasser, das sich in dem undurchlässigen Lehmboden der Woevre überall ansammelt. Abzuggräben helfen nicht immer. Ein Abzuggraben, mittels dessen ein langer Schützengraben entwässert worden war, wurde durch einen einzigen Granatschuß verstopft, und sofort stieg das Grundwasser wieder bis an die Knie der Leute.

Mit welcher Mannszucht und Ausdauer diese solche Unbilden ertragen, das gehört auch zum Heldenmut der Kriegsgeschichte. Und dabei regnet der Regen jeglichen Tag, und heute nachmittag durchzuckte sogar ein Blitz, gefolgt von einem Donnerschlag, die schwüle Atmosphäre. Als Trost dient den Leuten einigermaßen das Bewußtsein, daß die da drüben es auch nicht besser haben.

Dem mißglückten Vorstoß vom 12. Dezember folgte am 14. Dezember ein zweiter, der aber keine Kraft mehr hatte und gleich in der Einleitung zusammenbrach. Die Infanterie war nach dem ersten Anlauf nicht mehr weiter vorzubringen. Nun lassen es die Franzosen bei einer fortgesetzten Kanonade bewenden, die den Deutschen immerhin einige Verluste bringt. Während ich diese Zeilen schreibe, sind auch einige hundert Meter weiter vorne die deutschen Batterien, wie ihr lauter Geschützdonner beweist, in voller Tätigkeit und erwidern das französische Feuer.

Für die allgemeine Kriegslage haben diese Gefechte, im Zusammenhang mit anderen ähnlichen Charakters, die in diesen Tagen stattgefunden haben, insofern eine Bedeutung, als sie zeigen, daß die deutsche Schlachtfront allenthalben stark



Parade siegreicher Argonnenkämpfer vor Kronprinz Wilhelm, dem Führer der 5. Armee. Phot. A. Menzendorf

genug ist, um die gewonnenen Stellungen zu halten, bis der Zeitpunkt gekommen sein wird, um selbst zum Angriff überzugehen." — — —

Auf der langgestreckten Linie gegenüber Französisch-Lothringen und im Elsaß ging es verhältnismäßig ruhiger zu. Es fehlte nicht an französischen Vorstößen aus dem Festungsraum von Nancy und Toul; es fehlte nicht an Versuchen, in den Vogesen, zumal um Markirch und Metzeral, dann im Sundgau Gelände zu gewinnen: der Erfolg blieb auch hier dem Gegner versagt. Man lag sich im wesentlichen doch nur im hartnäckigen Stellungskampf gegenüber. Die Franzosen behaupteten sich in dem kleinen Gebiet des oberen Elsaß, das sie seit Beginn des Krieges besetzt hielten, und wir verzichteten darauf, es ihnen in verlustreichen Kämpfen zu entreißen. Auch hier aber erforderte der nicht abreißende Kleinkrieg, zumal seit der Winter Einzug gehalten, gewaltige Anstrengungen von unseren Braven, die sich allmählich an die Eigenheiten des Gebirgskrieges gewöhnen mußten, bald aber sogar auf ihren Skis trefflich heimisch wurden. Die französischen Alpinis, die ihnen gegenüberstanden, erwiesen sich als tapfere, ausdauernde Kämpfer, nicht zuletzt als meisterliche Schützen, die von ihren Baumkanzeln herab so manchem wackern Deutschen eine tödliche Kugel zusandten.

Wieder schalten wir hier eine der lebendigen Schilderungen des schweizerischen Oberst Müller ein:

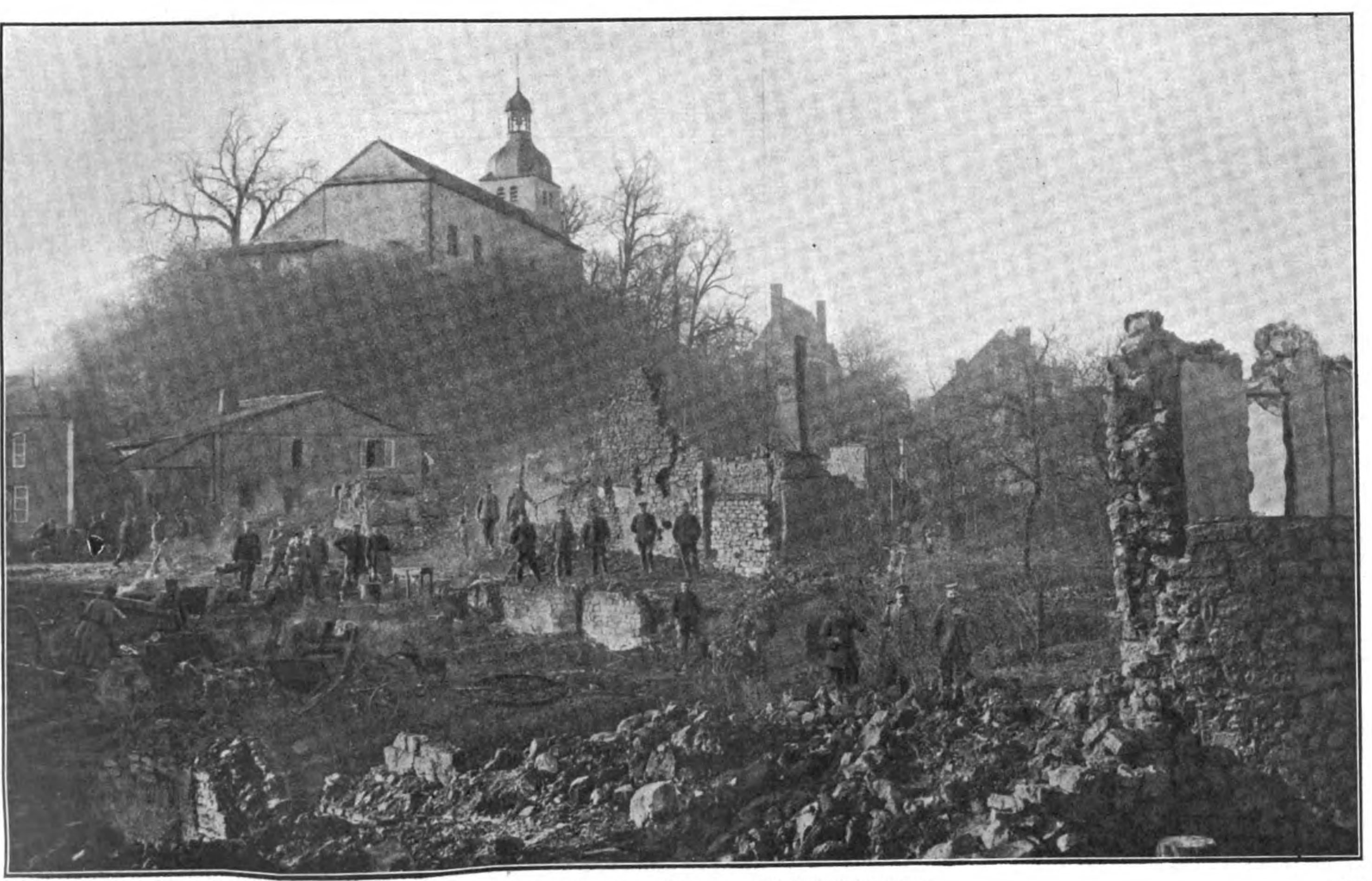
Über dem Weiler im Talgrunde, zu dem wir von dem Waldquartier des Regiments-Kommandeurs heruntergestiegen waren, erhebt sich auf der anderen Seite eine einhundertzwanzig Meter hohe, waldige Bergkuppe, die von den Deutschen in hartem Sappenangriff den Franzosen abgerungen worden ist. Bevor wir den stillen Ort verlassen und den Berg hinansteigen, führt mich der Oberst noch zum Kriegerfriedhof, der auf einer Wiese am Dorfrand angelegt worden ist. Die Gräber sind mit frischen grünen Kränzen geschmückt. Eine überaus stimmungsvolle Stätte ist dieser Friedhof im entlegenen Waldtale. Mir kommen die Verse in den Sinn, die Fr. Forster vor Jahrzehnten in einem Gedicht zu einer Gedächtnisfeier des Aufrufs der Freiwilligen vom 3. Februar 1813 verfaßt hat:

Ein Kirchhof liegt gebreitet,
Keine Mauer faßt ihn ein,
Keine Hügel sind bereitet
Mit hohem Leichenstein.

Der Pflüger pflügt darüber
Und fragt nicht nach dem Grab.
Der Wandrer zieht vorüber,
Schaut nicht auf euch hinab.

Nahe am Soldatenfriedhof steht ein stattliches Haus, in dem Soldaten einquartiert sind. Davor ein Brunnen, dem ein breiter Wasserstrahl entquillt. Ein breitschulteriger Soldat, nackt bis auf die Hüften, die Hosen weit über die Knie aufgestülpt, stürzt heraus über den gefrorenen Boden und nimmt sein Weihnachtsbad. Dort der Tod, hier das gesundheitstrotzende Leben.

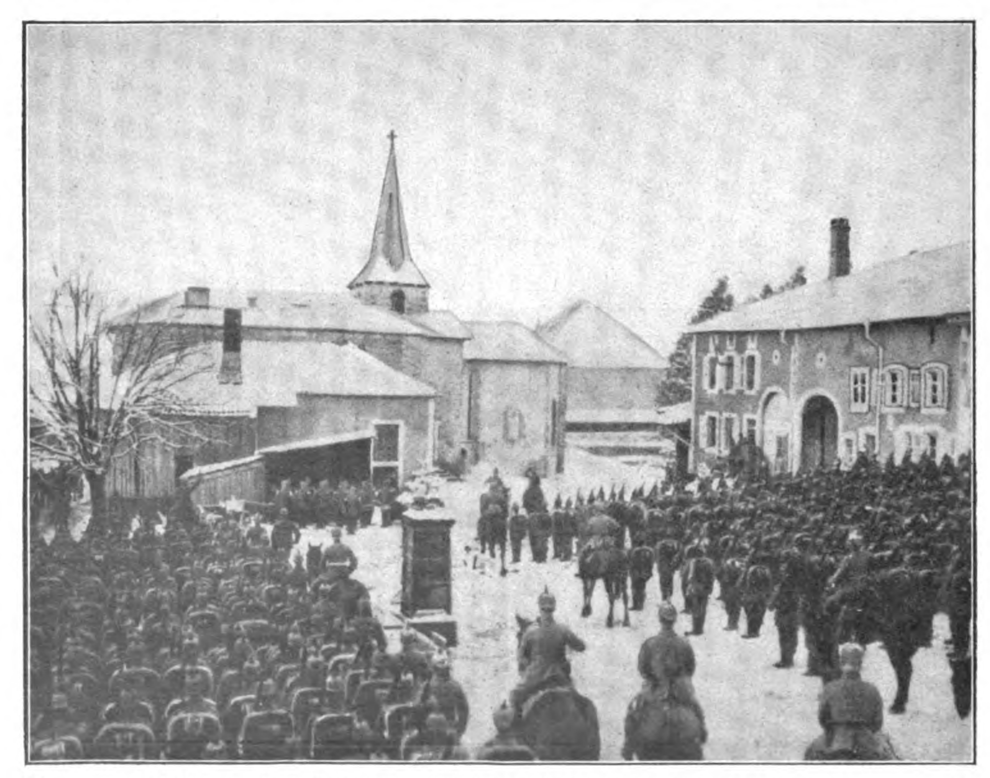
Wir schreiten den Berg hinan. Im Walde, dicht am Rande, liegen noch vier Gräber. Das eine davon ganz frisch. Vorgestern haben sie hier einen braven Pionier zur Ruhe bestattet. Eine französische Granate hatte ihn in einem Unterstand erschlagen. Von den sechs Mann, die darin lagen, wurden drei mehr oder weniger schwer durch Granatsplitter verwundet, zwei verschüttet, aber noch lebend ausgegraben, einem, dem Pionier, wurden beide Beine weggerissen, so daß er verblutete. ‚Er war ein guter Soldat,' sagte der Oberst. ‚Es trifft immer die



Das zerstörte Autry in den Argonnen. Phot. A. Menzendorf

Besten. Drunten auf dem Friedhof am Dorfrande liegt auch ein Unteroffizier, er war ein trefflicher Soldat. Wochenlang hat er sich darauf gefreut, daß endlich der Angriff auf den Berg beginne. Da war er der erste, der dabei fiel.' Der Oberst läßt nun die Toten, statt auf dem Friedhof am Dörfchen, im Walde beerdigen, damit die Leute sich weniger beunruhigen. Ein Waldfriedhof von unbeschreiblicher Schönheit. Auch diese Gräber sind mit Tannenreis, mit Weihnachtsbäumchen, mit Efeu und Stechpalmenkränzen, aus denen die roten Beeren hervorleuchten, reich geschmückt.

Wir besichtigen jetzt den Sappenangriff. In zweiwöchiger harter Arbeit wurde die Bergkuppe den Franzosen abgerungen. In dem dichten Unterholz lagen die französischen Schützen versteckt und beschossen jeden Mann, der sich zeigte. Ein Vortragen des Angriffs war nur mit der Sappe möglich. Im Schutze des nächtlichen Dunkels setzte sich zuerst eine deutsche Schützenlinie am Berghange fest. Jeder einzelne Schütze schürfte den steilen, steinigen, wurzelreichen Waldboden des Hanges an und schaffte sich so eine Deckung, so gut es ging. In einer der folgenden Nächte schlich die Schützenkette zehn bis zwanzig Meter vor, schürfte wieder und suchte hinter der aufgeworfenen Erde Deckung. Deutlich sind diese stufenweise ausgehobenen Stellungen noch zu erkennen. So wurden die Franzosen Schritt für Schritt den Berg hinauf zurückgedrängt. Die Wegnahme der oberen Hälfte des Berges aber gelang nur im planmäßigen Sappenangriff, den wir jetzt im Aufstieg genau verfolgen können. Da wurde zunächst ein erster Schützengraben



Aufstellung eines Regiments in einem Vogesenort. Phot. Leipziger Presse-Büro



Feldgeistlicher am Grabe eines gefallenen Offiziers. Phot. Hohlwein & Gircke

erstellt, von hier aus ein Annäherungsgraben schräg aufwärts vorgetrieben, ein zweiter Schützengraben ausgeführt und besetzt. Von hier aus wurde die Arbeit in gleicher Weise fortgesetzt, wieder zuerst mit einem Annäherungsgraben, der im Zickzack aufwärts führt und von dem aus nach beiden Seiten hin der dritte Schützengraben ausgehoben und besetzt wurde. Nun kam die Entscheidung um den Besitz des Berges. Als die Franzosen bemerkten, wie die Deutschen Stufe für Stufe in systematischer Sappenarbeit vorrückten und sich in den Gräben gedeckt einnisteten, begannen sie von der jenseitigen Seite des Berges ebenfalls Schützen- und Laufgräben vorzutreiben, um den Deutschen zuvorzukommen. In diesem Wettgraben kamen aber die harten deutschen Fäuste zuvor. Ihr Laufgraben erreichte die Bergspitze zuerst. Bis auf acht Meter waren die Franzosen herangekommen, als die Deutschen oben erschienen und die mit einer Felsenburg gekrönte Bergspitze in Besitz nahmen. Es ist eine ungeheure Arbeit, die hier unter dem feindlichen Feuer geleistet worden ist. Nicht mehr als zwei Mann konnten gleichzeitig im Annäherungsgraben arbeiten. Der eine pickelte, der andere schaufelte und warf die Erde rechts und links als Deckungswall auf. Dabei mußte äußerste Vorsicht beobachtet werden. Mancher Pickel und mancher Spaten wurde mit einem französischen Geschoßeinschlag gestempelt, und wehe der Hand, die bei der Arbeit zu hoch gehoben wurde — flugs saß eine französische Kugel darin. Je näher dem Gipfel, desto schwieriger wurde der Boden, desto härter die Arbeit. Dicke Baumwurzeln mußten durchsägt oder durchgeschlagen werden. An einer Stelle, nahe am Gipfel, stieß der Annäherungsgraben auf einen Felsen. Sprengmaterial war nicht zur Verfügung. Man mußte die Stufe durch höheres Aufwerfen des Walles sichern.

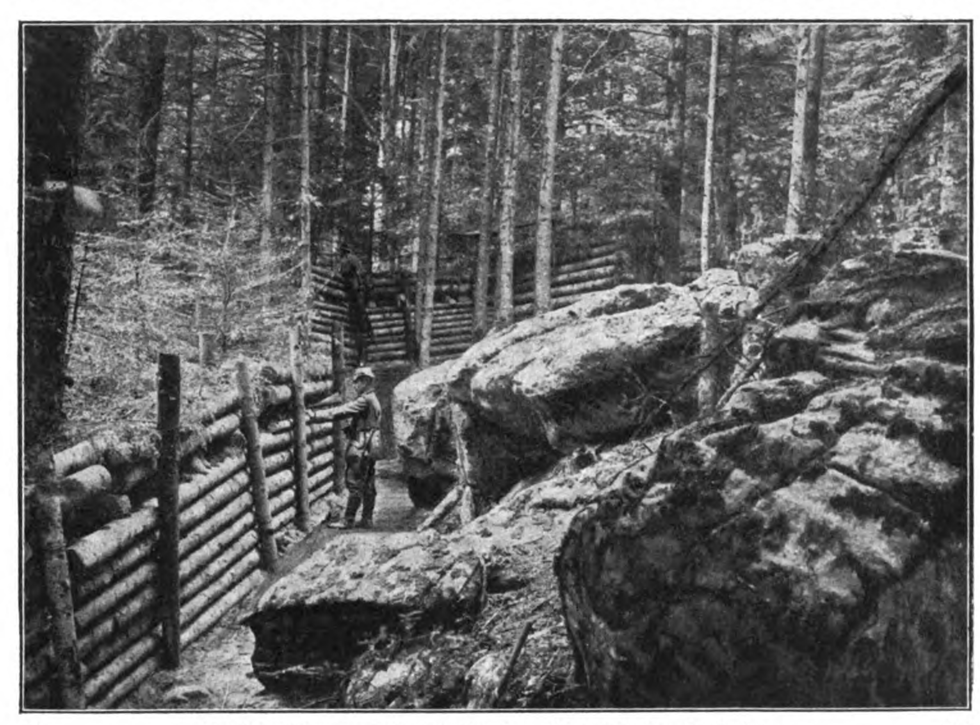
Sobald der etwas abgeplattete Berggipfel erreicht war, galt es sich festzusetzen und festzubauen. Sogleich wurde vom letzten Annäherungsgraben aus

hinter dem diesseitigen Rand der kleinen Hochfläche ein Schützengraben gezogen und befestigt, seine Brustwehr mit Sandsäcken und eisernen Schützenblenden verstärkt. Diese in die Brustwehr eingebauten Schutzschilde sind mit einer Schießscharte versehen, eben groß genug, um den Feind, der auf zwanzig bis dreißig Meter Entfernung eingegraben gegenüber liegt, beobachten zu können. Auch die Franzosen bedienen sich solcher Schutzschilde, die sie ebenfalls in die Brustwehr einbauen. Einer, den die Deutschen erobert haben, wurde mir im Schützengraben gezeigt. Laufgräben und Schützengräben wurden sodann erweitert, so gut es die Bodenverhältnisse gestatteten. Von den aus den illustrierten Zeitschriften bekannten, schön ausgebauten und gedeckten, mit Unterständen versehenen wohnlichen Schützengräben ist hier freilich keine Rede. Der Graben ist eben breit genug, daß zwei Mann aneinander vorbeikommen können. Da und dort ist der Graben nischenartig erweitert. Die Schießstände — die Standorte der Schützen verdienen diese Bezeichnung im wörtlichen Sinne — sind zum Schutze gegen die Kälte des Bodens mit einer Strohschicht bedeckt. Jeder Schütze hat sein genau abgegrenztes Beobachtungs- und Schußfeld. Ab und zu fällt ein Schuß hinüber und herüber. Dann takt es in einem Baumstamm oder quirlt es in der Erde. Das französische Geschoß verursacht fast genau den gleichen scharfen, hellen, gehässigen Knall wie unser schweizerisches Infanteriegewehr. Der deutsche Gewehrschuß klingt etwas dumpfer.



Schipatrouille in den Vogesen. Phot. Leipziger Presse-Büro

Letzter Tage haben die deutschen Schützen den französischen Schützengraben mit Handgranaten beworfen. Seitdem ist es drüben bedeutend ruhiger geworden, und die Schießerei hat nachgelassen. So berichtet uns der Bataillonskommandeur. Die Leute rühmen im übrigen die Bravour der ihnen gegenüberliegenden Feinde.



Deutsche Schanzwerke in den Vogesen. Phot. Leipziger Presse-Büro

Nur für gefahrvolle Erkundungs-Patrouillengänge haben sie keine Neigung. Sie ziehen andere Erkundungsmittel vor. Bis zu dem jüngst erlassenen Verbot hatte ein lebhafter Rufverkehr zwischen den Schützengräben stattgefunden, und unlängst wurde aus der französischen Front herübergerufen: ‚Deutsche Soldaten, ergeben Sie sick, die Russen sind in Berlin. Gute Be'andlung zugesickert.' Da kamen sie aber an die Rechten. Das deutsche Kraftwort, das hinüberschallte, läßt sich nicht wiedergeben. Ähnliche Aufforderungen werden von verschiedenen Stellen der Schlachtfront berichtet.

Lange hatten wir im vordersten Schützengraben geweilt und uns mit den Soldaten unterhalten. Die Dämmerung naht, es muß Abschied genommen sein. Im Schützengraben zu übernachten, dazu fehlt mir die Vollmacht. Im Abstieg haben wir Gelegenheit, zu beobachten, wie eifrig an der Verbesserung aller Werke gearbeitet wird. Eine Treppe von zweihundertundneunzig Stufen ist angelegt. Eben steigen einige Mann keuchend herauf und tragen in die Schützengräben die heißdampfende, wohlriechende Abendsuppe. Weiße Bandstreifen dienen als Wegweiser in der Dunkelheit. An einer Stelle ist eine Schneise in den Wald gehauen und die Linie für eine Seilbahn abgesteckt, die in den nächsten Tagen in Angriff genommen werden soll.

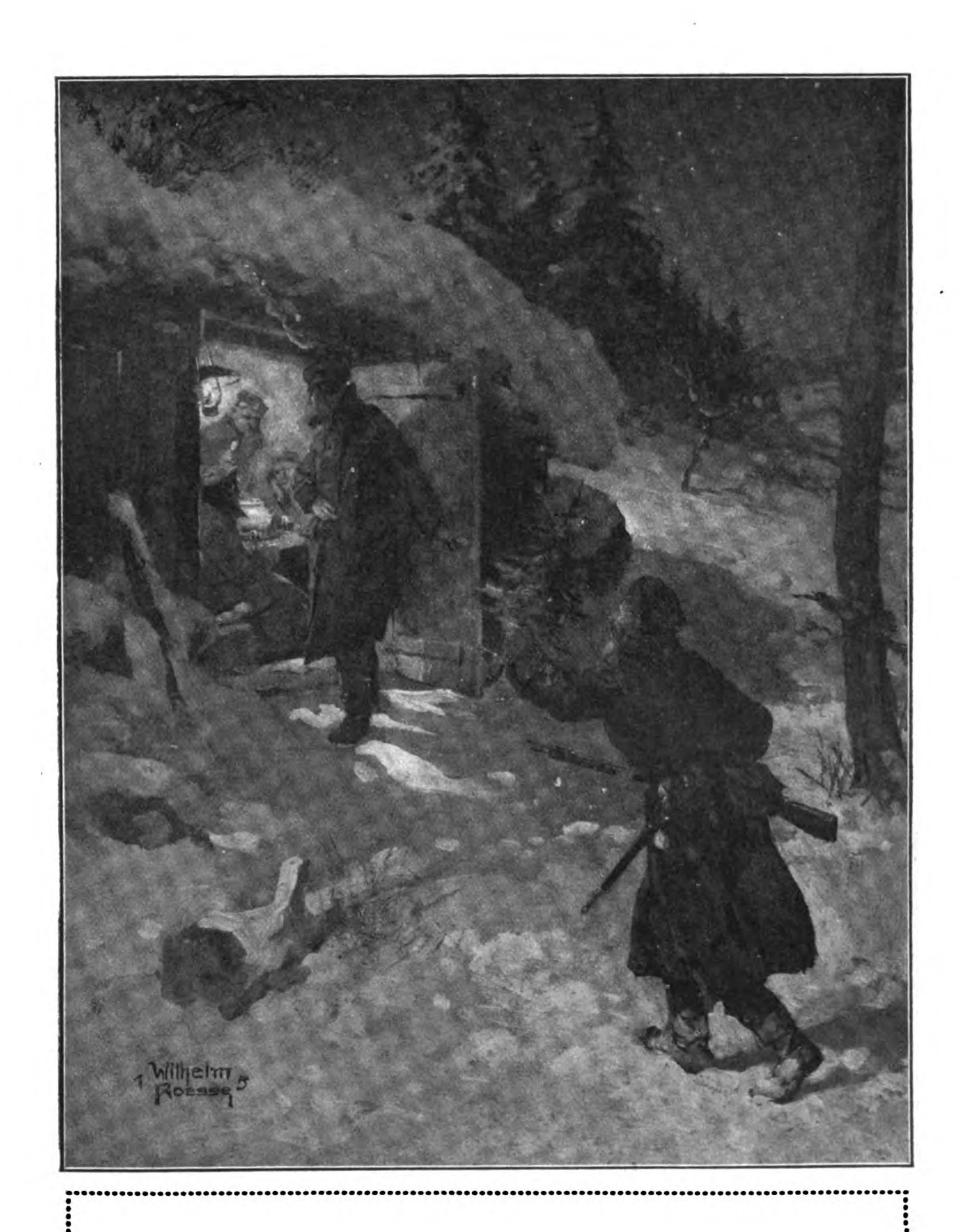
Ungefähr in Zweidrittels-Höhe des Berges führt ein von den deutschen Pionieren verbesserter Waldweg ziemlich horizontal dem Hang entlang. Eine Tafel bezeichnet ihn als Pionier-Allee. Zu beiden Seiten dieser Allee sind wieder die bekannten bewohnten Unterstände, Offizierswohnungen und Mannschaftsräume, von denen wir noch verschiedene besichtigen, in die Erde eingebaut. Hier sind die Ab-

lösungen für die Besatzung der Schützengräben untergebracht, die alle sechs Stunden wechselt. Alle achtundvierzig Stunden erfolgt die Ablösung der gesamten vorderen Linie. In jedem Raume steht auch hier der Christbaum, und überall liegen die Gaben ausgebreitet, die den Weihnachtspaketen entnommen worden sind. In allen Unterständen und Quartieren hat der Oberst ein freundliches Wort für die Mannschaft und erkundigt sich, ob sie Weihnachten gut gefeiert haben. Wenn dann die frohe Antwort zurückkommt: „Jawohl, Herr Oberst,' so fragt er etwa: ‚Aber übers Jahr doch wohl noch lieber zu Hause, nicht wahr?' Dann fröhliche Zustimmung. Nur in einem Unterstande hat einer dazwischen gerufen: ‚Na, mir wär's gleich, man ist's jetzt gewöhnt.' Wird wohl ein Junggeselle gewesen sein.

Nicht immer ist übrigens das Lustwandeln auf der Pionier-Allee geraten, und nicht immer ist der Aufenthalt in diesen Blockhäusern und Unterständen so gemütlich. Der Waldweg ist den Franzosen bekannt, und sie überschütten ihn von Zeit zu Zeit mit ihrem indirekten Granatfeuer. Ein Leutnant zeigt uns eine Stelle, wo gestern eine Granate auf den Weg eingeschlagen hat. Nicht weit von hier war es auch, wo der Pionier erschlagen wurde, der jetzt im Waldfriedhof drunten am Berge ruht. An vielen Bäumen sind von den Granaten die Kronen abgeschlagen, andere sind mitten entzwei geborsten. Fast kein Baum, der nicht mehr oder weniger zersplittert ist. Der Wald ist eine Wüstenei. In einer Buche zeigt uns der Bataillonskommandeur eine französische Gebirgsgeschützgranate, die, ohne zu platzen, unversehrt, mit zwei Dritteln ihrer Länge in den Stamm eingepreßt, stecken geblieben ist.

Die von den Deutschen im Sappenangriff eroberte Bergkuppe setzt sich auf einer Flanke in einem Rücken fort, der noch im Besitz der Franzosen ist, die von hier aus das schon obenerwähnte Kirchdorf beherrschen und öfters beschießen. Verschiedene Dorfbewohner sind dem Feuer zum Opfer gefallen. Ein Mann wurde auf dem offenen Felde beim Kartoffelgraben erschossen. Zwei Mädchen im Alter von sechzehn und achtzehn Jahren und zwei Kinder traf das tödliche Blei auf der Straße. Jetzt ist das Dorf wenigstens gegen Infanteriefeuer gesichert. Um eine gefahrlose Verbindung zwischen den Quartieren der Reserve und der Besatzung der Schützengräben zu schaffen, haben die Deutschen auf eine Länge von mehreren hundert Metern einen Laufgraben erstellt und den Weg zum Dorfe durch eine lange Blendung gedeckt. Diese Blendung besteht aus Kisten und Bretterwänden, die mit Sand gefüllt sind. Sechshundert Kisten sind dafür verwendet worden. Alle diese Arbeiten sind selbstverständlich nur zur Nachtzeit ausgeführt worden. Während wir im Laufgraben und hinter den Blenden dem Dorfe zuschritten, pfiffen über unsere Köpfe die französischen Geschosse durch die Dämmerung. Das ist, wie mir der Oberst mitteilt, die Tageszeit, zu der die Franzosen regelmäßig ihr Feuer verstärken. Bald hier, bald dort surrt es und knallt es mit dem bekannten Tack-Tack des Einschlages.

Aus einem Hause ertönte Gesang und Lautenspiel. Nachdem der Oberst mit mir eingetreten war und die übliche Meldung des Unteroffiziers entgegengenommen hatte, bat ich noch um ein Lied. Da stimmte der mit der Laute an, und was war wieder die Weise? ‚Stille Nacht, heilige Nacht.' Auch hier Weihnachtsstimmung. Dann folgte das schwermütige, auch von unseren Schweizersoldaten so oft ge-



Weihnachten im Felde
Gemälde von Wilhelm Roegge

sungene: ‚Nach der Heimat möcht' ich wieder . . . sei gegrüßt in weiter Ferne, teure Heimat sei gegrüßt!‘

Mit herzlichem Händedruck verabschiedete ich mich von dem Obersten, der in seine stille Waldklause zurückkehrte, während der Ordonnanzoffizier und ich mit unserer Wache den Weg zu unserm Quartier nahmen, wo wir nach sechsstündiger Wanderung anlangten.

Als wir in später Stunde noch fröhlich beisammen saßen, meldete ein schneidiger Major dem Artillerieobersten den Durchmarsch seines Bataillons durch das Dorf. Es hatte bereits einen längeren Tages- und Nachtmarsch hinter sich und noch zwei Wegstunden vor sich. An den Straßenrändern lagen oder saßen die Leute auf dem harten, kalten Boden zu kurzer Rast. An einer Stelle, wo sich die Straße zu einem kleinen Platze erweiterte, saß eine Gruppe im Kreise herum und plauderte. Da stimmte einer plötzlich an, und in die Nacht hinaus klangen die gedämpften Stimmen, innig und sehnsüchtig. Und noch einmal war's die alte Weise: ‚Stille Nacht, heilige Nacht . . .‘

Halblaute Kommandostimmen: ‚Auf! Vorwärts marsch!‘ Und weiter ging's in die dunkle Nacht hinaus, auf hart gefrorenem, holprigem Wege, an die Front, dem Feinde entgegen. Am Schlusse der Kolonne marschiert eine Abteilung junger Ersatzmannschaften, die sich hier angeschlossen haben und morgen eingereiht werden sollen. Frische, flotte Jungen. Die übermütigen Scherzworte, die in der Ausbildungszeit im Garnisondienst so leicht über die Lippen flossen, waren freilich heut abend verstummt. Eine ernste, fast feierliche Stimmung war über die jungen Leute gekommen. Heute nacht noch stehen sie zum ersten Male dem Feinde



Ein von Berliner Pionieren für die Weihnachtsfeiertage geschmücktes Quartier in den Argonnen
Phot. A. Menzendorf



Das „Heim" des Artillerie-Kommandeurs in der Feuerlinie. Phot. R. Sennecke

gegenüber, und schon das Morgenrot leuchtet vielleicht dem einen oder anderen zum frühen Tod. — — —

Französische Prahlereien Ende 1914

Schon Anfang Dezember hatte Generalissimus Joffre ein „Communique de l'État Major" erlassen, das in den höchsten Tönen die französischen Erfolge ausposaunte. Da wurde zunächst die Armee gefeiert. „Die Güte unserer Truppen hat sich unendlich gehoben. Unsere Leute ziehen heute wie alte Soldaten in den Krieg. Sie haben den unbedingten Glauben an den Sieg." Dann wurde vom Scheitern eines deutschen Generalangriffs auf Nancy gesprochen; selbstverständlich von der glorreichen Schlacht an der Marne; von unseren vergeblichen Versuchen, die linke Flanke der Franzosen zu überflügeln; von vergeblichen deutschen Durchbruchsversuchen gegen das französische Zentrum; vom Versagen unseres Angriffs auf Calais und Dünkirchen; von unserem Zusammenbruch vor Ypern. „Deutschland hat seine Reserven aufgezehrt. Die neuformierten Truppen sind schlecht organisiert und schlecht ausgebildet . . . So ist das Werk der letzten Monate beschaffen. Es lohnt, es im Zusammenhang darzustellen. Der europäischen Presse bleibe es überlassen, es zu kommentieren und darüber zu urteilen!"

Liebes Frankreich, was wolltest du mehr?!

Heereserlaß Kaiser Wilhelms II. zum Jahresschluß 1914

Unser Kaiser und Oberster Kriegsherr aber richtete am letzten Tage des großen blutigen Jahres 1914 schlichte, herzerhebende Worte „an das deutsche Heer und die deutsche Marine":

„Nach fünf Monate langem, schwerem und heißem Ringen treten wir in das neue Jahr.

Glänzende Siege sind erfochten, große Erfolge errungen. Die deutschen Armeen stehen fast überall in Feindesland. Wiederholte Versuche der Gegner, mit ihren Heeresmassen den deutschen Boden zu überschwemmen, sind gescheitert.

In allen Meeren haben sich Meine Schiffe mit Ruhm bedeckt; ihre Besatzungen haben bewiesen, daß sie nicht nur siegreich zu fechten, sondern — von Übermacht erdrückt — auch heldenhaft zu sterben vermögen.

Hinter dem Heere und der Flotte steht das deutsche Volk, in beispielloser Eintracht, bereit, sein Bestes herzugeben für den heiligen heimischen Herd, den wir gegen frevelhaften Überfall verteidigen.

Viel im alten Jahre ist geschehen, noch aber sind die Feinde nicht niedergerungen. Immer neue Scharen wälzen sie gegen unsere und unserer treuen Verbündeten Heere heran.

Doch ihre Zahlen schrecken uns nicht. Ob auch die Zeit ernst, die vor uns liegende Aufgabe schwer ist, voll Zuversicht dürfen wir in die Zukunft blicken.

Nächst Gottes weiser Führung vertraue Ich auf die unvergleichliche Tapferkeit der Armee und Marine und weiß Mich eins mit dem ganzen deutschen Volk.

Darum unverzagt dem neuen Jahr entgegen, zu neuen Taten, zu neuen Siegen für das geliebte Vaterland.

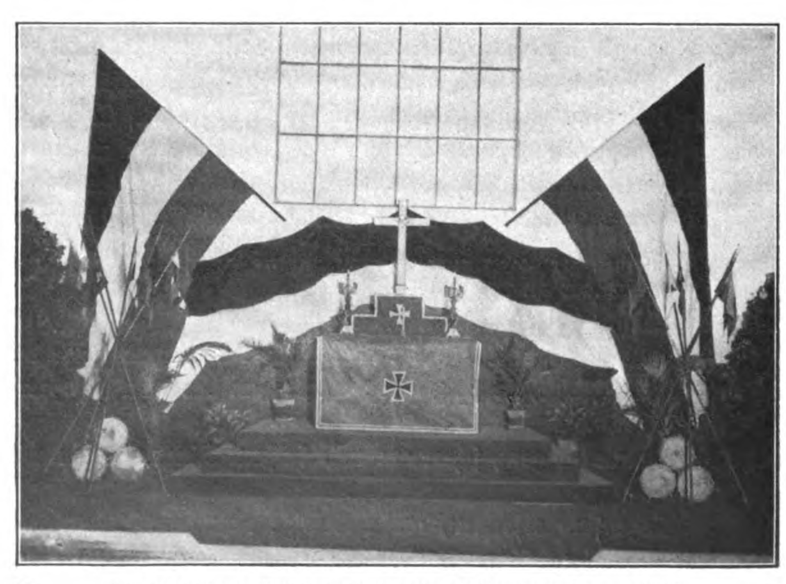
Großes Hauptquartier, 31. Dezember 1914. Wilhelm I. R."

Zusammenfassung der deutschen Kriegsbeute Ende 1914

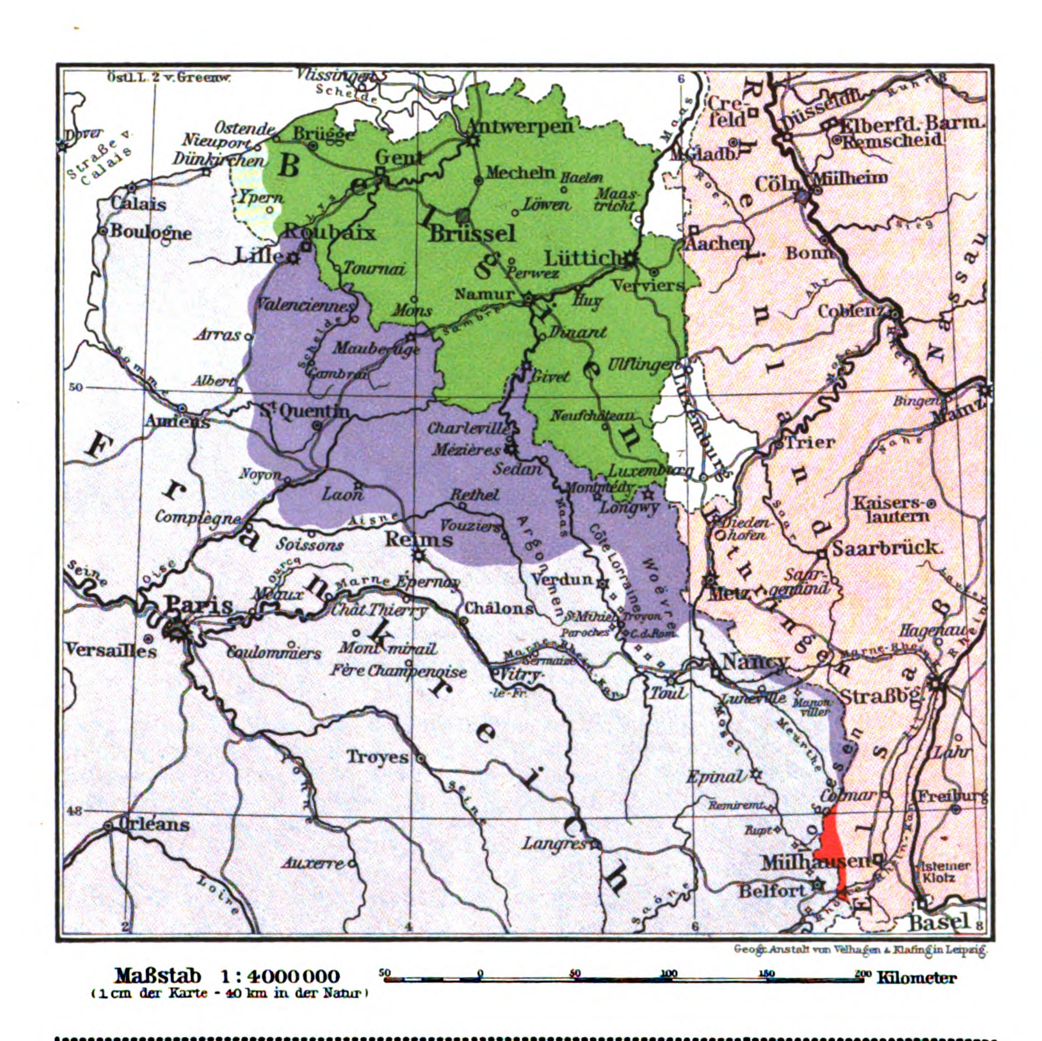
Gleichzeitig wurde amtlich gemeldet:

Die Gesamtzahl der beim Jahresschluß in Deutschland befindlichen und internierten Kriegsgefangenen (ohne Zivilgefangene) beträgt 8138 Offiziere, 577875 Mann. In dieser Zahl ist ein Teil der auf der Verfolgung in Russisch-Polen gemachten, sowie alle im Abtransport befindlichen Gefangenen nicht enthalten.

Die Gesamtzahl setzt sich folgendermaßen zusammen: Franzosen: 3459 Offiziere, 215905 Mann, darunter 7 Generale; Russen: 3575 Offiziere, 306294 Mann, darunter 18 Generale; Belgier: 612 Offiziere, 36852 Mann, darunter 3 Generale; Engländer: 492 Offiziere, 18824 Mann. — — —

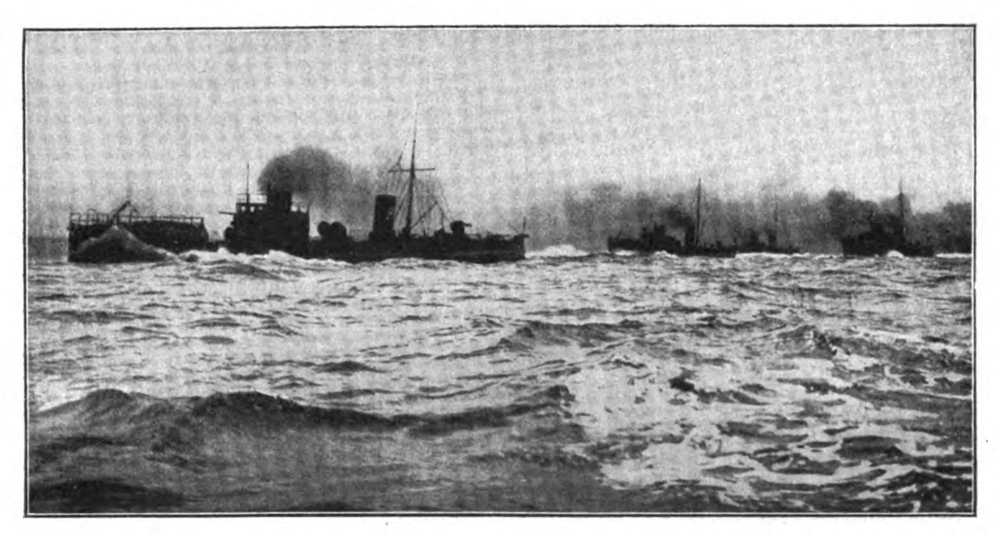


Der Altar beim Weihnachts-Feldgottesdienst des deutschen Kaisers



Karte zur Veranschaulichung der bei Jahresschluß 1914 beiderseits besetzten Gebiete auf dem westlichen Kriegsschauplatz

- Deutschlands Westgebiet
- Von den Franzosen im Elsaß besetzt (rund 600 □km mit etwa 60000 Bewohnern)
- Besetztes Belgien (rund 28800 □km mit 7500000 Bewohnern)
- Besetztes Gebiet Frankreichs (rund 23000 □km mit 3000000 Bewohnern)



Deutsche Torpedoboots-Flottille. Phot. Arthur Renard

Dreizehnter Abschnitt

Der Krieg zur See bis Ende 1914. Veränderte Formen. Beschießung von Libau. „Königin Luise“ an der Themsemündung. Gefecht nordwestlich Helgoland. Unsere U-Boote: Otto Weddigen. Vorstöße gegen die englische Küste. Bombardement von Yarmouth, Hartlepool, Scarborough, Whitby. Unsere Kreuzer im Ausland. Die Schlacht bei Coronel und die Schlacht bei den Falklandsinseln. Die österreichisch-ungarische Flotte. Die „Emden“. Die Fahrt auf der „Ayesha“ unter Kapitänleutnant v. Mücke.

Es kam so manches ganz anders in diesem ungeheuren Kriege, als der Laie — und nicht nur der Laie — es sich gedacht hatte.

Verfügte da das „meerbeherrschende Albion“ über eine Seestreitmacht, wie sie die Welt noch nicht gesehen. An ihrer Überlegenheit über die junge deutsche Flotte konnte niemand zweifeln, zweifelten auch wir nicht. Nur daß wir unsere Fänge blutig in des Gegners Seiten schlagen, daß wir uns wehren würden bis zum äußersten, dessen waren wir gewiß im vollen Vertrauen auf unsere Marine, auf ihr Material, auf die Ausbildung unserer Seeoffiziere und Mannschaften. Übermütig triumphierte man in England, man wolle die deutsche Flotte aus ihren Rattennestern herausräuchern! Und was geschah in Wirklichkeit? Die Hauptkräfte der Briten, ihre Großkampfschiffe, ihre Dreadnoughts, verkrochen sich in einen wohlgesicherten Schlupfwinkel bei den Orkney-Inseln — durch lange, lange Monate bekamen wir sie überhaupt nicht zu Gesicht. Nur Aufklärungsgeschwader tauchten in der Nordsee auf. An die wohlumwehrten deutschen Küsten, an die ihnen geschickt vorgelagerten Minenfelder, an unsere Seefestungen, an das waffenstrotzende Helgoland traute sich überhaupt kein Engländer heran.

Wir wollen nicht ungerecht sein. Nicht aus mangelndem Mut hielt man die englische Flotte zurück. Aus richtiger Erkenntnis vielmehr verbarg sie sich vor den Gefahren, mit dem Torpedo und Unterseeboot auch den stärksten Großkampfschiffen den Untergang bereiten konnten; aus der Hoffnung heraus vielleicht auch, das kostbare Gut aufzusparen, unbeschädigt zu erhalten für eine spätere

Stunde letzter Entscheidung. Auch das sei von vornherein zugegeben: die britische Flotte hat trotz allem England unschätzbare Dienste geleistet: sie hat — langsam, aber sicher und nicht ohne fremden Beistand — unsere schwachen Auslandskreuzer vernichtet; sie hat dann doch die großen Meeresstraßen dem englischen Handelsverkehr offen gehalten, wenn diese auch zeitweise von unseren U-Booten stark bedrängt wurden. Sie hat auch später im Mittelmeer, bei Ägypten, an den Dardanellen mitgesprochen, freilich ohne sonderlichen Erfolg und sonderlichen Ruhm, hat die ungeheuren Truppentransporte und Munitionstransporte gedeckt, die sich England aus aller Welt verschrieb und kaufte.

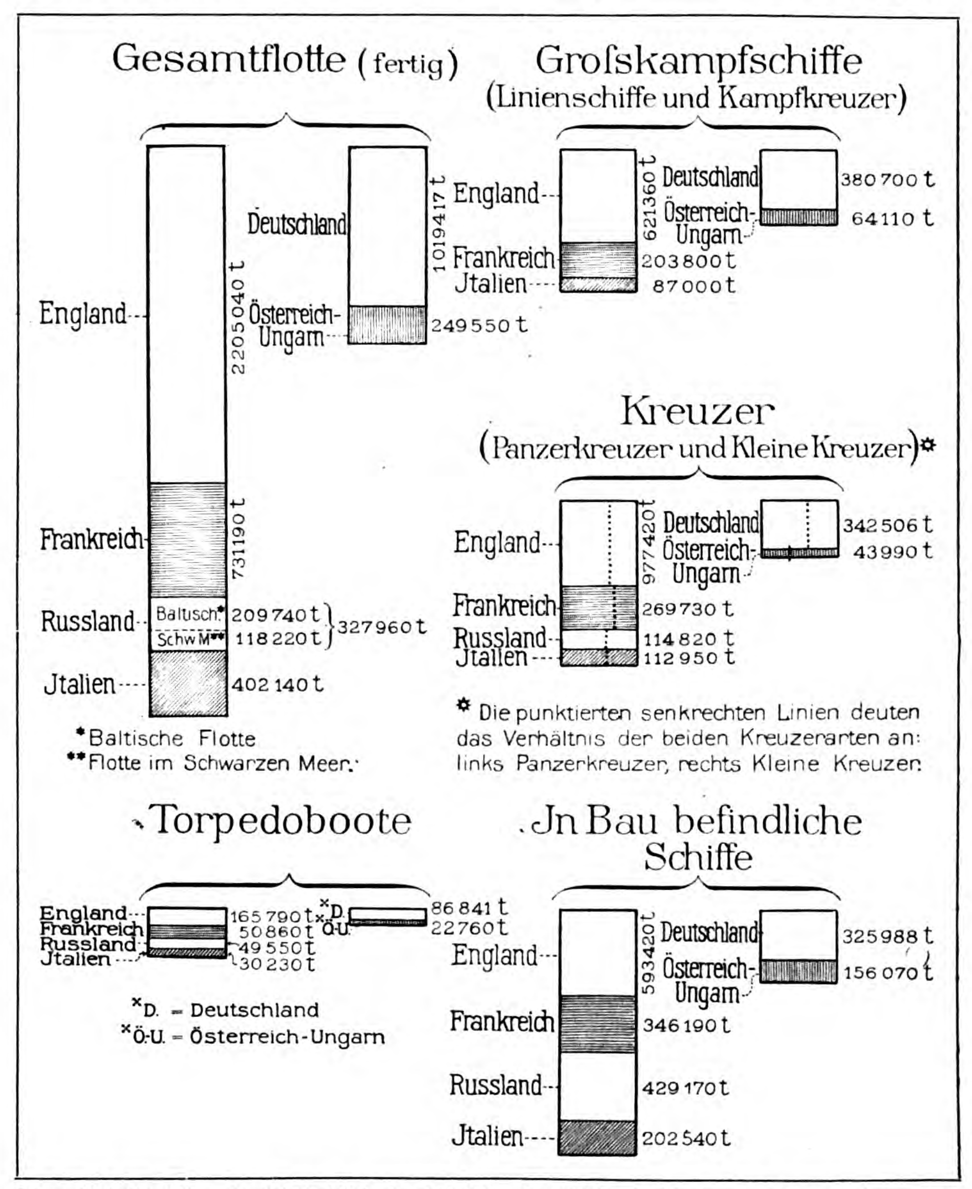


Großadmiral Alfred von Tirpitz, Staatssekretär des Reichs-Marine-Amts 1897—1916. Phot. E. Bieber

Das Mittelmeer war durch eine Abmachung zwischen England und Frankreich eigentlich im wesentlichen dem letzteren als Domäne und Betätigungsplatz überlassen worden, während England den Norden übernahm und auch die französischen Küsten durch seine Flotte sichern sollte. Die Ereignisse brachten es aber mit sich, daß die nie sonderlich rührige französische Marine im Mittelmeer ihre Aufgabe nur ungenügend erfüllen konnte. So mußte England, das zudem in Gibraltar, in Malta die wichtigsten Seestützpunkte inne hielt, hilfreich einspringen und schwere Opfer auf sich nehmen. Darauf wird später zurückzukommen sein. —

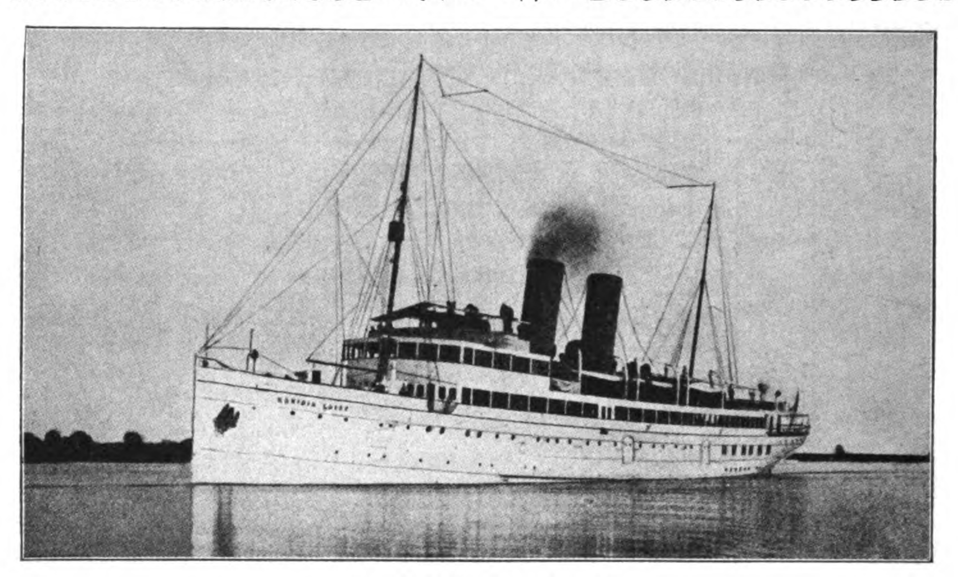
Initiative der deutschen Flotte

Unsere deutsche Flotte, wir dürfen es mit Stolz aussprechen, riß in echt militärischem Geist von Anfang an die Initiative an sich. Schon am 2. August — es ist in anderem Zusammenhang bereits davon gesprochen worden — erschienen unsere beiden Kleinen Kreuzer „Augsburg" unter Kapitän z. S. Fischer und „Magdeburg" unter Korvettenkapitän Habenicht plötzlich vor dem russischen Kriegshafen Libau und bombardierten ihn gründlichst. Hätte wirklich in den Ententekreisen der Plan bestanden, von Libau aus ein russisches Landungskorps an die pommersche Küste zu werfen, so war dieser Plan vernichtet. Fast gleichzeitig tauchten unser neuster Panzerkreuzer „Goeben" und der kleine, ebenfalls neue Kreuzer „Breslau", die im Mittelmeer stationiert waren und denen die



Schematische Darstellung der Flottenstärken der kriegführenden Mächte bei Beginn des Krieges. Jeder qmm der Rechtecke entspricht einer Wasserverdrängung von 5000 Tonnen zu je 1000 kg. Bei den Torpedobooten sind große und kleine Boote zusammengezählt

Heimkehr abgeschnitten war, vor den algerischen Häfen Bona und Philippeville auf, bewarfen sie tüchtig mit Granaten und dampften dann, von dem übermächtigen Feinde sofort bemerkt und scharf verfolgt, nach dem nächsten (damals noch neutralen) Hafen, nach Messina. Nach den seerechtlichen Bestimmungen durften sie nur 24 Stunden dort weilen, grad genug, um Kohlen einzunehmen. Inzwischen hatten zahlreiche französische und englische Schiffe unter Admiral Troubridge die Verfolgung aufgenommen. Der englische Admiral scheint sich aber auf den Gedanken versteift zu haben, daß die deutschen Kreuzer nach Pola



Der Dampfer „Königin Luise“

dampfen würden, und wandte daher seine Hauptaufmerksamkeit der Straße von Otranto zu. Admiral Souchon, der unser kleines Geschwader führte, dachte die Blockade zu durchbrechen, gelangte glücklich nach Konstantinopel, wo die beiden wackern Kreuzer, wie schon berichtet, durch Kauf an die Türkei übergingen und ihr — und uns — bald vortreffliche Dienste leisten sollten.

„Goeben“ und „Breslau“ gehen in türkischen Besitz über

Wahrhaftig, an Unternehmungsgeist und Wagemut fehlte es nicht. Fuhr da der Korvetten-Kapitän Biermann mit dem winzigen Bäderdampfer „Königin Luise“, der als Hilfskreuzer eingestellt worden war, keck geradenwegs zur Themsemündung und legte Minen aus. Er wurde dabei freilich am 6. August von dem britischen Kreuzer „Amphion“ überrascht und in Grund geschossen. Gleich darauf jedoch lief die „Amphion“ selbst auf eine Mine und sank. Kapitän Biermann und der größte Teil seiner Braven konnten gerettet werden, gerieten aber in Kriegsgefangenschaft. Andere deutsche Minenfahrzeuge waren glücklicher; von ihren Taten wird erst eine spätere Geschichtschreibung erzählen dürfen.

Auch unsere U-Boote machten bald von sich reden. Sie entwickelten schon in jenen ersten Wochen nach der Kriegserklärung einen Aktionsradius, der die Feinde staunen ließ und stark beunruhigte; bis zur englischen Ostküste dehnten sich ihre Fahrten aus. Dabei büßten wir freilich am 18. August U 15 ein, aber zwei Tage später schon brachte unser Kreuzer „Straßburg“ dafür ein englisches Tauchboot zur Strecke.

Es kamen graue Tage, einige harte Schläge. Am 27. August geriet bei einer Erkundungsfahrt im finnischen Meerbusen der schmucke Kreuzer „Magdeburg“ auf einen Felsen und ging verloren. Schmerzlichere Opfer noch brachte uns der nächste Tag.

Die englische Admiralität schien sich zu einem Vorstoß gegen die Elbmündungen aufgerafft zu haben. Ein starkes Geschwader, bestehend aus zwei Schlachtkreuzern, mehreren kleinen Kreuzern und etwa vierzig Torpedobootszerstörern,

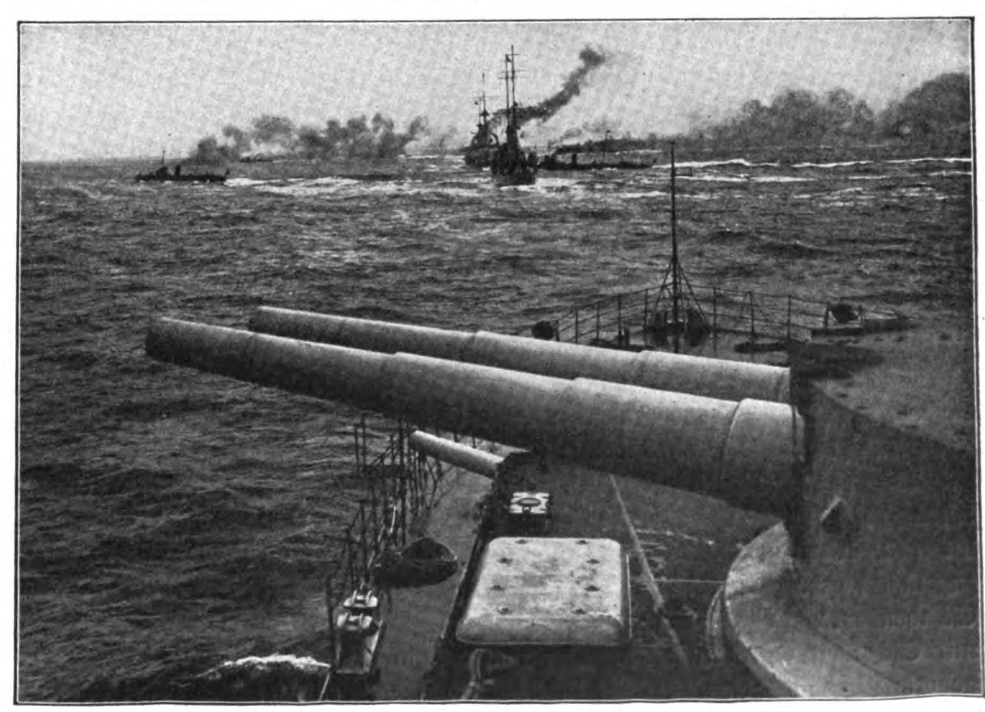
erschien am 28. August westlich Helgoland und wurde trotz dichten Nebels rechtzeitig von unseren Aufklärungsschiffen gesichtet. Es entspann sich ein lebhafter Geschützkampf, die deutschen Torpedoboote mußten vor der Übermacht langsam weichen, wobei V 187, in der Maschine getroffen, leistungsunfähig wurde und, nachdem es bis zuletzt gefeuert, von dem Kommandanten gesprengt wurde. Durch das starke Feuer waren aber auch einige kleine Kreuzer herbeigelockt worden: „Ariadne", „Köln" und „Mainz". Sie nahmen sofort den Kampf auf — einen vergeblichen Kampf gegen eine gewaltige Überzahl. „Ariadne" geriet in Brand, „Mainz" und „Köln" erlagen der Artillerie der großen feindlichen Schlachtkreuzer. Mit Ehren gingen sie unter; nur ein Teil der Besatzung konnte von schnell herbeieilenden Torpedobooten gerettet werden, ein anderer fiel in Gefangenschaft, ein dritter ruht auf kühlem Meeresgrund.

Seegefecht 28. August 1914

Wie tapfer sich unsere schwachen Schiffe gewehrt, davon gibt der Brief eines Überlebenden des Kreuzers „Ariadne" eine schlichte, schöne Schilderung:

„ . . . Am Freitag morgen erhielt das Schiff Befehl, hinauszugehen und den Kreuzern von uns, die im Gefecht mit englischen Schiffen lagen, beizustehen. Schon von weitem hörten wir den Kanonendonner, der aber bald wieder aufhörte. Traurig mußten wir wieder umkehren, ohne vom Feind etwas gesehen zu haben. Kaum waren wir bei Wangeroog angelangt, als durch Funkspruch der Befehl kam, daß wir sofort die Verfolgung des Feindes aufzunehmen hätten. Als dieser Befehl bekannt gegeben wurde, brach bei der Mannschaft ein Jubel ohnegleichen aus.

Als wir nördlich von Norderney waren, sahen wir plötzlich aus dem Nebel zwei Schiffe auftauchen. Wir fuhren dann näher heran und erkannten nun bald,



Torpedoboots-Durchbruch. Phot. Arthur Renard

daß beide Panzerkreuzer waren. Wohlgemut griffen wir den Engländer an. Bald bekamen wir heraus, daß wir zwei der modernsten Schiffe vor uns hatten. Schon prasselten von beiden Seiten die Schüsse auf uns nieder. Es waren 34,4-Granaten. Bald brannte das ganze Schiff von innen. Wir sahen den sicheren Tod vor Augen, waren auch zum Sterben bereit.

Da brachte unser Kommandant drei Hurras auf den Kaiser aus, und alle, die noch Leben in sich hatten, stimmten begeistert ein. Dann stimmte einer der Kameraden das Flaggenlied an, und wir vereinten uns unter dem Reim: „Dir woll'n wir treu ergeben sein, getreu bis in den Tod, dir woll'n wir unser Leben weihn, der Flagge schwarz-weiß-rot," — jeden Augenblick gewärtig, unterzugehen.

Wir haben alle noch Lebenden und die Verwundeten in die Boote gepackt, und dann bin ich über Bord gesprungen und nach der „Danzig" hinübergeschwommen. Alles ist mit untergegangen, ich habe nur das nackte Leben gerettet."

Über die Verluste, die die Engländer in diesem Gefecht erlitten, schwiegen sie sich aus. Man erfuhr nur später, daß ihr Kreuzer „Arethusa" zum Wrack geworden war. Zu verfolgen wagte der Feind jedenfalls nicht — und den Geschützen von Helgoland blieb er hübsch fern.

Es sei hier eine kurze Einschaltung gestattet.

Der Verlust, den wir erlitten, rief in ganz Deutschland wahrlich keine Entmutigung hervor, aber doch schmerzlichste Bekümmernis. Gewiß mit Recht. Aber es muß doch festgestellt werden, daß solche Flottenverluste einmal unvermeidlich sind — wo gehobelt wird, fallen Späne, — daß sie aber auch im Zusammenhang der großen Kriegsereignisse leicht etwas überschätzt werden. Man muß ihnen nur Ereignisse des Feldkriegs gegenüberstellen, um dies zu erkennen. Zumal dieses Krieges! Es gab in ihm Dutzende von heißen Gefechtstagen, über welche der amtliche Tagesbericht mit einem kurzen Vermerk, etwa „bei Ypern entwickelten sich neue Kämpfe", hinweggehen mußte, weil sie im Gesamtrahmen doch nichts Entscheidendes an sich trugen; Kämpfe aber, in denen weit mehr teures Blut floß, als etwa im Seegefecht bei Helgoland. Unsere Marine selbst weiß das sehr gut und würdigt es; sie macht wenig Aufhebens von ihren Verlusten. Nur die Landratten, die nie fehlenden „Miesmacher" vor allem, schlagen den Verlust eines oder einiger Kreuzer übermäßig hoch an, anstatt ihn hinzunehmen als eine gewiß betrübliche Episode, die auf die Ergebnisse des Krieges keinen nennenswerten Einfluß ausüben kann. —

Der U-Bootkrieg

Schon der September brachte uns einen Umschwung. Die Wirksamkeit unserer Minenleger und vor allem unserer U-Boote machte sich kräftig bemerkbar. Weit kräftiger, als die Engländer je für möglich gehalten hätten.

Wie viel Handelsschiffe den von deutschen, tollkühn vorgehenden Minenlegern geschaffenen Minenfeldern zum Opfer fielen, welcher Schaden der englischen Volkswirtschaft, mittelbar und unmittelbar, durch unsere braven U-Boote zugefügt wurden, werden wir kaum je im ganzen Umfang erfahren. Daß dieser Schaden weit größer ist, als die englischen Berichte erkennen lassen, steht aber mit Sicherheit fest. Außerdem aber mußte auch die stolze englische Flotte ganz gehörig Lehrgeld zahlen. Da lief zunächst das Torpedoboot „Speedy" am 3. September auf eine Mine, am 28. Oktober ging das Großkampfschiff „Audacious" —



Kapitänleutnant Otto Weddigen
Gemälde von Fritz Reusing



mit 27000 Tonnen eines der neuesten und mächtigsten englischen Schiffe — an der Nordküste Irlands, die man damals im Britenlande noch für sicher hielt, zugrunde; am 5. September bohrte Kapitänleutnant Hersing, dessen Namen wir später noch begegnen werden, von seinem U 21 aus dem Kreuzer „Pathfinder" einen Torpedo in den Leib. Der 22. September aber wurde zu einem besonderen Glückstag für unsere U-Boote. Da vernichtete im Zeitraum von knapp einer Stunde Kapitänleutnant Otto Weddigen mit seinem U 9 nicht weniger als drei Panzerkreuzer, den „Aboukir", den „Hogue", die „Cressy" nordwestlich Hoek van Holland. Das war der härteste Schlag, der England bisher getroffen, eine Tat, die entscheidend wurde für die ganze Einschätzung unseres U-Bootkrieges, vielleicht entscheidend für eine spätere Umgestaltung des Seekrieges überhaupt. In Deutschland herrschte heller Jubel, und dem entsprach es, daß der Kaiser den wackeren Kommandanten mit dem Orden Pour le mérite und dem Eisernen Kreuz erster und zweiter Klasse, die ganze Mannschaft des U 9 mit dem Kreuz zweiter Klasse belohnte.

U 9 unter Kapitänleutnant Otto Weddigen torpediert drei englische Panzerkreuzer. 22. September 1914

In dem schönen Buch von Heinrich Richter „Otto Weddigen" (Verlag von Velhagen & Klasing), das sich durchweg auf zuverlässigste Quellen stützt, findet sich eine schlichte, aber in ihrer Schlichtheit prachtvolle Darstellung des Kampfes vom 22. September:

„U 9 befand sich auf einer Patrouillenfahrt in der Nordsee. Am 20. September früh morgens hatte das Boot nach Verabschiedung durch den Halbflottillenchef mit einem Geheimbefehl den Hafen verlassen. Es war das erstemal in diesem Kriege, daß ein Unterseeboot zu einem Einzelunternehmen besonderer Art Verwendung fand. Die Lösung der gestellten Aufgabe war für das Boot nicht einfach.

In den Tagen vorher hatten stürmische Winde aus westlicher Richtung geweht; U 9 stampfte deshalb trotz der mittleren Windstärke schwer gegen den Seegang und die hohe Dünung an.

Nach Erreichen der freien See wurde zunächst durch Proben festgestellt, ob für die Unterwasserfahrten alles im Boot in Ordnung war. Dann wurde mit westlichem Kurse die Marschfahrt angetreten. Andauernd schlug die See über den Turm, die auf diesem befindliche seemännische Wache trotz des Ölzeugs in kurzer Zeit völlig durchnässend. Von feindlichen Streitkräften, die angeblich eine Kontrolle der deutschen Bucht ausübten, wurde — wie auf früheren Fahrten — nichts gesichtet. Da nach dem Barometer in den nächsten Tagen besseres Wetter zu erwarten war, wurde beschlossen, auf Land zuzuhalten und möglichst in Sicht der holländischen Küste den Vormarsch fortzusetzen.

Am 21. September abends war U 9 bis in die Nähe von Ymuiden-Leuchtturm gelangt, als in der Dämmerung das erste verdächtige Fahrzeug in Sicht kam, das jedoch bald wieder verschwand. Der Wind flaute langsam ab, und der Aufenthalt auf dem Turm war nach der Ungunst des Wetters in den letzten Tagen nicht unangenehm. An der holländischen Küste glühten bald hier bald dort die nicht gelöschten Leuchtfeuer — für ein seemännisches Auge im Krieg ein selten genossener Anblick. Deutlich war auch der Lichtfleck am Himmel zu sehen, der die Stelle der Stadt Scheveningen bezeichnete.

Kurz nach Mitternacht wurde von der Wache alarmiert. Schnell ging's hinab unter das Wasser, da einige abgeblendete Fahrzeuge — anscheinend Zerstörer — mit SW-Kurs dicht passierten.

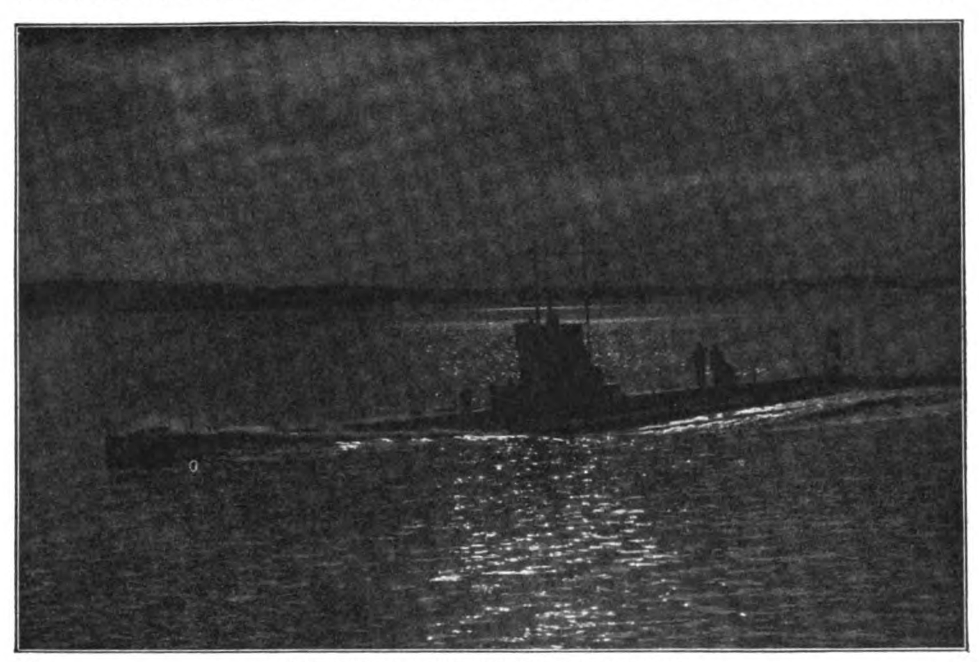
Am nächsten Morgen kurz vor 6 Uhr mitteleuropäischer Zeit tauchte das Boot wieder auf, um den Vormarsch fortzusetzen. Der Wind hatte inzwischen bedeutend nachgelassen, aber die Dünung war noch recht erheblich. In der Nähe kreuzten nur einige holländische Fischkutter. Durch den starken Qualm, welcher den Motoren entströmte, war der Ausguck sehr behindert.

Plötzlich jedoch erkannte der wachhabende Offizier in Richtung auf Maas-Feuerschiff am Horizont in etwa Stecknadelgröße eine Mastspitze. Sie sah nicht handelsschiffmäßig aus; die Motore wurden deshalb wieder abgestellt, und das Boot tauchte. Mit gespanntester Aufmerksamkeit sah der Kommandant durch das Sehrohr. Die Mastspitze vergrößerte sich zusehends; neben der ersten erschienen noch zwei andere. Bald war kein Zweifel mehr: eine Dwarslinie von drei englischen Kreuzern mit je vier Schornsteinen war in Sicht. Weddigens Herz schlug höher. Solch einen Anblick hatte er sich im stillen ersehnt. Hier war eine Gelegenheit, zu zeigen, was ein kleines Unterseeboot, richtig geführt, gegen vielfach überlegene Gegner auszurichten vermag.

Sofort schritt er zur Ausführung des Angriffs. Im Boot begann eine angestrengte Tätigkeit. Die für den Angriff nötigen Gefechtsbefehle wurden gegeben. Dann trat eine kurze Ruhe ein, während der Kommandant auf den Gegner zuhielt. Die elektrischen Maschinen liefen lautlos, man hörte nur einzelne Kommandos der Tiefensteuerung. Es mußte mit allen Mitteln gearbeitet werden, das Boot auf Tiefe zu halten, da ein Herauskommen nicht nur den Erfolg ausgeschlossen, sondern auch bei der geringen Entfernung mit dem sofortigen Abschuß durch Artillerie geendet hätte. Das Sehrohr, dessen Schaumstreifen leicht erkennbar ist, wurde nur für Sekunden gezeigt. Drei Kreuzer waren in Sicht. Welcher von ihnen sollte zuerst aufs Korn genommen werden? Weddigen entschloß sich zum Angriff auf den in der Mitte. Es ließ sich erwarten, daß die anderen wegen Minengefahr stoppen würden und dann womöglich auch torpediert werden könnten.

Der Kommandant befand sich im Turm des Boots. Durch das zeitweilig ausfahrende Sehrohr orientierte er sich und gab dann die Ruderkommandos dem vor ihm stehenden Rudergänger. Um 7 Uhr 20 Minuten vormittags hatte er den ersten Kreuzer in der Visierlinie des Sehrohrs, der gewünschte Abstand war erreicht. Weddigen zielte und gab das Kommando „Los". Der hinter dem Kommandanten stehende Wachoffizier, der gleichzeitig das Sehrohr ein- und ausfahren ließ und mitbeobachtete, feuerte den Torpedo ab, der sein Rohr mit einem metallischen Klang verließ. Während er durchs Wasser auf sein Ziel zulief, zählte jeder im Boot die Sekunden. Es waren nervenanspannende Augenblicke. Plötzlich hörte man einen dumpfen Schlag. Ein helles Klirren folgte: der Torpedo hatte getroffen!

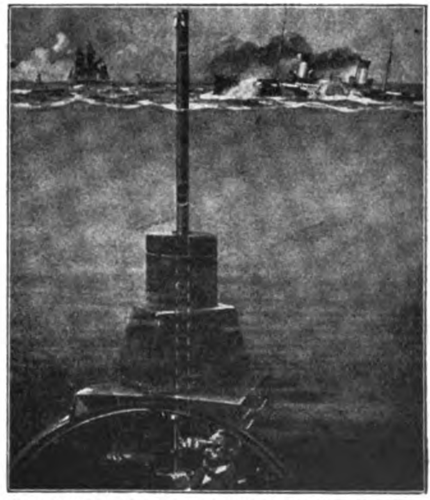
Das war eine Freude! Das überquellende Hochgefühl einer glänzend gelungenen Waffentat mußte sich Luft machen: drei Hurras durchbrausten urplötzlich



Überwasserfahrt eines Unterseebootes bei Nacht

die engen Räume des unter Wasser fahrenden Boots. Die Sitte des dreimaligen Hurrarufs nach Erfolgen ähnlicher Art ist seitdem auf U 9 beibehalten worden.

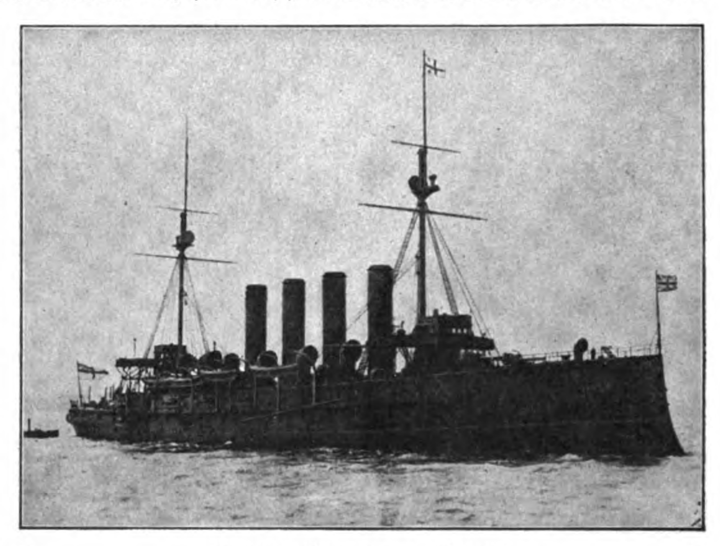
Als das Sehrohr wieder ausgefahren wurde, sah man, daß der Engländer achtern ziemlich tief weg lag und den Rammbug etwas zeigte. In guter Ordnung kamen die vier Kutter seiner Backbordseite zu Wasser, auf der Brücke wurde signalisiert. Trümmer und Menschen schwammen umher, dazwischen trieb eine Dampfpinasse ohne Dampf; es war klar, daß das Schiff sich in sinkendem Zustand befand. Alle Schornsteine bliesen stark Dampf ab. Der Kreuzer legte sich nach einigen Minuten stark zur Seite und verschwand in den Wellen. An den Doppelkasematten war er als Panzerkreuzer erkannt worden.



Absuchen des Horizontes mit dem Sehrohr (Periskop) in einem Unterseeboot. (Das Sehrohr wird durch das kleine Handrad gedreht.)

Die anderen Schiffe hatten inzwischen nicht gestoppt, sondern waren ohne Rücksicht auf Minen in die Nähe des sinkenden „Aboukir" geeilt, indem das eine einen Bogen nach vorn, das andere einen solchen nach achtern machte. Sie stoppten dann und warfen ihre Boote zu Wasser.

Die Kreuzer signalisierten andauernd miteinander, ihre Geschütze waren fächerförmig ausgeschwenkt und besetzt. Weddigen verlor seine Kaltblütigkeit nicht

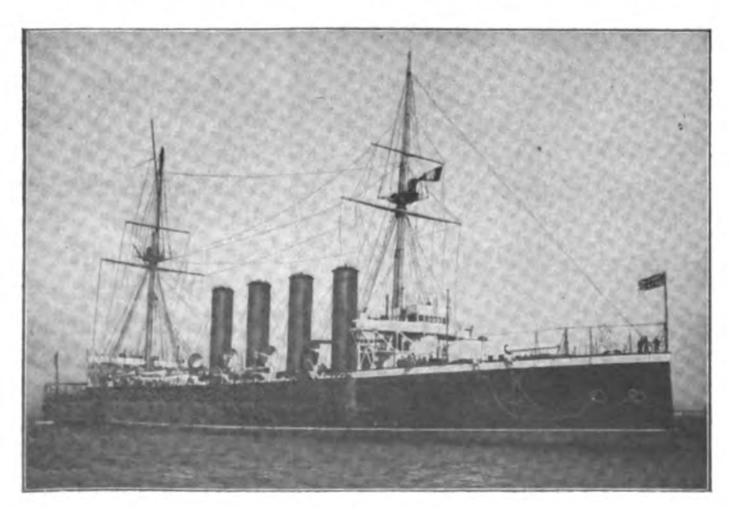


Englischer Panzerkreuzer „Aboukir“

einen Augenblick. Mit der größten Ruhe wartete er auf die Gelegenheit, auch den beiden anderen Kreuzern das verderbenbringende Geschoß zu senden. Auf eine Anfrage aus der Zentrale des Boots, wie lange es wohl noch dauern würde, erwiderte er: „Sicher noch mehrere Stunden.“ Wie sehr er auf der Höhe der Situation stand, geht daraus hervor, daß er während der ganzen Zeit jede Veränderung in der Entwicklung des Gefechts in die Zentrale rufen ließ zur Weitergabe in alle Räume.

Um 7 Uhr 55 Minuten vormittags kam Weddigen auf den östlichen Flügelkreuzer „Hogue“ aus großer Nähe zu Schuß. Wieder ein Treffer mit vollster Wirkung. Beim Abdrehen kam U 9 so nahe an das feindliche Schiff, daß mit der einen Schraube rückwärts gegangen werden mußte, um gut frei zu kommen. „Hogue“ neigte sich stark; sein Sinken konnte nicht weiter beobachtet werden, da jetzt beim Angriff auf „Cressy“, der schon in der Nähe war, das Sehrohr möglichst wenig gezeigt werden durfte.

Nach zahlreichen Kursänderungen gelang es endlich um 8 Uhr 20 Minuten, auf ziemlich weite Entfernung auch den letzten Kreuzer zu Schuß zu bekommen. Eine große schwarze Sprengwolke, so hoch wie das Schiff lang, stieg auf, als der Torpedo sein Ziel erreicht hatte. Auch „Cressy“ legte sich auf die Seite. Da er aber nicht so schief lag wie die anderen nach erhaltenem Treffer, also anscheinend ungünstig getroffen war, erhielt er noch einen Fangschuß, worauf U 9 abdrehte und nach Norden ablief.



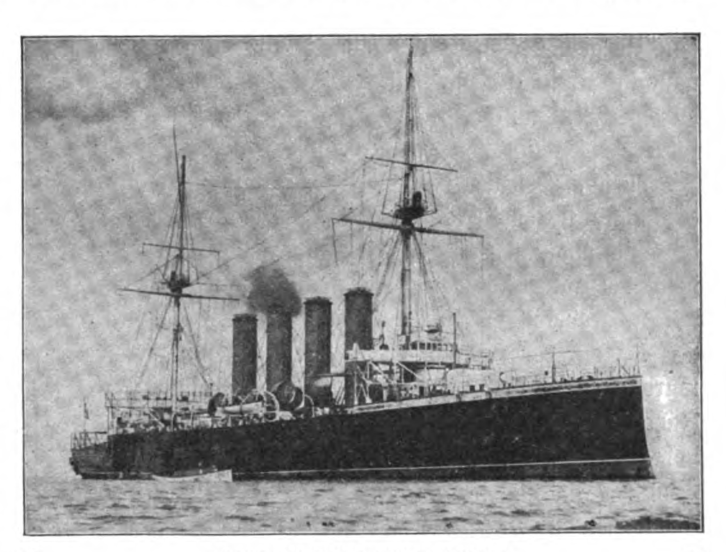
Englischer Panzerkreuzer „Hogue“

Das langsame Kentern des „Cressy“

konnte beobachtet werden. Die ganze Besatzung wurde einzeln an das Sehrohr gerufen, um auch einen Blick auf den Kampfplatz zu werfen. Das Schauspiel des langsam sich neigenden, dem Untergang geweihten Schiffs war für die Männer mit den stahlharten Nerven doch ein Anblick, bei dem sie innerlich stark bewegt waren. Zu einem derselben sagte der Kommandant: „Wir können uns freuen, daß das Kriegsglück uns solche Gelegenheit gegeben hat, Seegeschichte zu machen."

Als die Schornsteine des Kreuzers im Wasser lagen, blieb er einige Augenblicke horizontal liegen; zahlreiche Menschen krochen wie Ameisen auf seine Bordwand, dann kenterte er. Der Kiel erschien oben. So schwamm er noch einige Zeit, einem Teil der Besatzung den letzten Halt gewährend.

Als U 9 außer dem Bereich des Trümmerfeldes war, wurde aufgetaucht und mit äußerster Kraftanwendung der Rückmarsch angetreten. Jeden Augenblick konnten von der nahen Themse die sicher durch Funkentelegraphie herbeigerufenen Zerstörer eintreffen. In der Nähe des Kampfplatzes kreuzten mehrere Hochseefischer, die aber anscheinend durch die Katastrophe so erschreckt waren, daß sie nicht an Rettungsversuche dachten, sondern alle Segel setzten, um fortzukommen. Später hat sich einer derselben am Rettungswerk beteiligt.



Englischer Panzerkreuzer „Cressy"

Sobald die Engländer gemerkt hatten, daß ihre Kreuzer einem Unterseebootsangriff zum Opfer gefallen waren, begann eine wilde Jagd: leichte Streitkräfte, Torpedoboote und Schlepper, machten sich auf die Suche nach dem unsichtbaren verwegenen Feind. Wie eine wilde Meute rasten die Verfolger über das aufgeregte Meer; ein Entkommen schien fast unmöglich. Weddigen verlor seine Ruhe nicht; er äußerte: „Nur noch die Meldung abgeben, dann wollen wir gern zu Grabe fahren." Es gelang ihm indessen, durch geschickte Manöver die Verfolger zu täuschen. Sie fuhren höchste Fahrt, so daß ihr Vorschiff gehoben erschien. Die Entfernung zwischen ihnen und dem U-Boot vergrößerte sich; nur von einigen waren noch die Oberkante von Brücke und Schornstein sowie ein Teil der Back sichtbar. Bald waren sie gänzlich aus Sicht.

Das Wetter klarte immer mehr auf, die See wurde ruhiger. Am Abend, etwa in der Nähe von Terschelling, kam plötzlich — schlecht sichtbar wegen des

dunklen Hintergrundes — ein dort kreuzender Zerstörer auf U 9 zu. Da er sehr spät gesichtet wurde, mußte schnellstens mit Anwendung aller Mittel getaucht werden. Durch eine Erkundung wurde nach einiger Zeit festgestellt, daß der Zerstörer in der Nähe geblieben war; erst am nächsten Morgen war er verschwunden. Der Rückmarsch konnte nunmehr ohne Schwierigkeit mit höchster Fahrt fortgesetzt werden. Die Masten wurden aufgerichtet; es gelang, mit einem deutschen Kriegsschiff Verbindung zu bekommen und funkentelegraphisch die wichtige Meldung abzugeben: U 9 hat am 22. September morgens bei Hoek van Holland 3 englische Panzerkreuzer versenkt.

Wohlbehalten kehrte U 9 in die Heimat zurück. Die kühne Tat war gelungen, ohne daß der Verlust auch nur eines Menschenlebens deutscherseits zu beklagen gewesen wäre. Es war eine Tat von weittragender Bedeutung, nicht nur wegen ihres einzigartigen militärischen und moralischen Ergebnisses, sondern auch wegen des hervorragenden Stils und der Energie, mit welcher die seemännisch wie schießtechnisch gleich schwierige und neuartige Gefechtsaufgabe durchgeführt wurde. Der Angriff des U 9 ist dadurch für jeden U-Bootsfahrer vorbildlich geworden." — — —

15. Okt. 1914 Weddigen auf U 9 versenkt den Kreuzer „Hawke"

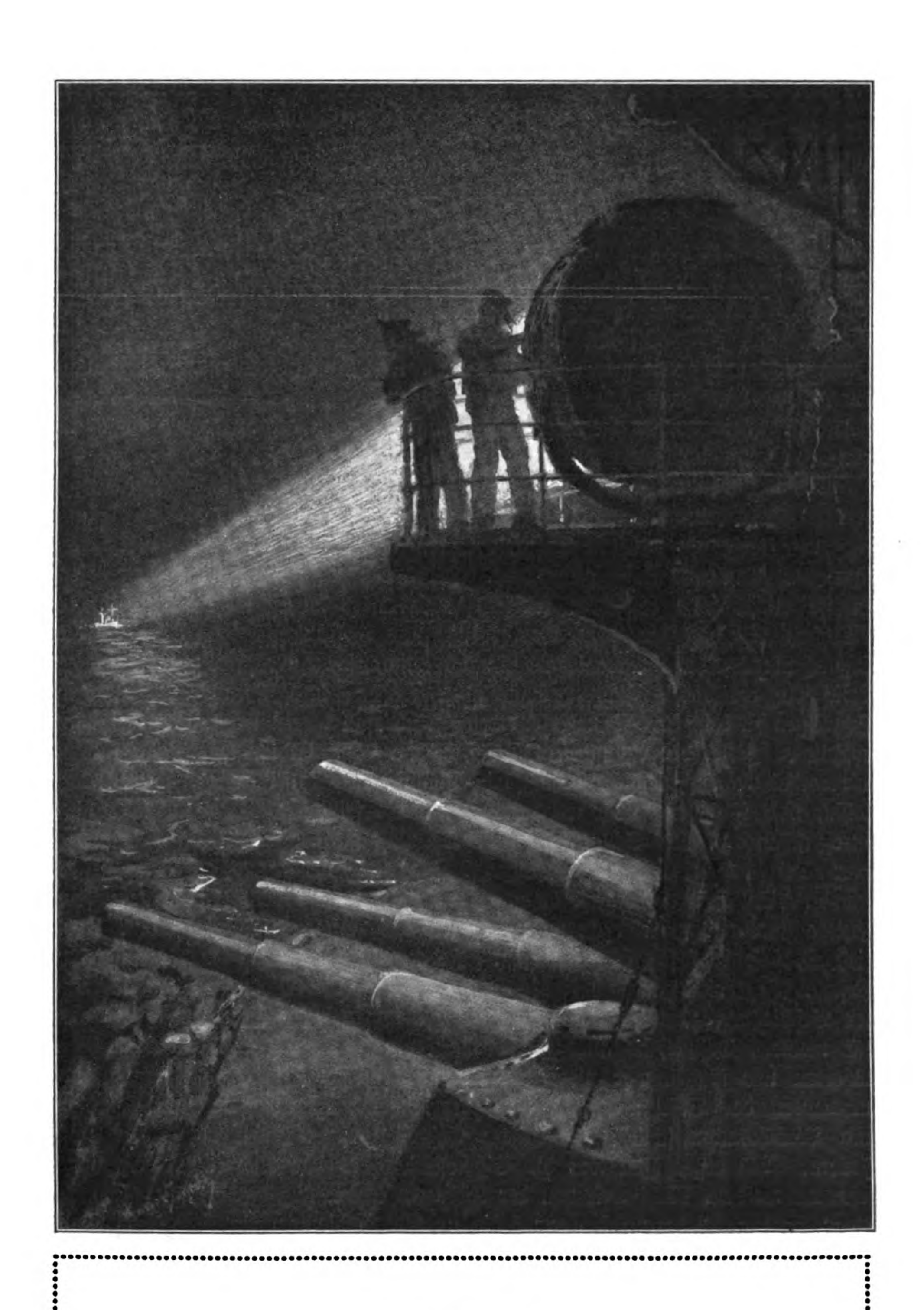
Weddigen war es noch vergönnt, am 15. Oktober weitere Beute zu machen: er schickte in der Nordsee den Kreuzer „Hawke" auf den Meeresgrund — vorgreifend mag hier aber eingeschaltet sein, daß der junge, ritterliche, tapfere Seeheld, der zum Schrecken der Engländer geworden war, Ende März 1915 mit seinem neuen, größeren U 29 ein Opfer der Gegner wurde.

Und wieder folgte auf helles Licht dunkler Schatten. Am 17. Oktober wurden unsere Torpedoboote S 115, S 117, S 118, S 119, kleinere ältere Fahrzeuge, die sich mit einem besonderen Auftrag an der holländischen Küste befanden, durch weit überlegene Kräfte plötzlich angegriffen und nach zweistündiger heftiger Gegenwehr in den Grund gebohrt. Es war doch nur ein schwacher Trost, daß wir dafür am nächsten Tage das englische Tauchboot E 3 und am 31. Oktober den Kreuzer „Hermes" versenkten.

Zur Ruhe sollten die Herren Vettern „drüben" nicht mehr kommen: dafür sorgte unsere Flotte. Am 3. November stieß eines unserer Kreuzergeschwader quer über die Nordsee, mitten durch die feindlichen Patrouillenschiffe und Minensperren, bis zur englischen Ostküste durch, bombardierte den Hafen von Yarmouth, schoß das Küstenwachschiff „Halcyon" wrack und brachte dazu noch ein Tauchboot D 5 zum Sinken. Das Staunen und der Schreck in England war grenzenlos! Deutsche Schiffe hatten mit ihren Granaten den geheiligten Boden Albions heimgesucht! Unerhört — wo war denn die eigene Flotte? Warum hinderte sie, die Übermächtige, solche Freveltat nicht!

3. Nov. 1914 Vorstoß eines deutschen Kreuzer-Geschwaders bis zur englischen Ostküste

Es sollte noch besser kommen. Am 12. November torpedierte eines unserer U-Boote auf der Reede von Deal das Kanonenboot „Niger", und es ist nicht ganz ausgeschlossen, daß auch das in Sheerneß vor Anker liegende mächtige Linienschiff „Bulwark" — 15250 Tonnen —, das am 26. November dem plötzlichen Verderben anheimfiel, durch eine unserer Minen oder einen Torpedo zu Tode getroffen wurde; die englische Admiralität schrieb den schweren Verlust der Explosion einer Pulverkammer zu. Dann aber unternahm wiederum ein



Auf der Wacht
Zeichnung von Prof. Hans Bohrdt

stattlicher Teil unserer Hochseeflotte, Große und Kleine Kreuzer, deren Namen unser Marinestab aus guten Gründen geheim gehalten hat, eine neue, beispiellos kühne Fahrt nach England. Dort war inzwischen gewiß alles mögliche zum Schutz der Küste geschehen. Es half aber nichts. Am 16. Dezember erschien unser Geschwader plötzlich vor Hartlepool, beschoß die Küstenbatterie, brachte sie zum Schweigen, vernichtete die Signalstation und das Wasserwerk von Scarborough, bombardierte den Hafen von Whitby. Unbeschädigt kehrten unsere Schiffe heim, jeder Offizier, jeder Mann mit der stolzen Überzeugung in der Brust, nicht nur einen gewaltigen Materialschaden erzielt, sondern England und der ganzen Welt aufs neue bewiesen zu haben, daß es mit der „unbedingten Herrschaft" Albions über die Meere doch nicht ganz so arg war, wie täglich in alle Erdteile hinausposaunt wurde.

16. Dez. 1914 Ein deutsches Geschwader bombardiert Hartlepool, Scarborough, Whitby an der engl. Ostküste

Ein Teilnehmer an der schönen Tat berichtete darüber in einem Briefe, den der ‚Hannoversche Courier' zuerst veröffentlichen konnte:

„Mit mehreren anderen Schiffen waren wir ausgelaufen und hatten den Kurs nach Englands Küste genommen. Jedes der an der Expedition beteiligten Schiffe erhielt eine besondere Aufgabe, und alle sollten zu gleicher Zeit am Mittwoch früh vor Hartlepool, Scarborough und Whitby erscheinen, um hier die Signalstationen, die Hafenanlagen und die militärischen Gebäude zu vernichten, sowie die an diesen Plätzen befindlichen Küsten- und Strandbatterien zum Schweigen zu bringen. Ohne besonderen Zwischenfall kamen wir unserem gemeinschaftlichen Ziele, der englischen Ostküste, näher. Im Schutze der Nacht fuhren wir vollständig abgeblendet, so daß kein Lichtschimmer unsere Gegenwart verriet, dahin, und es gelang uns, unbemerkt durch die feindliche Patrouillenkette hindurchzuschlüpfen. An Schlaf war natürlich nicht zu denken, niemand empfand aber bei der natürlichen Aufregung, die uns beherrschte, ein Bedürfnis danach. Um 7 Uhr morgens bekamen wir die englische Küste in Sicht, unsere Freude kannte keine Grenzen mehr, als wir uns unserem Ziele näherten. Jetzt hieß es, besonders scharf aufzupassen. Jeder Mann an Bord war auf seinem Posten. Ich hatte mit noch einem Heizer Dienst am Scheinwerfer, der während der Beschießung zum Signalisieren gebraucht wurde, und konnte von hier aus mit meinem Doppelglas alles gut beobachten. Vom Nebel etwas begünstigt, näherten wir uns immer mehr der englischen Küste. Jetzt kam vom Kommandanten der Befehl: ‚Schiff klar zum Gefecht, alle wasserdichten Schotten und Verkehrsluken schließen.' Unsere Geschütze waren schon längst klar zum Feuern. Als erstes Ziel war die Signalstation des vor uns liegenden Hafens bestimmt worden. Nicht weit von der Küste entfernt erging der Befehl: ‚Flaggen setzen', und gleich darauf flatterte lustig im Winde die deutsche Kriegsflagge am achtern Maste nach der nahen Küste ihren Gruß hinüber. Nun erfuhren die schlauen Engländer, mit wem sie es zu tun hatten, daß deutsche Kriegsschiffe so dicht vor ihrer Küste kreuzten, und daß sie auf ihrer für so sicher gehaltenen Insel weit vom Schuß wieder einmal von deutschem Wagemut überrumpelt worden waren. Sie setzten jetzt auch auf ihren Signalstationen die Flagge auf, doch die englischen Farben waren kaum auf halber Masthöhe angelangt, da donnerte auch schon die erste deutsche Salve nach der englischen Küste hinüber — und das ganze

Gebäude mit der Signalstation war gewesen dank der Treffsicherheit deutscher Kanoniere. Und nun erdröhnte von unserem und dem in unserer Begleitung gebliebenen Schiffe eine Salve nach der anderen, immer mit der vollen Breitseite, so daß jedesmal die Geschütze zu gleicher Zeit ihren Geschoßhagel auf die Küsten- und Strandbatterien der Engländer herniedersausen ließen. Die Herren des Weltmeeres kamen gar nicht so recht zur Besinnung, und in wenigen Minuten bildeten die Befestigungswerke einen wüsten Trümmerhaufen. Die Engländer waren durch unseren unvermuteten Angriff völlig überrascht worden, und sie hatten wohl auch an nichts weniger gedacht als daran, daß deutsche Kriegsschiffe den Mut besitzen würden, sozusagen vor der Nase der ‚allmächtigen‘ englischen Überflotte bis dicht vor ihre Küste zu dampfen und die Schrecken des Krieges auch über ihre Insel selbst zu verbreiten. Hierin hatten die Herren ‚Engelländer‘ sich aber gründlich verrechnet. Während des Kampfes hatten wir uns schließlich der englischen Küste noch mehr genähert, und Ihr könnt Euch wohl denken, daß jeder Schuß von uns gründlich ‚gesessen‘ hat. Die Mole von Scarborough wurde vollständig zerstört, desgleichen sanken auch mehrere militärische Gebäude unter unserem Feuer in Trümmer und Asche. Wir haben hier ganze Arbeit gemacht. Unser Feuer dauerte etwa 30 Minuten. Dann dampften wir nach dem Hafen von Whitby, wo das Spiel unserer schweren Schiffsgeschütze von neuem begann. Hier geriet während der Beschießung ein englischer Personendampfer direkt in unsere Feuerlinie. Da dieses Schiff offensichtlich nicht genügend Rettungsboote an Bord hatte, um alle Passagiere im Falle des Sinkens des Schiffes retten zu können, stellten wir ‚Barbaren‘ auf einige Minuten das Feuer ein, damit der Dampfer wieder aus der Schußlinie gelangen konnte. Ob wohl die humanen Engländer, die auf unsere Soldaten mit Dumdumkugeln geschossen haben, ebenso rücksichtsvoll verfahren wären? Nachdem wir auch in Whitby die militärischen Anlagen zerstört hatten, war unsere Aufgabe gelöst, und wir traten wieder die Rückfahrt an. Gegen zwei Uhr schlug das bis dahin ziemlich klare Wetter um, eine hohe See setzte ein, so daß die Wellenberge sich haushoch türmten, bald brach auch die Dunkelheit herein, und im Schutze der Nacht erreichten wir den heimischen Hafen wieder. Unsere Schiffe erhielten bei dem gelungenen Anschlag nur einige Treffer, die aber kaum nennenswert sind. Der Schaden, den wir den Engländern zugefügt haben, muß dagegen ein ganz enormer sein, aber noch schwerer ist wohl die moralische Wirkung zu werten, die unser kühnes Erscheinen an der englischen Küste erzielt hat.“ —

Einmal wenigstens wollte man in England denn doch versuchen, auf die deutsche Küste einen Vergeltungszug auszuführen. Bei Leibe aber nicht mit Schiffen: dazu waren, das wußte man, die deutschen Batterien allzu wachbereit und gefährlich. Also wagte man am ersten Weihnachtsfeiertag einen Angriff auf Cuxhaven und die Elbmündungen mit Flugzeugen — ging's gut, so konnte man ja auch dem Hamburger Hafen einen Besuch abstatten. Es ging aber nicht gut. Sobald das Luftgeschwader entdeckt war, waren auch schon zwei Zeppeline und mehrere unserer Marineflieger in stolzer Höhe, gingen zum Angriff über, zerstörten sechs der feindlichen Fahrzeuge und verjagten die anderen, denen nur ein starker, plötzlich aufkommender Nebel das Entkommen ermöglichte.

Alles in allem genommen: trotz manchen herben Verlustes konnte unsere Heimatsflotte mit dem, was sie in den ersten Kriegsmonaten bis zur Jahreswende erreicht hatte, voll zufrieden sein. Sie hatte uns allen bewiesen, daß sie wacker auf dem Posten war. Wir wußten nun, wie gut sie unsere Küsten schirmte und schützte, wir hatten volles Vertrauen in die Zukunft und starke, berechtigte Hoffnung dazu auf die weitere Ausdehnung unseres so erfolgreich begonnenen U-Bootkrieges.

Die deutschen Auslandskreuzer

Hinzu aber kam, daß unsere Kreuzer und Hilfskreuzer in fremden Meeren so treffliche Arbeit getan hatten. Heldenarbeit: fast ohne Beispiel in der Geschichte der Seekriege. Wenn man ihre Taten rückblickend überschaut, dann kann man neben jauchzender Freude nur das eine Bedauern empfinden, daß wir nicht die vierfache Zahl Auslandskreuzer besaßen, um sie hinauszusenden in die Ferne. Was hätten der frische Unternehmungsgeist unserer Seeoffiziere, die Tapferkeit unserer braven blauen Jungens auf ihnen geleistet!

Im Rahmen dieses Werkes, das ja in erster Reihe dem Landkriege gewidmet ist, können die Taten der Auslandsflotte nicht so eingehend gewürdigt werden, wie sie es wahrhaftig verdienten. Der Raum mangelt; denn wenn dereinst der deutsche Admiralitätsstab über die kühnen Fahrten unserer Kreuzer berichten wird, werden diese Berichte Bände füllen.

Eine gewaltige, eine ungeheure Übermacht konnten unsere Gegner in allen Meeren entfalten. Hier kamen nicht nur englische, hier kamen auch französische Seestreitkräfte zur Geltung; ganz abgesehen von den japanischen und australischen. Es lebte wohl in der Brust jedes Seeoffiziers die Überzeugung, daß jene Übermacht erdrückend wäre, daß er ihr schließlich erliegen müßte, daß er im günstigsten Fall sich vor ihr nur in einen neutralen Hafen retten könnte, um dort interniert zu werden, bis zum Ende des Krieges. Ein Schicksal, das sich keiner von ihnen wünschte, keiner von ihnen freiwillig auf sich nahm. Sie alle zogen auf Beute aus, mit unvergleichlicher Umsicht und Tatkraft; sie alle wehrten sich bis zum letzten; abenteuerliche Schicksale auf abenteuerlichen Fahrten, wie nur die Phantasie eines Dichters sie ersinnen kann, erlebten die einen; den Heldentod in den Wellen fanden die anderen. Ruhm und Ehre und Dank der Heimat bleiben ihnen allen!

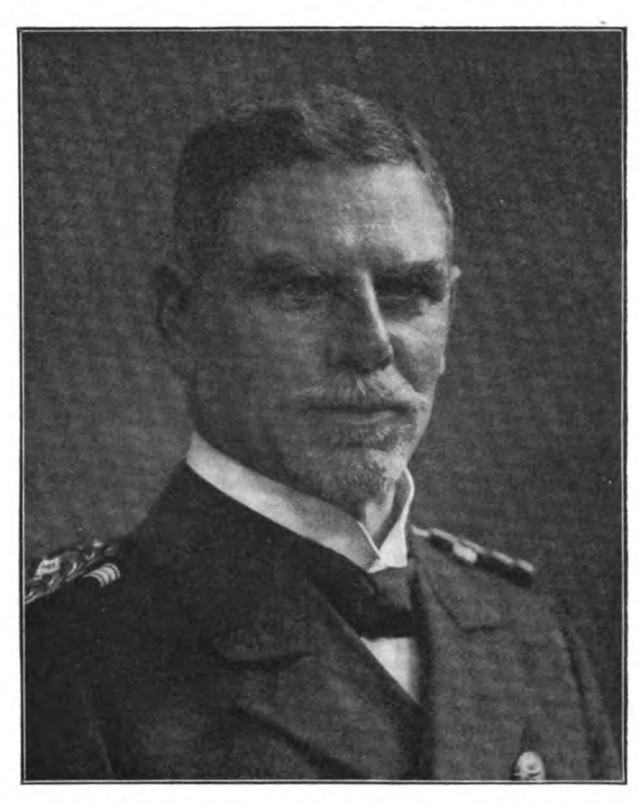
Was hatten wir denn draußen in der Fremde? Im Grunde nur, wirklich zum Kampf fähig, zwei Panzerkreuzer: „Scharnhorst" und „Gneisenau" — Kapitän z. See Maerker und Kapitän z. See Schultz — und sechs Kleine Kreuzer. Dazu eine Anzahl armierter Handelsschiffe, Hilfskreuzer, deren beste Eigenschaft meist überlegene Schnelligkeit war.

Unser Ostasiatisches Kreuzergeschwader — Vize-Admiral Graf v. Spee — bestand aus jenen beiden Panzerkreuzern und den Kleinen Kreuzern „Nürnberg", „Leipzig", „Emden"; es war aber nicht versammelt, sondern über japanische und chinesische Häfen und die Südsee zerstreut. Allerdings waren Vorkehrungen getroffen, es bei Ausbruch eines Krieges an einer bestimmten Stelle zu versammeln. Aber „Nürnberg" — Kapitän zur See v. Schönberg — war sogar nach Mexiko entsandt, und „Emden" — Fregatten-Kapitän v. Müller — in Kiautschou

stationiert; von hier aus trat „Emden“ sofort seine unvergleichliche Kreuzerfahrt an, die es bald zum „Schrecken des Bengalischen Meeres“ werden ließ.

26.Sep.1914 Das Kreuzergeschwader unter Vize-Admiral Graf Spee bombardiert Papeete

Das Geschwader befand sich bei Kriegsausbruch im wesentlichen vor Ponape: die beiden Panzerkreuzer, der vom Stillen Ozean herangeholte Kleine Kreuzer „Dresden“; später erst gesellten sich die Kleinen Kreuzer „Leipzig“ und „Nürnberg“ hinzu. Am 26. September erschien das Geschwader unerwartet vor dem französischen Hafen von Papeete auf Tahiti, bombardierte ihn kräftig, vernichtete ein französisches Kanonenboot, verschwand — und tauchte plötzlich an der Westküste Südamerikas auf. Auf der Höhe von Valparaiso. Admiral Graf Spee erhielt Nachricht von der Nähe eines englischen Geschwaders und sichtete dieses am 1. November in starkem Sturm unweit der Insel Santa Maria bei Coronel. Unter dem Befehl des Admirals Cradock hatten sich hier die Panzerkreuzer „Good Hope“ (14300 t) und „Monmouth“ (9950 t), der Kleine Kreuzer „Glasgow“ (4900 t) und der Hilfskreuzer „Otranto“ vereinigt. Graf Spee griff an — und in noch nicht einer Stunde war der Kampf zu einem glänzenden Sieg geworden, nicht zuletzt durch hervorragende artilleristische Leistungen unserer Schiffe. „Good Hope“ und „Monmouth“ lagen auf dem Meeresgrunde; ob auch „Glasgow“ gesunken, ist nie ganz aufgeklärt worden; nur „Otranto“ rettete sich bestimmt durch schleunige Flucht. Ein Jubel ging durch ganz Deutschland. Graf Spee selbst schrieb nach der Heimat:


Vizeadmiral Graf von Spee, der Befehlshaber des Kreuzergeschwaders in der Seeschlacht bei Coronel. Hofphot. F. Urbahns

1. Nov. 1914 Der Sieg bei Coronel

Den 2. November 1914.

Gestern war Allerheiligen und für uns ein Glückstag. Ich war mit dem Geschwader auf dem Wege, südlich längs der Küste zu fahren, als ich Wind davon bekam, daß ein englischer Kreuzer in Coronel, einem kleinen Kohlenhafen bei Conception, eingelaufen sei. Da nach den allgemeinen internationalen Regeln ein Schiff einer Kriegspartei innerhalb 24 Stunden wieder auslaufen muß, dachte ich es abzufangen. Ich hatte die Plätze so verteilt, daß „Nürnberg“ vor den Hafen laufen sollte, um nachzusehen, ob der Kreuzer noch drinnen,

während die anderen Schiffe außen herumgestellt werden sollten. Um Kohle zu sparen, hatten die Schiffe nur für 14 Seemeilen Dampf, waren aber sonst klar.

Meine Schiffe waren also um 4 Uhr 25 Minuten etwas auseinandergezogen, nur „Gneisenau" ganz in der Nähe, als mir gemeldet wurde, daß in Westsüdwest etwa zwei Schiffe gesichtet wurden. Ich hielt darauf zu, befahl den anderen Kreuzern, zu mir zu kommen, denn es war mir bald klar, daß es Gegner seien, und zwar der Panzerkreuzer „Monmouth" und der Kleine Kreuzer „Glasgow". Bald kam hinter den gesichteten Schiffen der Hilfskreuzer „Otranto" und nach einer Weile der Panzerkreuzer „Good Hope" in Sicht. Der Gegner versuchte einige Manöver, durch die er meines Erachtens näher an die Küste gekommen wäre, und dazu luv, was mir sehr schädlich gewesen. Ich hatte sogleich „Scharnhorst" und „Gneisenau" befohlen, alle Kessel in Betrieb zu nehmen, und in einer Viertelstunde lief ich mit 20 Seemeilen gegen schwere See und Dünung auf, kam glücklich so weit, daß ich dem Gegner parallel zu liegen kam, war aber allein und mußte auf das Herankommen der anderen warten. Der Gegner war so liebenswürdig, mich dabei nicht zu stören, die Entfernung betrug da noch etwa 9 Seemeilen. Als meine Schiffe um 6 Uhr 10 bis auf die „Nürnberg", die noch nicht zu sehen war, zusammen waren, begann ich die Entfernung zu verringern, und als sie etwa 5 Seemeilen betrug (eine Seemeile gleich 1,8 Kilometer), das heißt 9,25 Kilometer, ließ ich das Feuer eröffnen. Die Schlacht hatte begonnen, und im wesentlichen mit wenigen Änderungen des Kurses war die Linie ganz ruhig. Die Sonne im Westen, hatte ich so ausmanövriert, daß sie mich nicht stören konnte, der Mond im Osten war noch nicht voll, versprach aber gut in der Nacht zu leuchten, Regenböen standen an verschiedenen Stellen. Meine Schiffe feuerten schnell und hatten auf die großen Schiffe guten Erfolg. „Scharnhorst" feuerte gegen „Good Hope" (Flaggschiff: Admiral Craddock), „Gneisenau" gegen „Monmouth", „Leipzig" gegen „Glasgow", „Dresden" gegen „Otranto". Letzteres Schiff verließ nach einiger Zeit die Linie und ist entkommen, wie ich denke.

Auf „Good Hope" und „Monmouth" brachen viele Brände aus, auf ersterem fand eine ungeheure Explosion statt, die sich gegen den dunklen Abendhimmel wie ein Brillantfeuerwerk darstellte. Weißglühend mit grün leuchtenden Sternen leuchtete es dabei über Schornsteinhöhe hinauf. Ich glaubte, das Schiff müßte dabei untergehen, doch schwamm es weiter, und der Kampf ging ununterbrochen fort. Die Dunkelheit brach herein. Die Entfernung hatte ich zuerst verringert, bis auf 4500 Meter, dann drehte ich so weit, daß sie langsam wieder zunahm. Es wurde weiter gefeuert nach den durch die Brände erkennbaren Schiffen, und als die Geschützführer nicht mehr zielen konnten, abgebrochen. Das Schießen des Gegners hatte aufgehört.

Ich befahl den Kleinen Kreuzern, die Verfolgung aufzunehmen; da der Gegner aber, wie es schien, nun die Brände gelöscht hatte, war nichts zu sehen, und das Herumfahren um die gegnerische Linie, um sie in günstige Beleuchtung zu bekommen, führte nicht mehr zum Zusammentreffen. Der Artilleriekampf hatte 52 Minuten gedauert. Um etwa 8 Uhr 40 Minuten auf Nordwestkurs beobachtete ich voraus auf sehr große Entfernung, geschätzt etwa 10 Seemeilen, Artilleriefeuer. Ich hielt darauf zu, um zu helfen, falls nötig. Es war die



Die Seeschlacht bei Coronel. Zeichnung von Prof. Hans Bohrdt

„Nürnberg", die vorher nicht mehr den Anschluß hatte finden können und nun auf die glühende „Monmouth" gestoßen war, die starke Schlagseite nach Steuerbord zeigte. „Nürnberg" ging dicht heran und gab ihr den letzten Rest durch Geschützfeuer. „Monmouth" kenterte und ging unter. Leider verbot die schwere See die Rettungsarbeit neben dem Umstande, daß „Nürnberg" glaubte, „Good Hope" in der Nähe zu sehen, was wohl eine Täuschung war. Sie wird die großen Kreuzer auf große Entfernung im Mondlicht dafür angesehen haben.

Ich weiß nicht, was aus „Good Hope" geworden ist. Es ist möglich, daß auch sie untergegangen ist, kampfunfähig war sie wohl. „Glasgow" war kaum zu sehen, sie soll auch einige Treffer bekommen haben, ist meines Erachtens aber entkommen. So haben wir auf der ganzen Seite gesiegt, und ich danke Gott dafür. Wir sind in geradezu wunderbarer Weise geschützt worden. Wir haben keinen Verlust zu beklagen. Einige leichte Verwundungen kamen auf „Gneisenau" vor. Die Kleinen Kreuzer wurden überhaupt nicht getroffen. Die Treffer, die „Scharnhorst" und „Gneisenau" erhielten, haben so gut wie keinen Schaden angerichtet. Eine 15-Zentimeter-Granate fand sich in einem Hellgatt der „Scharnhorst" vor, sie hatte die Bordwand durchschlagen, dann allerlei Unfug und Zerstörung unten verursacht, war glücklicherweise nicht krepiert und lag nun als Gruß da. Ein Schornstein war getroffen, aber nicht so, daß er seinem Zweck nicht mehr dienen konnte. Ähnliche Kleinigkeiten sind auf „Gneisenau" auch passiert. Ich weiß nicht, welche vielleicht unglücklichen Umstände beim Gegner vorgelegen haben, die ihm jeden Erfolg genommen haben. Die Begeisterung unserer braven Leute ist ungeheuer. Ihre Siegeszuversicht konnte ich oft beobachten. Besonders freut es mich, daß auch „Nürnberg", die ohne Schuld von der Schlacht ferngeblieben, doch noch schließlich zum Erfolge beitragen konnte. Wenn „Good Hope" entkommen wäre, muß sie meines Erachtens wegen ihrer Beschädigung einen chilenischen Hafen anlaufen; um das festzustellen, will ich morgen mit „Gneisenau" und „Nürnberg" Valparaiso anlaufen und sehen, ob „Good Hope" nicht von den Chilenen abgerüstet werden kann. Damit bin ich zwei starke Gegner los. „Good Hope" ist ja größer als „Scharnhorst", hat aber nicht so gute Artillerie. Sie hat zwar schwere Geschütze, aber nur zwei davon. „Monmouth" ist dagegen der „Scharnhorst" unterlegen, da sie nur 15-Zentimeter-Geschütze hat. — — —

8. Dez. 1914 Die Schlacht an den Falklandsinseln

England schrie nach Rache. Es wurde schleunigst eine große Flotte unter Admiral Sturdee aus den Schlachtkreuzern „Invincible" (20000 t), „Inflexible" (ebenso), den Panzerkreuzern „Carnarvon", „Cornwall" und „Kent" (je 10000 t), dem Kreuzer „Bristol" (4900 t) und dem Linienschiff „Canopus" (13150 t) zusammengezogen. Ihm fiel unser schwaches Geschwader am 8. Dezember an den Falklandsinseln zum Opfer. Nach heldenhaftem Kampf gingen „Scharnhorst", „Gneisenau", „Leipzig", „Nürnberg" unter brausenden Hurras mit wehenden Flaggen in die Tiefe; nur „Dresden" entging der Vernichtung. Mit ihrem Admiral erlitten zweitausend tapfere deutsche Seeleute den Heldentod für das geliebte Vaterland.

Wir wußten, was wir mit ihnen verloren hatten. Auf eine Kundgebung des Präsidenten des Reichstags, Dr. Kämpf, sandte der Kaiser die nachstehende schöne Antwort:



Die Schlacht an den Falklandsinseln: Der letzte Mann. Gemälde von Prof. Hans Bohrdt
Einzelkunstblätter im Verlage von Otto Gustav Zehrfeld in Leipzig

„Das harte Schicksal, das unser ostasiatisches Geschwader betroffen, hat Sie veranlaßt, im Namen des Reichstags dem tiefen Schmerz des deutschen Volkes über den schweren Verlust so zahlreicher braver Helden, zugleich aber auch den Gefühlen des Stolzes über ihre Taten und des unerschütterlichen Vertrauens in die Zukunft Ausdruck zu geben. Ich danke Ihnen herzlich für diese Kundgebung. Mögen die schweren Opfer, die der uns aufgezwungene Existenzkampf der Gesamtheit wie jedem Einzelnen auferlegt, getragen werden von der zuversichtlichen Hoffnung, daß Gott der Herr, aus dessen gnädiger Hand wir Glück und Unglück, Freude und Schmerz in Demut empfangen, auch die schwersten Wunden in Segen für Volk und Vaterland wandeln wird. Wilhelm I. R."



Fregattenkapitän Carl von Müller, der Kommandant des Kreuzers „Emden“
Phot. Carl Greve

Währenddessen hatten unsere übrigen Kreuzer und Hilfskreuzer ihre Beutefahrten erfolgreich fortgesetzt. Da war, um nur einiges zu erwähnen, der Kleine Kreuzer „Karlsruhe“ — Fregattenkapitän Rösler —, der im Atlantischen Ozean einen Engländer nach dem andern aufbrachte; da waren u. a. die trefflichen Hilfskreuzer „Kaiser Wilhelm der Große“, „Trafalgar“, „Kronprinz Wilhelm“, „Prinz Eitel Friedrich“, die dem britischen Handel schwerste Wunden

Die Fahrten der „Emden“ unter Fregattenkapitän v. Müller

schlugen. Da war endlich die berühmte „Emden“ — Fregattenkapitän v. Müller —, die in den ostindischen Gewässern Weltberühmtheit erlangte; die Madras bombardierte, die unter einer prachtvollen Maskerade mit einem vierten Schornstein den russischen Kreuzer „Schmetschug“ und den französischen Torpedobootszerstörer „Mousquet“ bei Pulo Penang in die Tiefe schickte — deren Kommandant sich zugleich bei allen Schiffen, die er kaperte, seines ritterlichen, oft humorvollen Wesens halber besondere Anerkennung erwarb. Bis dann auch die brave „Emden“ der gewaltigen Hetzjagd, die auf sie ins Werk gesetzt wurde, am 11. November an den weltfernen Keeling-Inseln erlag, nachdem sie den Briten einen Schaden von allerwenigstens hundert Millionen Mark zugefügt hatte.

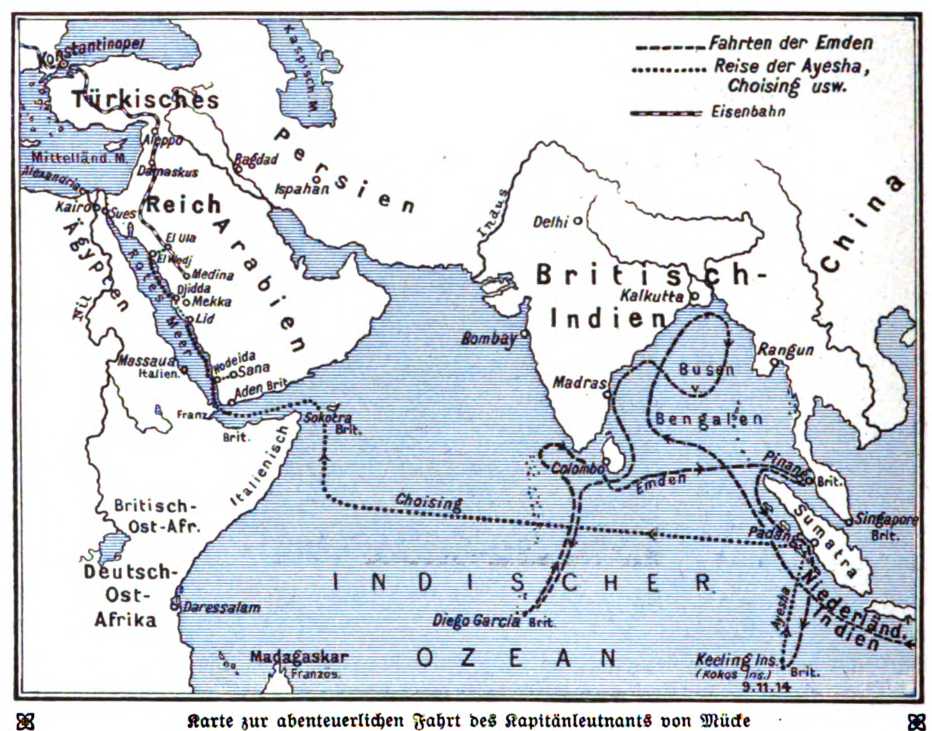


Kapitänleutnant von Mücke
Hofphot. F. Urbahns

Die Fahrt der „Ayesha“ unter Kapitänleutnant v. Mücke

Und nun folgte die abenteuerliche Fahrt eines Bruchteiles der Besatzung unter Kapitänleutnant v. Mücke auf dem kleinen, gekaperten Schoner „Ayesha“, eine Art Robinsonade ganz eigener Art, für den großen Krieg ohne Bedeutung, wohl aber ein schönes Zeugnis dafür, was deutscher Manneswille zu erleiden und glückhaft zu durchkämpfen vermag. Von Keeling aus ging diese Fahrt zunächst nach dem

„Ayesha“, die zweite „Emden“.



Karte zur abenteuerlichen Fahrt des Kapitänleutnants von Mücke

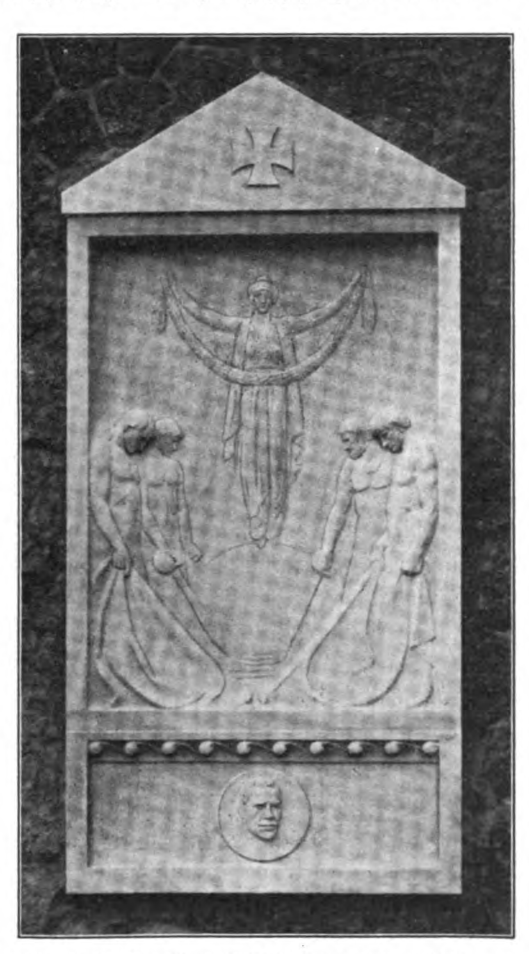
neutralen niederländisch-indischen Hafen Padang, wo man sich einigermaßen ausrüstete und verproviantierte, dann — märchenhaft fast — 7000 Kilometer weiter nach dem arabischen Küstenort Hodeida, nachdem Kapitänleutnant v. Mücke Gelegenheit gefunden hatte, die Nußschale „Ayesha" mit dem Lloyddampfer „Choising" zu vertauschen. Von Hodeida darauf quer durch Arabien nach Sanaa, wieder zurück nach Hodeida, auf zwei großen Booten — „Zambucks" — nach Lid, als Karawane mit 90 Kamelen, unter harten Kämpfen mit beduinischen, im englischen Solde stehenden Räubern, unter herben Verlusten nach Djidda. Wieder mußten die landesüblichen Zambucks bestiegen werden, zur See ging die Fahrt bis El Wedj, worauf die letzte Wegstrecke bis El Ula noch einmal als Karawane zurückgelegt wurde: dort stand schon ein Bahnzug bereit, der die Überlebenden der kleinen Schar nach Damaskus führte. Über Aleppo endlich nach Konstantinopel, wo sich Kapitänleutnant v. Mücke bei dem ehemaligen Chef des deutschen Mittelmeergeschwaders, nunmehrigen Admiral der türkischen Flotte Souchon stramm meldete: „Melde gehorsamst, Landungszug der ‚Emden' in Stärke von fünf Offizieren, sieben Unteroffizieren und siebenunddreißig Mann zur Stelle!"

England hatte schließlich sein Ziel erreicht: die deutschen Kreuzer und Hilfskreuzer waren von der offenen See verschwunden, die große Jagd war beendet, die erdrückende Übermacht hatte gesiegt. Der Ruhm und die Ehre aber blieben uns. Selbst die Gegner mußten es anerkennen, daß der Kleinkrieg dieser verlassenen, bald munitionsarmen, für ihre Verproviantierung nur auf die Kaperung von Handelsschiffen angewiesenen deutschen Kreuzer in der Geschichte ohne Vorgang

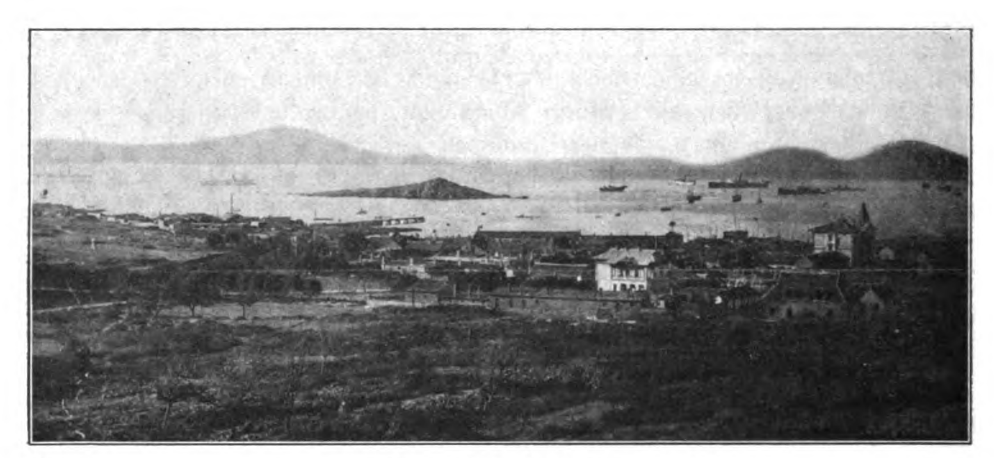
war. Großmut ist im allgemeinen keine englische Eigenschaft: den Überlebenden der „Emden“ aber ließ die britische Admiralität doch alle kriegerischen Ehren erweisen, dem Kapitän v. Müller und den Offizieren, darunter auch einem Hohenzoller, Prinz Franz Joseph, Leutnant zur See, wurde der Säbel belassen. — —

Auch die kleine tapfere österreichisch-ungarische Flotte, in der der Geist Tegetthoffs, des Siegers von Lissa, fortlebte, hatte im Adriatischen Meer Gelegenheit gefunden, ihrem alten Ruhmeskranz frische Lorbeerreiser einzufügen. In der Adria entwickelte nämlich fast seit Kriegsbeginn an die französische Marine eine rege Tätigkeit, die allerdings über Demonstrationen nicht recht hinauskam. Gleich im Anfang, am 16. August, verlor dabei die österreichische Marine nach heldenmütiger Gegenwehr, im Kampfe gegen die französische Flotte den Kleinen Kreuzer „Zenta“. Wiederholt erschienen die Franzosen mit ihren besten Kräften vor Cattaro und bombardierten, ohne sonderlichen Schaden anzurichten, die dortigen Befestigungen. Als dann, am 18. September, österreichisch-ungarische Kriegsschiffe das montenegrinische Antivari unter kräftiges Feuer nahmen, tauchte am Tage darauf wieder ein französisches Geschwader auf, das aber von den Forts so energisch beschossen wurde, daß ein Kreuzer vernichtet, zwei weitere stark beschädigt wurden. Einen schwereren Schlag fügte das österreichische Unterseeboot U 12 der französischen Flotte zu. Am 21. Dezember torpedierte der wackere Führer, Linienschiffsleutnant Egon Lerch, vor Valona das Admiralsschiff „Courbet“ und schickte gleichzeitig das Tauchboot „Bernoulli“ auf den Meeresgrund. Und es sollte die Zeit kommen, in der die österreichisch-ungarische Marine gegen einen anderen Feind, das treulose Italien, noch in ganz anderem Maße ihre Tüchtigkeit und Schlagfertigkeit beweisen durfte. —

21. Dez. 1914 Das französische Admiralsschiff „Courbet“ von U 12 versenkt



Gedenktafel für Admiral Graf Spee. Marmorbildwerk von Prof. Adolf Brütt, angebracht an einer Außenwand der Garnisonkirche in Kiel. Phot. A. Renard



⌘ Gesamtansicht von Tsingtau ⌘

Vierzehnter Abschnitt

Unsere Kolonien. Der Heldenkampf um Tsingtau. Die Besitzungen in der Südsee. Togo. Kamerun. Die Kämpfe in Deutsch-Südwest- und Deutsch-Ostafrika bis Ende 1914.

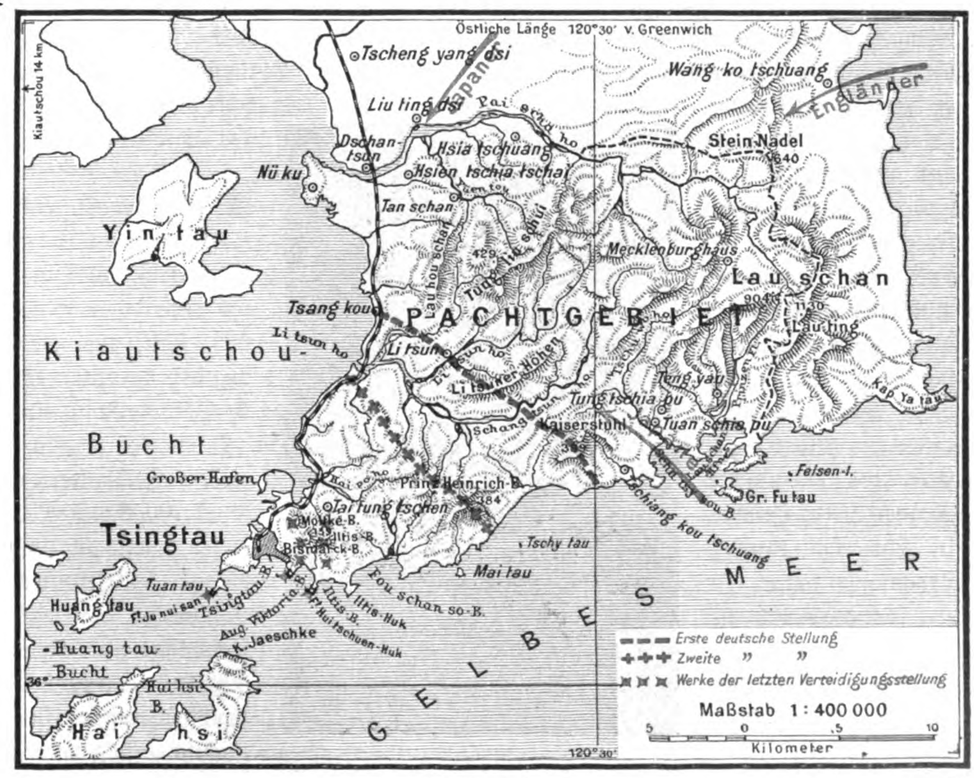
Wir alle wußten es, als der Krieg ausbrach: das Schicksal unserer Kolonien und Schutzgebiete konnte nicht in der Fremde, es mußte auf den europäischen Kriegsschauplätzen entschieden werden! Wir wußten aber auch das: wehren würden sich die Unsrigen drüben jenseits der Ozeane brav und wacker nach guter deutscher Art. So ist es gekommen. Überreich, wie die Kämpfe der Flotte, ist das Ringen der schwachen, ach so schwachen Wehrkräfte in den Kolonien gewesen an stolzen Heldentaten, an hartem Ausharren. Wenn unsere Gegner meinten, hofften, leichtes Spiel zu haben, täuschten sie sich bitter. Immer wieder bissen sie auf Stahl und Eisen, und blutige Opfer kostete ihnen überall, wo überhaupt ein Widerstand möglich war, jeder Schritt vorwärts.

Auf einen Gegner freilich hatten wir kaum gerechnet. Japans Feindschaft — es ist an anderer Stelle schon erörtert worden — kam uns unerwartet. Und gerade sie führte den, vielleicht, für uns schwersten Schlag. Japan wollte um jeden Preis in China festen Fuß fassen; die Gelegenheit, dies zunächst in Tsingtau, unserm Kiautschou, zu tun, schien ihm allzu verlockend. Und das stolze Albion säumte denn auch nicht, von Rußland unterstützt, den neuen gelben Bundesbrüdern mit den allerschönsten Lockungen Hilfe und Beistand abzubetteln.

In siebzehn Jahren reicher Arbeit hatte unsere Marine, deren Verwaltung Kiautschou unterstand, aus einem schmutzigen, erbärmlichen chinesischen Erdenwinkel eine blühende Stätte geschaffen. Schmuck und stolz erhob sich Tsingtau am südlichen Ufer der Halbinsel Schantung am Meeresstrand. Von Jahr zu Jahr steigerte sich, dem englischen Wettbewerb ein immer schärferer Dorn, seine Bedeutung als Handelsplatz; immer machtvoller, wertvoller wuchsen sich seine rückwärtigen Verbindungen aus; in von deutscher Unternehmungslust erbauten Eisensträngen, in von deutschem Fleiß bearbeiteten Bergwerken lagen Millionen-

werte und brachten wachsenden Gewinn. China selbst hatte den lebhaftesten Anteil an der kraftvollen Entwicklung des Zipfels Erde, das es uns als Pachtgebiet überlassen, und das so schnell ganz deutsch geworden war. Deutsch waren die Schulen, deutsch Ärzte und Hospitäler, deutsche Banken hatten Niederlassungen begründet, deutsch waren die Kaufhäuser, deutsche Laute nur erklangen auf den sauberen Straßen, deutsche Handwerker aller Art hatten hier eine neue Heimat gefunden. —

Unsere Landsleute drüben glaubten, als am 1. August der elektrische Draht die Kunde vom Ausbruch des Krieges brachte, kaum an eine unmittelbare Gefahr. Wohl traf der Gouverneur, Kapitän zur See Meyer-Waldeck, alle gebotenen Vorsichtsmaßregeln. Es wurde mobil gemacht, das noch in Peking und Tientsin befindliche Marinedetachement drahtlich herbeibeordert, die Reservisten wurden aus den anderen Hafenstädten einberufen; die Befestigungsarbeiten, zumal auf der Landseite, verstärkt. Gefahr? Auch als Englands Kriegserklärung bekannt wurde, dachte man nicht daran. England, Rußland, Frankreich hatten in Ostasien nicht genug Kräfte, um Tsingtau erobern zu können; und daß sie seinetwillen eine besondere Expedition ausrüsten würden, erschien denn doch wenig wahrscheinlich. Blieb Japan. Die diplomatische Vertretung des Reichs in Japan hatte nicht gewarnt. Aber wer kann in Japanerseelen lesen? So mancher Offizier der Tsingtauer Besatzung mochte sich doch seine eigenen Gedanken machen: mindestens hatte nur ein japanischer Angriff, wenn er erfolgte, Aussicht auf Erfolg.



Karte von Tsingtau

Der Hafen hatte sich geleert. Einmal kam noch die „Emden" und brachte einen Russen, den Dampfer „Räjsan" als Prise. Treulich hielt die wackere „Kaiserin Elisabeth", unser österreichisch-ungarischer Bundesgenosse, auf der Reede Wacht; in der Werft lagen die alten kleinen Kanonenboote „Iltis", „Tiger", „Luchs" und „Cormoran". Dann kamen schutzsuchend die deutschen Handelsschiffe und sperrten später, versenkt, die Hafeneinfahrt. Ergreifend war, wie unsere Wehrpflichtigen aus ganz China sich durchschlugen, um Tsingtau zu erreichen. Ein Lehrer brauchte dazu fünf Wochen. Auch auf dem Yangtse lagen noch einige kleine Kanonenboote; die rüsteten ab, die Mannschaft wanderte drei Wochen quer über Land. Im Ort errichtete der Gouverneur eine Bürgerwehr, die als braver Landsturm ihre Pflicht tat; die deutschen Frauen und Mädchen meldeten sich als Pflegerinnen.

15. Aug. 1914 Japanisches Ultimatum

Am 15. August wurde das japanische Ultimatum bekannt: Tsingtau sollte bis 15. September geräumt sein! „Einstehe für Pflichterfüllung bis zum Äußersten!" drahtete Kapitän Meyer-Waldeck nach Berlin. Nichts weiter. Gehalten haben sie das heilige Versprechen: alle, alle, die in Tsingtau deutschen Namen trugen.

Die Würfel waren gefallen. „Drauf wie Siebzig!" lautete in Tsingtau das Parolewort. Und Meyer-Waldeck rief seinen Braven zu:

„Am 15. August hat an Deutschland Japan ein Ultimatum überreicht, in dem bedingungslose Übergabe Tsingtaus bis zum 15. September gefordert wurde.

Diese unerhörte Zumutung ist nach Form und Inhalt gleich weit beleidigend. Niemals werden wir freiwillig auch nur das kleinste Stück Erde hergeben, über dem die Reichskriegsflagge weht. . . . Will der Gegner Tsingtau haben, so mag er kommen, es sich zu holen. Er wird uns auf unserem Posten finden . . . Zu stolzer Freude gereicht es uns, daß nunmehr auch wir für Kaiser und Reich fechten dürfen, daß wir nicht dazu verurteilt sind, tatenlos beiseite zu stehen, während unsere Brüder in der Heimat in schwerem Kampf stehen.

Festungsbesatzung von Tsingtau: ich erinnere Euch an die glorreiche Verteidigung Kolbergs und Graudenz und der schlesischen Festungen vor hundert Jahren . . . Es lebe Seine Majestät der Kaiser!"



Kapitän zur See Meyer-Waldeck, der Führer der heldenmütigen Verteidiger von Kiautschou

Eine kleine Schar nur war's, die Tsingtau verteidigen sollte: 183 Offiziere, 4800 Mann; darunter das 3. Seebataillon, eine Pionierkompagnie, zwei Feldbatterien, etwa 700 Mann Matrosen, etwa 1000 Mann Reservisten, Landwehr, Kriegsfreiwillige und gegen 300 Mann von der braven Besatzung des österreichisch-ungarischen Kreuzers „Kaiserin

Elisabeth". Die Forts und die anderen Befestigungen waren zwar stark bestückt; die Geschütze aber nur zum Teil neues Material.

Wie ein Hufeisen, gen Süden geöffnet, breitet sich die Kiautschoubucht. An der Seefront schirmten die Stadt die Forts Huitschuen-Huk, Ju-nui-san, zwei andere Werke. An der Landfront fünf neuere Infanteriewerke hinter dem in der Bucht mündenden Hai po ho.

Seit dem 26. August schon blockierte ein japanisch-englisches Geschwader den Hafen. Weit entfernt begannen die Japaner am 2. September, die Neutralität Chinas brechend, an der Nordküste von Schantung die Ausschiffung der ersten Teile ihres Landungskorps mit etwa 10000 Mann. General Kamio befehligte sie.

Aber weit vorgeschoben erwarteten auch einzelne deutsche Kompagnien den Gegner. Die erste Kompagnie des Marine-Detachements unter Hauptmann Graf Hertzberg hielt bei Tschei Ko und Schao Tzy Kon in einem kleinen Infanteriewerk Wacht; die zweite und dritte Kompagnie unter Hauptmann Schauenburg und Hauptmann v. Strantz in Li tsun; die Kompagnie Perschmann in Fou schan so. Ungeheuer ausgedehnt waren die Sicherungsstellungen dieser Truppen. Aber sie wurden ausgebaut nach allen Regeln der Kunst; sogar Scheinbatterien, aus alten Ofenröhren mit Strohpuppen daneben, fehlten nicht. Man wartete.

Am 5. September kam der erste japanische Flieger in Sicht, warf einige Bomben auf die Stadt. Am 12. September zeigten sich bei unseren Vorposten die ersten feindlichen Reiter. Am 16. September überfiel diese in einem kecken Vorstoß mit 20 Berittenen und 12 Radfahrern Major Kleemann bei Liu tsing und teilte deutsche Hiebe aus; erst als sich Infanterie entwickelte, ging er zurück. Wenige Tage später hatte die Kompagnie Schauenburg ein schönes Gefecht am Pai scha ho, wo Leutnant Freiherr v. Riedesel den Heldentod fand. Auch von Süden her begann der Feind vorzudrücken. Am 17. tauchte er östlich Li tsun auf. Die Kompagnie Graf Hertzberg mußte zurückgenommen werden; vorgeschobene Werke wurden gesprengt.

Tsingtau war in den nächsten Tagen eingeschlossen. Die Unsrigen standen dem Gegner in einer Stellung von Tsang kou an der Kiautschoubucht bis zum Kaiserstuhl am Gelben Meer gegenüber in einer Ausdehnung von etwa 15 Kilometern. Der einzige Flieger der Besatzung, Oberleutnant zur See Plüschow, brachte, auf seiner alten Rumplertaube aufsteigend, fast täglich Meldungen über neue Landungen und Bewegungen des Feindes. Bei Scha tsy kou landeten Japaner, am Gelben Meer endlich auch Engländer. Etwa 1200 Mann unter General Barnardiston waren es: mit Ruhm haben sie sich nicht bedeckt; die Kampfeslast trugen die Japaner.

Zögernd aber nur gingen auch die Gelben zunächst vor, zumal vom Hafen aus die „Kaiserin Elisabeth", unser kleiner „Jaguar" und das Torpedoboot S 90 die Anmarschstraßen unter lebhaftem Feuer hielten. Und überall hält unsere vorgeschobene Infanterie wacker stand. Aber am 26. muß sie, von Artillerie aufgenommen, doch zurückgezogen werden in eine nähere Stellung; nur eine kleine Schar unter Oberleutnant Grabow, die den höchsten Gipfel des Prinz-Heinrich-Berges, das sogenannte Adlernest, heldenhaft hielt, wurde in der Nacht

des 28. durch ein ganzes feindliches Bataillon umzingelt und nach der Verwundung des Führers und blutigem Kampf gefangen genommen; ein Unteroffizier — Pauli hieß der Brave — schlug sich aber auch hier mit elf Mann durch. Überhaupt: unsere Unteroffiziere! Einen von ihnen, Diecke, fanden die Unsrigen tot auf. Auf einen Zettel hatte er niedergeschrieben: „Ich sterbe einen schweren Tod, aber ich sterbe gern für unseren Kaiser."

Die Japaner drängten nicht nach. Sie gingen, uns zu Ehren, zur förmlichen Belagerung über. Langsam nur, durch unsere Artillerie gehemmt, kamen sie vorwärts. Immer wieder stießen die Unseren auch aus der Linie ihrer Werke in scharfen Ausfällen vor. Sogar unsere kleinen Schiffe setzten sich ein. Am 18. Oktober lief S 90 aus, brachte einen feindlichen Kreuzer zur Strecke, mußte dann freilich, von Übermacht umstellt, landen und wurde von dem Kommandanten gesprengt.

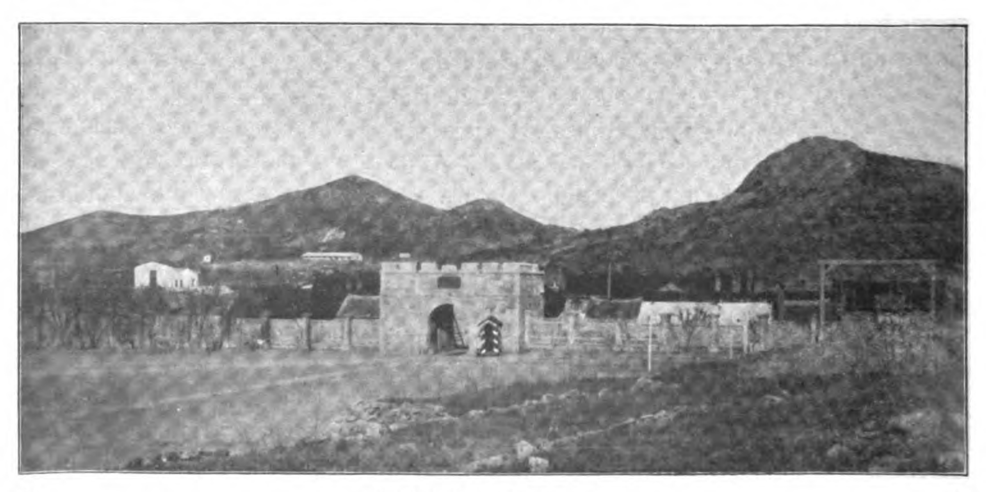
26. Okt. 1915 Anerkennung des Kaisers für die Helden von Tsingtau

Am 26. begann das starke Feuer der feindlichen Landbatterien und Blockadeschiffe. Am gleichen Tage traf ein Funkspruch aus dem deutschen Hauptquartier ein: „Mit mir blickt das ganze deutsche Vaterland voll Stolz auf die Helden von Tsingtau, die getreu dem Wort des Gouverneurs ihre Pflicht erfüllen. Seien Sie alle meines Dankes gewiß.

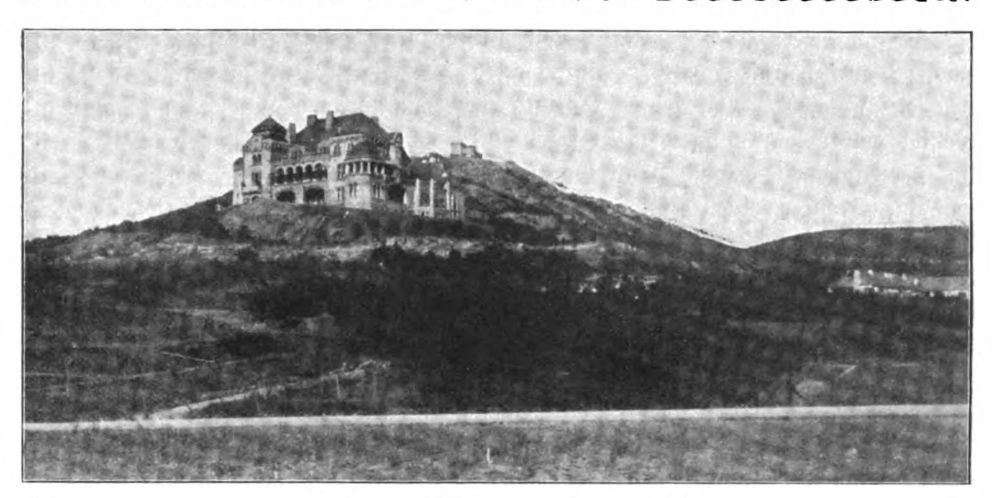
Wilhelm I. R."

Die „Helden von Tsingtau". Wahrlich, Helden waren sie. Tag um Tag gingen jetzt die schwersten feindlichen Granaten auf die Werke, auf die Stadt nieder. In der Werft zerstörten sie Schwimmdock und Kran; in einer Batterie schlug ein Volltreffer den Fregattenkapitän Blylel und sechs Mann von der „Kaiserin Elisabeth" nieder; das elektrische Licht erlosch, die Wasserleitung war schon vorher vernichtet. Immer weitere Geschütze werden außer Gefecht gesetzt, die Hindernisse vor den immer wieder ausgebesserten Werken zerschossen.

Am 1. November wird ein Sturm abgeschlagen. Die Munition aber wird knapp. Es gilt die letzten Vorbereitungen. Möglichst wenig kostbares Material soll dem Feinde in die Hand fallen. Die Werft flammt auf, die wackere „Kaiserin



Artillerie-Lager in Tsingtau



Das Wohnhaus des Gouverneurs Meyer-Waldeck

Elisabeth" wird versenkt. Noch hielt sich Fort Huitschuen-Huk, trotzdem ein Treffer nach dem andern einschlägt. Nackt fast arbeiteten die Mannschaften an den Geschützen, Rauchbinden um den Kopf.

In der Nacht zum 3., zum 4., zum 5. brüllten die japanischen Kanonen wie toll; die Angriffssappen sind weiter und weiter vorgetrieben. Das Ende ist nahe. Dicht liegen die Feinde vor den zertrümmerten Werken. Noch halten sie sich. Aber der Gouverneur weiß: er kämpft nur noch um die Ehre!

6. Nov. 1914 Die letzte Parole „Für Kaiser und Reich!"

Am 6. November gibt Meyer-Waldeck die letzte Tagesparole aus: „Für Kaiser und Reich!" Bis auf einen kleinen Rest ist die Munition verschossen. Einzelne Werke fallen schon, wehrlos, unter wildem Ansturm. Schwer hat die Stadt unter dem Bombardement gelitten.

Bitterste Pflicht: Auf Befehl des Gouverneurs reitet Major v. Reiser zum Feinde hinüber als Parlamentär. Die weiße Flagge steigt auf. Tsingtau ist gefallen — nachdem es viertausend Deutsche lange, lange Wochen gegen eine Übermacht von fast sechzigtausend Mann gehalten. —

Über die letzten Stunden gibt Otto v. Gottberg in seinem schönen, herzenswarmen, durchweg nach amtlichen Quellen bearbeiteten Büchlein „Die Helden von Tsingtau" (Verlag Ullstein & Co., Berlin) eine lebendige Schilderung:

. . . Zwischen sechs und sieben Uhr morgens des 7. November stirbt der Kampf. Im weiten Halbkreis des Eisenringes um Tsingtau schweigt das Knattern der Gewehre, das Donnern der Geschütze, und fast beklemmend fällt die ungewohnte Stille auf der Belagerten Nerven. Sie bleiben in den Häusern und mögen nicht zur Sonne des neuen Tages blicken, denn die Hügel um Tsingtau tragen fremde Fahnen.

Japanische Offiziere — Gottberg rühmt durchweg, daß die Japaner auch während der Belagerung den Krieg auf ritterliche Art führten — beginnen in den Straßen Ordnung zu schaffen. Ihre Leute waren in die Post, ins Kasino, in Privathäuser gedrungen.

Marine-Oberpfarrer Winter hastete in die Kirche, die ein Unteroffizier mit zwölf Mann betreten hatte. Zorn schien den von Natur schmächtigen Herrn wachsen zu lassen. Vor seinen Scheltworten, von bleichen Lippen in todernstem Gesicht gesprochen, mußten die Sieger ihres Weges gehen. Vor dem Lazarett im Seemannshaus hütete Frau Günther die Tür. Während der Belagerungszeit war die Tapfere eine Mutter aller Beladenen gewesen. Männer wie Frauen kamen um Rat und Hilfe zu ihr. Noch immer weiß sie in der von den Japanern besetzten Stadt ihren Forderungen Achtung zu ertrotzen und in Konflikten zugunsten unserer Landsleute zu vermitteln. Auch Pfarrer Winter blieb auf Posten und ein Helfer von Bedrängten.

Als erste geschlossene feindliche Truppe betraten Tsingtau im Lauf des Tages . . . . . die Briten!!! Zuschauend und abwartend hatten sie auf dem kleinen Kriegsschauplatz die gleiche Rolle wie die Italiener auf dem großen gespielt. Nicht als Kämpfer waren sie gekommen, sondern als Hyänen des Schlachtfeldes, um hinter der Front erschöpfter Streiter mit diebischen Fingern Raub aufzulesen. Darum schienen die Japaner zu fürchten, daß sie an unseren Landsleuten Gewalttaten verüben könnten. Sie wiesen den Engländern Quartier im Artilleriedepot an und befahlen der Truppe, vor dem Gebäude die Gewehre zusammenzusetzen. Japanische Posten bewachten die Waffen, denen die Briten nicht nahekommen durften. Nie haben Soldaten, seit der Janustempel zum erstenmal offen stand, schmählichere, aber auch ihrer würdigere Behandlung durch einen Verbündeten erfahren. Britannien war ein Kuli Japans geworden.

Die Geringschätzung der Japaner mußten die Engländer auch bei den Kapitulationsverhandlungen spüren. Am 9. November kam Generalleutnant Kamio mit Kapitän z. S. Meyer-Waldeck zusammen. Beide Führer saßen mit den Herren ihrer Stäbe nieder. Vom japanischen Befehlshaber zum Platznehmen nicht eingeladen, blieb der englische General abseits stehen. Nach kurzer Unterhaltung begann Kamio die Erörterung der Paragraphen der Kapitulation mit der Mitteilung, daß sein Kaiser unseren Offizieren in Anerkennung der heldischen Verteidigung des Platzes die Waffen lasse.

Der britische General tritt zum Tisch:

„Auch im Auftrag meines erhabenen Souveräns, Seiner Majestät des Königs von Großbritannien und Irland, habe ich die gleiche Mitteilung zu machen!"

Der Japaner fährt auf:

„Herr General, haben Sie diese Willensäußerung Ihres Königs schwarz auf weiß?"

Ein englischer General hat wieder einmal gelogen und muß ein verlegenes „Nein!" flüstern.

Kamio entscheidet unwirsch: „Dann kann ich Ihre Worte nicht zu Protokoll nehmen lassen!"

Nach der Sitzung meldete der Gouverneur durch japanische Vermittelung über die deutsche Gesandtschaft in Peking an Seine Majestät:

„Festung nach Erschöpfung der Verteidigungsmittel durch Sturm und Durchbrechung in der Mitte gefallen. Befestigungen und Stadt vorher durch ununterbrochenes neuntägiges Bombardement von Land mit schwerstem Geschütz bis

achtundzwanzig Zentimeter Steilfeuer, verbunden mit starker Beschießung von See schwer erschüttert. Artilleristische Feuerkraft zum Schluß völlig gebrochen. Verluste nicht genau übersehbar, aber trotz schwerstem anhaltendem Feuer wie durch ein Wunder viel geringer als zu erwarten.

Meyer-Waldeck."

Aus dem Großen Hauptquartier kam als Antwort ein kaiserlicher Dank für der Tsingtauer Heldentreue im Telegramm:

„An den Kaiserlichen Botschafter, Washington.

Übermitteln Sie nach Peking, daß Ich in wärmster Anerkennung für die glänzende Verteidigung von Tsingtau dem Kapitän Meyer-Waldeck das Eiserne Kreuz erster Klasse verleihe und Mir vorbehalte, in weitgehendem Maße die Offiziere und Besatzung der Festung — die Tapferen von der ‚Kaiserin Elisabeth' eingeschlossen — zu belohnen. Den schönsten Lohn werden alle im Bewußtsein treu erfüllter Pflicht finden und in der ungeteilten Bewunderung, welche ihnen weit über die Grenzen des Vaterlandes hinaus gezollt wird. Eine große Freude ist es Mir, daß die Verluste verhältnismäßig gering sind. Die Namen der Gefallenen und Verwundeten sollen möglichst bald telegraphiert werden. Vorschlägen für Verleihung des Eisernen Kreuzes sehe ich entgegen.

Wilhelm I. R."

Den vorläufig letzten Dienst deutscher Soldaten in Tsingtau taten Offiziere in Kommissionen, die den Japanern unsern Besitz übergaben. Der Seeoffizier, der die Kriegsschiffe ausliefern sollte, wies über den leeren Hafen: „Wir haben Unterseefahrzeuge daraus gemacht!" Gleich enttäuscht standen die Japaner überall, wo sie Beute zu finden erwarteten. Auch Trophäen hatten sie mit einer Verlustziffer von fünfzehntausend Mann nicht erkauft. Verblüffung sprach aus ihren Mienen, als sie die am 10. November nach Taitungtschen geführten Gefangenen gezählt hatten. Sie verhehlten nicht, daß sie gegen eine Besatzung von mindestens dreifacher Zahl zu kämpfen glaubten. — — —

Unsere Besitzungen in der Südsee waren den Verbündeten eine leichte Beute. Japaner und Engländer teilten sich darein; ob diese Verteilung ganz den britischen Wünschen entsprach, mag dahingestellt bleiben.

Wir hatten diese Kolonien gar nicht militärisch geschützt. Nur kleine Polizeitruppen unterhielten wir, die für Ruhe und Ordnung sorgen sollten. Im übrigen vertrauten wir, vielleicht allzusehr, auch für den Kriegsfall auf die ja doch übereinstimmenden Interessen der weißen Rasse gegenüber den Farbigen — Interessen, die England ohne Bedenken opferte, wo es eine Schädigung Deutschlands erhoffen durfte.

Samoa — Marschallinseln — Marianen — Karolinen

Widerstandslos fiel am 30. August Samoa, nachdem ein starkes Geschwader vor Apia erschienen, in englische Hand. Der Gouverneur Dr. Schultz und andere Beamte wurden in Australien „interniert". Die Japaner bemächtigten sich im Lauf des Oktober der Marschallinseln und der Marianen. Auf den Karolinen waren englische Schiffe schon am 12. August vor Yap erschienen, hatten den Funkenturm zerstört und das Kabel zerschnitten; dann faßten auch hier die Japaner festen Fuß.

Widerstand in Neu-Guinea

Nicht so billig sollten die Engländer, richtiger: die Australier in den Besitz von **Neu-Guinea** gelangen. Hier hatte man schon am 5. August durch den Funkenturm der in Neupommern belegenen Station Bitapaka Nachricht vom Ausbruch des Krieges erhalten. Die Regierung siedelte sofort, da Herbertshöhe und Rabaul voraussichtlich im Feuer feindlicher Schiffe lagen, nach dem höher gelegenen Toma über; nur wenige Beamte blieben in Rabaul zurück. Die Einwohner verhielten sich ruhig.

Gleichzeitig mit diesen Maßnahmen, bei denen das Gouvernement die volle Unterstützung der katholischen Mission in Herbertshöhe fand, schritt man zur Vorbereitung des bewaffneten Widerstandes. Hierbei ging man, wie der amtliche Bericht schildert, von der Erwägung aus, daß unter allen Umständen den wertvollen Plätzen Rabaul und Herbertshöhe im Falle eines feindlichen Angriffes das Bombardement erspart werden müßte, daß dagegen die Funkenstation in Bitapaka sowie der neue Gouvernementssitz in Toma solange als möglich zu verteidigen seien. Es wurde daher aus der farbigen Polizeitruppe mit den beiden vorhandenen aktiven Offizieren die bewaffnete Macht gebildet und diese durch Heranziehung von Deutschen gemäß dem Wehrgesetze für die Schutzgebiete verstärkt. Die zur Truppe einberufenen Deutschen übten zunächst einige Tage in der Nähe von Rabaul und wurden dann als Führer in die auf etwa 300 Mann verstärkte Polizeitruppe eingereiht. Sämtliche in Neupommern und der Nähe wohnhaften wehrpflichtigen Leute stellten sich unmittelbar nach der Bekanntmachung der Kriegserklärung dem Gouvernement zur Verfügung. Bemerkenswert ist, daß auch die Italiener und ein dort ansässiger und angesehener Japaner mit etwa hundert seiner Landsleute dem Gouvernement ihre Dienste gegen einen etwaigen Angriff der Engländer anboten. Letzteres Angebot wurde mit Rücksicht auf die Nachrichten aus der Heimat jedoch nicht angenommen. Die Zahl der im ganzen eingezogenen Deutschen belief sich auf etwa fünfzig. Die Bewaffneten wurden vor allem in Herbertshöhe und Bitapaka untergebracht. Schwächere Posten standen in Toma, Neu-Varzin, Wunakokor, am Weberhafen, in Tobera, Raluana und Kabakada.

Am 12. August erschien ein aus vier Kreuzern und drei Torpedobooten der australischen Flotte bestehendes Geschwader vor Herbertshöhe und Rabaul, verlangte mit dem Gouverneur zu verhandeln und forderte die Beamten auf, die Lage der Funkenstation bekanntzugeben. Dieses Ansinnen wurde abgelehnt. Daraufhin drohte der Flottenkommandant, wenn er bis zu einer gewissen Zeit eine befriedigende Antwort nicht erhielte, die Niederlassungen in Herbertshöhe und Rabaul zu beschießen. Die Beamten blieben jedoch bei ihrer Weigerung, und das Geschwader dampfte, nachdem sowohl in Herbertshöhe als auch in Rabaul die Postämter von gelandeten Truppen zerstört worden waren, wider Erwarten, ohne die Drohung auszuführen, vor Ablauf der gestellten Frist wieder ab.

Die australische Flotte erschien dann am 10. September wieder vor Herbertshöhe. Die Landungstruppen wurden am 11. ausgeschifft und konnten Herbertshöhe besetzen, ohne Widerstand zu finden. Um $7^1/_2$ Uhr wurde die britische Flagge gehißt. Der Hafen von Rabaul wurde durch Torpedoboote nach etwa von den Deutschen ausgelegten Minen abgesucht. Auch nach Rabaul

konnte später ohne Widerstand eine Besatzungstruppe gelegt werden. Die in Herbertshöhe gelandeten Truppen stießen indessen bei dem Vordringen in der Richtung der Funkenstation Bitapaka dicht hinter Herbertshöhe auf starken Widerstand. Sie rückten bei Tagesanbruch vor, und es entwickelte sich auf einem Gefechtsfelde von der Ausdehnung von ungefähr sieben Kilometern ein erbitterter Buschkrieg. Die Wege waren teilweise mit Minen besetzt, und die Station war durch Schanzgräben gesichert. Nach heftigem Kampf — es wurde in australischen Zeitungen besonders betont, daß auch die eingeborenen Soldaten der Deutschen tapfer kämpften — soll sich — wir sind auf Berichte des Auslandes angewiesen, der befehlshabende deutsche Offizier dieser Verteidigungslinie, einige hundert Meter von der Telefunkenstation entfernt, ergeben haben.

Die Telefunkenstation selbst wurde weiter verteidigt, und erst als die Engländer Geschütze in Stellung brachten, um die Station zu beschießen, vermutlich am 12. September, übergeben und von den Engländern zerstört. Nach dem Falle der Telefunkenstation gingen die Landungstruppen gegen Toma vor, wohin, wie erwähnt, die Deutschen den Sitz der Verwaltung verlegt hatten. Bei den von den Deutschen hier angelegten Verschanzungen fanden dann kleine Gefechte statt, doch war die Überlegenheit der Angreifer so groß, daß sich die Verteidiger nach tapferster Gegenwehr ergeben mußten. —

Ungleich bedeutungsvoller waren die Kämpfe in Afrika.

Die „Solidarität der weißen Rasse“ und die Kongoakte

Hier zeigte sich, vorweg bemerkt, erst recht, wie England und mit ihm Frankreich der ehedem so oft betonten „Solidarität der weißen Rasse“ ins Gesicht schlugen. Für einen Teil unserer afrikanischen Besitzungen kamen zudem ausdrückliche Vereinbarungen in Frage, die deren Neutralität im Falle eines Krieges sicher stellen sollten. Auch über sie gingen unsere Gegner ohne Bedenken zur Tagesordnung über.

„Bei Ausbruch des jetzigen Krieges,“ schrieb der Staatssekretär des Kolonialamts, Dr. Solf, „hatte man erwarten dürfen, daß die beteiligten Mächte sich des Artikels 11 der Kongoakte vom 26. Februar 1885 erinnern würden. Dieser Artikel verpflichtet die Signaturmächte der Kongoakte für den Fall, daß die eine oder andere Macht, die Souveränitätsrechte im konventionellen Kongobecken ausübt, in einen Krieg verwickelt wird, ihre guten Dienste zu leihen, um auf Verlangen des betreffenden Staates zu bewirken, daß das fragliche Gebiet während der Dauer des Krieges neutralisiert bleibt. Diese weise und menschenfreundliche Bestimmung war seinerzeit auf besonderes Betreiben der Vereinigten Staaten von Amerika in die Kongoakte aufgenommen worden. Von deutscher Seite sind alsbald nach Kriegsausbruch die erforderlichen Schritte geschehen, um durch die Vermittlung der Regierung der Vereinigten Staaten eine Neutralisierung des in das konventionelle Kongobecken fallenden Teiles von Kamerun sowie von Deutsch-Ostafrika herbeizuführen. Eine gleiche Anregung ist von Belgien ausgegangen und, wie es aus dem belgischen Graubuch hervorgeht, ist Frankreich anfangs geneigt gewesen, dem Vorschlag zuzustimmen, hat aber später unter dem Einflusse Englands, das offen erklärte, es gälte Deutschland zu schädigen, wo man nur könne, abgelehnt.

Als Grund der Ablehnung wurde angegeben, daß es Deutschland gewesen sei, das mit Eröffnung der Feindseligkeiten in den afrikanischen Gebieten begonnen habe. Es steht aber nach den vorhandenen Nachrichten fest, daß in Ostafrika wie in Neukamerun die Feindseligkeiten durch die Alliierten begonnen worden sind. Wie aus dem belgischen Graubuch mit fast zynischer Offenheit hervorgeht, haben England und Frankreich ihre offiziellen Ablehnungsgründe selbst nicht ernst genommen. Es waren nichts als Vorwände für ihre wahren, gewalttätigen Absichten. Die Eröffnung der Feindseligkeiten auf kolonialem Boden hat alle diejenigen Instinkte und Neigungen in den Eingeborenen wieder wachgerufen, die man in friedlicher Bearbeitung der Bevölkerung während der letzten Jahrzehnte niederzuhalten und allmählich auszurotten eifrig bemüht gewesen ist. Die ungezählten Millionen, die das christliche Missionswerk in Zentralafrika erfordert hat, sind vergeblich geopfert. Die Stellung der weißen Rasse ist in ihrem Fundament erschüttert. Auf England und Frankreich lastet nunmehr vor dem Richterstuhl der Weltgeschichte die ganze Verantwortung für die folgenschwere, vor kurzem für ganz undenkbar erachtete Verletzung der Kongoakte."

Die Engländer wollten den Krieg; sie haben uns die Gegenwehr auch in Afrika aufgezwungen.

Unsere blühende kleine Kolonie Togo fiel als erstes Opfer. Am 5. August, auf die ersten Nachrichten vom Kriegsausbruch hin, wurde mobil gemacht. Eine schwache Europäerkompagnie neben der ebenso schwachen Polizeitruppe — das war alles; es befanden sich ja kaum 400 Europäer, darunter nur 320 Deutsche, in der Kolonie. Ohne Widerstand aber wollte der stellvertretende Gouverneur, Major a. D. v. Döring, unseren Besitz nicht aufgeben. Der Küstenplatz Lome war freilich nicht zu halten; so zog er sich gleich in den ersten Tagen mit seinen 400 Mann auf Atakpame und Kamina, wo sich die große Funkenstation befand, zurück. Von der Küste aus folgten die Engländer, während französische Kräfte den Grenzfluß Mono überschritten und über Anecho vordrangen.

„In Hannina hatten wir", berichtete ein deutscher Pflanzer, der sich in die kleine Truppe hatte einreihen lassen, „einige Tage Ruhe, aber schon hörten wir, daß der Feind Eisenbahnschienen von Lagos bekommen habe und dabei sei, die von uns gesprengte Brücke über den Shio wieder in Ordnung zu bringen. Ferner benutzte er unsere kleinen Maschinen (Lokomotiven) und dasjenige rollende Material, das leider in Lome hatte bleiben müssen, dazu, seine Truppen zu befördern. Hauptmann Pfähler, der inzwischen von Kratschi angekommen war, wurde nun am 15. August abends mit Leutnant Schlettwein, Leutnant Stange, Leutnant der Reserve Dr. Sengmüller, Leutnant der Reserve Dr. Kohlsdorf und dem österreichischen Staatsangehörigen Baron Codelli nebst mehreren anderen Europäern und zwei Kompagnien Eingeborenen dem Feind nach der Station Agbeluwoe entgegengeschickt, um ihn zu einem Gefecht zu veranlassen.

In diesem Gefecht verloren wir (wie später berichtet wurde, durch Verrat der Eingeborenen) Hauptmann Pfähler (tot), verwundet wurden Leutnant der Reserve Dr. Sengmüller (schwerer rechter Oberschenkelschuß), Leutnant der Reserve Dr. Kohlsdorf (Schulterschuß). Die beiden letzteren kamen in das Krankenhaus nach Lome. Ferner wurden etwa 12 Deutsche in englische Gefangenschaft gebracht.

Wir stellten uns am 22. August abermals (unter Hauptmann Mans) am Chra dem Feinde entgegen, und das war das heftigste Gefecht, das stattgefunden hat. Hier verloren wir den Bahnassistenten Klemp, welcher das Maschinengewehr bediente. Ferner wurden verwundet Dr. v. Raven (linker Unterarmschuß) und gefangen genommen Assistent Berke. Wir mußten schließlich der Übermacht und wegen Mangel an Munition weichen."

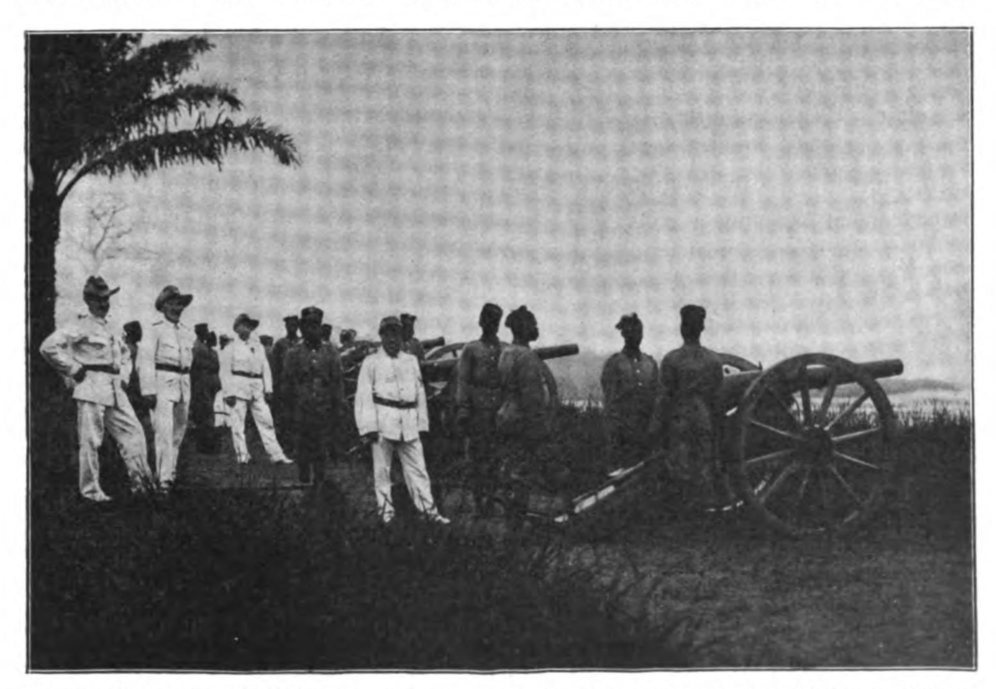
Es war noch gelungen, den Funkenturm zu zerstören. Dann mußte Major v. Döring kapitulieren. Am 27. August fand die schmerzvolle Übergabe statt. —

27 Aug. 1914 Übergabe der letzten Station in Togo

In Kamerun stießen die Verbündeten auf hartnäckigsten und wiederholt sehr erfolgreichen Widerstand, den der Gouverneur Dr. Ebermaier gemeinsam mit dem Führer der Schutztruppe, Oberstleutnant Zimmermann, trefflich vorbereitet hatte. Wir hatten zwar auch hier eine im Verhältnis zu dem ungeheuren Gebiet — etwa 750000 Quadratkilometer — nur unbedeutende Schutztruppe; nach der Mobilmachung soll sie in zwölf Kompagnien 57 Offiziere, 16 Ärzte, 100 Weiße und 1700 Farbige betragen haben. Durch äußerst geschickte und energische Verwendung kamen diese schwachen Truppen aber immer voll zur Geltung. Soweit es irgend möglich war, wurde der Kampf, der sich bald auf verschiedenen Kriegsschauplätzen abspielte, in echt deutscher Weise offensiv geführt.

Widerstand in Kamerun

Die Küstenplätze freilich — Victoria, Duala, Kribi und Kampo — konnten unsere Wackeren nicht halten, nachdem die Franzosen und Engländer mit ihren Kriegsschiffen Anfangs September vor den Häfen erschienen waren; außer ein paar alten Salutgeschützen fehlte ihnen ja jedes Abwehrmittel gegen das überlegene Feuer der Kreuzer. Aber jeder Fußbreit Boden wurde den eindringenden Landungsabteilungen im hartnäckigsten Buschkrieg streitig gemacht. Für den Weg



Vor Kriegsbeginn: Deutsche Hafenwache am Strand von Duala. Photo-Zentrale des Kolonialkriegerdanks phot.

von Duala nach Edea, etwa 90 Kilometer, brauchten die Verbündeten drei Wochen Zeit, und je weiter sie sich von der Küste entfernten, desto schwieriger wurde ihr Vorwärtskommen. Immer wieder stellten sich die schwachen Deutschen, immer wieder stießen sie vor. Schon am 6. September holten sich die Engländer bei Nsanakang eine kräftige Schlappe; Anfang Dezember schlug sie Hauptmann v. Hagen noch einmal bei Kribi.

Doch nicht nur von der Seeseite her erfolgte der Angriff. An der Ost- und Südgrenze der Kolonien brachen die Franzosen, unter Oberst, später General Largeau, ein, wurden aber bei Russery am 19. Oktober empfindlich geschlagen. Wohl mußten auch hier schließlich die Unsrigen der Übermacht weichen, aber ihr Widerstand blieb ungebrochen. Wo und wie sie in immer neuen, erbitterten Kämpfen die deutsche Fahne hochhielten, darüber wird später noch zu berichten sein. –

Widerstand in Südwest-Afrika

Unser schönes, erst so arg verkanntes, dann so heiß geliebtes, mit gutem deutschen Blut gegen die aufständischen Hereros behauptetes Südwestafrika galt den Engländern selbstverständlich als besonders lockendes Ziel. Wir waren hier wenigstens einigermaßen gerüstet, obschon leider die Truppenzahl in den letzten Jahren aus Sparsamkeitsrücksicht mehr als gut verringert worden war. Der Gouverneur Dr. Zeitz verfügte bei Kriegsausbruch über rund 90 Offiziere, 30 Ärzte, 2000 Mann; wer aber von der weißen Bevölkerung Waffen tragen konnte, eilte sofort zur Fahne; an Artillerie waren zunächst (von Maschinengewehrzügen abgesehen) drei Gebirgsbatterien vorhanden, mit einer freilich nicht sehr starken Munitionsausrüstung.

Neuaufgestellt wurden nach der am 2. August ausgesprochenen Mobilmachung acht Kompagnien, eine leichte Feldhaubitzen-Batterie, eine Revolverkanonen-Batterie, vier Feldlazarette. Durch besondere Verfügung des Gouverneurs wurde, wie das „Deutsche Kolonialblatt" vom 1. Januar 1916 mitzuteilen in der Lage war, Mitte August ein „Südafrikanisches Freikorps" unter Führung des schon längere Zeit in Deutsch-Südwestafrika lebenden Buren Andries Dewet gebildet, sodaß die Gesamtstärke unserer Streitkräfte einschließlich der in den größeren Orten und auf Stationen verbleibenden Besatzungen etwa 5000 Mann betrug. Zwei Flugzeuge, die sich seit Mai 1914 im Schutzgebiet zu Versuchszwecken befanden, leisteten unter Oberleutnant v. Scheele im Verlauf des Krieges vorzügliche Dienste.

Das „Südafrikanische Freikorps" trat zunächst an der Südostecke des Schutzgebietes gegen feindliche Vortruppen in Tätigkeit. Durchweg beritten und verstärkt durch eine Batterie Feldkanonen alter Art unter Führung des Hauptmanns der Schutztruppe Haußdnag, hat es sich gut geschlagen, solange noch Hoffnung auf eine Vereinigung mit den aufständischen Kapburen bestand; nach dem Zusammenbruch der Burenbewegung, von der gleich die Rede sein wird, mußte es aber aufgelöst werden, wobei die dienstfähigen und militärpflichtigen Leute in die Truppe übernommen, die übrigen entlassen wurden.

Die Mobilmachung ging trotz der mangelhaften Verkehrsverhältnisse und großen Entfernungen ordnungsmäßig vonstatten, so daß die letzten Gestellungspflichtigen sämtlich bis Ende August bei ihren Truppenteilen eingetroffen waren. Die Stimmung war vorzüglich, obwohl seit Zerstörung der Funkenstation in

Kamina (Togo) in der Nacht vom 24. zum 25. August eine Nachrichtenübermittelung aus Deutschland durch die Großstation Nauen nur selten, nach Deutschland überhaupt nicht mehr möglich war. — —

England hatte „seine" Südafrikanische Union gegen Deutsch-Südwestafrika mobil zu machen verstanden. Es fruchtete nichts, daß der Gouverneur von Deutsch-Südwestafrika mit feiner, scharfer Unterscheidung der Parteien sofort erklären ließ: „Die Deutschen führen keinen Krieg gegen die holländischen Südwestafrikaner. Dagegen werden wir alle Maßregeln ergreifen, um auf allen Punkten die Angriffe der Engländer (die bereits unsere Grenzstation Romansdrift besetzt hatten) abzuschlagen, und wir werden den Krieg ausschließlich und bis zum äußersten gegen England und die Engländer führen."

10. Sep. 1914 Botha läßt das Parlament den Krieg gegen Deutsch-Südwest-Afrika erklären

Der gefügige, doppelzüngige General Botha, einst angeblich begeisterter Verehrer Deutschlands und im Deutschen Reich bei einem Besuch mit der bei uns üblichen Bewunderung begrüßt, brachte am 10. September einen Parlamentsbeschluß zustande, der den Krieg gegen unsere Kolonie zum Inhalt hatte. Er stieß dabei freilich auf hartnäckigen Widerstand vieler alter Burenführer, einen Widerstand, der sich bald nicht auf Worte beschränkte, sondern zu Taten überging. Wenn es auch nicht unmittelbar in den Rahmen dieser Darstellung gehört, müssen wir doch mit Dankbarkeit der Männer gedenken, die gegen Botha und für uns Partei ergriffen. An erster Stelle ist hier Oberstleutnant Maritz zu nennen, dann der General Beyers, Dewet, Kemp und Fourie. In ihnen allen lebte noch die unauslöschliche Erinnerung, wie England im Burenkrieg Land und Leute mißhandelt, wie auf des edlen Lord Kitcheners Weisung Tausende und Abertausende armer Frauen und Kinder dem langsamen Tode in den berüchtigten Konzentrationslagern in die Arme getrieben worden waren. Wie Dewet es ausdrückte: „Wir sind durch das elende englische Geschmeiß bis aufs Blut gequält worden!"

Wackere Männer, die Führer und die Buren, die sich um sie scharten. Aber es fehlte der aufflammenden Bewegung an Geschlossenheit und nachhaltiger Kraft. Nacheinander wurden die zersplitterten Kräfte von den Regierungstruppen abgetan; Beyers fiel, Dewet, Fourie wurden gefangen genommen, nur Maritz entkam. Gegen Anfang des Jahres 1914 war der Aufstand im wesentlichen erstickt.

Immerhin hatte der geplante große, umfassende Angriff auf Südwestafrika durch diese Ereignisse sich verzögert. Es erschien zwar am 17. September vor Swakopmund ein englischer Kreuzer und beschoß die Stadt; am 24. wurde das Bombardement wiederholt. Am 19. September war auch vor Lüderitzbucht ein englisches Geschwader aufgetaucht, zwei Kreuzer, vier Torpedoboote und zwölf Transportschiffe. Die Stadt wurde von einem starken Landungskorps besetzt, die nahen Diamantenfelder mit Beschlag belegt: aber monatelang scheiterten alle englischen Versuche, über Garub in das Innere des Landes einzudringen, an dem tatkräftigen Widerstand der Schutztruppe. Mitte September hatte inzwischen der Kommandeur der Schutztruppe, Oberstleutnant v. Heydebreck, beschlossen, den Unionstruppen, die sich in erheblicher Stärke bei Steinkopf südlich des Oranje gesammelt und die schwach besetzte Station Ramansdrift überfallen hatten, schon in den deutschen Oranjebergen mit seiner Hauptmacht entgegenzutreten, während die beiden von Lüderitzbucht und Swakopmund ins Landesinnere führenden Bahn-

linien nach teilweiser Zerstörung nur von schwachen Kräften unter den Hauptleuten von Münstermann und Scultetus besetzt wurden.

Es wurden nunmehr — wir folgen hier wieder der erwähnten Darstellung im „Deutschen Kolonialblatt" — drei gemischte Detachements aufgestellt, die man zur Vortäuschung größerer deutscher Truppenmassen „Regimenter" nannte, und eine Artillerie-Abteilung gebildet. Die Detachements waren je drei bis vier Kompagnien und eine Batterie, die Artillerie-Abteilung drei Batterien stark; sie standen unter der Führung der in früheren Kolonialkämpfen bewährten Majore Franke, Ritter, v. Rappard und Bauszus.

Im September 1914 Erfolgreiches Gefecht bei Sandfontein

Ende September kam es zwischen Teilen dieser Hauptmacht der Schutztruppe unter Oberstleutnant v. Heydebreck (Generalstabsoffizier Hauptmann Weck) und einer größeren Abteilung der Unionstruppen in den Oranjebergen zum Gefecht bei Sandfontein, wo es der Truppe gelang, drei feindliche Schwadronen mit Artillerie und Maschinengewehren zu umzingeln und nach heftigem Kampfe, der von früh 7 Uhr bis 5 Uhr abends dauerte, zur Übergabe zu zwingen. Zwei Entsatzversuche der Engländer von Ramansdrift aus wurden durch die auf den Zugangsstraßen verdeckt aufgestellte 1. Kompagnie unter Hauptmann v. Kühne blutig zurückgewiesen. Unterführer im Gefecht waren die Majore Ritter, v. Rappard und Bauszus, während Major Franke mit seiner Abteilung gegen Pelladrift beobachtete. Die Siegesbeute betrug 300 Gefangene (darunter der verwundete Oberst Grant), viele Gewehre, zwei Feldgeschütze, vier Maschinengewehre, Pferde, Wagen, Zelte und reichlich Proviant. Die Schutztruppe hatte etwa 50 Tote und Verwundete zu beklagen. Major v. Rappard und Oberleutnant d. Res. Schmidt fielen, Oberleutnant Frhr. v. Schade wurde schwer verwundet.

Anfang Oktober hatten die Engländer in Lüderitzbucht, wo, wie bereits erwähnt, schon am 19. September englische Schiffe erschienen waren, mit der Landung einer größeren Truppenmacht begonnen, die schließlich insgesamt auf 8000 Mann stieg. Die Hauptmacht der Schutztruppe ohne das Detachement Franke wurde daher unter Major Ritter nach Aus an der Bahn Lüderitzbucht—Keetmanshoop gezogen. Den Grenzschutz nach Süden, woselbst die Unionstruppen nach der Niederlage von Sandfontein zunächst keinen Einmarsch mehr versuchten, übernahm Hauptmann Medding mit einem besonders zusammengestellten „Regiment", das später noch durch eine Abteilung unter Hauptmann Schoepffer verstärkt wurde.

Am 9. November ereignete sich in Kalkfontein (Süd) ein schwerer Unglücksfall von weittragender Bedeutung: beim Probeschießen mit Gewehrgranaten wurde der allverehrte Kommandeur der Schutztruppe, Oberstleutnant v. Heydebreck, infolge eines Frühzerspringers tödlich verletzt. Auch der einzige Generalstabsoffizier der Truppe, Hauptmann Weck, verstarb infolge Sturzes mit dem Pferde Anfang März 1915. Der nächstälteste Stabsoffizier der Schutztruppe, Major Franke, war Ende Oktober mit einer stärkeren Abteilung gegen das portugiesische Fort Naulila entsandt worden, von dessen Besatzung eine friedliche Erkundungsabteilung unter Bezirksamtmann Dr. Schulze überfallen und ermordet worden war; von Offizieren waren noch Leutnant Lösch und Leutnant v. Rödern Opfer dieses heimtückischen Überfalls. In Naulila kam es Mitte Dezember zu einem scharfen Gefecht, das mit der Zersprengung der nach offiziöser Mitteilung der portu-

Oktober 1914 Überfall bei Naulila durch die Portugiesen

giesischen Regierung 620 Mann, vier Maschinengewehre und drei Geschütze starken feindlichen Besatzung endete. Unsere Verluste betrugen 11 Tote und 22 Verwundete. Unter den Verwundeten befand sich der Führer Major Franke, ferner Hauptmann Vorberg, Oberleutnant Gutjahr, die Leutnants d. Res. Schrader und Scherer und Leutnant a. D. Frhr. v. Stein. Nach Rückkehr aus dem Norden übernahm der von seiner Verwundung wieder genesene und inzwischen beförderte Oberstleutnant Franke Anfang des Jahres 1915 den Befehl über die Gesamtstreitkräfte. —

Die großen Kämpfe, die schließlich zum Unterliegen unserer tapferen Südwester führten und einer geradezu erdrückenden Übermacht gegenüber führen mußten, fallen in das Jahr 1915. Über sie wird daher erst später berichtet werden. —

Unsere größte, wirtschaftlich in der schönsten Entwicklung befindliche Kolonie Ost-Afrika wollten sich die Engländer nicht entgehen lassen.

Widerstand in Ost-Afrika

Die Lage Deutsch-Ostafrikas ließ von vornherein vermuten, daß sich hier verschiedene Kriegsschauplätze bilden würden. Die Kolonie war einmal Angriffen von der See aus ausgesetzt; dann von der englischen Grenze im Südwesten zwischen Njassa- und Tanganjikasee, im Norden und Nordwesten auf dem Ostufer des Viktoriasees und in der Gegend des Kilimandscharo; endlich im Nordwesten vom Kivusee. An den zuerst genannten Stellen kamen als Gegner englische Kolonialtruppen in Frage; es waren anscheinend besonders indische Truppen herangezogen. Am Kivusee traten uns belgische Kongotruppen gegenüber. Auch hier war die Schutztruppe im Verhältnis zur Ausdehnung des Gebiets äußerst schwach mit ihren 14 Kompagnien, einer Maschinengewehr- und einer Signalabteilung, 122 Offizieren, nur 138 weißen und 2500 farbigen Unteroffizieren und Mannschaften. Aber sie war vorzüglich ausgerüstet und ausgebildet, und gerade auch die farbigen Askaris versagten nie. Außerdem jedoch erfolgte bei der verhältnismäßig starken weißen Bevölkerung sofort nach der Mobilmachung ein sehr starker Zustrom von Reservisten, Landwehrleuten, Freiwilligen: über deren Zahl ist bisher freilich noch nichts ermittelt, wir wissen aber, daß sich besonders unter den Pflanzern und Beamten viele frühere Offiziere und Offizierdiensttuer befanden, die vortrefflichste Dienste leisteten.

8. Aug. 1914 Bombardement von Dar es salam

Die Engländer begannen die Feindseligkeiten — was hier noch einmal stark betont werden darf: unter vollständiger Mißachtung der Kongoakte — schon in der ersten Augustwoche. Sie, die so wütend zeterten, als wir befestigte Städte an der Ostküste Englands bombardierten, beschossen am 8. August das unbefestigte Dar es salam durch ihre Kreuzer „Pegasus" und „Astrea" (oder „Pandora"); sie beschlagnahmten, da die wehrlose Stadt die weiße Fahne hißte, die im Hafen befindlichen Schiffe und versenkten den kleinen Regierungsdampfer „Möve"; am 17. August bombardierten sie ebenso die offene Stadt Tanga. Nicht umsonst hatte der bekannte Admiral Lord John Fisher kurz vor dem Kriege geäußert: „Das Wesen des Kampfes ist Gewalttätigkeit, Mäßigung im Kriege ist Beschränktheit! Schlage vor allen Dingen, schlage rücksichtslos und schlage allerwärts!"

S. M. Schiff „Königsberg“

Den Missetäter „Pegasus“ faßte freilich unser kleiner Kreuzer „Königsberg“ scharf an. Der Engländer war, seiner großen Taten stolz, nach Sansibar abgedampft. Da fand ihn „Königsberg“, eröffnete auf 8000 Meter ein wohlgezieltes Feuer, bis er das Antworten vergaß, fuhr auf 6000 Meter heran und schoß ihn in Grund und Boden. Unsere wackere „Königsberg“ unter ihrem trefflichen Fregattenkapitän Looff machte darauf ein paar kecke Kreuzerfahrten im Indischen Ozean, brachte eine Anzahl Handelsschiffe zur Strecke, beschoß die französische Eisenbahn, die nach Addis-Abeba herauffährt, und dampfte wieder nach unserem Ostafrika zurück. Da freilich ereilte das Schiff, nicht die Besatzung das Schicksal. Es wurde an der Mündung des Rufidjiflusses von einem weit überlegenen englischen Geschwader angegriffen, fuhr noch sechs Seemeilen den Fluß hinauf und wurde dann von den Engländern durch Versenken eines Kohlendampfers „eingesperrt“. Was aber die Besatzung nicht hinderte, an den späteren Landkämpfen höchst erfolgreich mitzutun.



Dr. Schnee, Gouverneur von Deutsch-Ostafrika
Phot. Rud. Dührkoop

Am 14. August hatten inzwischen die Engländer einen anderen „Seesieg“ erfochten, nämlich auf dem Njassasee den kleinen Dampfer „Hermann v. Wißmann“ gekapert, der sogar einen richtigen Böller an Bord führte. Dagegen stieß unsere Schutztruppe wiederholt über die englische Grenze vor, in einem Kleinkrieg von wechselnden Erfolgen. Die Briten, die ihre Berichte immer wunderhübsch aufzuputzen verstehen, erzählen z. B. von einem Kampf bei Longido, westlich von Kilimandscharo, in dem sie „drei starke Stellungen nahmen; aber gegen Abend wurde es den Truppen infolge von Wassermangel unmöglich, sie zu behaupten.“ Auch die Belgier holten sich einige tüchtige Schlappen an der Grenze.

Dann versuchten es die Engländer wieder von der See aus. Am 2. November erschienen sie mit nicht weniger als zwölf Transportschiffen, gedeckt von zwei Kreuzern, vor Tanga und forderten bedingungslose Übergabe, die selbstverständlich von dem Gouverneur, Dr. Schnee, abgelehnt wurde. Darauf dampften die Herrschaften zunächst ab, kamen aber bald wieder und schifften ein europäisches und vier indische Regimenter aus, dazu Kavallerie, neun Geschütze, acht Maschinengewehre. Unter dem Schutz der schweren Schiffsgeschütze landeten wenigstens 8000 Mann. Inzwischen war von uns aber herangezogen worden, was heranzuziehen war: kaum 2000 Mann. Sie bissen unter Oberstleutnant v. Lettow gewaltig an. Drei Tage währte das Ringen; am 4. November ununterbrochen 15 Stunden. Bis die Gegner mürbe waren. Am 6. November zogen die Schiffe nach Einschiffung des Restes ihrer gelandeten Truppen von

4.—6. November 1914 Schlacht bei Tanga



Die Reede von Tanga in Deutsch-Ostafrika

dannen. Des Restes: denn sie hatten nicht weniger als 3000 Mann verloren. Dazu erbeuteten wir 8 Maschinengewehre, 300000 sehr willkommene Patronen, 30 Feldtelephone, viele Gewehre und Ausrüstungsstücke aller Art. Unsere Verluste waren gering. Aber einer der ältesten Deutsch-Afrikaner, der noch unter Wissmann gefochten und sich dann in der Kolonie dauernd ansässig gemacht hatte, Hauptmann v. Prince, war unter den Gefallenen.

„Die Stimmung unserer siegreichen Truppen, Schutz- und Polizeitruppen und Kriegsfreiwilligen aus dem Schutzgebiet, war ausgezeichnet. Auch die Askaris bewiesen aufopfernde Hingabe und Heldenmut. Die volle Tragweite der englischen Niederlage ist noch nicht annähernd zu übersehen.“ So berichtete der Gouverneur.

Der Kaiser richtete auf diesen Bericht an den Staatssekretär des Reichskolonialamtes Dr. Solf aus dem Großen Hauptquartier folgendes Telegramm:

„Ihre Meldung von dem schönen Sieg bei Tanga in Ostafrika hat Mich hocherfreut. Ich spreche Ihnen zu dieser Ruhmestat unserer Schutztruppe Meinen herzlichsten Glückwunsch aus. Übermitteln Sie Meine Anerkennung an die braven Männer, die fern von der Heimat die vierfache Überlegenheit entscheidend geschlagen haben, zur Ehre des deutschen Vaterlandes. Das Vaterland ist stolz auf seine Söhne.

Wilhelm I. R.“

28. Nov. 1914 Zweiter Angriff auf Dar es salam

Am 28. November 5 Uhr morgens erschienen ferner auf der Reede von Dar es salam das englische Linienschiff „Goliath“, der Kreuzer „Fox“ und die beiden Schlepper „Helmut“ und „Kadett“. Dem englischen Seebefehlshaber wurde auf sein Ersuchen hin vom deutschen Gouverneur gestattet, die in der Flußmündung liegenden Handelsschiffe zu besichtigen. Es wurde jedoch ausdrücklich nur das Einlaufen eines nicht bewaffneten Dampfbootes erlaubt. Entgegen dieser Vereinbarung ließen die Engländer drei mit Maschinengewehren und Sprengmaterial ausgerüstete und voll bemannte Pinassen in den Hafen einlaufen und begannen auf den in der Flußmündung vor Anker liegenden Dampfern der deutschen Ostafrikalinie „Feldmarschall“, „König“ und „Kaiser Wilhelm II.“ Sprengungen vorzunehmen. Gleichzeitig eröffneten die englischen Kriegsschiffe ohne vorherige Ankündigung das Feuer auf Dar es salam. Etwa 200 Granaten aus 30,5-Zentimeter- und 15-Zentimeter-Geschützen fielen in die wehrlose Stadt. Der Gouverneurpalast wurde in Trümmer gelegt, mehrere Häuser beschädigt. Auf den deutschen Dampfern wurden währenddessen Maschinenteile abgenommen und versenkt, Zylinder gesprengt und die Dampfrohrleitungen zerstört. Der angerichtete Schaden belief sich schätzungsweise auf eine Viertelmillion. Einer deutschen Patrouille gelang es schließlich jedoch, den englischen Commander Patterson und 8 Matrosen, die inzwischen den vorgefundenen Spirituosen allzu reichlich zugesprochen hatten, auf dem „Feldmarschall“ zu überraschen und gefangen zu nehmen. Die übrigen Engländer flüchteten in die Boote, führten aber als Gefangene 19 Europäer, darunter eine Stewardeß, ferner 10 Araber, 3 Chinesen und 2 Inder mit sich; sie brauchten die Gefangenen, die in den Rettungsbooten der Dampfer längsseits der Pinasse untergebracht waren, zu ihrer eigenen Deckung vor dem Feuer der deutschen Gewehre, die den

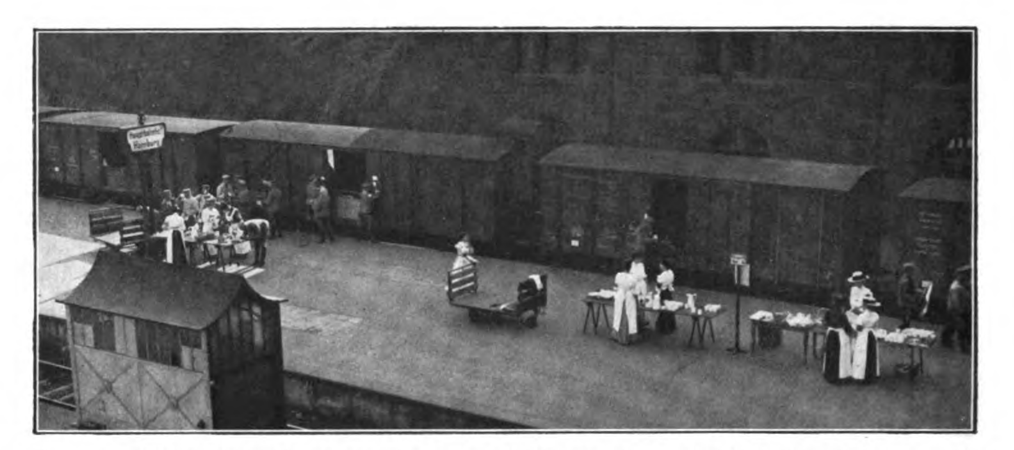
Eingang beherrschten. Beim Durchbruch durch die Feuerlinie wurden 2 Deutsche verwundet. Die englischen Kriegsschiffe verließen darauf die Reede, erschienen aber am nächsten Morgen wiederum vor der Stadt. Um 2 Uhr wurde das Bombardement erneut aufgenommen. Etwa 400 Schuß wurden abgegeben, das Bezirksgericht, das Kasino, die Bank, das Hotel Kaiserhof, allen Besuchern Ostafrikas im bestem Andenken, das Vermessungsbureau, die Brauerei, die Eingeborenenschule wurden zerstört, 10 Frauen getötet, 8 andere schwer verwundet: alles in allem genommen, eine echt englische Heldentat! Fast gleichzeitig aber warfen Teile unserer Schutztruppe unter Major von Hümen eine englische Abteilung, die in den Bezirk Bukoba eingedrungen waren, über die Grenze zurück.

Am 16. Dezember beschoß „Fox" den offenen Küstenplatz Kilwa und am 18. des Monats das gleichfalls unbefestigte Ras Kazome, dicht bei Tanga. Am 23. des gleichen Monats endlich erschien ein armierter Hilfskreuzer vor Kilwa und beschoß ohne Veranlassung und ohne jede vorherige Ankündigung den durchaus unverteidigten Ort.

Seitdem wurde es recht still in Deutsch-Ostafrika. Vor der Küste lagen beobachtend ein paar englische Kriegsschiffe; an den Landgrenzen gab es ab und zu ein Scharmützel. Zu einem größeren Unternehmen aber rafften sich die Engländer nicht wieder auf, auf lange hinaus nicht. Sie hatten hier auf Granit gebissen; ihre indischen Truppen brauchten sie anderswo nötiger, die Südafrikander, soweit sie verengländert, schienen vorläufig nicht zu dem großen Kreuzzug nach Ostafrika bereit, die Kongo-Belgier zögerten, und die Portugiesen waren noch nicht kriegsbereit. Vor allem aber — das wußte das stolze Albion nun — mit kleinen Abteilungen war in Deutsch-Ostafrika kein irgendwie nennenswerter Erfolg zu erringen. — —



Unsere Schutztruppe mit Maschinengewehr



Erfrischungsstation für Truppentransporte auf einem Hamburger Bahnhof. Phot. Schaul

Fünfzehnter Abschnitt

Wir daheim. Liebestätigkeit. Die Jugend. Burgfriede. Das deutsche Wirtschaftsleben in den ersten fünf Kriegsmonaten. Die Frauenarbeit im Kriege. Der Erfolg der deutschen und der österreichisch-ungarischen Kriegsanleihe. Sitzung des Deutschen Reichstags am 2. Dezember 1914.

Auf die jauchzende Begeisterung, mit der wir unseren hinausziehenden Kriegern, unseren Brüdern und Söhnen, die Abschiedsgrüße zugewinkt hatten, auf die lodernde Begeisterung, in der sich Tausende deutscher Männer und Mädchen vor dem Altar zur Kriegstrauung liebevoll und stolz zusammenfanden, waren ernste Tage gefolgt. Tage innerer Sammlung, Tage des Harrens und Hoffens, Tage des Schmerzes und des Leids. Die ersten Verluste wurden bekannt, der Tod hielt Einkehr in vielen, vielen Häusern; die ersten Verwundeten kamen heim. Aber dazwischen klangen immer wieder die Glocken, gingen Siegeskunden von Mund zu Mund und richteten uns auf. Wohl mehrten und mehrten sich in den Tageszeitungen die schwarzumränderten Anzeigen mit dem Eisernen Kreuz. Doch darüber stand: „Den Heldentod für das teure Vaterland, für Kaiser und Reich . . .". Da mußte der Schmerz schweigen lernen und das Leid verstummen. Still bargen ihn Mutter und Frau im eignen Herzen; aufrecht gingen sie umher, die Häupter ungebeugt: der Geliebte war ja den Heldentod gestorben für das teure Vaterland — den Tod auf dem Schilde. Und die Frauen und Mädchen drängten sich zu Tausenden, zu Abertausenden zum Liebeswerk. Unmöglich fast schien es zuerst, all dies Wollen und Streben in die rechten Bahnen zu leiten, körperlich Unfähige von der Verwundetenpflege zurückzuhalten, auch die Spreu vom Weizen zu sondern. Allmählich erst fand sich für jede, der es innerstes Bedürfnis war, die rechte Aufgabe, das richtige Ziel.

Liebesgaben

Denen, die draußen kämpften für uns, die litten und siegten, Liebes anzutun, ihnen zu helfen, die schweren Anstrengungen zu tragen, war heißer Wunsch. Zu Bergen türmten sich in den Postanstalten, auf den Sammelstellen, die Liebesgaben auf. Die arme, damals vielgeschmähte Feldpost konnte ihre ungeahnt große Aufgabe

gar nicht bewältigen. Man muß es erlebt haben: nicht nur die Reichen, nicht nur die Wohlhabenden kamen mit ihren Päckchen, die ärmste Frau hatte für den, der ihrem Herzen nahe, mit den letzten Pfennigen ein Paar wollene Socken, ein Paar Pulswärmer, ein Stückchen Schinken erstanden. Wissen sollte er, daß man seiner gedachte — in der dankbaren Heimat. Zu Hunderttausenden schwollen die Geldsammlungen an, die unsere Tageszeitungen eröffnet hatten. Überall begegnete man den Mädchen mit den wortlos hingestreckten Sammelbüchsen; in allen Geschäften standen sie, stehen sie unter dem Zeichen des Roten Kreuzes heute noch und füllen sich immer von neuem. In Wien zogen die Sammelwagen von Straße zu Straße, von Haus zu Haus. Jedes Bröcklein, das sie aufnahmen, fand Verwertung, Verwendung für die „dort draußen". Auf vielen Bahnhöfen sperrten und sperren Fässer einen Mundschlitz auf und bitten: eine Zigarre für unsere Krieger! Baten nie vergeblich. Denn das wußten wir alle: dem Kriegsmann ist ein Schluck Tabak immer willkommen.

Vorbereitung der Jugend

In allen deutschen Gauen wurde die begeisterte heranwachsende Jugend für den Kriegsdienst vorbereitet. Was vor dem Kriege Feldmarschall v. d. Goltz mit seinem Jungdeutschland-Bund wirkungsvoll angebahnt, gewann im Ernst der Zeit festere Gestalt. Schon Ende August gab ein Erlaß des Kriegsministeriums, des Kultusministeriums, des Ministers des Innern eingehende Anweisung und zeichnete allgemeine Richtlinien für die Vorbildung der Jugend vor. Es hieß darin unter andern: „Eine eiserne Zeit ist angebrochen, welche die höchsten Anforderungen an die Leistungsfähigkeit und Opferwilligkeit jedes einzelnen stellt. Auch die heranwachsende Jugend vom 16. Lebensjahr ab soll nötigenfalls zu militärischem Hilfs- und Arbeitsdienst nach Maßgabe ihrer körperlichen Kräfte herangezogen werden. Hierzu und für ihren späteren Dienst im Heere und der Marine bedarf sie einer besonderen militärischen Vorbereitung. Zu diesem Zwecke werden am besten in den größeren Orten oder für mehrere kleine gemeinsam die jungen Leute aller Jugendpflegevereine vom 16. Lebensjahre ab gesammelt, um nach den anliegenden, vom Kriegsministerium gegebenen Richtlinien unverzüglich herangebildet zu werden. Es darf erwartet werden, daß auch diejenigen jungen Männer, die bis jetzt den Veranstaltungen für die sittliche und körperliche Kräftigung ferngeblieben sind, es nunmehr als eine Ehrenpflicht gegenüber dem Vaterlande ansehen, sich freiwillig zu den angesetzten Übungen usw. einzufinden. Alle Behörden werden aufgefordert, die militärische Vorbereitung der heranwachsenden Jugend nach Kräften zu fördern und zu unterstützen.

Vor allen Dingen ist ihre Vaterlandsliebe, ihr Mut und ihre Entschlossenheit anzufeuern; ihre Hingabe für das Vaterland, für Kaiser und Reich zu entflammen durch den Gedanken an die ungeheure Gefahr, in der diese sich befinden. Es ist ihnen klar zu machen, daß Deutschland untergehen würde, wenn wir nicht siegen. so daß wir siegen müssen, und jeder einzelne Vaterlandsverteidiger bis zum jüngsten hinab den festen Willen dazu im Herzen trägt."

Die deutsche Frau im Kriege

Dem Aufruf der Kaiserin war die ganze deutsche Frauenwelt gefolgt. Überall entstanden Lazarette mit dienstwilligen Helferinnen, Nähstuben, Strickstuben; es war fast zum Staunen, wie der Strickstrumpf plötzlich wieder zu Ehren gelangte. Vom Roten Kreuz, vom Johanniterorden, von einzelnen Städten, von den ver-

schiedensten Verbänden wurden Lazarettzüge geschaffen, zum Segen der Verwundeten, denen so die schwere Fahrt aus dem Felde in die Heimat erleichtert wird; denn das war Grundsatz der Ärzte, daß jeder irgend transportfähige Verwundete möglichst schnell aus den Feldlazaretten in den sicheren ruhigen Heimatshafen befördert werden mußte.

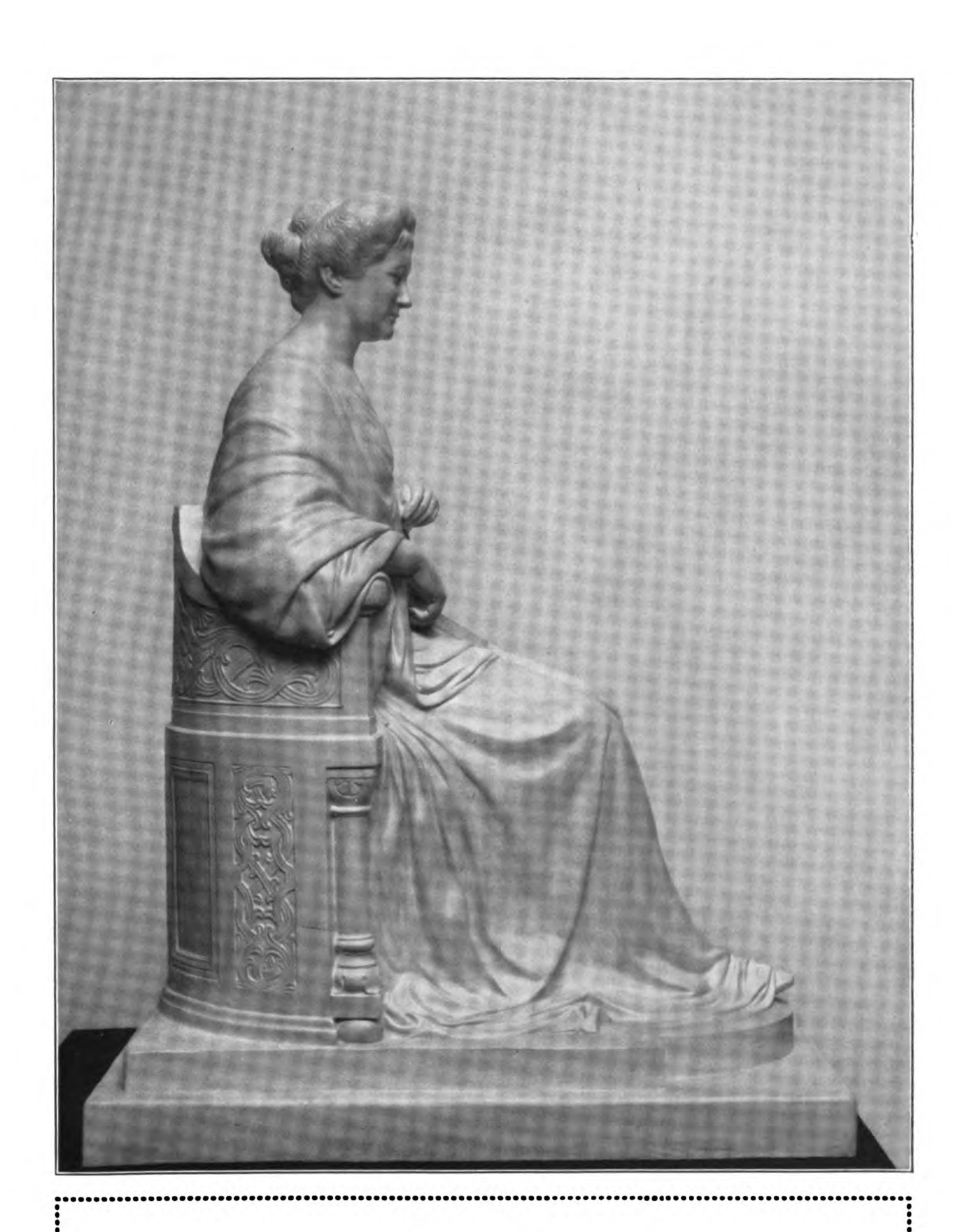
Bald teilte, gabelte sich die Hilfstätigkeit. Es entstanden Vereine für besondere Aufgaben: für die Pflege der Kriegsblinden, für die Beschaffung von künstlichen Gliedmaßen; für die weitere Fürsorge über die Lazarettpflege hinaus, die Ansiedlung von Kriegsverletzten auf eigenem Grund und Boden, für Genesungsheime in unseren Bädern, für Stätten, in denen die leichter Verwundeten, die in der Heilung Begriffenen freundliche Aufnahme und Unterhaltung finden sollten. Unsere Künstler und Künstlerinnen zogen von Lazarett zu Lazarett, um mit Spiel und Gesang den Lieben, die für das Vaterland gekämpft, eine heitere Stunde zu schaffen. Im weitesten Umfang wurden den Frauen und Kindern unserer Kämpfer Unterstützung gewährt. Reich und Einzelstaaten und Gemeinden traten dabei in edlen Wettbewerb; hundert und aber hundert von Millionen fanden segensreiche Verwendung. Und schon dachte man der Hinterbliebenen. Wohl wußten wir alle: das Reich und Österreich-Ungarn waren reich genug, nicht nur für die Invaliden, auch für jene zu sorgen. Heiligste Pflicht der Staaten war es und bleibt es. Aber der Staat kann nicht alles tun, die Liebe muß helfen. Und sie versagte nicht.

Die Liebe! All unsere Liebe gehörte denen „dort draußen" und denen, die wund heimkehrten, wie alle unsere Gedanken und all unsere Wünsche immer wieder zu ihnen wanderten! — — —

Politischer Burgfrieden

Überall herrschte „Burgfrieden". Im Reich schwieg der Streit der Parteien; der Lärm einzelner weniger Hetzer verhallte gefahrlos, soweit sie überhaupt zu Worte kamen, in den Spalten der Zeitungen und in Broschürchen, über die man sich nicht aufregte, über die man lächelte, wie man über den großen Unentwegten, über Liebknecht den Jüngeren, lächelte. In Österreich hielt man etliche tschechisch-slawische Machenschaften mit wachsender Tatkraft nieder. Bei uns schalteten und walteten in Wahrheit die stellvertretenden Generalkommandos, in deren Hände große Vollmachten gelegt waren. Man darf es wohl aussprechen: die alten Soldaten, die hier an die Spitze getreten waren, bewährten sich vortrefflich, ohne unnötige Schärfe und Strenge, aber mit festem Willen und, wenn's not war, tatkräftigem, schnellen Zufassen. Manch einer von ihnen, wie der greise Generaloberst v. Kessel als Oberkommandierender in den Marken, erwarb sich in schwieriger Stellung besondere Anerkennung selbst der innerlich vielleicht Widerstrebenden. Die Bevölkerung aller Schichten fühlte, daß er es gut meinte, keine Mühe scheute und keine Arbeit, daß er kein Bureaukrat war, sondern ein gerader Soldat mit gesundem Urteil. Sogar mit der Zensur fand man sich, schlecht und recht, ab, weil man erkannte, daß sie unumgänglich notwendig war und das Beste wollte.

Es konnte nicht ausbleiben, daß das gesamte Wirtschaftsleben in der Heimat, zumal in der ersten Zeit nach dem Kriegsausbruch, schwer erschüttert wurde. Hunderttausende fleißiger Hände waren ihr plötzlich entzogen. Umdrängt von Feinden lagen das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn, bald mehr und mehr



A. Victoria
I. R.

Bildwerk von Josef Limburg. Modelliert zum Besten des Roten Kreuzes



abgeschlossen von allen großen Verkehrsstraßen. Schon scholl von England das elende Drohwort herüber: Deutschland muß ausgehungert werden! Die Zufuhren an Lebensmitteln, Futterstoffen, an Kupfer, Gummi, Baumwolle und vielen, vielen anderen Gebrauchsgegenständen stockten, versiegten unter den gröbsten britischen Angriffen auch gegen den Vermittelungshandel der neutralen Länder. Wir hatten zwar erstaunliche Vorräte aufgespeichert; unser Glück wollte, daß wir in eroberten Gebieten reiche Stapelplätze nahmen, wie z. B. Antwerpen. Aber so manches Herz füllte sich doch mit schweren Sorgen. Die Unternehmungslust versagte in den ersten Kriegstagen, Hunderte von Fabriken stellten den Betrieb ein; die Hütten bliesen ihre Hochöfen aus, die Kohlenbergwerke schränkten die Förderung ein, der Baumarkt lag brach. Es kam hinzu, daß die militärischen Maßnahmen die Bahnen zeitweise sperren mußten, daß Eisenbahnwagen allerorten nicht gestellt werden konnten. Trotzdem die Hunderttausende hinausgezogen waren, entstand plötzlich allerorten Mangel an Arbeitsgelegenheit, die Zahl der Arbeitslosen wuchs und wuchs.

Die Entwickelung des Wirtschaftslebens

Da aber zeigte sich, wie kerngesund die Grundlagen unseres Wirtschaftslebens waren. Nach einer ganz kurzen Zeit bedrohlichen Schwankens trat ein alle Welt, teilweise uns selber, vor allem aber unsere Feinde überraschender Umschwung ein. Ganz auf sich selber gestellt, gesundete unser Wirtschaftsleben, dessen Größe bisher zum großen Teil auf dem Verkehr mit dem Ausland beruht hatte, überwältigend schnell. Ganz ähnlich war es in Österreich-Ungarn. Der Beweis wurde erbracht, daß wir stark genug waren, innerhalb des engeren Rahmens der Eigenwirtschaft alle Ansprüche des Lebens, auch alle Ansprüche, die der Krieg mit sich brachte, zu erfüllen.

Mehr als das. Es ist eine seltsame, aber unbestreitbare Tatsache: für uns schlug es zum Glück aus, daß die Engländer uns von aller Welt abzusperren versuchten. Sie zwangen uns zur Beschränkung auf das, was wir im eigenen Lande, aus eigenen Erzeugnissen zu gewinnen vermochten. Es war ohne Zweifel bisweilen recht lästig, es nötigte uns zu mancher Unbequemlichkeit, auch zu manchem Entsagen. Dafür aber blieb unser gutes Geld im Lande. Während die Engländer und ihre gehorsame Gefolgschaft Milliarden über Milliarden nach Amerika senden mußten, um die Bedürfnisse ihrer Kriegführung zu decken, erzeugten wir unsere Geschütze, Gewehre, Munition selbst. Während sie Getreide und andere Nahrungsmittel, dazu Wolle und Baumwolle und hunderterlei andere Produkte einführten und teuer, immer teurer bezahlten, richteten wir uns mit dem ein, was uns zuwuchs. So kam es bald dazu, daß das reiche England, daß Frankreich, das sich einst stolz als Bankier der Welt gebärdete, von Rußland zu schweigen, zu immer höherem Zinsfuß Amerikas Schuldner wurden, während bei uns eine Geldfülle eintrat, wie wir sie noch nie erlebt hatten. Die überklugen Herren in London hatten sich arg verrechnet, hatten sich ins eigene Fleisch geschnitten, als sie uns abschlossen. Nicht ihnen, sondern uns bleibt die letzte Milliarde, die letzte Silberkugel, deren sie sich rühmten.

Daß sich das Wirtschaftsleben schnell wieder einrenkte, ist nicht zuletzt der weisen, bewunderungswürdigen Voraussicht der deutschen Reichsbank zu danken. Ihr

Leiter, Präsident Havenstein, hatte schon lange vor dem Kriege den Geldmarkt in gemessenere Bahnen geleitet, die Großbanken angehalten, ihre über Gebühr ausgedehnten Kredite an unsere blühende Industrie nach Möglichkeit zu beschränken, ausländische Forderungen zu erledigen. Nicht zuletzt sein Verdienst war es dann, daß sofort nach Kriegsausbruch eine Reihe von Gesetzen und Verfügungen in Kraft trat, die uns gegen die Unbilden des Weltkriegs erfolgreich sicherten. Wobei aber betont werden muß, daß die gesamte übrige Finanzwelt, unsere Großbanken voran, den Anregungen der Reichsbank verständnisvoll Folge leisteten.

Darlehnskassen

Unter jenen Gesetzen und Verordnungen sind zunächst die zu nennen, die der Schöpfung der Darlehnskassen galten. Unter der Aufsicht und Oberleitung der Reichsbank sollten die Darlehnskassen jedermann Vorschüsse auf gute Sicherheiten zu möglichst billigem Zinsfuß gewähren; außerdem waren die Darlehnskassenscheine kleinen Werts dazu bestimmt, dem erwarteten Mangel an kleinen Zahlungsmitteln abzuhelfen. Anfangs wurde der Betrag von Darlehnskassenscheinen auf 1500 Millionen festgesetzt; später ist er verdoppelt worden. Auch das aber ist ein Zeichen der schnell wieder erstarkenden Volkswirtschaft, daß jene Höchstgrenzen nie erreicht wurden. Es waren vielmehr nur verausgabt in Million Mark:

am 30. September 1914 476,9, am 30. November 1914 1162,1,
am 15. Dezember 1914 989,0, am 31. Dezember 1914 1317,0.

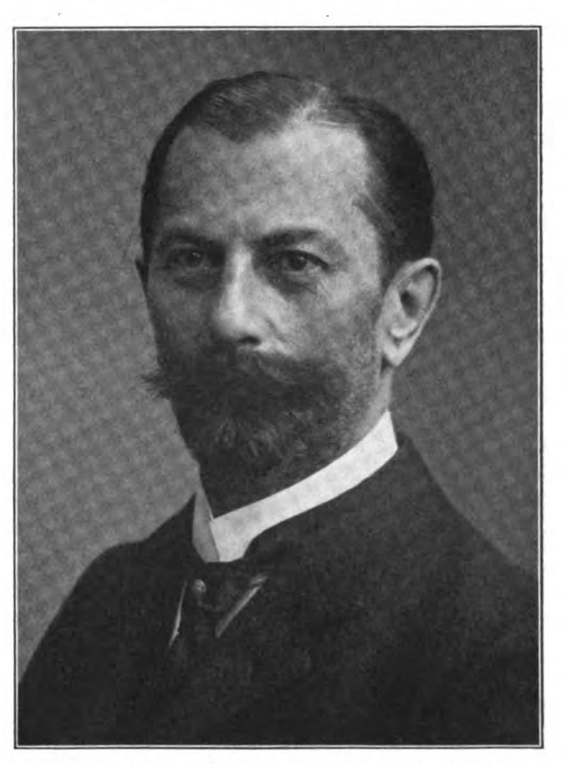
Die Reichsbank

Auf die Stärkung des Metallvorrats der Reichsbank zielte weiteres Streben; darf die Reichsbank doch Noten zur dreifachen Höhe ihres Goldbestandes ausgeben. So wurde denn zunächst zum Gesetz erhoben, daß bei allen Zahlungen an Stelle der Goldmünzen Reichskassenscheine und Reichsbanknoten verabfolgt werden könnten, daß Reichskassenscheine gesetzliches Zahlungsmittel seien, daß endlich die Darlehnskassenscheine bei allen öffentlichen Kassen nach ihrem vollen Nennwert in Zahlung genommen werden mußten. Das aber genügte nicht. Nachdem zuerst eine erklärliche, wenn auch unsinnige Neigung in der Bevölkerung sich gezeigt hatte, größere Summen in Gold aufzuspeichern, wurde diese Einsperrung des gelben Metalls durch Einwirkungen aller Art, aber auch durch wachsende bessere Einsicht breitester Schichten beseitigt; bis zu den Schülern herab wurde eifrig Gold zur Ablieferung an die Reichsbank gesammelt. So wuchs und wuchs deren Goldbestand. Hatte er Ende Juli 1914 sich auf 1253,2 Millionen Mark belaufen, so war er schon am Jahresschluß auf 2092,8 Millionen gestiegen.

Der Reichsbankdiskont, der große Regulator des Handels und Verkehrs, hatte bei Ausbruch des Krieges 4½ % betragen, war am 30. Juli auf 5 %, am 31. Juli auf 6 % gestiegen, konnte aber bereits am 23. Dezember wieder auf 5 % ermäßigt werden. Der Zinssatz, den die Berliner Großbanken für täglich abhebbares Geld leisteten, betrug am 15. August 1914 noch 4½ %, sank bis 2. Dezember auf 3½ %, bis zum 1. Januar auf 2 %. Das sind die deutlich sichtbaren Zeichen, in welchem Maße das Geld in immer weiterem Maße flüssig und verfügbar wurde. Und nicht minder erfreulich, auch fast erstaunlich war, daß sich die Gesamtsumme aller Einlagen in den deutschen Sparkassen nicht verringerte, daß sie vielmehr am Schluß des ersten Kriegsjahrs um nicht weniger als 900 Millionen Mark höher war als Ende 1913; ebenso stieg im Jahre 1914 die Zahl der Kontoinhaber im Postscheckverkehr um 13600 und ihr Gesamtguthaben von 240 Millionen am 30. Juni

1914 auf 295 Millionen Mark am Jahresende. Gänzlich ohne Moratorium überwanden wir die schwere Zeit.

Von jeher war für unser deutsches Wirtschaftsleben die Entwicklung der Kohlen- und Eisengewinnung wesentlich bestimmend. Steigerte sich die Menge der geförderten Massen nach unten, so durfte man stets auf eine niedersteigende Woge der gesamten Erwerbstätigkeit, auf eine sinkende Konjunktur, schließen. So sank denn auch die Kohlenförderung unmittelbar nach Kriegsausbruch sofort stark; von 8855292 Tonnen im Juli auf 4623209 Tonnen im August. Noch schärfer machte sich der Rückgang bei der Roheisengewinnung geltend; im Juli wurden noch 1564345, im August nur 521427 Tonnen erzeugt. Auch hier setzte, auf beiden Gebieten, schnell eine kräftige Erholung ein. Im Dezember wurden bereits wieder 5661200 Tonnen Kohlen gefördert, 854186 Tonnen Eisen erzeugt.



Reichsbankpräsident Rudolf Havenstein. Phot. E. Bieber

Selbstverständlich litten andere wichtige Zweige des Wirtschaftslebens schwer und dauernd. Fast alle Fabriken und der ganze Handel, der vorzugsweise auf die Ausfuhr angewiesen war, gerieten in schwierige Lage. Unsere hochentwickelte, glänzend aufgeblühte Handels- und Passagierschiffahrt stockte; die auf der Fahrt befindlichen Riesenschiffe der großen Unternehmungen, wie des Norddeutschen Lloyd, der Hamburg-Amerika-Linie, mußten froh sein, wenn sie sich in neutrale Häfen retten konnten; so manche gingen verloren. Die ausgedehnte chemische Industrie, besonders soweit sie sich mit der Herstellung von Farben beschäftigte, lag mehr oder minder brach, wobei den schwereren Schaden freilich das Ausland trug, die neutralen und auch die Länder unserer Feinde, da sie trotz aller Versuche gar nicht in der Lage waren, die in aller Welt berühmten deutschen chemischen Farbstoffe nachzuahmen; ähnlich verhielt es sich mit vielen pharmazeutischen Erzeugnissen. Hart traf der Kriegsausbruch auch das Buch- und Zeitungsgewerbe; nicht zuletzt durch die gewaltige Einschränkung der Anzeigen.

Dafür gewannen viele Betriebe sehr bald höchst erfolgreiche Arbeit. Die deutsche Gabe der Anpassung, der Organisation, die Tüchtigkeit der technischen und kaufmännischen Leitung bewährte sich glänzend, als das Heer mit gewaltigen Aufträgen an die Industrie herantrat, die sie zum Teil vor ganz neue Aufgaben

stellten und zu vielfachen Umformungen der Einrichtungen zwangen. Daß die Waffenfabriken riesige Gewinne erzielten, ist selbstverständlich. Aber auch viele Zweige des Bekleidungsgewerbes, dann die Automobil-, Fahrrad- und Waggonfabriken blühten ungeahnt auf. Und darüber hinaus fast die ganze Elektrizitätsindustrie, viele Werften, alle Maschinenfabriken und Eisengießereien: wer es irgend konnte, richtete sich ja auf die Munitionserzeugung ein, preßte und schliff Granaten.

Arbeitsmarkt

So kam es, daß sich der anfängliche Mangel an Arbeitsgelegenheit überraschend schnell in das Gegenteil verkehrte. Während es nach amtlichen Zusammenstellungen im Dezember 1913 rund 445000 Arbeitssuchende gab, war die Zahl im Dezember 1914 auf 390000 gesunken, denen 297000 offene Stellen gegenüberstanden. In außerordentlich zahlreichen Betrieben herrschte ein sich stetig steigender Bedarf zumal an männlichen Arbeitskräften.

Hier trat die Frau erfolgreich ein. Ihr fiel damit eine Fülle neuer Ziele zu, um die sich bisher die gesamte Frauenbewegung vergeblich bemüht hatte. Unsere Gutsbesitzerfrauen, deren Männer im Felde standen, übernahmen die Zügel des Regiments und wirtschafteten gleich der Bäuerin; in den offenen Geschäften trat die Frau fast überall hinter den Ladentisch, den Gatten, den Gehilfen ersetzend, führte die Bücher, besorgte Ein- und Verkauf. Die Zahl der in den Geschäften, großen und kleinen Unternehmungen, Banken usw. beschäftigten Kassiererinnen, Buchhalterinnen, Schreibhilfen wuchs von Tag zu Tag; eine einzige Berliner Großbank stellte im Laufe des ersten Kriegsjahres über 500 weibliche Hilfskräfte ein. Auf den Straßenbahnen taten Frauen Schaffner- und sogar Führerdienste. Und es kann nicht genug betont werden: die Frau bewährte sich überall, von ganz verschwindenden Ausnahmen abgesehen, glänzend. Ihre Intelligenz, ihre Findigkeit, ihre Pflichttreue zeigten sich in dieser schweren Zeit im schönsten Lichte.

Die Landwirtschaft

Die deutsche Landwirtschaft und die unserer Bundesgenossen — es ist schon einmal darauf hingewiesen worden — stand in einem Zeitabschnitt fortschreitenden Gedeihens, war fast in jeder Beziehung darauf vorbereitet, ihrer hohen Aufgabe gerecht zu werden, dem Volk auch im Kriegsfall die erforderlichen Nahrungsmittel zu liefern. So daß wir in der Lage waren, bei sparsamem Verbrauch ohne die ausländische Zufuhr auszukommen. Die Regierungen trafen auch sofort Vorkehrungen, um diesen Verbrauch auf ein richtiges Maß zu beschränken und eine zweckentsprechende Verteilung der Vorräte und der Ernte zu sichern. Ob dabei in jeder Beziehung der richtige Weg von vornherein eingeschlagen wurde, ob die „Brotkarte“ z. B. nicht zu spät eingeführt, ob das Abschlachten der Schweine nicht übertrieben wurde, bleibe dahingestellt. Vorwürfe werden leicht erhoben, wenn man nicht bedenken will, daß man vor ganz neuen Entwickelungen stand, für die alle Erfahrungsgrundsätze fehlten. Trotzdem sich bei der Landwirtschaft ein empfindlicher Mangel an Futtermitteln geltend machte, gelang es, die Volksernährung sicher zu stellen. Der Bedarf des Heeres, für den freilich die eroberten Gebiete bald reichen Beitrag lieferten, konnte gedeckt werden — und in der Heimat hat niemand Hunger erduldet. Eine steigende Teuerung, die unliebsame Begleiterscheinung fast jeden Krieges, unter der unsere Gegner litten wie wir, ließ sich allerdings durch keine Vorbeugungsmaßregel verhindern. Daß dabei



Kriegsbetstunde
Ausschnitt aus einem Gemälde von Franz Eichhorst

auch so mancher häßliche Wucherversuch mit unterlief, kann nicht verschwiegen werden.

Das äußere Bild, das Deutschland und Österreich-Ungarn dem fremden Beschauer, etwa einem neutralen Besucher, bot, änderte sich wenig. Unsere Eisenbahnen nahmen nach den Stockungen der ersten Kriegszeit den Betrieb im wachsenden Umfang wieder auf. Ordnungsgemäß, mit Friedenspünktlichkeit durchrollten die Züge aller Art das ganze Gebiet; sogar Speise- und Schlafwagen wurden bald wieder eingestellt. In den Städten wogte das gewohnte Leben. Theatervorstellungen, Konzerte fanden statt — auch die leidigen Kinos öffneten bald wieder ihre Pforten; die Speisekarte der Gastwirtschaften zeigte zunächst die alte Mannigfaltigkeit. Wer näher zusah, bemerkte freilich so manche Veränderung. Die Zahl der Fuhrwerke, der Kraftwagen schmolz zusammen; brauchbare Pferde und Autos wurden ja, mehr und mehr, für den Heeresdienst herangezogen. Auf den Feldern, bei den Erntearbeiten sah man mehr Frauen als Männer; später auch Kriegsgefangene, für die große Lager errichtet worden waren; auch die Angehörigen fremder Staaten wurden — erst nach dem Vorgang der feindlichen Staaten, und mit viel größerer Rücksicht — in besonderen Lagern „interniert". Der „Feldgraue" belebte überall die Straßenbilder. Neben den Verwundeten herrschten dabei aber die neueingestellten, in der Ausbildung begriffenen Mannschaften vor; die Kasernen waren überfüllt gleich den Truppenübungsplätzen; es gab weit mehr Soldaten in der Heimat als je im Frieden. —

Die ersten Kriegsanleihen

Den glanzvollsten Beweis für die völlige Gesundheit des wirtschaftlichen Lebens im Deutschen Reich und in Österreich-Ungarn lieferten die Erfolge der Kriegsanleihen. Ohne jede Schwierigkeit wurde der vom Reichstag in seiner denkwürdigen Sitzung vom 4. August bewilligte Kriegskredit durch eine Anleihe von fünf Milliarden Mark aufgebracht — schon Ende September waren darauf 4460728900 Mark eingezahlt. Am 2. Dezember trat der Reichstag zu seiner zweiten Kriegssitzung zusammen. Aus der großen Rede des Reichskanzlers v. Bethmann Hollweg, die noch einmal auch die politische Vorgeschichte des Krieges zusammenfaßte, seien auszugsweise die wichtigsten Abschnitte hier eingeschaltet:

2. Dez. 1914 Rede des Reichskanzlers

„Seine Majestät der Kaiser, der draußen bei der Armee ist, hat mich beauftragt, der deutschen Volksvertretung, mit der er sich in Sturm und Gefahr und der gemeinsamen Sorge für das Wohl des Vaterlandes bis zum Tode eins weiß, seine besten Wünsche und herzlichen Grüße zu überbringen und zugleich in seinem Namen von dieser Stelle aus der ganzen Nation Dank zu sagen für die beispiellose Aufopferung und Hingabe, für die gewaltige Arbeit, die draußen und daheim von allen Schichten des Volkes ohne Unterschied geleistet worden ist und weiter geleistet wird. Auch unsere Gedanken gelten zuerst dem Kaiser, der Armee, der Marine, unseren Soldaten, die draußen auf dem Felde und auf hoher See für die Ehre und Größe des Reiches kämpfen. Voller Stolz und mit felsenfestem Vertrauen blicken wir auf sie, blicken wir zugleich auf unsere österreichisch-ungarischen Waffenbrüder, die, treu mit uns vereint, in glänzend bewährter Tapferkeit den großen Kampf kämpfen.

Noch jüngst, meine Herren, hat sich uns in dem aufgedrungenen Kampfe ein Bundesgenosse zugesellt, der genau weiß, daß mit der Vernichtung des Deutschen

Reiches es auch mit seiner eigenen staatlichen Selbstbestimmung zu Ende wäre; das ist das Osmanische Reich. Wenn unsere Gegner auch eine gewaltige Koalition gegen uns aufgeboten haben, so werden sie hoffentlich erfahren müssen, daß der Arm unserer mutigen Verbündeten bis an die schwächsten Stellen ihrer Weltstellung reicht . . . .

Die unvergleichliche Tapferkeit unserer Truppen hat, trotz der ungeheuren Übermacht unserer Feinde, den Krieg in Feindesland getragen. Dort stehen wir fest und stark da und können mit aller Zuversicht der Zukunft entgegensehen. Aber die Widerstandskraft des Feindes ist nicht gebrochen. Wir sind nicht am Ende der Opfer. Die Nation wird diese Opfer weiter tragen mit demselben Heroismus, mit dem sie es bisher getan hat, denn wir müssen und wollen den Verteidigungskrieg, den wir, von allen Seiten bedrängt, für Recht und Freiheit führen, bis zum guten Ende durchkämpfen . . . .

Die Verantwortung an diesem größten aller Kriege liegt für uns klar. Die äußere Verantwortung tragen diejenigen Männer in Rußland, die die allgemeine Mobilisierung der russischen Armee betrieben und durchgesetzt haben. Die innere Verantwortung liegt bei der großbritannischen Regierung. Das Londoner Kabinett konnte den Krieg unmöglich machen, wenn es unzweideutig in Petersburg erklärte, England sei nicht gewillt, aus dem österreichisch-serbischen Konflikte einen kontinentalen Krieg der Großmächte herauswachsen zu lassen. Eine solche Sprache hätte auch Frankreich gezwungen, Rußland energisch von allen kriegerischen Maßnahmen abzuhalten. Dann aber gelang unsere Vermittlungsaktion zwischen Wien und Petersburg, und es gab keinen Krieg. England hat das nicht getan. England kannte die kriegslüsternen Treibereien einer zum Teil nicht verantwortlichen, aber mächtigen Gruppe um den Zaren. Es sah, wie das Rad ins Rollen kam, aber es fiel ihm nicht in die Speichen. Trotz aller Friedensbeteuerungen gab London in Petersburg zu verstehen, England stehe auf der Seite Frankreichs und damit auch Rußlands. Das zeigen klar und unwiderleglich die inzwischen erfolgten Publikationen der verschiedenen Kabinette, insbesondere das Blaubuch, das die englische Regierung herausgegeben hat. Nun gab es in Petersburg kein Halten mehr . . . .

Bis in den Sommer hinein haben die englischen Staatsmänner ihrem Parlament versichert: kein Vertrag, keine Abmachung binde das schrankenlose Selbstbestimmungsrecht Englands, falls ein Krieg ausbrechen sollte. Frei könne Großbritannien sich entscheiden, ob es an einem europäischen Kriege teilnehmen wolle oder nicht. Also, meine Herren, war es keine Bündnispflicht, kein Zwang, es war auch keine Bedrohung des eigenen Landes, die die englischen Staatsmänner veranlaßte, den Krieg entstehen zu lassen und dann sofort selbst in ihn einzutreten. Dann bleibt nur übrig, daß das Londoner Kabinett diesen Weltkrieg, diesen ungeheuerlichen Weltkrieg kommen ließ, weil ihm die Gelegenheit gekommen schien, mit Hilfe seiner politischen Ententegenossen den Lebensnerv seines größten europäischen Konkurrenten auf dem Weltmarkt zu zerstören. So, meine Herren, tragen diese beiden Staaten, England und Rußland zusammen — über Rußland habe ich mich am 4. August ausgesprochen — vor Gott und der Menschheit die Verantwortung für diese Katastrophe, die über Europa, die über die Menschheit hereingebrochen ist. Die belgische Neutralität, die England zu schützen vorgab, ist eine



Die Reichstagsitzung am 2. Dezember 1914: Der Reichskanzler spricht zum zweiten Fünf-Milliardenkredit, den das Haus einmütig bewilligt. Phot. W. Braemer

Maske. Am 2. August, abends um 7 Uhr, teilten wir in Brüssel mit, die uns bekannten Kriegspläne Frankreichs zwängen uns, um unserer Selbsterhaltung willen, durch Belgien zu marschieren. Aber schon am Nachmittage dieses 2. August, also bevor in London das Geringste von unserer Demarche in Brüssel bekannt war und bekannt sein konnte, hatte England Frankreich seine Unterstützung zugesagt, und zwar bedingungslos zugesagt für den Fall eines Angriffs der deutschen Flotte auf die französische Küste. Von der belgischen Neutralität war dabei mit keinem Worte die Rede. Diese Tatsache ist festgestellt durch die Erklärung, die Sir Edward Grey am 3. August im englischen Unterhaus abgab und die mir am 4. August infolge des erschwerten telegraphischen Verkehrs nicht in extenso bekannt war, und bestätigt durch das Blaubuch der englischen Regierung selbst. Wie hat da England behaupten können, es habe das Schwert gezogen, weil wir die belgische Neutralität verletzt hätten? Und wie konnten die englischen Staatsmänner, denen doch die Vergangenheit genau bekannt war, überhaupt von belgischer Neutralität sprechen? . . . .

Für die Schuld der belgischen Regierung lagen schon damals mannigfache Anzeichen vor. Positive schriftliche Beweise standen mir noch nicht zu Gebote, den englischen Staatsmännern aber waren diese Beweise genau bekannt. Wenn jetzt durch die in Brüssel aufgefundenen, von mir der Öffentlichkeit übergebenen Aktenstücke festgestellt worden ist, wie und in welchem Grade Belgien seine Neutralität England gegenüber aufgegeben hatte, so ist nunmehr alle Welt über zwei Tatsachen im klaren: Als unsere Truppen in der Nacht vom 3. zum 4. August das belgische Gebiet betraten, da befanden sie sich auf dem Boden eines Staates, der seine Neutralität selbst durchlöchert hatte . . . .

Meine Herren, als ich vor fünf Jahren auf diesen Platz berufen wurde, stand dem Dreibund festgefügt die Tripleentente gegenüber, ein Werk Englands, bestimmt, dem bekannten Prinzip der balance of power zu dienen, das heißt ins Deutsche übertragen: der seit Jahrhunderten befolgte Grundsatz englischer Politik, sich gegen die jeweils stärkste Macht auf dem Kontinent zu wenden, sollte in der Tripleentente sein stärkstes Werkzeug finden. Darin lag von vornherein der aggressive Charakter der Tripleentente gegenüber den rein defensiven Tendenzen des Dreibundes, darin lag der Keim zu gewaltsamer Explosion. Ein Volk von der Größe und Tüchtigkeit des deutschen läßt sich nicht in seiner freien und friedlichen Entwicklung ersticken. Angesichts dieser Kombination war der deutschen Politik der Weg klar vorgeschrieben: sie mußte versuchen, durch Verständigung mit den einzelnen Mächten der Tripleentente die Kriegsgefahr zu bannen, sie mußte gleichzeitig unsere Wehrkraft so stärken, daß sie dem Kriege, wenn er doch kam, gewachsen war. Sie wissen, meine Herren, wir haben beides getan . . . .

Und als nun der Krieg ausgebrochen ist, läßt England jeden Schein fallen. Laut und offen verkündet es: England will kämpfen, bis Deutschland wirtschaftlich und militärisch niedergezwungen ist. Panslawistischer Deutschenhaß stimmt jubelnd, jauchzend zu. Frankreich hofft, mit der ganzen Kraft einer alten soldatischen Nation, die Scharte von 1870 auszuwetzen.

Meine Herren, darauf haben wir nur eine Antwort an unsere Feinde: Deutschland läßt sich nicht vernichten!

Und, meine Herren, wie unsere militärische, so hat sich auch unsere finanzielle Kraft glänzend bewährt, sich rückhaltlos in den Dienst des Vaterlandes gestellt. Das wirtschaftliche Leben wird aufrechterhalten, die Zahl der Arbeitslosen ist verhältnismäßig gering. Deutschlands Organisationskraft und Organisationskunst sucht in immer neuen Formen Übeln vorzubeugen, Schäden auszugleichen. Kein Mann, keine Frau entzieht sich der freiwilligen Mitarbeit. Keine Werbetrommel braucht gerührt zu werden. Und alles zu dem einzigen großen Zwecke, für das Land der Väter, für die Hoffnung der Kinder und Enkel alles hinzugeben an Gut und Blut! Wenn dieser Geist, diese sittliche Größe des Volkes, wie sie die Weltgeschichte bisher nicht gekannt hat, wenn der millionenhaft bewährte Heldenmut unseres Volkes in Waffen gegenüber einer Welt von Feinden von unseren Gegnern als Militarismus geschmäht wird, wenn sie uns Hunnen und Barbaren schelten, wenn sie eine Flut von Lügen über uns auf dem Erdenrund verbreiten, meine Herren, wir können stolz genug sein, uns darum nicht zu grämen. Dieser wunderbare Geist, der die Herzen des deutschen Volkes durchglüht in niegesehener Einigkeit, er muß und wird siegreich bleiben . . . ."

Wiederum bewilligte der Reichstag alle Forderungen; die besten Kenner unserer Geldverhältnisse sagten aber damals schon mit Sicherheit voraus, daß das deutsche Volk zu jedem weiteren, auch dem größten Opfer für die Zwecke der Verteidigung des Vaterlandes nicht nur bereit, sondern auch in der Lage wäre, jeden geforderten Betrag aufzubringen. Österreich-Ungarn aber stand, nach Maßgabe seiner wirtschaftlichen Kräfte, hinter dem Reiche durchaus nicht zurück. Auch hier gelangten Milliarden-Anleihen glatt und widerspruchslos zur Annahme und erfolgreichen Durchführung; im Spätherbst 1914 hatte die Donaumonarchie bereits den Betrag von 3 Milliarden 300 Millionen Kronen den Anforderungen der schweren Zeit zur Verfügung gestellt.

Generaloberst v. Moltke über den Krieg

Es mag gestattet sein, hier einige Sätze aus einer Unterredung einzufügen, die Generaloberst v. Moltke, der nach seiner Genesung an die Spitze des Stellvertretenden Generalstabs in Berlin getreten war und in treuer Arbeit bis zu seinem Tode im Juni 1916 diese wichtige Stellung ausfüllte, einem Journalisten gewährte, und deren Hauptinhalt von der amtlichen „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" wiedergegeben wurde. Der bisherige Leiter der militärischen Operationen sagte dabei u. a.:

„Ich habe draußen im Felde und hier in der Heimat genug Gelegenheit gehabt, unser Volk in Waffen und im Bürgerkleide während des Krieges zu sehen. Und für die Haltung dieses Volkes gibt es nur ein Wort: sie ist herrlich. Wie das verwöhnte Berlin insbesondere den Krieg erträgt, das ist bewundernswert. Ein solches Volk darf nicht zugrunde gehen — aber es kann auch nicht zugrunde gehen. Wer sagt, daß wir diesen Krieg für unsere materiellen Interessen führten, hat ihn nicht verstanden. Wir sind nicht in ihn eingetreten in der Gier nach territorialem Besitz, wir führen einen Verteidigungskrieg um die Existenz unseres Volkes und damit gleichbedeutend um Menschheitswerte, um Weltideale und um geistige Güter. Das ist keine Phrase. Wir dürfen heute ohne Anmaßung sagen, daß Deutschland der Träger der kulturellen Zukunft, der geistigen Entwicklung ist. Oder soll etwa Frankeich, mit seiner ermüdeten, absterbenden Kultur, England,

dessen Ideale nie über den Wunsch, reicher zu werden, hinausreichen, dieser künftige Förderer der Menschheit sein? Solcher Aufgaben aber muß sich unser Volk bewußt sein, und es muß wissen, daß es in diesem Krieg auch um sie geht. Der Ausgang des Krieges hängt nicht allein von der Armee ab. Zur anderen Hälfte bestimmt das Volk selbst den Ausgang des Krieges. Die Haltung, die wir zu Hause zeigen, wirkt durch Millionen Fäden zurück auf die Haltung unserer Soldaten. Das weiß jeder, der den innigen Zusammenhang unseres Volksheeres mit der Gesamtheit der Nation kennt. Unser Heer ist eben in vollster Bedeutung ein Volksheer, unsere Väter, Brüder und Söhne sind seine Soldaten. Die sehen nicht nur auf den Feind, sie sehen auch auf uns. Ihre Stimmung, ihre Zuversicht, ihr Mut wird nicht von Zufällen, sondern wesentlich von uns hier zu Haus mit bestimmt. Darum ergeben sich die Pflichten für jeden, der zu Hause geblieben ist. Bis jetzt hat diese Wechselwirkung zwischen Volk und Heer den Erfolg gehabt, daß die Leistungen unserer Armeen fast übermenschliche waren. Und ich kenne unser tapferes Volk gut genug, um zu wissen, daß es so bleiben wird. Wir werden einen nicht bloß ehrenvollen, sondern einen Frieden, der unser Übergewicht voll zum Ausdruck bringt, erringen."

Ernst, aber voller Zuversicht trat das einige deutsche Volk, traten unsere treuen Bundesgenossen in das neue Jahr, in das Jahr 1915 hinein. Was der greise Präsident des deutschen Reichstags Dr. Kaempf am 2. Dezember 1914 in seiner kernigen Eröffnungsrede gesagt hatte, galt für uns alle in der Heimat: „Im Vertrauen auf die Gerechtigkeit unserer Sache wehren wir uns, wenn es sein muß, gegen die ganze Welt. Unter der Fahne unseres Heeres, unter der Flagge unserer Flotte werden wir siegen!"



Vorderseite einer Schaumünze, gestiftet von Frau Bertha Krupp von Bohlen und Halbach „zum Andenken an aufopfernde Tätigkeit im Kriegsliebesdienst". (Ausgeführt in der Hofkunstprägeanstalt von H. B. Mayer in Pforzheim)



Ankunft von Liebesgaben. Phot. Hohlwein & Gircke

Sechzehnter Abschnitt

Der Monat Januar an der Westfront. Die inneren Linien. Noch einmal der Stellungskrieg. Der Sieg der Märker bei Soissons; erfolgreicher Kampf der Sachsen bei Hurtebise (Craonne). Französische Offensivversuche im Sundgau gegen die Armeeabteilung Gaede und deren Abwehr.

Die geographische Lage in der Mitte Europas hatte uns den Vorteil der „inneren Linien" gebracht, die Möglichkeit des Verschiebens von Heeresmassen zwischen den getrennten Kräften der Gegner, in unserem Fall zwischen Westfront und Ostfront im weitesten strategischen Sinne. Eine Möglichkeit, die für uns, wie immer wieder betont werden muß, durch unser reiches Eisenbahnnetz und dessen ungewöhnlich große Leistungsfähigkeit voll ausgenutzt werden konnte und ausgenutzt wurde. Während wir zu Beginn des Krieges — um die Entwicklung zu kennzeichnen, sei es hier noch einmal wiederholt — mit zusammengefaßter Kraft gegen Westen vorstießen, Belgien und Nordfrankreich in unseren Besitz brachten, verschoben sich die großen Kampfhandlungen allmählich mehr und mehr nach dem Osten, wo es galt, die ungeheuren russischen Massen in Ostpreußen, dann in Polen zum Stehen zu bringen, zurückzudrängen; wo es bald auch galt, unseren in Galizien hart bedrängten Bundesgenossen Hilfe zu leisten. Das führte zu den glückhaften Siegen Hindenburgs, zu Tannenberg und der ersten Masurenschlacht, zu den großen Vorstößen gegen Warschau und die Weichsellinie; das führte dann zur Entsendung deutscher Armeen nach den Karpathen und in der weiteren Folge zur Zertrümmerung der russischen Übermacht. Die unvermeidliche Folge aber war, daß wir an der Westfront zur Defensive übergingen. Nicht daß wir

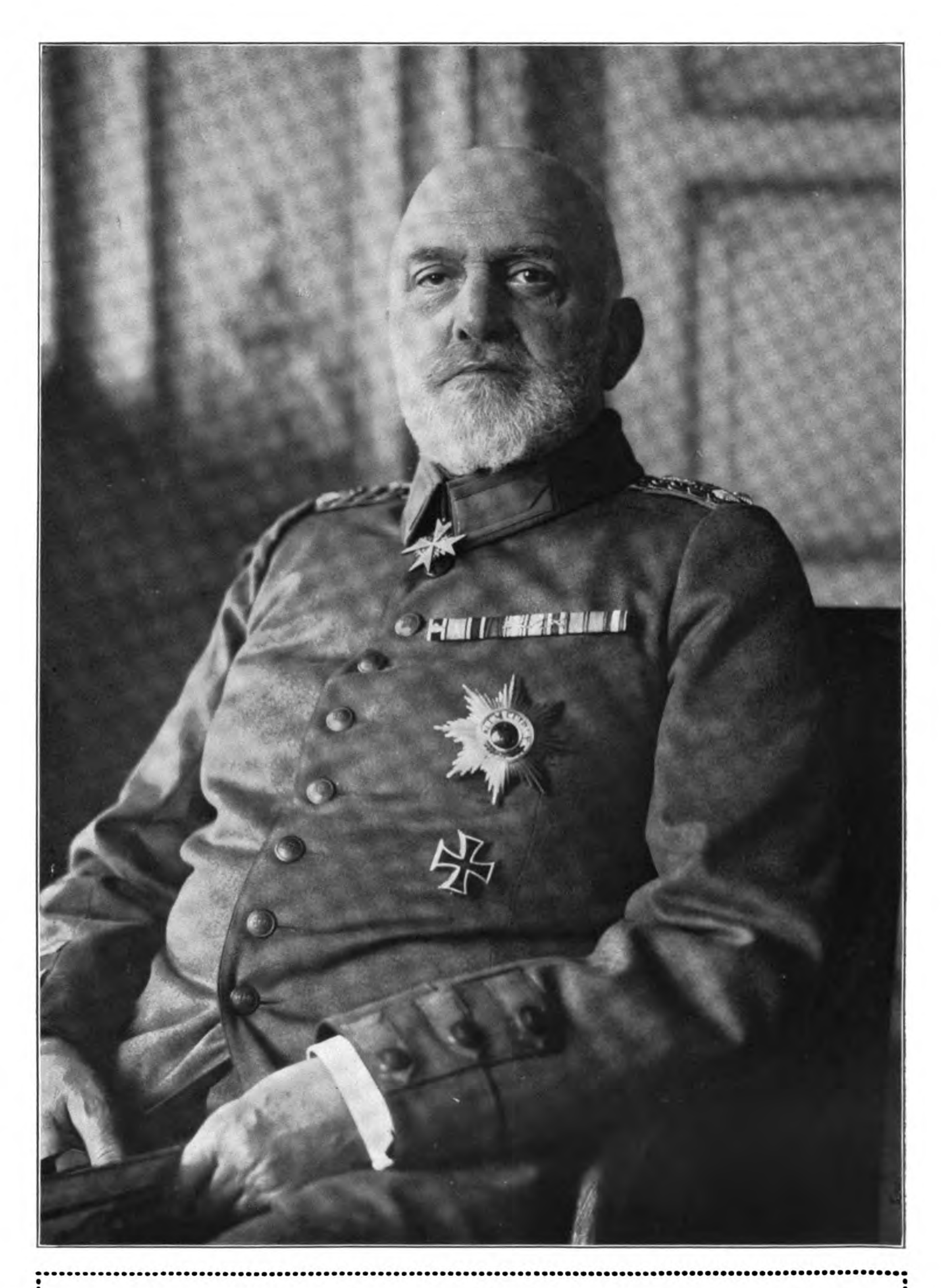
hier irgendwie bedenklich geschwächt waren; die Unerschöpflichkeit unseres Mannschaftsersatzes und die gute Organisation unseres gesamten Heerwesens gestatteten uns immer aufs neue, alle Lücken auszufüllen. Ein Gebot weiser Mäßigung aber war es, nicht dauernd auf beiden Fronten große Offensivstöße auszuführen, die in Flandern und Frankreich, wo der Gegner gleich uns seine festen Stellungen fortdauernd verstärkte, nur unter großen, unverhältnismäßigen Verlusten Aussicht auf Erfolg hätten haben können. Es genügte uns hier, wie im Osten, — auch das muß erwähnt werden — unser Wirtschaftsgebiet frei vom Feinde zu halten.

So beschränkten wir uns an der Westfront im wesentlichen auf die Abwehr, die freilich keine kampflose war und sein durfte. Wer die Tagesberichte der deutschen Heeresleitung, etwa für den Januar, Tag um Tag verfolgt, sieht, daß es wohl keinen Tag ohne Kampf gab: vom Meere bis zur Schweizer Grenze. Die Geschütze schwiegen fast nie; zumal von dem Munitionsmangel, dem Franzosen und Engländer ihre Mißerfolge zuzuschreiben liebten, war nichts zu spüren. Unverkennbar war auch das Bestreben der Gegner, die deutsche Front gleichsam „abzutasten", um Stellen zu finden, wo ein Einbruchsversuch vielleicht Erfolg versprechen könnte. Bald ging dabei hier, bald dort ein Grabenstück verloren, wurde wieder genommen und vielleicht nochmals verloren, ohne Änderung der Gesamtlage — hüben wie drüben. Die „Werkzeuge des Schützengrabenkrieges", seine ganze Technik, erfuhren eine immer weitere Ausbildung. Neben den Handgranaten traten Minenwerfer und Lufttorpedos in Tätigkeit. Die Tätigkeit der Flieger wuchs, und man lernte, ihren Beobachtungsflügen durch allerlei Maskierungen, durch die seltsamsten Listen zu begegnen. Scheinwerfer wurden eingebaut, und Leuchtkugeln erhellten in der Nacht das Vorgelände, das sich immer weiter in Stacheldrahthindernisse hüllte. Der Minenkampf mit seinen unterirdischen Stollen bildete sich aus; maulwurfartig gruben Feind und Freund sich einander entgegen, um schließlich vernichtende Sprengungen großen Umfangs auszuführen. Nicht lange, so traten Stinkgranaten, Gasgranaten, Apparate, um betäubende Gaswellen vorwärts zu treiben, in Tätigkeit. Und gegen sie wurden wiederum schützende Gesichtsmasken erfunden. Tiefer und immer tiefer grub man sich, höhlte man sich in die Erde; immer kunstvoller und fester wurden die Unterstände gebaut; immer mehr das System der Annäherungswege entwickelt.

Der Schützengrabenkrieg

In der lieben Heimat machte man sich eine Zeitlang ganz romantische Vorstellungen von der Romantik dieses Schützengrabenkrieges. Da hatte der eine oder der andere Feldgraue über die Wohnlichkeit seines Grabens nach Hause geschrieben, über einen Unterstand, in dem weder das elektrische Licht noch das Klavier fehlten. Allerlei Abbildungen in den illustrierten Zeitschriften, von geschickten Lichtbildnern aufgenommen, zeigten allerliebste Feldbauten, fast Landhäusern ähnlich, darin einen fröhlichen Stab beim Glase Wein; oder eine jubelnde Gruppe bei der Ankunft der Feldpost; oder einen Sängerchor im Schützengraben.

An all dem war etwas, ein wenig Wahres — und unendlich viel Entstelltes, Aufgeputztes, Unwahres. Auf der endlos langen Front gab es ja immer einige Stellen, auf denen verhältnismäßige Ruhe herrschte; überall suchte man sich auch, mit Unterstützung aller Vorgesetzten, so gut einzurichten, wie es ging; es gab in der Tat, dank der unermüdlichen Tätigkeit der Pioniere, die zahlreiche Elektrizitäts-



von Heeringen
Generaloberst u. Oberbefehlshaber der
7. Armee.



Ein Fliegerquartier im Westen. Phot. R. Sennecke

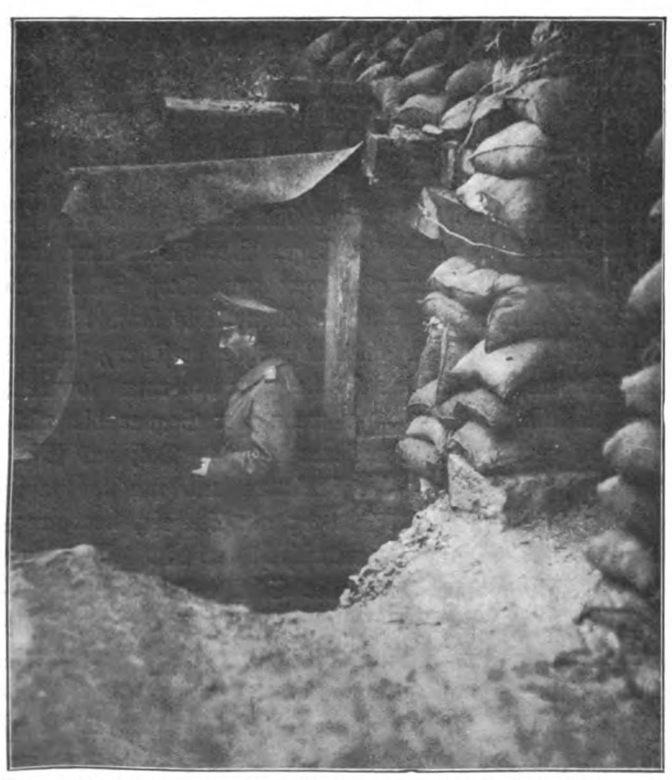
werke wieder in Betrieb setzten und neue schufen, hier und dort elektrische Beleuchtung bis zur vordersten Front. Vor allem ließ sich die fröhliche Laune, der gute Humor, diese köstliche kerndeutsche Gabe, die unsere Feldgrauen auch in schlimmsten Stunden bewahrten, nicht niederdrücken. Trotz allem aber forderte der Schützengraben eine derartige Anspannung aller körperlichen und geistigen Kräfte bei Offizieren und Mannschaften, daß von einer Schützengrabenromantik wahrhaftig nicht die Rede sein kann. Meist unter Artilleriefeuer, und jeden Augenblick eines feindlichen Angriffs gewärtig, lag man sprungbereit in drangvoller Enge. Der Regen kam, und der Schnee fiel und zerfloß; allen Entwässerungsanlagen zum Trotz füllten sich die Gräben immer wieder mit Schmutzwasser. Und die Winterkälte kam. Wo ein Öfchen vorhanden war (mit kunstvollster Rauchableitungsröhre versehen), reichte es gerade aus, daß die Nächstkommenden sich die Hände daran wärmen konnten. Die Verpflegung traf zwar pünktlich ein — d. h. wenn der Gegner die rückwärtigen Annäherungswege nicht gerade mit Sperrfeuer belegte. Daß das Essen selten warm war, mußte man schon in den Kauf nehmen und machte wenig Wesens davon. Tage und Tage lag man so im Graben; die Stiefeln, der ganze Mann war schließlich mit einer Lehm- und Schlammschicht bedeckt. Oben am Grabenrand standen die Posten und spähten durch die Schlitze der Schutzschilde in die Ferne, in Nebel und Nacht hinaus, daß die Augen schmerzten. Die Ruhenden aber waren zur Bewegungslosigkeit verurteilt, und die Langeweile lastete schwer auf ihnen. Selbstverständlich wurde überall auf strengste Befolgung der hygienischen Vorschriften gehalten. Aber ein Wunder war es doch, daß der Gesundheitszustand der Truppe immer gut blieb. Selbst dort, wo die Truppe acht, ja vierzehn Tage in dem Graben aushalten mußte, bis end-

lich, endlich die Ablösung erfolgte und sie zu kurzer Erholung zurückgenommen wurde.

Ein Mitkämpfer, der mit offenen Augen in die Welt sah und die ungeschminkte Wahrheit nicht scheut, entwirft in einem hübschen kleinen Buch „Was ich in mehr als 80 Schlachten und Gefechten erlebte" (E. S. Mittler & Sohn, Berlin) über das Leben in den Schützengräben und „Ruhestellungen" der Champagne ein Bild, das sich völlig mit dem Gesagten deckt.

„Man hat in den Tagesblättern", schreibt er, „sehr häufig Schilderungen gelesen, nach denen es für den Laien, der gemütlich in der Heimat sitzt, ein wahrhafter Genuß sein muß, im Schützengraben und Unterstand Aufenthalt nehmen zu dürfen. Gewiß gibt es Stellen in der langen Kampflinie vom Meere bis an die Schweizer Grenze, wo es ganz friedlich zugeht, und wo sich die Truppen manche Behaglichkeit leisten können, auch wenn sie monate- oder wochenlang in vorderster Linie sind. Diese Zustände haben sich dort herausgebildet, wo der Feind weitab ist, sich ruhig verhält und auch mit dem Artilleriefeuer sparsam umgeht. Dort sind unsere Schützengräben und Unterstände beinahe wie Wohnzimmer ausgebaut, ja man findet Betten, Möbel, Klaviere und sonstige Wunderdinge. Die Leute haben es recht gut, namentlich wenn die Verpflegung Tag und Nacht nicht aussetzt und der Strom der Liebesgaben fließt.

Ich will dies schöne Bild, das wir den Betreffenden von ganzem Herzen gönnen, nicht trüben. Anderseits erfordert es die Gerechtigkeit, zu sagen, daß unser Abschnitt ebenso wie diejenigen unserer Nebentruppen gerade das Gegenteil von dem waren und noch sind, wie ich es eben in so verlockenden Farben kurz zu schildern suchte. Bei uns fehlte jede Möglichkeit, uns irgendwelchen Aufwand zu gestatten. Es kam lediglich darauf an, eine für den erbitterten Nahkampf vorbereitete Stellung zu schaffen, in der es sich um Sein oder Nichtsein handelte. Eine Schütte Stroh oder einige Bretter waren der Höhepunkt unserer Genüsse. Es galt, eine starke Brustwehr zu



Am Fernsprecher eines Unterstandes. Phot. Benninghoven.



Unsere am weitesten vorgeschobenen Schützengräben an der Aisne. Phot. A. Grohs

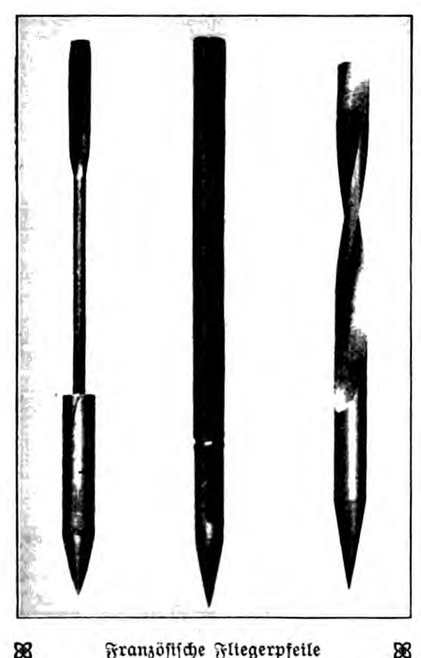
erhalten, vor ihr das Drahthindernis, dahinter die Unterstände für die Reserve, diese mit einer so starken Decke, daß sie womöglich auch den Volltreffern der feindlichen Artillerie Widerstand leistete. Außerdem war an Fernsprechanschlüsse, an Lager für Munition, Schanzzeug, Handgranaten, an Verbandplätze zu denken.

Es verdient vollste Anerkennung, mit welchem Geschick sich die Truppe hier eingerichtet hat und es immer wieder verstand, Löcher und Lücken zu schließen, die die feindlichen Granaten geschlagen haben. Dazu gehört eine Nervenkraft und Zähigkeit, die doch noch ganz andere Anforderungen an die in vorderster Linie befindlichen Führer und Truppen stellt, als es die wildeste Feldschlacht vermag. Immer am gleichen Platze zu bleiben, sich an diesen durch das eiserne Gebot der Pflicht gebunden zu sehen, während rechts und links die Kameraden fallen, ein ununterbrochener Schwarm von Geschossen aller Art einschlägt, jeden Augenblick ein Angriff des Auge in Auge gegenüberliegenden Feindes erfolgen kann — alles dies fordert uns die Bewunderung der Kämpfer ab, die solches zu leisten und unter solchen Bedingungen auszuharren verstehen.

Und nun einen Blick auf die Verhältnisse weiter rückwärts. Hier war uns das Dorf Ripont als Unterkunft gewiesen worden, sobald Teile aus der vorderen Linie zurückgenommen waren. Dieser Ort ist oft genug in Zeitungen geschildert worden und verdient mit Recht den Ehrennamen „Hölle" oder „Hexenkessel". Seitens der höheren Dienststelle, die mit unermüdlichem Eifer für die Verbesserung der Verhältnisse Sorge trug, ist zwar alles geschehen, um für die Truppe den Aufenthalt in diesem Orte annehmbar zu machen. Es wurden Unterstände im großen Umfange gebaut, die Wasserverhältnisse geregelt, die Wege verbessert, Krankenhäuser, Verpflegungsanstalten und alles andere geschaffen, was zum Wohle der Truppen notwendig ist. Der Ort liegt sehr tief, ist von Sümpfen und Gräben

umgeben und wimmelte zeitweise von Ratten, was ihm als weiteren Beinamen die schöne Bezeichnung „Rattennest" verschaffte. Aber auch hierin trat durch kräftige Maßregeln im Laufe des Winters eine entschiedene Besserung ein. So kam es, daß es sich schließlich doch ganz gut hier leben ließ, und daß es der Truppe schon wie eine Erlösung vorkam, aus der vordersten Gefechtslinie in dieses Nest zu kommen. Allerdings mußte man sich an die ewig herrschende Unruhe, an das Kommen und Gehen von Truppen und Fahrzeugen, an den Transport der Verwundeten, an das Bestatten der Gefallenen auf dem Soldatenkirchhof neben dem zerschossenen Kirchlein gewöhnen. Aber dies lernt man recht schnell und stumpft sich dagegen ab.

Störender war der unvermeidliche Umstand, daß der Feind unser Dörflein zeitweise tüchtig unter Feuer hielt. Es handelte sich zwar nur um Zufallstreffer, aber auch sie stellten nicht geringe Ansprüche an die Nerven. An gewissen Tagen kam es vor, daß zahlreiche Infanteriegeschosse durch die Dorfgassen fegten, und schwere Granaten mit furchtbarem Getöse in oder bei dem Dorfe einschlugen. Auch Flieger beehrten uns oft mit ihrem Besuche, obwohl sie eigentlich weniger getroffen haben, als man erwarten sollte. Ich erinnere mich, daß wir eines Abends in einer Mulde nahe beim Orte einen Appell abhielten, zu dem mehrere Kompagnien versammelt waren. Es war ganz ruhig gewesen bisher, und wir dachten kaum noch an eine Überraschung. Da rief plötzlich ein Mann:



Französische Fliegerpfeile

‚Achtung! Über uns zwei Flieger!‘

Es ließ sich nicht feststellen, ob es deutsche oder französische Flugzeuge waren, denn sie kreisten in zu großer Höhe. Aber bald stellte sich heraus, daß es französische sein mußten. Unsere bereitgehaltenen Batterien eröffneten das Schrapnellfeuer; wunderbar hoben sich die blauen Wölkchen der platzenden Geschosse am rosenfarbenen Abendhimmel ab. Zu unserem Erstaunen entkamen die beiden Flugzeuge scheinbar unversehrt, dafür aber erhielten wir einen ganzen Hagel herabfallender Schrapnellkugeln und Sprengteile unserer eignen Geschosse, so daß wir schleunigst an den benachbarten Häusern einigen Schutz suchten. Es sah zwar etwas nach Flucht aus, war aber gerechtfertigt, um unnötige Verluste zu vermeiden.

Aber nicht immer sollte es so harmlos abgehen. So entsinne ich mich, daß einmal ein Stallgebäude von einer Fliegerbombe getroffen worden ist. Mehrere unserer Leute waren tot oder verwundet, einige Pferde so verletzt, daß sie erschossen werden mußten. Auch mit den kleinen eisernen Pfeilen der französischen Flieger machten wir Bekanntschaft. Ein Pferd wurde hinter dem Sattel so schwer getroffen, daß es bald darauf einging.



Batteriestellungen. Die weißen Flecken im Vordergrunde sind Granatlöcher. Aufnahme von Dr. Hans Böhm

Merkwürdig erschien uns das Streuverfahren der französischen Artillerie in das Gelände ziemlich weit hinter unserer Stellung. Eines Abends fuhr ich im Kraftwagen auf der Straße, die von Ripont nach Osten führt. Beiderseits des Weges deuteten die Trümmer von Fahrzeugen darauf hin, daß hier schon mancher Wagen vom Schicksal ereilt worden ist. Es ist fraglich, ob das Feuer uns oder einer in der Nähe stehenden deutschen Batterie galt, jedenfalls befand sich unser Wagen plötzlich im tollsten Granatfeuer. Unser Fahrer, der die Geschichte wohl zum erstenmal mitmachte, wurde stutzig und wußte nicht recht, ob er halten, umkehren, weiterfahren sollte. Das Halten wäre der sichere Untergang gewesen, das Kehrtmachen verbot sich von selbst auf der schmalen, tief aufgeweichten Straße. Deshalb jagten wir weiter durch alle Löcher hindurch und entkamen glücklich den französischen Granaten.

Besonders schwer gestaltete sich die Verbindung aus unserer Reservestellung zu den Schützengräben. Hinter der Höhe war man wenigstens gegen Sicht gedeckt und hatte trotz eines oft geradezu unglaublichen Massenfeuers kaum Verluste. Vorwärts des Höhenkammes aber konnte der Feind unsere Annäherungswege einsehen. Oft ebnete er sie mit seinem Artilleriefeuer förmlich ein, so daß sie bei Nacht wiederhergestellt werden mußten. Aber selbst bei Dunkelheit war hier der Verkehr manchmal recht gefährlich. Wenn der Feind die Laufgräben mit Feuer zudeckte, konnte die Verbindung nach vorn nicht ohne Verlust aufrechterhalten werden und bedurfte der äußersten Vorsicht. Nach vorwärts wurde die Verpflegung in Kesseln getragen, auch das Wasser mußte in Eimern herangeschafft werden; dazu kam das Baugerät, die Munition, der Marsch der Verstärkungen, während nach rückwärts die Verwundeten strömten und die Ablösungen zurückgingen: eine gewaltige Leistung, wenn man bedenkt, daß die engen Gräben im Zickzack geführt waren; dazu der tiefe Morast, das Sausen der Geschosse, das Blitzen der Scheinwerfer und Leuchtraketen, das Ganze wie geschaffen, um die Nerven zu zerrütten.

Aber mit Stolz blickten wir auf unsere Leute, die selbst in diesen höchst schwierigen Lagen ihre Ruhe nicht verloren, stets frohen Mutes und heiter waren und ihren aufreibenden Dienst mit jener Selbstverständlichkeit und Kaltblütigkeit taten, die sich aus Mannszucht, Pflichtgefühl, Begeisterung ergaben. In den Gräben selbst herrschte das eiserne Schweigen, in Ripont aber konnte man fast jeden Abend fröhlichen Gesang und selbst Musik hören. Gegen solche Leute mußte jeder Durchbruchsversuch der Franzosen unerbittlich scheitern. Der Sieg blieb unser, mochte der Kampf noch so lange dauern."

Hüben wie drüben, sagte ich bereits, erfolgten, bald hier, bald dort, kürzere Vorstöße, meist um die Stellung irgendwie zu verbessern. Vielfach hatte die Frontlinie im Übergang vom Bewegungs- zum Stellungskrieg ja der Zufall gefügt, der Zufall eines entscheidenden Tages. Da sprang dann irgend ein feindliches Grabenstück unbequem vor oder ein Teil der eigenen Stellung entbehrte guter Anlehnung; hier mangelte der rechte Ausblick auf den Gegner, dort erschien es erstrebenswert, eine überhöhende Geländewelle zu gewinnen. Aus diesen, an sich oft nicht unwichtigen, bisweilen blutigen Einzelkämpfen, die aber doch im Gesamtrahmen des Ringens nur eine Nebenrolle spielten, ragen einzelne um-

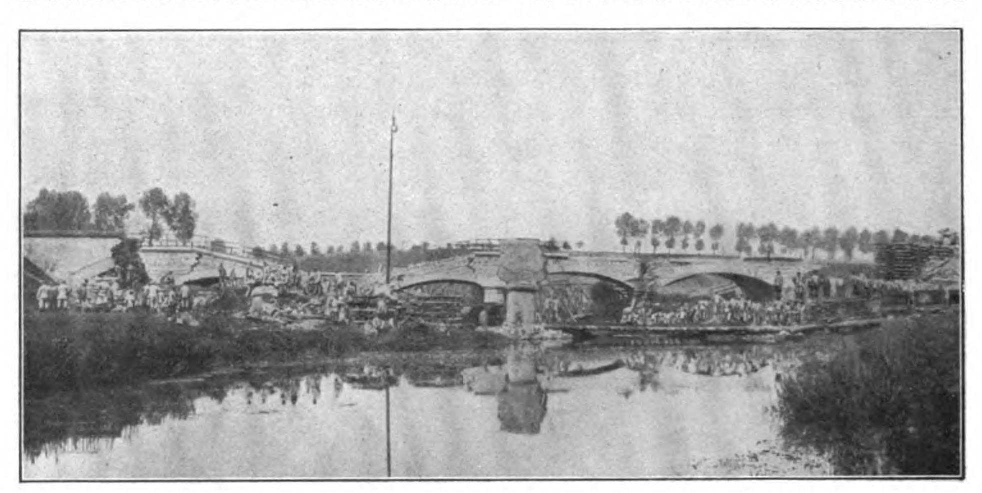


Gegen Artilleriefeuer gedeckte Maschinengewehr-Abteilung in Erwartung des Befehls zum Vorgehen
Phot. R. Sennecke

fassende, äußerst tatkräftig angesetzte und durchgeführte deutsche Angriffe weit heraus, wuchsen sich zum Teil zu Schlachthandlungen aus.

An der Aisne

Als wir im September von der Marne zur Aisne zurückgingen, um hinter letzterer dem feindlichen Vordringen ein gebieterisches Halt entgegenzusetzen, waren die Gegner im Raume von Soissons bis über den Fluß vorgedrungen. Nachdem die Engländer, die hier zuerst vergeblich angestürmt waren, nach Norden verschoben und durch Franzosen abgelöst worden waren, hatten diese während der letzten Monate ein Gewirr von Schützengräben errichtet, das sich auf dem rechten Aisneufer brückenkopfartig ausdehnte. Unsererseits lagen ihnen die altbewährten Brandenburger unter dem General der Infanterie v. Lochow gegenüber. Die Kämpfe hatten hier eigentlich nie aufgehört. Schon Ende Oktober, Anfang

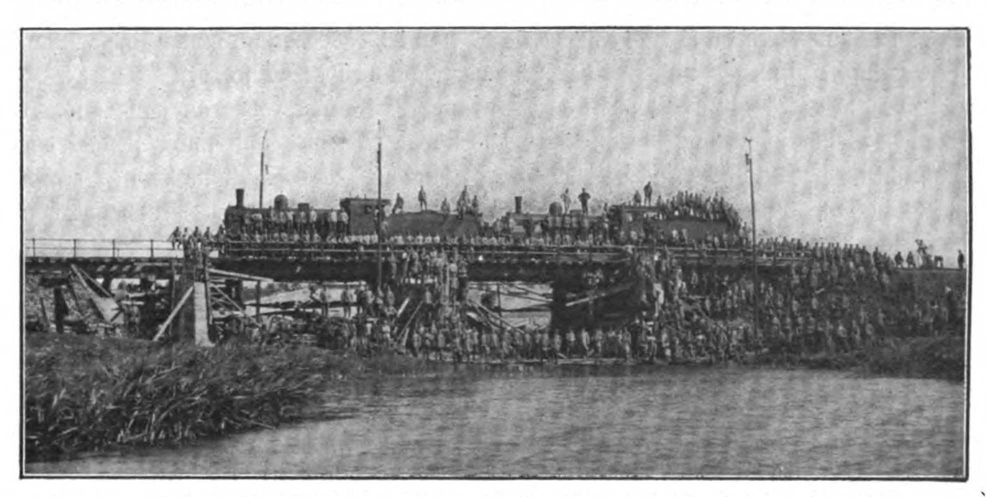


Eisenbahnbrücke bei Conflans, von den Franzosen bei ihrem Rückzuge zerstört
Phot. H. Bensemann

November war um Vailly, östlich Soissons, um Chavonne und Soupir heftig gerungen worden. Die Armee des Generaloberst v. Kluck hielt jetzt hier gute Wacht. Auf der Kathedrale von Soissons und auf dem besonders hohen Turm der Kirche St. Jean des Vignes hatten die Franzosen Beobachtungsposten aufgestellt, gaben fast allnächtlich von ihnen aus Leuchtsignale, so daß wir zu unserem Leidwesen die altehrwürdigen Bauten nicht schonen durften und konnten; selbstverständlich verstärkte sich, wie durch die notgedrungene Abwehr der Benutzung der Kathedrale von Reims, dadurch wiederum unser Ruf kunstfeindlicher Barbarei. —

Auf dem Westflügel des Kampffeldes steigt westlich der Bahn Soissons—Laon, so berichtete die deutsche Heeresleitung, derer klarer Darstellung wir im wesentlichen folgen, aus dem breiten Flußtale eine vielfach zerklüftete und reich bewaldete Höhe empor, auf deren oberstem Teile die Gräben von Freund und Feind einander dicht gegenüberlagen, beide Teile bestrebt, sich durch Sappenangriff in den Besitz des höchsten Punktes zu setzen. Östlich der Höhe liegt zu ihren Füßen im Tale das Dorf Crouy; an diesem vorbei zieht in einem tief eingeschnittenen Grunde die Bahn Soissons—Laon nordwärts. Dicht östlich der Bahn ist eine Reihe von Steinbrüchen, in denen sich unsere Soldaten meisterhaft eingebaut hatten. Die sogenannte Steinbruchstellung bildet den westlichen Ausläufer der Hochfläche von Vregny, die sich lang und breit östlich der Bahn ausdehnt und die in ihrem ganzen südlichen Teile in französischem Besitz war. Von der Flußseite her schneiden mehrere lange und tiefe Schluchten in die Hochfläche ein.

In diesen Schluchten fand die schwere Artillerie der Franzosen eine sehr günstige Aufstellung. Die am Rande der Hochfläche auf Bäumen hinter Stahlblenden und Brustpanzern sitzenden Beobachter lenkten das Feuer der schweren Geschütze flankierend gegen die deutschen Stellungen auf der genannten bewaldeten Höhe. Dieses Flankenfeuer richtete sich vor allem gegen die Schützengräben des Leibregiments; es war am ersten Weihnachtsfeiertage ganz besonders heftig. Unter ungeheurem Munitionsaufwand setzte es am 7. Januar



Belastungsprobe der links abgebildeten Brücke nach ihrer Wiederherstellung durch deutsche Pioniere
Phot. H. Bensemann

erneut ein; die brave Truppe hatte viel zu leiden; eine Stellung, der sogenannte Maschinengewehrgraben, wurde buchstäblich vom feindlichen Feuer eingeebnet, die darin befindlichen Maschinengewehre wurden verschüttet. Nach dieser Feuervorbereitung schritt der Gegner am 8. Januar zum Angriff. Er drang auf einer Frontbreite von etwa 200 m in den deutschen Schützengraben ein und konnte trotz zahlreicher Versuche daraus nicht wieder vertrieben werden. Es kam hier in den Tagen und Nächten bis zum 11. Januar zu außerordentlich heftigen Nahkämpfen, wie sie erbitterter und blutiger kaum gedacht werden können; hier kämpfende Turkos fochten nicht nur mit Gewehr und Bajonett, sondern bissen auch und stachen mit dem Messer.

12.—14. Januar 1915 Deutscher Gegenstoß bei Soissons

Die Lage drängte zu einer Entscheidung. Am 12. Januar setzten die deutschen Truppen zu einem Gegenangriffe ein, der sich zunächst weniger gegen die bewaldete Höhe selbst als gegen die beiderseits anschließenden französischen Stellungen richtete. Schlag 11 Uhr erhoben sich zunächst aus der Steinbruchstellung unsere wackeren Soldaten, die in den Monaten des Harrens und Schanzens von ihrem Angriffsgeiste nichts eingebüßt hatten, und entrissen in kühnem Ansturm dem Feinde seine zunächst gelegenen Schützengräben und Artilleriebeobachtungsstellen. Sogleich ließ das französische Flankenfeuer gegen die bewaldete Höhe nach.

Das Hauptziel dieses ersten Angriffs war kaum erreicht, als eine Stunde später — 12 Uhr mittags — auf dem äußersten rechten Flügel unsere tapferen Schützen sich erhoben und im siegreichen Vorschreiten ein Kilometer Gelände gewannen. Nunmehr wurde auch zum Angriff gegen die bewaldete Höhe angesetzt, der Franzose zuerst aus den deutschen, dann aus seinen eigenen Gräben hinaus- und die Höhe hinuntergeworfen, wo er sich auf halbem Hange wieder setzte.

Wie aus Gefangenenaussagen hervorgeht, glaubten die Franzosen, daß die erwartete Fortsetzung des deutschen Angriffs von der bewaldeten Kuppe, also vom rechten deutschen Flügel ausgehen würde. In Erwartung eines Stoßes aus dieser Richtung warfen sie namhafte Verstärkungen nach dieser Stelle. Von den eroberten französischen Beobachtungsstellungen aus, wo das ganze Aisnetal samt

Soissons mit Kathedrale zu Füßen liegt, konnte das Herankommen dieser Reserven auf Kraftwagen und mit der Eisenbahn gut beobachtet werden.

Der weitere deutsche Angriff erfolgte am 13. Januar, aber an ganz anderer Stelle. Völlig überraschend für den Gegner war es Mitte und linker Flügel der Deutschen, die sich als Angriffsziel die Besitznahme der Hochfläche von Vregny gesetzt hatten, auf der sich der Feind in einem ganzen System von Schützengräben eingerichtet hatte und ganz sicher zu fühlen schien.

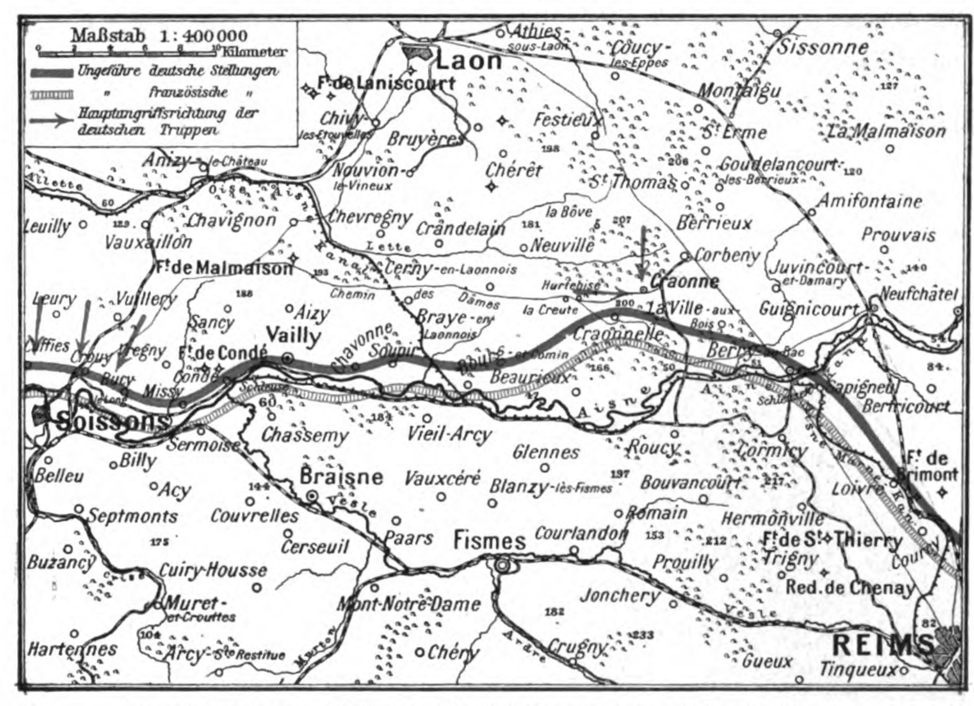
Wiederum war es der Schlag der Mittagsstunde, der hier unsere Truppen zu neuen Taten aufrief. Punkt 12 Uhr kam Leben in die deutschen Gräben, es folgte ein mächtiger Sprung; 12 Uhr 3 Minuten war die erste Verteidigungslinie der Franzosen, 12 Uhr 13 Minuten die zweite genommen; ein Flankenangriff von dem Wald von Vregny kam bei der Schnelligkeit des Vorgehens gar nicht mehr zur Wirkung, und am späten Nachmittage des 13. war der ganze Hochflächenrand in deutscher Hand. Der Feind vermochte sich nur noch in den Mulden und auf den zum Aisnetal hinabfallenden Hängen zu halten.



General der Infanterie von Lochow. Phot. H. Noack

Das Gelingen dieses deutschen Angriffs brachte die in der Gegend der bewaldeten Höhe gegen den deutschen rechten Flügel vordringenden Franzosen in eine verzweifelte Lage. Denn als am 14. Januar der äußerste rechte Flügel der Deutschen seinen umfassenden Angriff wieder aufnahm und aus der Mitte — über Crouy — deutsche Truppen nun westwärts einschwenkten, da blieb den gegen die bewaldete Höhe vorgedrungenen Franzosen nichts anderes übrig, als sich zu ergeben. Ein Zurück gab es jetzt nicht mehr, da die deutsche schwere Artillerie das Aisnetal beherrschte. Am gleichen Tage wurde der Feind daher auch von den Hängen der Höhen von Vregny hinuntergeworfen, soweit er nicht schon während der Nacht gegen und über die Aisne zurückgeflutet war. Der Rückzug der Franzosen über und südlich der Hochwasser führenden Aisne lag unter dem Feuer unserer schweren Artillerie.

Eine Kompagnie des Leibregiments drang bei Dunkelheit sogar bis in die Vorstädte von Soissons ein. Unsere Patrouillen säuberten das ganze Vorgelände



Zu den Kämpfen der Märker bei Soissons und dem Sieg der Sachsen bei Craonne

bis zur Aisne vom Feinde; nur in dem Flußbogen östlich der Stadt vermochten sich französische Abteilungen noch zu behaupten.

In den mehrtägigen Kämpfen bei Soissons wurde der Feind also auf einer Frontbreite von etwa 12 bis 15 Kilometern um zwei bis vier Kilometer zurückgeworfen, trotz seiner starken Stellungen und trotz seiner numerischen Überlegenheit. Auf seiner Seite hatten die 14. Infanterie- und 55. Reservedivision, eine gemischte Jägerbrigade, ein Territorial-Infanterieregiment, hatten außerdem Turkos, Zuaven und marokkanische Schützen gefochten. Von dieser Truppenmacht gerieten mehr als 5000 Mann in deutsche Gefangenschaft; die Kriegsbeute war sehr ansehnlich. Es wurden erobert 18 schwere, 17 leichte Geschütze, ferner Revolverkanonen, zahlreiche Maschinengewehre, Leuchtpistolen, Gewehr- und Handgranaten, endlich außerordentlich große Mengen von Infanterie- und Artilleriemunition.

Diesen glorreichen Kampf führte die deutsche Truppe nach langen Wochen des Stilliegens in einem Winterfeldzuge, dessen Witterung Regenschauer und Sturmwinde waren. Auch an den Kampftagen selbst hielten Regen und Wind an. Die Märsche erfolgten auf grundlosen Wegen, die Angriffe über lehmige Felder, durch verschlammte Schützengräben und über zerklüftete Steinbrüche. Vielfach blieben dabei die Stiefel im Kot stecken, der deutsche Soldat focht dann barfuß weiter.

Neben der energischen, zielbewußten und kühnen Führung und der großartigen Truppenleistung ist der Erfolg der Schlacht bei Soissons der glänzenden Zusammenarbeit aller Waffen, vor allem der Infanterie, Feldartillerie, Fußartillerie und der Pioniere zu verdanken, die sich gegenseitig aufs vollendetste

unterstützten. Auch die Fernsprechtruppe hat nicht wenig zum Gelingen des Ganzen beigetragen.

Was unsere wundervolle Truppe — zwar schmutzig anzusehen, aber prachtvoll an Körperkraft und kriegerischem Geiste — geleistet hat, ist über alles Lob erhaben. Ihre Tapferkeit, ihr Todesmut, ihre Ausdauer und ihr Heldensinn fanden die schönste Anerkennung dadurch, daß ihr oberster Kriegsherr, der in jenen Stunden unter ihnen weilte, die verantwortlichen Führer noch auf dem Schlachtfelde mit hohen Ordensauszeichnungen schmückte. Der General der Infanterie v. Lochow wurde mit dem Orden Pour le Mérite und der unter ihm führende Generalleutnant Wichura mit dem Komtur des Hausordens der Hohenzollern ausgezeichnet.



Generalleutnant Wichura. Phot. Otto Heinrich

Wie sehr sich übrigens die Verhältnisse der Gegenwart gegen frühere Kriege verschoben haben, zeigt ein Vergleich der hier besprochenen Kämpfe mit den Ereignissen von 1870. Wenn auch die Bedeutung der Gefechte nördlich Soissons mit derjenigen der Schlacht vom 18. August 1870 nicht zu vergleichen ist, so entsprach doch die Breite des Kampffeldes annähernd der von Gravelotte-St. Privat. Die französischen Verluste überstiegen aller Wahrscheinlichkeit nach die der Franzosen am 18. August 1870 um ein Beträchtliches.

Ein hübsches Stimmungsbild aus diesem heißen, siegreichen Kampf gibt ein Feldpostbrief wieder, den ein Märker, ein Pionier vom 1. brandenburgischen Pionierbataillon v. Rauch an sein „Muttchen" schrieb, und der hier wenigstens auszugsweise eingeschaltet werden soll. (Zuerst veröffentlicht in der „Nordwestdeutschen Zeitung".)

Die „Raucher"-Pioniere bei Soissons

„Nun will ich Dir ein paar Zeilen über die Einzelheiten der Kämpfe an der Aisne schreiben. Wir waren in den letzten Tagen alarmiert und hatten viel an der Front zu arbeiten. Am 13. wurden wir um 1/25 Uhr geweckt: ‚Sturmanzug'. Ich packte mir also in meinen Brotbeutel Kochgeschirrdeckel, Brot und Wurst, die ich am Abend vorher von Euch erhielt, rollte meinen Mantel und steckte mir recht viel Munition ein.

Es war stockfinster, als wir abmarschierten. Unser Leutnant gab uns bekannt, daß wir gruppenweise den einzelnen Infanteriekompagnien zugeteilt seien. Ich kam zu einer Kompagnie, die den Auftrag hatte, die Höhen zwischen Vregny und Chivres zu stürmen.

Wir lagen im Wald, am Fuß der Höhen, ein kleines Flußtal als Deckung benutzend. Um 9 Uhr vormittags begann unsere Artillerie zu schießen. Granate

auf Granate sauste über unsere Köpfe hinweg. Punkt 12 Uhr mittags begann der Sturm. Mit Drahtschere und Handgranaten ausgerüstet, das Gewehr mit aufgepflanztem Bajonett vorgebracht, ging es die Höhe hinauf. Fünfzig Meter vor uns war ein französischer Stützpunkt etwa von zwölf Mann besetzt, die sämtlich niedergemacht wurden.

Der Lärm wurde immer größer. Jetzt kamen wir an Drahtverhaue. Ich ging mit meiner Drahtschere vor und zerschnitt Draht auf Draht. Nun ging's auf den ersten Schützengraben. Mit Hurra wurde er gestürmt. Krachend flog ein Unterstand nach dem andern auf. Wir Pioniere haben doch Handgranaten. Weiter ging es über Tote und Verwundete zum nächsten Graben . . . .

Mit einem Male stand ich vor dem Eingang einer jener großen Kalkhöhlen, deren es hier in der Gegend sehr viele gibt. Kurz entschlossen sprang ich vor und schoß ein paarmal hinein. Dann rief ich aus Leibeskräften: „Vous êtes mes prisonniers, jetez vos armes!" Vier Mann erschienen und hoben die Hände hoch, zum Zeichen, daß sie sich ergeben wollten. Ich fragte auf Französisch, wo die andern Kameraden wären; man deutete nach hinten. Inzwischen waren zwei Infanteristen herangekommen. Ich übergab ihnen drei Kerle und ging mit dem vierten weiter hinter, immer rufend, ‚die Waffen niederlegen'. Nun kam einer nach dem anderen hervor. Ich ließ sofort zu vieren antreten und zählte 126 Mann französische Alpenjäger Nr. 67, bekanntlich eine französische Elitetruppe.

Am Morgen des 14. wurden wir gegen 8 Uhr geweckt und traten zum Appell an. Es fehlten über dreißig Mann, die als tot und verwundet festgestellt wurden; ich war auch als tot gemeldet, und es war allgemeine Freude, als ich da aus meiner Scheune herausgekrabbelt kam. Nun erschien der Hauptmann und rief: ‚Der Gefreite Müller und Kriegsfreiwilliger Jaeckel rechts raus.' Er nahm uns beiseite und sagte: ‚Also ihr seid besonders tapfer gewesen und sollt Seiner Majestät unserem Kaiser vorgestellt werden.' Wir wurden in das Auto unseres Hauptmanns gepackt und dreckig, wie wir waren, nach M. gebracht. Hier trafen wir noch Kameraden von einigen anderen Regimentern, die auch an dem Sturm teilgenommen hatten. Nun bot sich uns ein wunderbares Bild: ein Auto nach dem andern sauste heran, und die verschiedenen Kommandeure und Generale entstiegen ihrem Innern.

Nun kam der Kaiser. Er war sehr freundlich und unterhielt sich lebhaft über die Kriegslage. Darauf wandte er sich zu uns, fragte nach unserem Geburtsort usw. Allgemeine Heiterkeit erregte es, als Majestät zu einem sagte, der in Werder geboren war: ‚Na, da bist du ja aus der Kirschblüte.' Mich fragte er nach meinem Geburtsort. Ich sagte: ‚Berliner, Majestät.' Majestät lachte: ‚Na ja!' und überreichte mir das Kreuz. Hierauf nahm es unser Herr Oberstleutnant und knöpfte uns den Orden an. Er schmunzelte, erkundigte sich nochmals nach den Einzelheiten und beglückwünschte mich. Er freute sich, daß seine ‚Raucher' wieder tüchtig gewesen waren.

Nun, liebes Muttchen, trage ich das schwarz-weiße Band, beglückwünscht von meinen Kameraden, und bin der erste Kriegsfreiwillige unserer Kompagnie, dem diese Ehrung zuteil geworden ist. Etwas Besonderes aber ist es für mich, daß ich den Orden von unserem Kaiser eigenhändig bekommen habe."

Die französischen Berichte sprachen selbstverständlich nur von einem „Teilerfolg" der Deutschen; nichtamtliche Meldungen gaben aber den „blitzschnellen Rückzug" auf der ganzen Front von Soissons zu. Schärfer urteilten neutrale Sachverständige. So schrieb im „Berner Bund" H. Stegemann: „Die Lage hat sich bei Soissons sehr zuungunsten der Franzosen verschoben, die außer Soissons und den östlich vorgeschobenen Gehöften nördlich des Flusses alles verloren haben. Auf den Höhen von Sermoise und Billy werden sie nun weiterem durch starke Artillerie vorbeugen müssen. Soissons liegt natürlich jetzt unmittelbar unter den deutschen Kanonen und hat von seiner Bedeutung als Brückenkopf ziemlich eingebüßt. Auch die Bahnlinie Reims—Soissons—Compiègne liegt, wie vermutet, dem deutschen Feuer jetzt direkt preisgegeben. Wenn die Franosen nicht um jeden Preis das Nordufer wieder zu gewinnen trachten, so wird an dieser Stelle mit einer bleibenden Verschlechterung ihrer Lage zu rechnen sein. —"

Einen knappen Tagesmarsch von Soissons entfernt, also nicht allzuweit von dem Kampffelde vom 13. und 14. Januar, hatten die Sachsen am 25. Januar ihren Ehrentag.

25.Jan.1915 Die Sachsen bei Craonne

Die Kämpfe, die sich in der Gefechtsfront der Armee des Generaloberſten v. Heeringen abspielten, fanden auf der Hochebene von Craonne, also auf historischem Boden statt. Das Gehöft Hurtebise, um dessen Besitz am 6. und 7. März 1814 Franzosen und Russen erbittert gekämpft hatten, bis es von den letzteren angezündet und geräumt wurde, liegt — jetzt von französischer Artillerie gänzlich zerschossen und ausgebrannt — als trauriger Mauerrest dicht hinter der Mitte der deutschen Stellungen, aus denen heraus der Angriff erfolgte. Ost- und westwärts an das Gehöft anschließend, folgten die deutschen Schützengräben dem



Ankunft von Verwundeten am Bahnhof in Conflans. Phot. H. Bensemann

Chemin des Dames, einem die Hochfläche von Craonne entlang führenden Höhenwege, der im Jahre 1770 von dem Besitzer des nahegelegenen herrlichen Schlosses La Bôve für die Prinzessinnen von Frankreich angelegt worden war.

Den deutschen Gräben dicht gegenüber lagen die französischen in dreifacher Reihe. Die vorderste Linie der letzteren nahm ganz ähnlich wie bei Soissons den Südrand der Hochfläche und damit eine für Infanteriewirkung und Artilleriebeobachtung günstige Stelle ein. Dazu stützte sich der linke Flügel auf ein starkes, wohlausgebautes Erdwerk, und die Mitte besaß in der Höhle von Creute einen bombensicheren Unterschlupf für starke Reserven. Diese geräumige Höhle, eine der zahlreichen des großen Pariser Kalksteinbeckens, diente einst den Bewohnern als Weinkeller, später als Wirtschaftsraum und Stallung. Hier suchten 1814 die Einwohner während der Schlacht von Craonne Schutz vor dem Artilleriefeuer. Bei dem gegenwärtigen Stellungskampfe war der Besitz eines derartigen Raumes von nicht zu unterschätzender Bedeutung.



General der Infanterie d'Elsa. Phot. Pieperhoff

Es galt, den Franzosen die erwähnten Stellungen samt Erdwerk und Höhlen zu entreißen. Nach ausgiebiger artilleristischer Vorbereitung schritt unsere Infanterie, die unter den Befehlen der Generale v. Gersdorff und von der Planitz stand, während der Oberbefehl in Händen des Generals der Infanterie d'Elsa lag, auf der ganzen Linie zum Angriff.

Binnen wenigen Minuten waren das Erdwerk und die durch das Feuer unserer Artillerie stark erschütterte erste französische Linie erstürmt. Kurz darauf war auch die zweite Linie in deutscher Hand. Über die Höhle hinweg ging dann der Sturm gegen die dritte und letzte Stellung des Feindes. Binnen einer halben Stunde war der Angreifer im Besitz des Erdwerkes und der drei Linien mit Ausnahme des linken Angriffsflügels, wo der Feind erbitterten Widerstand leistete. Auch die Höhle selbst, die nur einen nach Süden gerichteten schmalen Ausgang hatte, war noch in französischem Besitz.

Während sich unsere Truppen bereits südlich der Höhle in den eroberten Stellungen einrichteten, wurde der Höhleneingang umstellt und unter Maschinengewehrfeuer genommen. Es wurde Mitternacht, bis sich die hier eingeschlossene Besatzung von rund 300 Köpfen ergab. Auf dem linken Angriffsflügel dauerten

die Kämpfe bis zum 26. Januar 5 Uhr morgens. Zu dieser Stunde war auch hier der Widerstand des Feindes endgültig gebrochen und der Angreifer auf einer Frontbreite von 1500 Meter im Besitze des von ihm gesteckten Zieles: der drei französischen Linien.

5 Offiziere, 1100 Mann, 8 Maschinengewehre, ein Scheinwerfer und ein großes, in der Höhle niedergelegtes Pionierdepot waren in deutsche Hand gefallen. Was von den französischen Verteidigern noch entkam, flüchtete den Hang hinunter und grub sich dort ein, den Deutschen nunmehr die Hochfläche und damit ausgezeichnete neue Stellungen überlassend. Bei den französischen Gefangenen und Toten — die Zahl der letzteren wird auf mindestens 1500 geschätzt — wurden die Nummern der Regimenter 18, 34, 49, 143, 218 und 249 festgestellt. Sie gehören zum XVIII. Armeekorps. Der zum Teil den Pyrenäen entstammende Ersatz hat sich in der Verteidigung sehr tapfer geschlagen. Aber auch hier, wie bei Soissons, vermochte der Feind der Stoßkraft unserer Truppen nicht zu widerstehen. — —

Januar-Gefechte in der Champagne

In der benachbarten Champagne, im Bereich der Armee des Generals der Infanterie v. Einem ruhten die Kampfhandlungen im Monat Januar so wenig, wie in den Argonnen, im Bereich der Armee des Kronprinzen Wilhelm. Auf der Lieblingsangriffsstelle Joffres kam es nur zu Teilkämpfen, die ausnahmslos für uns günstig endeten; so wurden u. a. Angriffe auf Perthes am 9. und 10., 11., 13., dann wieder am 23. Januar mit großen Verlusten für die Franzosen abgewiesen. Der „kleinen" Offensive des Generalissimus sollte erst im Februar die „große" folgen. In den Argonnen kamen wir sichtbar vorwärts trotz der ungeheuren Schwierigkeiten, die das Gelände bot; der 23. Januar brachte uns die Eroberung einer besonders stark ausgebauten Stellung westlich Fontaine le Maitte; ebenso erfolgreich war ein Angriff am 29. Januar im westlichen Teil des Waldgebirges. Im Raum von St. Mihiel, bei den langdauernden, wechselvollen Kämpfen um den Priesterwald wurden die Gegner schließlich stets zurückgeschlagen. — —

Ein schweres Ringen entwickelte sich in den Vogesen, im Oberelsaß bei der Armeeabteilung Gaede. Die oberste Heeresleitung berichtete zusammenfassend darüber:

Vogesenkämpfe bei der Armeeabteiung Gaede

Die Franzosen hatten, wie zurückblickend erwähnt sein mag, gleich bei Beginn des Krieges große Anstrengungen gemacht, sich in den Besitz Elsaß-Lothringens zu setzen. Dem Anfang August von Belfort aus unternommenen Einfall ins Oberelsaß wurde durch die Schlacht von Mülhausen ein jähes Ende bereitet, und die Offensive gegen Lothringen brach nach dem glänzenden Siege des bayerischen Kronprinzen in sich zusammen. Seitdem hatten die Franzosen es nicht mehr gewagt, in Lothringen einzufallen. Dagegen gingen sie im Oberelsaß erneut vor, als die hier eingesetzten deutschen Truppen eine anderweitige Verwendung fanden. Zum zweitenmal betraten die Franzosen vorübergehend Mülhausen und drangen nordwärts bis Ensisheim vor. Die Freude währte aber nicht lange. Durch eine erneute deutsche Offensive wurde der Gegner vertrieben, der heute (der Bericht ist im Februar veröffentlicht) nur das Weiler- und Münstertal in den Vogesen und den Belfort unmittelbar gegenüberliegenden Grenzstrich in Besitz hat, während



Generaloberst Karl von Einem gen. von Rothmaler

Aufnahme des Hofphotographen Krajewski

Einem

in den Nordvogesen die deutschen Truppen bis in die Höhe von Senones, also tief in französisches Gebiet vorgedrungen sind. —

Es sei hier, gekürzt, eine fesselnde Schilderung des Pfarrers von Steinbach eingeschaltet, ein kleines Stimmungsbild aus den einleitenden Kämpfen im Sundgau. „Am Sonntag (13. Dezember)", so schrieb der Pfarrherr der „Oberelsässischen Landeszeitung", „war eben der Morgengottesdienst beendigt, als es auf den umliegenden Höhen lebendig wurde. Auf eine kurze Kanonade folgte starkes Infanteriefeuer, der Kampf wälzte sich näher und näher, und schon mittags zwischen 1 und 2 Uhr flutete französische Infanterie, untermischt mit Alpenjägern, die Abhänge hinunter dem Dorfe zu. Die Bevölkerung hatte sich zumeist in die Keller geflüchtet, als die Franzosen ins Dorf einfielen und sofort sämtliche Häuser nach deutschen Soldaten durchsuchten. Es fielen ihnen jedoch nur einige wenige Landwehrleute von der schwachen Besatzung in die Hände, die sich zuerst mit Todesverachtung gewehrt und der gewaltigen französischen Übermacht ganz erhebliche Verluste beigebracht hatten.

12. Dez. 1915 Gefecht um Steinbach

Die Franzosen waren noch keine zwei Stunden im Dorf, da erschienen um sechs Uhr abends drei Mann mit aufgepflanztem Gewehr im Pfarrhause und forderten mich auf, sie in den Glockenturm der Kirche zu begleiten; es sei nämlich begründeter Verdacht vorhanden, daß sich dort oben deutsche Maschinengewehre befänden. Ich machte den Leuten klar, daß sämtliche Türen des Gotteshauses gleich nach Schluß des Morgengottesdienstes angesichts der drohenden Lage abgeschlossen wurden, somit jede Möglichkeit für ihre Annahme ausgeschlossen sei. Das half jedoch nichts; ebensowenig gingen sie auf meinen Vorschlag ein, der Kirchenschweizer möge sie in den Turm hinauf begleiten, da ich überhaupt noch nie ganz oben gewesen sei. Wenn ich nicht voran mache, bemerkte der Sergeant, indem er das aufgepflanzte Bajonett gegen mich kehrte, werde er von seinem Recht Gebrauch machen. Wohl oder übel mußte ich, während es von allen Seiten mit Flinten und Kanonen feuerte, getrieben durch die mir folgenden Bajonette, mich auf den schmalen, wackeligen Treppen in die Höhe des Turmes, bis unter das Dach, hinaufwinden, bis die drei Mann festgestellt hatten, daß in der Tat nichts Verdächtiges vorhanden sei. Nachher wurde ich ins Schulhaus abgeführt und dort inhaftiert, in Gesellschaft des Herrn Bürgermeisters Neber, der sich bereits dort befand; später, um etwa 10 Uhr abends, wurde auch noch Herr Lehrer Schmidt dazu geholt. Mein treuer Kirchenschweizer, der von seinem Pfarrer nicht lassen wollte, folgte mir freiwillig in die Gefangenschaft. Auf die Frage an einige Offiziere, die im Schullokal ein- und ausgingen, warum ich denn verhaftet sei, erhielt ich zur Antwort: ‚Wir ergreifen diese Maßregel nun in jeder Gemeinde, die wir besetzen, weil wir mit den Elsässern, nicht zuletzt mit dem elsässischen Klerus, gar schlimme Erfahrungen gemacht haben; wir glaubten, in ein französisches Elsaß zu kommen, sehen aber zu unserer größten Betrübnis und Enttäuschung, daß das deutsche Elsaß, nicht zuletzt unter dem Einfluß des Straßburger Bischofs, deutsch geworden ist.'

Den guten Schulschwestern, die beim Kommandanten der Besatzung um meine Freilassung baten, gab dieser zur Antwort: ‚Es wird ihm kein besonderes Leid geschehen, aber wir werden ihn mitnehmen und eine Zeitlang behalten, denn er ist

franzosenfeindlich gesinnt, und wir wissen, was er gegen Frankreich geredet und geschrieben hat.' So saßen wir nun da, anfänglich ziemlich unbehelligt, langsam aber mehr und mehr in die Enge gedrückt und mißtrauisch beobachtet; eine Bewegung, die mein Schweizer nach seiner Pfeife machte, wurde schon als verdächtig beanstandet. Am Montag morgen wurde uns auf Bitten der besorgten Schwestern gestattet, den Schulraum, der mit Soldaten, militärischem Effektenvorrat, den die Franzosen auf Mauleseln mitgeschleppt hatten, wie ein Ei angefüllt war, mit dem im oberen Stock gelegenen Gemeindesaal zu vertauschen, wir blieben aber stets unter militärischer Aufsicht. Die Posten, die uns behüteten, waren nicht besonders freundlich, aber zu Klagen gaben sie keinen Anlaß; auch wurde uns bedeutet, Essen zu bestellen, ich lehnte jedoch dankend ab. In den Vormittagsstunden entspann sich wiederum der Kampf, der, je näher er gegen Mittag kam, heißer und heftiger wurde. Zwischen 1 und 2 Uhr merkte man den Offizieren und Mannschaften, die bei uns aus und ein gingen, schon an, daß die Sache eine andere Wendung nahm. ‚Nous sommes vaincus!' raunte ein Offizier einem Kollegen ins Ohr. Ohne mit einer Wimper zu zucken, aber mit einem Gefühl von Hoffnung und Sehnsucht vernahm ich diese Worte. Da das Feuer mehr und mehr an Heftigkeit zunahm, wurden wir in den Keller geschafft, wo zahlreiche Einwohner der Ortschaft Schutz gesucht hatten. Die beiden Wächter legten sich hier, das Verhängnis ahnend, auf einen Holzhaufen und schienen sich dem Schlafe zu überlassen. Da plötzlich, zwischen 3 und 4 Uhr, ertönte im Schulhause der Ruf: ‚Hurra, die Deutschen sind da!' und schon stürmten sie zu allen Türen des Schulhauses herein."

Steinbach blieb übrigens später, von den Einwohnern geräumt und völlig zerschossen, zwischen beiden Fronten liegen.

Ende Dezember begannen, so fährt der Bericht der Obersten Heeresleitung fort, die Franzosen zum drittenmal mit einer Offensive in Richtung Mülhausen. Die Stadt sollte nach Gefangenenaussagen spätestens Ende Januar endgültig in französischer Hand sein.

Wie aus den Tagesberichten bekannt ist, wurde zwischen dem 27. Dezember und 8. Januar um den Besitz der Höhe 425 westlich Sennheim Tag für Tag erbittert gekämpft. Die Franzosen kamen jedoch über diese Höhe nicht hinaus. Dagegen gelang es den deutschen Truppen, Gelände zu gewinnen.

7.—8. Januar 1915 Gefecht um Ober- und Nieder-Burnhaupt

Am 7. und 8. Januar war bei Ober- und Nieder-Burnhaupt heftig gekämpft worden. Uns liegt ein lebendiger Bericht über dies Ringen vor aus der Feder des schon mehrfach genannten Schweizer Obersten Müller — also eines neutralen Offiziers.

„Am 7. Januar vormittags", schreibt er, „eröffneten die Franzosen aus ihren gut versteckten Batteriestellungen hinter den Wäldern ein sehr lebhaftes Feuer gegen Ober-Burnhaupt, das sie den ganzen Tag über fortsetzten. Bei Einbruch der Nacht wurde das Feuer besonders heftig, namentlich der westliche Teil von Ober-Burnhaupt und die davorliegenden Schützengräben wurden unter Feuer genommen. Die französische Artillerie verfuhr in diesem Kampfe in sehr geschickter Weise. Die Batterien waren zugweise, mit je zwei Geschützen auseinander gezogen. Öfters wurde das Feuer in einer Stellung unterbrochen und von einer anderen auf-

genommen, so daß das Einschießen der deutschen Artillerie sehr erschwert wurde. Im Laufe des Nachmittags gingen mehrere französische Kompagnien von den Sulzbacher Höhen gegen und durch den Eichwald vor und besetzten die Vorstellung. Besonders stark wurde der Bahnhof Burnhaupt gegenüber Exbrücke besetzt. In den Schützengräben vor Ober-Burnhaupt lag zu der Zeit eine einzige deutsche Kompagnie. Gegen Abend, bei Einbruch der Dunkelheit, rückten die Franzosen mit starken Kräften gegen Ober-Burnhaupt vor und drückten die deutsche Stellung in der Mitte ein. Es herrschte ein orkanartiger Sturm, und ein heftiger Platzregen ging nieder, so daß es den Franzosen möglich war, zwei deutsche Schützengräben zu nehmen, bevor die Horchposten das Vorrücken gemeldet hatten. Ihre Besatzung wurde zum Teil gefangen oder erschossen. Nur ein Unteroffizier mit zwölf Mann blieb zurück und schloß sich in einem Unterstand ein. Im späteren Verlauf des Gefechts suchte ein Trupp sich zurückziehender Franzosen in diesem Graben Schutz vor dem Feuer eines deutschen Maschinengeschützes und wurde von der zurückgebliebenen deutschen Gruppe gefangen genommen.

Die Franzosen waren in den westlichen Dorfteil von Ober-Burnhaupt bis zu der Häusergruppe an der Kirche vorgedrungen und hatten sich dort in die Häuser eingenistet. Sie zeigten hier wiederum ihre bekannte Geschicklichkeit im Ortskampfe. An den Schießscharten, die sie durch Aufheben von Ziegeln und Bohren kleiner Löcher in die Mauern der Häuser schufen, ist noch jetzt ersichtlich, wie gut sie sich einzurichten wußten.

Die schwachen deutschen Abteilungen, welche rechts und links von der eingedrückten Front in Schützengräben lagen, hatten noch standgehalten. Abends



Durch Minenwerfer zerstörter französischer Schützengraben in den Vogesen. Phot. Max Wipperling

sieben Uhr trafen zwei deutsche Kompagnien als Verstärkung in Ober-Burnhaupt ein, besetzten nach den Weisungen des Bataillonskommandeurs die Hofeingänge der Häuser an der Hauptstraße und wiesen einen dreimaligen Versuch der Franzosen, weiter in das Dorf vorzudringen, durch Feuer zurück. Gegen zehn Uhr kamen aus Nieder-Burnhaupt zwei weitere Kompagnien nebst einer kleinen Abteilung Pioniere an, die, unterstützt vom Infanteriefeuer, mit Wurfgranaten gegen die von den Franzosen besetzten Häuser vorgingen. Zugleich wurde eine Infanterieabteilung nördlich umfassend um das Dorf herum vorgeschickt. Es entspann sich nun ein erbitterter Ortskampf, in dem Haus für Haus mit Granaten und Gewehrfeuer beschossen und schließlich mit dem Bajonett gestürmt wurde. Eine Barrikade, welche die Franzosen über die Straße errichtet hatten, wurde gleichfalls gestürmt. Bei der Durchsuchung der besetzten Häuser wurden viele Gefangene gemacht.

Noch aber war das Dorf nicht gesäubert. Da der Vorrat an Handgranaten bald verbraucht war, ein bloßer Infanterieangriff mit den schwachen Kräften aber zu verlustreich gewesen wäre, so wurde zunächst das Eintreffen neuer Verstärkungen aus Nieder-Burnhaupt und eines neuen Vorrates an Handgranaten abgewartet. Als diese Nachschübe um 4½ Uhr morgens eintrafen, wurde die nördlich des Dorfes vorgesandte Umgehungsabteilung verstärkt, mit dem Auftrag, dem Feind den Rückzug zu verlegen. Der Ortskampf dauerte die ganze Nacht weiter. Verschiedene Versuche, die Franzosen aus dem Dorfe hinauszuwerfen, mißlangen zunächst, da die Franzosen die Angreifer mit einem wütenden Feuer aus den Häusern überschütteten. Als der Tag anbrach, war der westlich der Kirche vorspringende Dorfteil immer noch in den Händen der Franzosen. Nun wurde auch eine Kompagnie dem südlichen Dorfrande entlang eingesetzt und der nördliche Angriffsflügel in der Richtung Bahnhof Burnhaupt abermals verlängert und verstärkt. Langsam wurde Boden gewonnen. Der Angriff auf den westlich vorspringenden Dorfteil wurde mit frischen Truppen wieder aufgenommen. Jedes einzelne Haus mußte gestürmt werden, in allen Häusern wurden Gefangene gemacht.

Als der Tag heller wurde, setzten die Franzosen neue überlegene Kräfte in den Kampf ein und suchten den Deutschen das wiedergewonnene Dorf neuerdings zu entreißen. Von acht Uhr an gingen dichte Abteilungen aus dem Eichwald in Abständen von hundert zu hundert Metern gegen das Dorf vor. Sie wurden von einer deutschen Batterie unter Feuer genommen und wichen zum Teil zurück. Der Rest wurde zum Stehen gebracht. Um zehn Uhr rückte ein französisches Bataillon vom Bahnhof Burnhaupt gegen den Abschnitt Exbrücke-Ober-Burnhaupt vor. Es wurde von der erwähnten deutschen Batterie unter Feuer genommen und flutete in Unordnung in den Eichwald zurück. Weitere Kolonnen, die gleichzeitig aus der Südostecke des Eichwaldes vorbrachen, wurden durch das Feuer einer andern Batterie und durch das wohlgezielte ruhige Infanteriefeuer der Deutschen zurückgetrieben. Ober-Burnhaupt wurde von den Deutschen behauptet.

Den ganzen Tag über wurde noch weiter gekämpft. Erst gegen Mittag gelang es den Deutschen, den Nordwestrand des Dorfes vollständig vom Feinde zu säubern. Reservekompagnien wurden als Rückhalt für den Fall eines Rück-

schlages vorgezogen und in der Nähe bereit gestellt. Beim Rückzug aus dem Dorfe und aus den von ihnen besetzten deutschen Schützengräben erlitten die Franzosen, die in dichten Haufen zurückfluteten, große Verluste. Ein deutsches Maschinengewehr trat hier flankierend ins Gefecht ein.

Noch einmal versuchten die Franzosen die verlorenen Stellungen wieder zu nehmen, von 5½ Uhr abends an nahmen sie die von den Deutschen wieder besetzten Schützengräben am westlichen Dorfrande und das Dorf selbst unter ein heftiges Artilleriefeuer. Mehrere Häuser gingen in Flammen auf. Gegen sieben Uhr abends erfolgte der letzte Versuch, wieder in den Besitz der deutschen Schützengräben zu gelangen, aber die Stoßkraft der Franzosen war erlahmt, der Angriff wurde mühelos unter starken Verlusten für den Gegner abgeschlagen. Mit Unterbrechungen dauerte das Infanteriefeuer noch die ganze folgende Nacht an. Am Morgen des 9. Januar war bei Anbruch der Tageshelle kein Feind mehr vor der deutschen Front zu sehen. Das Vorfeld war mit Toten und Verwundeten bedeckt. Die französischen Verluste werden auf 900 bis 1000 Mann berechnet, 350 Mann, darunter zwei Hauptleute, wurden gefangen, ein Maschinengewehr erbeutet. Die Gefangenen gehören vier verschiedenen Regimentern an. Die Verluste der Deutschen an Toten, Verwundeten und Vermißten betragen rund 150 Mann. Gefallen sind deutscherseits vier Offiziere, darunter ein Hauptmann, und 33 Mann."

Die Kämpfe um den Hartmannsweilerkopf

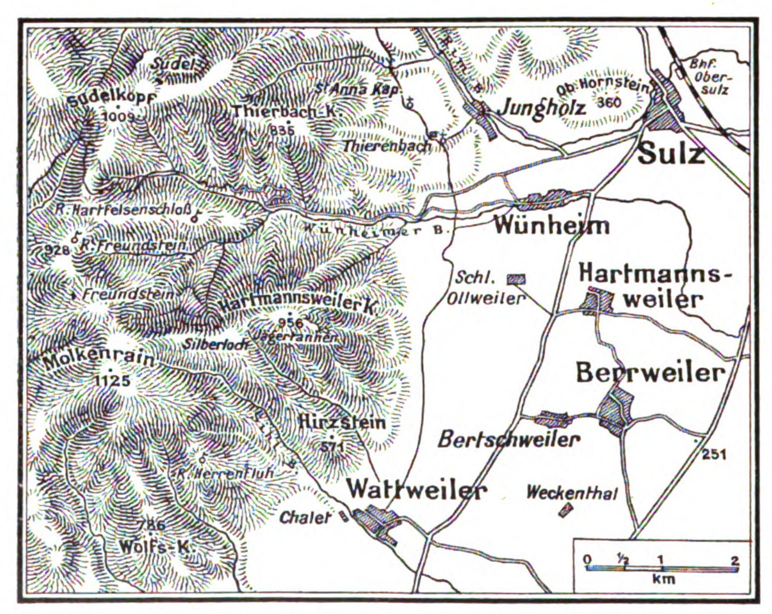
Im Bericht der Obersten Heeresleitung folgt nun die Darstellung der vielerörterten ersten Kämpfe um den Hartmannsweilerkopf. Bis Ende Dezember hatten sich auf dem in 956 m Höhe, fast 700 m über dem Rheintale gelegenen dicht bewaldeten Hartmannsweilerkopfe, einem beliebten, geologisch und botanisch interessanten Ausflugspunkte, nur deutsche und französische Wachen befunden, die einander beobachtend gegenüberlagen. Die Deutschen hielten den östlichen, die Franzosen den westlichen Teil des Kopfes besetzt. Inzwischen hatten die Franzosen eine Reihe von Alpenjägerbataillonen in die Südvogesen entsandt und auf den Hartmannsweilerkopf eine ganze Alpenjägerkompagnie vorgeschoben, die sich dort eine festungsartige Stellung schuf, die ellipsenförmig den höchsten Punkt umschloß. Die Höhe des Molkenrain (1125 m), zu der man vom Hartmannsweilerkopf über die Jägertannen (Sattelpunkt) gelangt, wurde ebenso wie der Belchen französischerseits stark besetzt.

Die ersten deutschen Vorstöße gegen die Ringburg auf dem Hartmannsweilerkopf scheiterten an der Stärke jener Stellung. Auch mußte die dem Flachland entstammende Angriffstruppe erst die Schliche des im Gebirge erfahrenen Gegners kennen und bekämpfen lernen, der, mit schwarzen Ziegenfellen behangen oder mit Tannenreisig bedeckt, die Gipfel der schneebedeckten Tannen bestieg und von dort aus, in Körben sitzend, aus seinen Verstecken auf unsere Soldaten herabschoß. Bald hatten diese die Ringfestung von außen völlig umschlossen; auch war die Jägertanne besetzt worden, um die vom Molkenrain her erwarteten französischen Entsatzversuche abweisen zu können. Solche erfolgten auch mit mindestens einem Alpenjägerbataillon, wurden aber von unseren sich energisch zur Wehr setzenden schwachen Truppen abgewiesen. Zu gleicher Zeit aus dem Ringwalle unternommene Ausfälle der Bergbesatzung scheiterten. Inzwischen hatte man die

19.Jan.1915 Sturm auf den Hartmannsweilerkopf

weiter nötigen Angriffsmittel bereitgestellt, so daß am 19. Januar der Sturm unternommen werden konnte. Die ersten wohlgezielten Schüsse trafen den Offiziersunterstand in der Ringfeste. Zwei Offiziere wurden getötet und einer verwundet. Der letzte Offizier streckte, auf dieses Ereignis hin die Aussichtslosigkeit weiteren Widerstandes einsehend, mit dem Rest der Besatzung die Waffen. Ein Offizier und 150 Alpenjäger wurden so zu Gefangenen gemacht. Zwei Tage später wurde auch der Hirzstein genommen und dort noch 2 Offiziere und 40 Mann gefangen genommen. An den Hirzstein waren unsere Truppen, ohne einen Schuß zu tun, herangekommen. Selbst die gefangenen Offiziere sagten aus, daß die deutschen Vorbereitungen zur Wegnahme der Höhenstellungen vortrefflich gewesen seien.

27.Jan.1915 Sturm auf den Hirzstein



Zu den Kämpfen am Hartmannsweilerkopf

Unsere Truppen waren während dieser Kämpfe im Gebirge den allergrößten Strapazen und Entbehrungen ausgesetzt. Auf hoher Bergeshöhe kämpfend, wo tiefer Schnee lag, die Tannen hoch zum Himmel ragen, und wo dichtes Unterholz den Ausblick auf wenige Meter beschränkt, tagelang ohne warme Nahrung und ohne schützendes Obdach, hatte die Truppe Außerordentliches zu leisten. Erst nachdem der Feind vertrieben war, konnte man sich einigermaßen häuslich einrichten, Wege und Hütten bauen und warmes Essen bereiten. Jetzt finden wir auch Kavallerie hoch oben in den Bergen, aber nicht etwa zu Pferde, sondern angetan mit dem Rucksack, Bergstock und Eissporen. Stunden-, ja halbe Tage lang gehen die Kavalleristen die längsten und gefahrvollsten Patrouillen und bringen oft die besten Meldungen.

27.Jan.1915 Gefechte bei Ammerzweiler und Aspach

Nachdem der französische Versuch, über Sennheim auf Mülhausen durchzustoßen, an dem Widerstande der Deutschen gescheitert war, unternahm der Feind am 27. Januar einen Durchbruchsversuch an anderer Stelle. Er hatte sich also Kaisers Geburtstag für seine Angriffe ausgewählt. Ein höherer Stab war gerade in der Kirche, wo der Festgottesdienst abgehalten wurde, als um 11 Uhr vormittags von dem Nachbarverbande die Meldung einlief, daß ein feindlicher Angriff in Richtung Ammerzweiler erfolgt sei, und um artilleristische Unterstützung gebeten

wurde. Kaum war diese zugesagt, so wurde auch innerhalb des eigenen Abschnittes des betreffenden Truppenverbandes ein französischer Infanterieangriff gegen einen vorgeschobenen Posten am Rhein-Rhone-Kanal gemeldet. Die in schwierigem, weil sehr unübersichtlichem Gelände stehende deutsche Feldwache wurde von einer weit überlegenen feindlichen Truppenmacht überrannt. Gleichzeitig erfolgte ein dritter französischer Angriff in Richtung auf Aspach. Dieser Angriff sowie jener auf Ammerzweiler wurden bis auf Sturmentfernung durchgeführt, brachen dann aber unter schweren Verlusten für den Feind zusammen. Dagegen begann der bis an den Kanal vorgedrungene Feind sich dort einzurichten, indem er die deutsche Feldwachstellung umbaute, mitgebrachte Pfähle einschlug, Drahtrollen entfaltete, auch Maschinengewehre auf Bäumen sogleich in Stellung brachte.

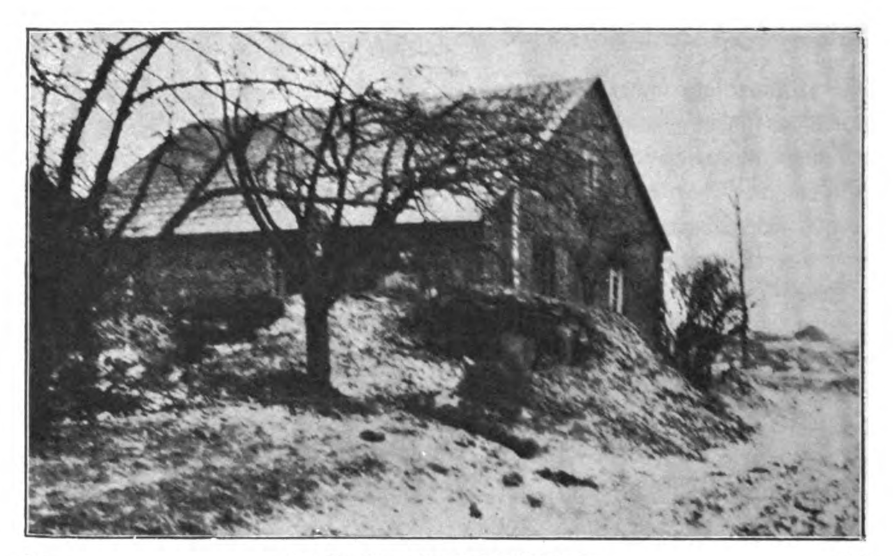
Der deutsche Führer hatte mittlerweile den Gegenangriff befohlen, zu dem, weil die Reserven weiter abstanden, Teile der zunächst zur Hand befindlichen Abschnittsreserven eingesetzt wurden. Eine Landwehr- und eine Landsturmkompagnie waren es, die sich um 4 Uhr nachmittags dem Feinde entgegenwarfen, um ihm die verloren gegangene Stellung zu entreißen. Um 7 Uhr abends war die Stellung wiederum in deutscher Hand. Die Sieger, Landwehr und Landsturm, konnten mit berechtigtem Stolze auf die erbeuteten Trophäen — mehrere Maschinengewehre — sowie auf die gemachten Gefangenen sehen.

Um 4 Uhr nachmittags war ein neuerlicher französischer Angriff auf die deutschen Stellungen im Hirzbacher Walde erfolgt und abgeschlagen worden.

Es war schon Nacht, als der Feind um 9 Uhr 30 Minuten abends endlich einen letzten Versuch machte, um im Hirzbacher Walde die Linie der Deutschen zu durchbrechen und die Kanalstellung wieder zu erobern. Alle diese Angriffe wurden abgewiesen. Am nächsten Tage fand man eine große Anzahl toter Franzosen vor den deutschen Stellungen. Im Gegensatz zu den bei Tage unternommenen Angriffen waren die Nachtangriffe der Franzosen sehr matt geführt. Die deutschen Soldaten hörten im Hirzbacher Walde, wie die französischen Offiziere große Mühe hatten, ihre Leute überhaupt vorwärts zu bringen. — — —

Wir konnten mit der Entwicklung der Ereignisse im ersten Monat des Jahres 1915 auf der Westfront vollauf zufrieden sein. Zäh und fest hatte sie standgehalten; an keiner Stelle war sie erschüttert worden. Aber mehr als das: neben vielen kleinen hatten wir einen wirklich großen Erfolg errungen in den heißen Kämpfen an der Aisne, nördlich Soissons, in denen die Märker ihre Waffentüchtigkeit wiederum glänzend bewährt, sich frische Reiser in ihren Lorbeerkranz geflochten hatten. Einen Erfolg, den auch die Franzosen wohl zu verkleinern, aber nicht zu leugnen versuchten.

Inzwischen hatten sich an der weitgedehnten Ostfront große Kriegshandlungen vorbereitet.



Ein Prachtquartier in Russisch-Polen

Siebzehnter Abschnitt

Januar bis April an der Ostfront. Die Armeegruppe v. Gallwitz östlich der Weichsel: Dobrin und Praßznysz. Kämpfe in Ostpreußen. Feldmarschall Hindenburgs Winterschlacht in Masuren und die Vernichtung der 12. russischen Armee. Russeneinfälle in Memel und gegen Tilsit. — Das große Ringen unsrer Verbündeten in den Karpathen. Die Wiedereroberung der Bukowina. Die deutsche Südarmee unter General von Linsingen; das deutsche Beskidenkorps unter General von Marwitz. Der Fall von Przemysl. Die Osterschlacht am Lupkowpaß.

Wir hatten gesehen, wie ein gewaltiger deutscher Vorstoß in der zweiten Novemberhälfte die geplante russische Offensive in Posen unterband und lahmlegte, wie die Russen bei Wloclawek (14. November) und Kutno (15. November) geschlagen wurden, wie unsere Truppen fast vor den Toren von Lodz noch einmal vor erdrückender Übermacht Halt machten, einzelne Verbände sich über Brzeziny (24. und 25. November) Bahn brachen; wie dann aber Lodz am 6. Dezember fest in unsere Hand gelangte und die Russen hinter die Miazga zurückwichen. Über 80000 unverwundete Gefangene konnte der Tagesbericht der deutschen Heeresleitung schon am 1. Dezember aus diesen Kämpfen melden. Wir sahen auch bereits, wie die deutsch-österreichische Südgruppe aus dem Raume von Czenstochau erfolgreich vordrang, Petrikau am 17. Dezember erstürmt wurde; Tomaszow (Tomaschew) wurde besetzt, Spala, das Kaiserliche Jagdschloß, und Nowo Mjasto erreicht. Nördlich davon waren bis Ende Dezember die Russen vom Miazga-Abschnitt bis zur Bzura und Rawka zurückgedrängt, Lowicz und Skierniewice von deutschen Truppen genommen worden.

Allmählich glitt hier der Bewegungskrieg aber auch in den Stellungskampf über. Die Russen hielten vom Schluß des Jahres an zäh und ausdauernd eine Front inne, die nordöstlich Sochatschew an die Weichsel anschloß, der Linie der Bzura und der Rawka folgte; südlich der Pilica, etwa bei Inowlodz einsetzte und

schließlich hinter der Nida, in Südpolen, Rückhalt suchte. Mit dem ihnen eigenen Geschick hatten sie rechtzeitig die vordere langgestreckte Front auf das stärkste ausgebaut, dahinter überall neue Aufnahmestellungen eingerichtet; von ihrer damals noch sehr zahlreichen, mit Munition reichlich versorgten Artillerie machten sie ausgiebigen Gebrauch.

Fast auf der ganzen Linie hörte der Kampf während der nächsten Monate nicht auf; ein erbitterter Kampf, erschwert durch die Unbilden des Winterwetters. Zeitweise zu großen Artillerieduellen abflauend, nahm er dann wieder den Charakter größerer Schlachthandlungen an. Denn wir rasteten noch weniger als an der Westfront. Immer wieder galt es, russische Vorstöße abzuweisen. Immer wieder brachen unsere Regimenter aus ihren vereisten Schützengräben, die hier noch weniger als im Westen „mit allem Komfort der Neuzeit" ausgebaut werden konnten, vor, um dem hartnäckigen Feind einen Stützpunkt nach dem andern zu entreißen. Am Bzura- und Rawka-Abschnitt wurde wiederholt schwer und mit Erfolg gekämpft. Am 2. Januar gelang es, den Russen nach mehrtägigem harten Ringen das stark befestigte Borzymow, östlich Lowicz, bereits südlich der Bzura, abzunehmen, wobei an tausend Gefangene und sechs Maschinengewehre in unsere Hand fielen; vergeblich versuchte der Gegner, in verlustreichen Nachtangriffen den wichtigen Punkt zurückzuerobern — bis in den Februar zog sich hier das Ringen hin. Schwerer noch gestalteten sich die langandauernden Kämpfe im Raume von Bolimow (östlich Lowicz, hart westlich der Rawka). Hier hatte schon am 31. Januar eine äußerst starke Artillerievorbereitung — mit fast 500, zum größten Teil schweren Geschützen — eingesetzt. Die Oberleitung im umfangreichen, etwa 10 Kilometer breiten Angriffsgebiet unterstand dem Generalleutnant v. Morgen. Der Infanterieangriff, der der großen mehrstündigen Kanonade

2. Jan. 1915 Eroberung von Borzymow



Deutsche in den von den Russen bei ihrem Rückzug verlassenen Erdhöhlen. Phot. Paul Lamm

folgte, brachte zwar etwa 1500 Gefangene, aber gegen die ungemein starken russischen Stellungen, die auch dem heftigsten Artilleriefeuer widerstanden, kam er zunächst nur schwer vorwärts. Schon der 1. Februar zeitigte aber bessere Erfolge. Das heiß umstrittene Humin wurde mit stürmender Hand zum größten Teil genommen, ebenso ein wichtiger Stützpunkt, die Gutsbrennerei von Wola Szydlowiecka; Borzymow, das vorübergehend wieder in Feindes Hand gefallen, wurde zurückerobert. Überall, wo das Gelände frei war, glückte der ungestüme Angriff unserer Feldgrauen; nur in den Waldstücken hatte der Russe sich so fest eingenistet, ein solches Wirrsal von Gräben und Verhauen geschaffen, daß er stand zu halten vermochte. In den nächsten Tagen wechselten weitere Angriffe mit russischen Gegenstößen ab. Hin und her wogte der schwere Kampf. Ende Januar konnte die Heeresleitung endlich seine erfolgreiche Weiterentwicklung melden, unser Eindringen in die feindliche Hauptstellung östlich Bolimow, und am 5. und 6. Februar die Abwehr aller Gegenangriffe, die Gefangennahme von 26 Offizieren und 7000 Mann. Dann trat auf der ganzen Front verhältnismäßige Ruhe ein: Ruhe im strategischen und taktischen Sinn, aber wahrlich nicht Ruhe für unsere wackeren Feldgrauen, die spähend und beobachtend in ihren Schützengräben, in den Unterständen Wacht halten mußten; bald bei starker Kälte, bald im Schnee, bald unter heftigen Regenschauern. Schwere Tage und Wochen haben die Unseren an der Sucha, an der Rawka, an der Bzura und weiter südlich, Schulter an Schulter mit den Verbündeten, an der Pilica und Nida durchgehalten; bis nach Monaten endlich veränderte Verhältnisse ihnen andere Ziele steckten und die Früchte ihres opfermütigen Ausharrens einzuernten gestatteten. — — —

1. Febr. 1915 Sturm auf Humin

Der russischen Heeresleitung eine gewisse Großzügigkeit abzusprechen, wäre ungerecht. Mit ihren ungeheuren Massen wie mit Figuren auf dem Schachbrett spielend, ihrer zahlenmäßigen Überlegenheit vertrauend, knüpfte sie fast an jede Niederlage neue strategische Pläne an, ließ sich nicht niederbeugen, suchte immer neue Erfolge. Auch sie wußte ihr Eisenbahnnetz, dessen Leistungsfähigkeit vielfach zu gering veranschlagt worden ist, gut auszunutzen zu den umfangreichsten Verschiebungen einzelner Heeresteile, ganzer Armeen. Daß trotz aller unzweifelhaften, rücksichtslosen Tatkraft und Zähigkeit des Großfürsten-Generalissimus ihre strategischen Entwürfe immer wieder scheiterten, scheitern mußten, beruhte wesentlich auf der Unterschätzung unserer Truppen, sowohl der deutschen, wie der österreichisch-ungarischen, und unserer Führung; gleichzeitig freilich auf der Überschätzung der eigenen Kräfte. So tapfer der russische Soldat sich vielfach, zumal in der Verteidigung, bewährte, ihm und der Mehrzahl seiner Offiziere, zumal der unteren, fehlte, je länger, je mehr, gründliche taktische Durchbildung; zudem zeigte sich bald die erstaunliche Ungleichmäßigkeit der Truppe, in der neben dem Kern der prachtvollen Garderegimenter, neben den vortrefflichen Sibiriern und Kaukasiern in sich stetig steigerndem Umfang minderer Ersatz und bisweilen fast unausgebildete Reichswehr auftraten. Die Masse, die zahlenmäßige Übermacht allein sollte den Sieg bringen. Es erwies sich aber, daß der wirkliche Sieg von anderen Umständen abhängig ist, als von dem erbarmungslosen Vortreiben immer neuer Sturmwellen, von dem Hinopfern Zehntausender, Hunderttausender.

Nach dem Niederbruch der Offensive in Polen, dem Zurückdrängen und Festhalten der Russen westlich der Weichsel leitete der Großfürst-Generalissimus eine neue große Offensive ein, die diesmal den beiden Flügeln der deutschen und österreichisch-ungarischen Front galt; was in der Mitte mißglückt war, sollte auf den Flügeln wettgemacht werden. Im Anschluß an die nie erlahmten Karpathenkämpfe setzte er seine Massen ein gegen die Bukowina und weiterhin Siebenbürgen, zum andern gegen Ostpreußen. Wobei bemerkt sein mag, daß der Vorstoß gegen die Bukowina auch des politischen Anklangs nicht entbehrt haben mag: der Versuch mochte immer wieder lohnend erscheinen, auf die unklare Haltung des benachbarten neutralen Rumäniens einen Druck auszuüben, das Königreich in den Kampf auf russischer Seite hineinzuziehen. Die feinsten Überredungskünste und das reichlich rollende Gold der Ententemächte hatten hier mindestens keine greifbaren Folgen gezeitigt. Nachdem aber der edle, wackere Hohenzoller, König Karol, am 10. Oktober verstorben war, trieben die Bukarester Ententefreunde eine lärmende gewaltsame Politik der Straße, die der russischen Unterstützung wert erschien; sahen die leitenden Männer Rumäniens deutliche, große militärische Erfolge nahe der Grenze, so würde — das hoffte man sicher in Petersburg — aus dem verschmitzten Zuwarten eine Waffenbrüderschaft werden.



Deutscher Wachtposten in Polen. Aufnahme der Photothek

Russ. Vorstoß zwischen Weichsel und Mlawa gegen Westpreußen

Neben der doppelseitigen Offensive gegen die Flanken der deutsch-österreichisch-ungarischen Front leitete der Generalissimus aber noch eine dritte Operation ein, von der er sich offenbar eine starke Rückwirkung auf die taktische Lage vor Warschau versprach: Er stieß mit stärkeren Kräften zwischen der Weichsel und Mlawa vor, um in Westpreußen einzubrechen.

Der klareren Übersicht halber erscheint es zweckmäßig, zunächst die Entwicklung dieses Vorstoßes zu behandeln, der zwar in seiner allgemeinen Bedeutung vorläufig weit hinter den Ereignissen auf den Flügeln zurückstand, in seiner Abwehr und deren weiteren Folgen aber doch von großem Einfluß auf die spätere Gestaltung der Kriegslage in ganz Polen werden sollte. In diesem Zusammenhang mag schon hier darauf hingewiesen sein, daß sich die russische Operation nördlich der Narewlinie und ihrer Festungen Lomza, Ostrolenka, Rozan, Pultusk abspielte.

Die Sicherung der westpreußischen Grenze war im wesentlichen einem gemischten Korps unter General von Zastrow anvertraut; außerdem war schon einmal die Hauptreserve von Thorn unter General v. Dickhuth-Harrach, dem Gouverneur der Festung, östlich der Weichsel vorgegangen, dann aber wieder zurückgenommen worden; auch die Zastrowschen Truppen hatten wechselvolle Kämpfe zu bestehen. Sie waren bereits beträchtlich tief in Feindesland eingedrungen, hatten Ciechanow an der Bahnlinie Mlawa-Warschau erreicht, mußten aber vor überlegenem, stark drängendem Gegner bis zur Grenze zurückgehen; vorübergehend waren sogar im November die Russen noch einmal in Soldau, das fast nur noch ein Trümmerhaufen war, trotzdem das zweite Kottbuser Landsturmbataillon sich hier tapfer gewehrt hatte. Erst kurz vor Weihnachten konnten wir Mlawa wieder besetzen, das seither fest in unserer Hand blieb.

Die Armeegruppe v. Gallwitz

Anfang Januar setzte die neue russische Offensive ein. Sie wurde jedoch schon in ihren Anfängen von der Heeresleitung Hindenburgs klar erkannt und durch rechtzeitige Maßregeln lahm gelegt. Unter dem General der Artillerie von Gallwitz, der hier zum erstenmal als Armeeführer in die Erscheinung tritt, wurde aus allen anderswo abkömmlichen Truppen eine neue Armeegruppe gebildet, die den russischen Einbruchsversuch durch einen kräftigen Gegenstoß abweisen sollte. Wieder ging die Thorner Hauptreserve längs der Weichsel vor, fegte das Ostufer rein, besetzte Plock und baute diesen Ort stark und festungsartig aus; so konnte der Stromverkehr wieder aufgenommen werden, der bald für den Nachschub und den Verwundetentransport wesentliche Dienste leistete. Eine österreichische Truppendivision und eine deutsche Division taten im Anschluß östlich das übrige. Am 7. Februar, auf westpreußischen Bahnhöfen ausgeladen, überschritten sie sofort die Grenze und trieben den Gegner, der, scheinbar überrascht, zunächst nur Kavallerie und schwache Infanterie zeigte, zurück. Eine Division des Garde-Reserve-Korps nahm schon am 11. Sierpc (Serpez) und trieb in schneidigem Vorgehen den Feind bis über Racionz hinaus vor sich her. Am 14. wurde Dobrin genommen. Dann aber entwickelte der Gegner aus Nowo-Giorgiewsk, wahrscheinlich inzwischen auch aus der Rawkafront herangekommene stärkere Kräfte. Am 17. in der Frühe überfielen die Russen überraschend die Besatzung von Dobrin. Es stand kurze Zeit scheinbar bedenklich; sogar die aufgefahrenen Geschütze fielen in Feindes Hand. Aber unsere Feldgrauen griffen so fest zu, daß sich der anfängliche Erfolg der Russen bald in eine scharfe Niederlage verwandelte, die uns an 2500 Gefangene und 4 Maschinengewehre einbrachte. Eine hübsche Episode aus dem Ringen darf eingeschaltet werden: Hauptmann v. Ondarza vom Garde-Reserve-Feldartillerieregiment ist in seiner Batterie von dem plötzlich hereinbrechenden Gegner völlig überrannt worden; er wird mit anderen Gefangenen in einen russischen Schützen-

11. Februar 1915. Einnahme von Sierpc

17. Februar 1915. Überfall auf Dobrin



v. Gallwitz
General d. Artillerie



graben vor dem Dorf geführt. Nach einer trübseligen Stunde bemerkt er aber, daß der Kampf in Dobrin sich denn doch nicht recht zugunsten der Russen zu entscheiden scheint. So bespricht er sich mit den Seinen — stürzt sich jäh auf die Bewachungsmannschaft und dreht den Spieß um, d. h. nimmt sie gefangen und führt sie im Triumph nach Dobrin zurück.

Erfolgreich leistete dann die Division den Russen in bald gut ausgebauter Stellung weiteren Widerstand.

General v. Gallwitz aber plante, sagt eine umfassende Darstellung der Obersten Heeresleitung, der wir im wesentlichen folgen wollen, Größeres. Er wollte durch einen umfassenden Angriff von beiden Flügeln her das ganze vor seiner Front liegende Gebiet zwischen der Weichsel und dem Flußlauf des Orzyc säubern. Der rechte Flügel sollte weiter nach Osten einschwenken, und neue im westpreußischen Willenberg eingetroffene Heeresteile erhielten Befehl, vom Orzyc her die offene rechte Flanke des Feindes zu umgehen. Sie kamen, weit ausgreifend, östlich an Prasznysz vorbei und schwenkten südlich um die Stadt herum, die befestigt, aber nur schwach besetzt sein sollte. Da ergab sich aber, daß angesichts des überraschend schnellen Vormarsches der Deutschen eine russische Division nach Prasznysz geeilt war. Der Angriff wurde trotzdem beschlossen. Inzwischen hatten jedoch die Russen große Truppenmassen am Narew zusammengezogen und gegen Prasznysz in Marsch gesetzt. Zwei russische Korps gingen gegen den linken Flügel der deutschen Truppen vor. Trotzdem wollten diese auf die große Beute, die sich bot, nicht verzichten. Ein Teil noch verfügbarer Kräfte wurde zur Sicherung gegen den nahenden, weit überlegenen Gegner im Halbkreise aufgestellt, und unter diesem Schutze stürmte am 24. Februar eine Division des I. Reserve-Armeekorps (General v. Morgen) Prasznysz. Über 10000 Gefangene, darunter 57 Offiziere, 36 Geschütze, 14 Maschinengewehre und viel anderes Kriegsgerät fielen in die Hand der Sieger. Allein es war höchste Zeit, die Beute in Sicherheit zu bringen, denn schon war die russische Übermacht, gegen die ein Widerstand auf diesem vorgeschobenen Posten fruchtlos gewesen wäre, in bedrohliche Nähe gerückt. Unter sehr erheblichen Schwierigkeiten zogen sich unsere Truppen nordwärts in die große Verteidigungslinie im Orzyc-Bogen zurück, nachdem sie den russischen Drängern noch riesige Verluste zugefügt hatten.

24. Februar 1915. Einnahme von Prasznysz

Der kecke Sturm auf Prasznysz hatte eine sehr beträchtliche Wirkung: er täuschte den Feind, der nun an dieser Stelle den Feldmarschall v. Hindenburg selber mit starken Kräften vermutete. Das machte sich freilich in der Folgezeit für die Truppen des Generals v. Gallwitz aufs schwerste fühlbar. Denn nun warfen die Russen immer neue Korps hierher, um die Scharte der inzwischen siegreich entschiedenen masurischen Winterschlacht auszuwetzen und die deutsche Linie in Richtung Soldau—Neidenburg zu durchbrechen. Unter solchen Umständen konnte der deutsche Führer an die Fortsetzung seiner Offensive nicht mehr denken, sondern mußte eine hartnäckige Verteidigung vorbereiten, auf deren Gelingen die beteiligten Truppen stolz sein dürfen als auf eine der besten Waffentaten des deutschen Heeres. Unsere Stellung bildete bei Mlawa einen Winkel, da sie einerseits nach Südwesten auf Plock hin, andererseits nach Ostnordost über die Höhen nördlich Prasznysz hinweg verlief. In diesen Winkel schoben die

Russen Ende Februar und Anfang März ihre Truppenmassen zunächst langsam hinein — dann brachen diese mit unerhörter Wucht vor. Mlawa war ihr Ziel. In dichten, sich ständig erneuernden Kolonnen stürmten sie, ohne jede Rücksicht auf die furchtbaren Verluste, gegen die Stellungen östlich und südlich von Mlawa an. Aber die Menschenwogen brachen sich an dem Felsen deutscher Tapferkeit. Unsere Truppen hielten aus. Bei Demsk, östlich von Mlawa, findet man heute eine lange Reihe flacher, mit weißen Steinen eingefaßter russischer Massengräber vor den deutschen Drahthindernissen — ernste Zeugen des Mißerfolges, den 48 russische Kompagnien im Sturm auf 10 deutsche davongetragen haben. Der Frost hatte die Sumpfgegend, aus der hier der Orzyc entspringt, gangbar gemacht und so dem Feinde die Annäherung an unsere Stellung gestattet.

Kämpfe bei Demsk und Kapusnik, östlich Mlawa

Nachdem über 1000 Geschosse aus schweren Geschützen in und hinter Demsk eingeschlagen waren, folgten die unaufhörlichen Angriffe der Infanterie. In der Nacht des 7. März kamen sie bis unmittelbar an den Stacheldraht. Doch unsere Scheinwerfer und Leuchtpistolen verbreiteten genug Licht, um nun dem verheerenden Infanterie- und Maschinengewehrfeuer den Weg zu weisen. Was vom Feinde nicht fiel, floh in die nächste Bodenfalte zurück, wo das Scheinwerferlicht die Verzweifelten bis zum Tagesanbruch festhielt. Dann ergaben sie sich den vorgesandten deutschen Patrouillen. Viel Munition, 800 Gewehre wurden genommen. Vor der Front fand man an dieser Stelle 300 tote Russen. Einige Kilometer nördlich aber, bei Kapusnik, wo der Feind in unsere Schützengräben eingedrungen war und durch einen verzweifelten Bajonettkampf wieder vertrieben werden mußte, liegen 906 Russen begraben — und 164 Deutsche.

Im ganzen hatte der Feind bei seinen vergeblichen Angriffen auf Mlawa viele Tausende verloren; so viel, daß seine Kampfkraft erschüttert schien und General v. Gallwitz mit teilweise frischen Kräften nun seinerseits einen Vorstoß versuchen konnte. Dieser begann am 8. März, kam aber am 12. März nördlich Prasznysz zum Stehen, da auch die Russen von neuem bedeutende Verstärkungen erhielten. Sie waren bald wieder in großer Überzahl. Auf etwa 10 Armeekorps und 7 Kavallerie-Divisionen wurde ihre Stärke geschätzt. Wir mußten uns wieder auf die Verteidigung einrichten, und unsere Truppen, die zum Teil schon vier Wochen lang in fast ununterbrochenem Kampf gestanden hatten, hatten einen neuen harten Stoß auszuhalten. Der ging diesmal nicht auf Mlawa zu, sondern nordöstlich von Prasznysz am Orzyc und Omulew hinauf. Er wurde nach russischer Eigenart in sehr zahlreichen und sehr heftigen Angriffen geführt. Man zählt vom 13. bis zum 23. März sechsundvierzig ernstere Sturmversuche, fünfundzwanzig bei Tage, einundzwanzig bei Nacht. Fast alle brachen bereits im Feuer unserer Truppen zusammen, wenige gelangten bis in die deutschen Gräben. Besonders schwere Kämpfe fanden bei dem, an Sumpfgebiete anstoßenden Dorfe Jednorozec statt. Wieder erlitten die Russen erhebliche Verluste, ohne ihrem Ziel näher zu kommen: die Südgrenze Altpreußens war wohlverteidigt und ein Einbruch in die Flanke unserer Oststellung undurchführbar.

13.—23. März 1915 Gefechte am Orzyc und Omulew

In der letzten Märzwoche flauten die russischen Angriffe ab, und seit Ostern herrschte an dieser Stelle der Kampffront meist Ruhe. Sie war dem heldenmütigen Widerstande der Truppen des Generals v. Gallwitz zu danken. Sechs



Bataillonsstab beobachtet auf einem Hügel zwischen Mlawa und Sierpc den Feind. Im Vordergrund ein erobertes Maschinengewehr. Phot. A. Grohs

Wochen lang hatten sie in Kälte und Nässe, in Schnee und Sturm ruhelos, unermüdlich die Heimat verteidigt und sich glänzend bewährt. Es war keine Schlacht mit weithin klingendem Namen — aber es waren viele, viele harte Kämpfe, deren Erfolg den mancher großen Schlacht übertraf. In diesem Sechswochen-Ringen hatten die Truppen des Generals v. Gallwitz 43000 Russen gefangengenommen. Der Gesamtverlust des Feindes überschreitet sicherlich die Zahl 100000. Die zahllosen Soldatengräber, die über das ganze blühende Land verstreut sind, und die Trümmer der Städte und Dörfer halten die ernste Erinnerung wach. Auch dieser Teil des Kriegstheaters hat viel Leiden, hat viele Helden gesehen. — — —

Wir wenden uns nunmehr den Ereignissen an der Nordfront zu. Im zehnten Abschnitt hatten wir erörtert, wie hier unsere schwache 8. Armee, deren Führung von dem General v. François an den General v. Below übergegangen war, vor immer stärkeren Kräften langsam hatte weichen müssen, wie sie zwar die Russen am 9. November nördlich des Wystzyter Sees, am 13. bei Eydtkuhnen, am 15. bei Stallupönen schlug, dann aber doch weiter in gut vorbereitete, mit Stacheldraht stark umwehrte Stellungen zurückzugehen gezwungen war. An den Masurenseen und der Angerapp hielten die Belowschen Truppen, zur Hälfte Landwehr, zu einem weiteren Viertel Landsturm, in geradezu mustergültiger Art dem gewaltigen russischen Ansturm stand. Sechs bis acht Armeekorps hatte der Großfürst-Generalissimus zu seiner Nordoffensive aufgeboten, aber alle feindlichen Angriffe scheiterten in den monatelangen Kämpfen an

November 1914 bei der 8. Armee. Gefechte am Wystzyter See (9.), bei Eydtkuhnen (13.) und Stallupönen (15. Nov.)



Eisbrecherarbeiten auf der Angerapp. Hofphot. Kühlewindt

Dezember 1914 Kämpfe um den Darkehmer Brückenkopf und die Paprodtker Berge

der unerschütterlichen Tapferkeit der Unseren. Blutigste Opfer mußten die Russen immer wieder bei ihren vergeblichen Vorstößen bringen, die sich vornehmlich gegen den Darkehmer Brückenkopf und, auf unserm rechten Flügel, gegen die Paprodtker Berge, südlich des Löwentin-Sees, richteten. Am ersten Weihnachtsfeiertag hatten Teile des III. sibirischen Korps diese Berge von Süden her zu umfassen gesucht; bis zur Brust im eiskalten Wasser durchwateten sie die Sümpfe des Nietlitzer Bruchs. Auch sie wurden zurückgeschlagen. Der wichtige Straßenknotenpunkt Lasdehnen, in dem sich die Russen festgesetzt hatten und sowohl unsere linke Flanke, als auch Tilsit bedrohten, wurde am 30. Dezember nach heftigem Gefecht genommen.

30. Dez. 1914 Einnahme von Lasdehnen

Im Januar scheiterten heftige Angriffe längs der Seenplatte und nordöstlich Gumbinnen. Neben der Infanterie errang sich in all diesen Kämpfen unsere Artillerie, zumal die schwere Artillerie des Feldheeres, hohen Ruhm.

Über die Kämpfe an der Lötzener Front erzählt der bekannte Kriegsberichterstatter Rolf Brandt in seinem hübschen Büchlein „5 Monate an der Ostfront" (Fleischel & Co., Berlin):

„Die mächtigen alten Eichen des Schloßparkes sind weiß betupft, zuweilen wirft der leichte Wind eine Schneelast stäubend auf den Weg, der so glatt ist, daß ich jetzt schon bedaure, meine Kniee nicht wattiert zu haben. Es ist nur der Ton von grau und weiß in der Parklandschaft; und ein hellgrauer Himmel, der neuen Schnee verspricht, wölbt sich darüber. Trotzdem ist der Weg von zauberhafter Schönheit, der Schnee flimmert, flirrt und bildet auf den breiten Wiesenflächen leuchtende Wellen und Hügel und spannt über alles Verwahrloste und Unansehnliche einen hellen Schein.

Um wärmer zu werden, schreiten wir, soweit es die Glätte erlaubt, tüchtig aus. Die Wiese dehnt sich plötzlich meilenweit. Wir sind am Rande des Sees. Drüben, wo die dünnen Erlenbestände wieder anfangen, stehen die Russen. Der

schmale Landungssteg ist mit Sandsäcken gedeckt. Hinter dem Uferschilf steht eine wunderschöne Schilfvilla für den starken Posten.

Ich gehe auf den kleineren Steg hinaus. Eine schmale Fahrrinne führt nach rechts in die Mitte des Sees, die noch nicht zugefroren ist. Rauch steigt da auf. Hinter einer Insel hervor dampft ein kleines Schiff, das auf dem Heck eine merkwürdige Sache stehen hat. ‚Seiner Majestät Schiff Barbara,' sagt Oberleutnant K. ‚Unser Kriegsschiff. Es hat eine ruhmreiche Vergangenheit hinter sich, von den ersten Kämpfen an den Masurischen Seen an. Jetzt bricht es Eis und die Angriffslust der Russen. Es wird gleich anfangen zu funken.'

S. M. Schiff „Barbara"

Da blitzt es auch schon am Heck der ‚Barbara' auf, und es dröhnt mit zehnfachem Widerhall von dem Ufer zurück. Die schweren Batterien zur Rechten und weiter zur Linken beginnen auch zu feuern. Das Ziel, eine Ziegelei am andern Ufer, ist aber von hier nicht zu erkennen.

Die kleinen Inseln vor uns sind seit ein paar Tagen wieder in unserer Hand. Als die Russen sie mit stärkeren Kräften nahmen, mußte der Posten sie noch mit Kähnen verlassen. Jetzt sind ein paar Stellen, an denen das Eis bis hinüber trägt. Im Gänsemarsch setzen wir uns in Bewegung. Der Weg von vorhin war rauh gegen die Glätte dieser Strecke. Durch die klare Eisdecke sieht man wie durch dunkelgrünes Glas auf den Grund des Sees. Die Wasserpflanzen stehen mit herzförmigen Blättern gegen die gläserne Mauer, an manchen Stellen ist ein Blätterherz in die Eisschicht mit eingefroren. Gerade als ich die eisige Herrlichkeit still betrachte, beginnt hinter dem Gehöft auf der kleinen Insel, die ich jetzt fast erreicht habe, das gleichmäßige Hämmern eines Maschinengewehres. Ich folge den anderen rasch nach und bin mit ein paar Schritten auf der Insel. Ein kleines Bauernhaus, das der Bauer noch bewohnt, ein paar kümmerliche Ställe, in denen die Schweine grunzen, Holzstapel und Ackergeräte heben sich



Befestigungen am Ufer eines der masurischen Seen. Phot. R. Sennecke

aus dem weißen Schnee. Aus Ziegelsteinen ist eine Brustwehr hergestellt. Man beherrscht die Eisfläche von hier bis zum anderen Ufer. Maschinengewehre sind in Bereitschaft. Über das Eis hinweg kann man auf der anderen Seite überschneite Schilfhütten erkennen. Sie gehen spitz nach oben zu wie die Indianerzelte, die wir uns als Kinder bauten. Es sind die Vorpostenhütten der Russen.

Augenblicklich sind sie aber nicht besetzt, aus der nahen Entfernung von kaum zweitausend Meter könnte man sie von hier wie ein Sieb durchlöchern, da der Blick frei ist. Mit dem Glas sehe ich deutlich am Waldrand dahinter eben eine schmale Kette russischer Infanterie hervorkommen. Sie macht Halt. Das deutsche Maschinengewehr scheint sie beschossen zu haben. ‚Im Falle eines Angriffs bitte den bezeichneten Rückweg zu benutzen,‘ sagt der Oberleutnant. Aber die Russen denken an gar keinen Angriff, der am Tage über die glänzend weiße Fläche auch sehr starke Opfer kosten müßte. Sie setzen sich am Waldrand nieder; der größere Teil verschwindet wieder, durch den dunklen Schleier der Erlenstämme gedeckt.

Von hier aus kann ich das Ziel unserer Batterie und der braven ‚Barbara‘ erkennen. Der hohe Schornstein der Ziegelei ragt über den Baumspitzen hervor. Rechts davon ist ein Dorf, in dem ein russisches Bataillon liegt. Im ganzen scheint man zwei Regimenter gegenüber feststellen zu können, die aber weiter rückwärts im Quartier liegen. Das Bataillon ist vorgeschoben. Da lodern in dem Dorf die Flammen auf; in so weiter Ausdehnung glüht es über der weißen Landschaft, daß wir im Zweifel sind, ob das die Wirkung unserer Artillerie ist, oder ob die Russen das Dorf selbst angezündet haben, weil sie abziehen wollen. Heute mittag wird unsere Infanterie vorstoßen, um die Lage festzustellen. Bis dahin hat die Artillerie den Vorstoß auf jeden Fall genügend vorbereitet. Sie schießt in regelmäßigen Abständen nach den russischen Stellungen hinüber.

Die Russen scheinen keine Geschütze in Stellung gebracht zu haben. Das gesamte schwierige Gelände, das wir beherrschen, würde es ihnen auch schwer erlauben. Ihre Batterien feuern nach Lötzen und Angerburg. Wenn sie das Feuer von einer Stelle sehr verlängern, können sie den See bis zur Mitte etwa noch erreichen. Nach einiger Zeit erscheinen auch ein paar weiße Schrapnellwölkchen in der Nähe der Stelle, wo die ‚Barbara‘ feuert. Die weißen russischen Geschützwolken scheinen den Oberleutnant an etwas zu erinnern. Er geht an die Bauernkate, klopft an das Fenster und ruft drei Mann von der Wachmannschaft mit Namen heraus. Dann geht er an die Rückwand, die Schutz vor dem Wind bietet. Aus der Tasche nimmt er zwei kleine Paketchen in Seidenpapier und wickelt vorsichtig aus. Drei Eiserne Kreuze. In der andern Hülle sind die Bänder. Die Leute treten an. Zwei Landwehrmänner und ein Reservist. Sie wissen, um was es sich handelt. Ihre mageren Gesichter sind ein wenig verlegen. Der Oberleutnant hält ihnen eine kurze Rede. ‚Kinder, weil ihr neulich die Patrouille so gut gemacht habt, wegen Lyck, wegen Bialla . . . Ich hoffe, daß ihr weiterhin so brav eure Pflicht tut . . .‘

Die Batterie feuert in diesem Augenblick Salvenfeuer, daß die kleine Kate leise zittert. Die Leute stehen stramm. Der Oberleutnant und Kompagnieführer zieht das Band mit dem Kreuz daran durch das Knopfloch der Waffenröcke und

steckt es dann fest. Er gratuliert mit kräftigem Händedruck. ‚Schreiben wir Muttern, was?' In dem Gesicht des Landwehrmanns zuckt es jetzt. Er hält die Hand des Vorgesetzten wie in einem Schraubstock. ‚Jawoll, Herr Hauptmann!' Der Reservist, ein junger forscher Kerl, ‚strahlt wie 'n Weihnachtsbaum', wie der Unteroffizier im Hintergrund feststellt. Der Kompagniechef gratuliert auch jedem einzelnen. Sie sind jetzt schon freier in ihren Bewegungen, außerdem scheinen sie mit ihrem Oberleutnant auch ihre Geheimnisse zu teilen. Denn der eine flüstert ihm etwas ins Ohr, was ich nicht verstehe und auch nicht verstehen will. Der Oberleutnant nickt, und der Mann strahlt. Sie rücken ab. Der eine blickt dabei ganz verstohlen nach dem Kreuz hinunter, als ob er sich noch einmal überzeugen müßte, daß die Sache auch stimmte.

Wir gehen denselben Weg zurück und kommen wieder zur Brücke, gerade in dem Augenblick, als die ‚Barbara' herandampft. Der Admiral, Hauptmann H., springt von Bord, und ‚die Artillerie' fragt salutierend und strahlend: ‚Das haben wir gut gemacht? Wie?'

Also hatte die gute ‚Barbara' das Dorf in Brand geschossen. Durch das Fernrohr hat man deutlich die aus den brennenden Häusern flüchtenden Russen erkennen können. Der Kompagniechef einer zweiten Kompagnie kommt zur Brücke. Telephon mit dem Kommando. Resultat: Um zwei Uhr wird vorgegangen.

Bis dahin kann uns der Oberleutnant noch die Batteriestellungen zeigen und die Befestigungsanlagen. Wir gehen wieder, diesmal nach anderer Richtung auf das Eis hinaus. ‚Fünf Meter Abstand.' Es läuft durch die ganze Reihe, die sich allmählich zu dreifacher Länge auszieht. Das Eis ist blasig und schlecht, an vielen Stellen noch recht dünn. Wir meiden die freien Flächen und gehen in das dichte Röhricht. Es knattert und springt vor unseren Schritten, die Binsen brechen und klirren zur Seite. Eine faustdicke gefrorene Glasperle ist an dem Fuß jeder einzelnen Binse. Es sieht aus, als ob sie alle in kostbaren Kristallvasen ständen. Als wir über eine größere Freifläche müssen, deutet der Oberleutnant schweigend nach dem gegenüberliegenden Waldrand, der vielleicht an dieser Stelle sechshundert Meter entfernt ist. Da sitzt, Gewehr über Kniee, eine starke russische Patrouille. Als unser Zug sich aus dem Röhricht entwickelt, stehen ein paar Russen auf. Da ist aber auch die Spitze schon wieder hinter dem dichten Binsenschleier verschwunden. Die Russen scheinen keine Lust zum Schießen zu haben. Was wir ihnen nicht übelnehmen. Vielleicht sind es dieselben Russen, die wir nachher am Abend im Schloß als Gefangene wiedersahen. Zunächst schlagen sie noch in Freiheit die Arme übereinander, um sich zu erwärmen.

Wir treffen bei den Batteriestellungen und den Schützendeckungen alles in Arbeit. Es ist unendlich mühevoll, was hier die Pioniere leisten. Nach zwei Spatenstichen kommt man schon auf Wasser, und die Torferde ist nicht gerade gut für Befestigungszwecke. Aber man hat ausgezeichnete Stellungen trotzdem geschaffen. Es ist selbstverständlich über Einzelheiten nichts zu sagen, aber ich glaube nicht, daß die Russen durch die Seenkette kommen könnten. Das Gelände ist so gestaltet, wie ich mich überall leicht überzeugen konnte, daß Massenentwicklung nirgends möglich ist. Es kommt auf die Geistesgegenwart und den

Schneid jedes einzelnen an. Der Dienst ist verdammt schwer, und der Tod lauert nicht nur im Röhricht und stößt von oben aus dem Schrapnell herab, auch aus der Tiefe reißt er durch die dünne Eisdecke den Verteidiger nieder — aber auch den Angreifer. Solange die Russen Russen bleiben und auf der anderen Seite deutsche Soldaten stehen, scheint mir hier keinerlei Grund zu irgend welcher Beunruhigung vorzuliegen.

Auf dem Rückweg treffen wir die lange Kette der Kompagnien, die das Eis überschreiten, um anzugreifen. Sie schliddern über die glatte Fläche und schieben das Gewehr, Kolben nach unten, vor sich her. ‚Nächstens werden wir auch noch königlich preußische Schlittschuhläufer,‘ meint ein Musketier und sitzt auf dem dazu bestimmten Körperteil.

Die Batterien schweigen. Hinter den Gehöften auf der Insel verschwinden die Mannschaften. Der Offizier verabschiedet sich. Ich sehe, wie er zu dem Unteroffizier der Wache am Ufer herantritt und ihm einen Brief gibt. ‚Die Adresse meiner Frau wissen Sie ja. Na und wenn . . . sorgen Sie dafür.‘

Der Unteroffizier versteht ohne viel Worte. ‚Sehr wohl, Herr Oberleutnant.‘

Wir sagen ‚Auf Wiedersehen!‘ Weiter nichts. Wie aus einer Gesellschaftsformel ein guter Wunsch werden kann, wie die Worte wieder ihren schönen reinen Sinn bekommen haben, nachdem der Krieg die Formen und die Formeln gründlich gereinigt hat! . . . — —

Schloß . . ., Nacht vom 29. zum 30. November.

Im Stabsquartier wird der Teetisch fertig gemacht. Die Herren versammeln sich wieder. Da meldet ein Offizier: ‚Herr Rittmeister, melde gehorsamst, die Ziegelei ist in unserer Hand.‘ Alles springt auf. ‚Verluste?‘ fragt der Kommandant. ‚Melde gehorsamst, nein. Ein Pferd ist ersoffen.‘

Eine neue Meldung wird von einer Ordonnanz gebracht: ‚Melde gehorsamst, Herr Rittmeister, eine größere Anzahl von Gefangenen; wie viele steht noch nicht fest.‘

Auf der Treppe sind schwere Schritte zu hören. Die Gefangenen werden zum Verhör heraufgebracht. Sie grinsen und lachen, als sie die vielen deutschen Offiziere sehen und bald merken, daß ihnen hier die Ohren nicht abgeschnitten werden. Drei Landwehrmänner stehen mit aufgepflanztem Seitengewehr daneben. Der eine Mann, ein Pole, bittet den ‚Panie rotmistru‘ um ein Stück Brot. Sie erhalten Kommißbrotschnitten, und ihr Wohlbefinden hat sich auf das äußerste gesteigert. Niemand von ihnen kann Deutsch. ‚Stillgestanden!‘ ‚Stoj cicho!‘ kommandiert der Hauptmann. ‚Bez krokn — marsz!‘ Ohne Tritt — Marsch! Und die Gesellschaft setzt sich unter ihrer Bedeckung wieder nach unten in Bewegung. Es sind alles Reservemänner des Regiments 303.

Inzwischen ist auch unser Führer vom Vormittag zurückgekehrt und berichtet, daß die Ziegelei total zerschossen sei. Ein paar verwundete Russen wurden noch über das Eis transportiert. Der Stabsarzt wird benachrichtigt.

Die Batterien sollen noch in nächtlicher Beschießung ein Gebäude unter Feuer nehmen, von wo die deutschen vorgeschobenen Patrouillen beschossen wurden. Ziel ist bekannt. Beschießung daher mit Hilfsrichtung durch Lichtsignal möglich.



Stabsoffiziere lassen durch einen Dolmetscher russische Bauernjungen verhören
Aufnahme der Photothek

Wir gehen durch den nächtlichen Park, in dem Nebel quirlt. Man kann keine zehn Schritt sehen. Die Bäume sehen wie Ungeheuer aus. Die Kanoniere der Batterien stehen in Reihen hinter ihren halb in den Boden vergrabenen Geschützen. Der Donner bei den Batteriesalven ist hier bei den schweren Flachbahngeschützen kaum zu ertragen.

In den blitzsauber gearbeiteten Erdhütten brennen kleine Stallampen. Ein Freiwilliger liest mit gleichmäßiger, trockener Stimme einen Brief seines Bruders vor, der in Frankreich steht. Wort für Wort ist deutlich zu hören:

. . . ‚Seit den letzten Septembertagen ist nichts Neues. Wir sind Vorposten westlich Verdun, haben großartige Feldbefestigungen angelegt. Mal schießt der Feind, mal schießen wir. Aus den Argonnen klingen die täglichen und die nächtlichen Kämpfe herüber. Gestern abend kam die Nachricht vom chilenischen

Seesieg unserer Kreuzer. Unsere Division feierte es dadurch, daß wir Württemberger um zwölf Uhr nachts dreimal Hurra schrieen. Der Erfolg war großartig. Es begann sofort ein wüstes Schießen der Franzosen, die wohl in dem Novembernebel einen Angriff vermuteten. Eine halbe Stunde pfefferten sie sogar mit Schrapnells und Granaten . . .'

'Batterie feuert.' Das Donnern bricht den Brief mitten durch.

Wir gingen zurück nach dem Schloß. Aus einem kleinen Hause davor schimmert ein warmes, gelbes Licht, das sich tapfer gegen den Nebel behauptet. Plötzlich fällt mir ein, daß heute der erste Advent ist." — — —

Trotz allem — es war nicht zu hindern gewesen, daß die Feindesflut zum zweiten Male über die östlichsten Teile des Kampfgebiets hinbrauste, mit all den Schrecken, den der erste russische Einfall mit sich gebracht hatte. Wieder hausten die Russen in den besetzten Strecken wie die Barbaren, schlimmer noch fast, als vorher. Wieder loderten die Gehöfte, wieder kehrte sich wilde Bestialität gegen die schwer geprüften Ostpreußen, die zum Teil vertrauensvoll auf die geliebte heimatliche Scholle zurückgekehrt waren.

Es mußte Wandel geschaffen werden.

Sobald die allgemeine Kriegslage es erlaubte und frische, vielfach neu aufgestellte junge Truppen verfügbar wurden, begann Anfang Februar die deutsche Gegenoffensive.

Februar 1915 Offensive Hindenburgs

Feldmarschall v. Hindenburg plante auch diesmal einen umfassenden Angriff gegen den auf 6 bis 8 Armeekorps, wenigstens 200000 Mann, geschätzten Gegner. In einer auffallend ausgedehnten Stellung hatte der russische Führer, General Baron v. Sievers, seine Kräfte auseinandergezogen; fast 165 Kilometer lang zog sie sich ungefähr von der Szeszuppe östlich Tilsit um den großen Schoreller Forst, diesen westlich umspannend, über Spüller auf Gumbinnen (das in unserer Hand war) und Goldap (das die Russen besetzt hatten), östlich Lötzen auf Johannisburg, um dann dem Lauf der Pisseck zu folgen. Die deutsche Front läßt sich annähernd durch die Flußlinien der Inster und der Angerapp, die Engen zwischen den masurischen Seen, die schon genannten Paprodtker Berge, den Johannisburger Forst festlegen.

Sollte der deutsche Angriff gelingen und zu einem vollen Erfolg führen, so mußte er auch hier mit einer gänzlichen Überraschung des Gegners gepaart sein. So vollzog sich denn in den ersten Februartagen, die abwechselnd starke Kälte und Schneetreiben und Tauwetter mit heftigem Regen brachten, in aller Heimlichkeit, wohl verschleiert, der Aufmarsch der durch die Bahnen herangeführten Truppen hinter unserer Front.

Feldmarschall Hindenburg konnte diesmal über bedeutend stärkere Kräfte verfügen als bei Tannenberg; man wird sie auf reichlich 250000 Mann veranschlagen dürfen, immerhin nicht viel in Anbetracht der Ausdehnung des Kampfgebiets. In zwei Armeegruppen gliederte er sie im wesentlichen zu starken Stoßharsten hinter den beiden Flügeln der bisherigen Verteidigungsfront, deren Mitte er vorläufig noch zurückzuhalten beabsichtigte.

Die südliche Stoßgruppe unter General v. Below wurde hinter unserem rechten Flügel im Raum westlich des noch stark vom Feinde besetzten Johannisburg

bereitgestellt. In zwei Teilen, nördlich eine Division unter Generalleutnant v. Falk, südlich ein Reservekorps unter Generalleutnant Litzmann (wir erinnern uns seiner von Brzeziny her), sollte diese Stoßgruppe ihren Angriff zunächst gegen die Pisseckline richten; eine Deckungsabteilung war südlich in der Richtung auf Lomza vorgeschoben.

Die nördliche Stoßgruppe war unter Generaloberst v. Eichhorn, dessen Brust schon das Eiserne Kreuz von 1870 schmückte und der, soeben erst von langer Krankheit genesen, hier zuerst als Armeeführer auftrat, in Stärke von etwa drei Armeekorps in der Gegend von Tilsit hinter unseren linken Flügel versammelt worden. Ihr war für den Angriff zunächst die allgemeine Richtung auf die stark ausgebauten russischen Stellungen des russischen rechten Flügels angewiesen, die sich von Spullen aus zum Schoreller Forst und von dessen Nordsaum bis fast zur russischen Grenze hinzogen. Eine Deckungsabteilung war gegen Tauroggen angesetzt worden.



General der Infanterie Otto von Below
Hofphotogr. Paul Tellgmann

Am 5. Februar war erneut starker Schneefall und bald heftige Kälte mit eisigem Wind eingetreten. Die Schneedecke wuchs fast von Tag zu Tag. Der Bahnverkehr wurde durch umfangreiche Schneeverwehungen vielfach gehemmt; der Kraftwagenverkehr war unmöglich geworden. Sogar die Seen waren zugefroren. Allerdings hatte sich die deutsche Heeresleitung auf die besonderen Schwierigkeiten eines Feldzuges im Monat Februar und an der Grenze Rußlands wohl vorbereitet. Tausende von Schlitten, Hunderttausende von Schlittenkufen waren bereit gestellt worden, um Wagen in Schlitten und bei eintretendem Tauwetter Schlitten wieder in Wagen verwandeln zu können; ungeheure Vorräte an Nahrungsmitteln und Munition waren aufgehäuft worden; für warme Kleidung war nach Möglichkeit gesorgt. Die Anstrengungen, die den Truppen zugemutet werden mußten, waren trotzdem riesengroß. Hatten die Russen es doch, wie glaubhaft versichert wird, für unmöglich gehalten, daß sie bei diesem Wetter angegriffen würden; sie wurden daher wirklich meist überrascht. In einem der von ihnen besetzten Orte hatten sie gerade ein Tanzfest angekündigt, als unser Vorstoß einsetzte.

7. u. ff. Februar 1915 Winterschlacht in Masuren

Am 7. Februar früh setzte sich die deutsche Südgruppe in Bewegung; am Nachmittag gewann sie Fühlung mit dem Feinde. Die große Winterschlacht in Masuren hatte begonnen.

In zwei Kolonnen, nördlich auf Wrobeln, südlich auf Gehsen vorgehend, durchschritten die jungen Truppen des Generals Litzmann in heftigem Schneetreiben den Johannisburger Forst. Schon am Nachmittag und in der Nacht zum 8. erzwangen sie sich bei Wrobeln den Übergang über die Pisseck. Der Tag war für die Truppen sehr anstrengend gewesen; einzelne Abteilungen legten vierzig Kilometer auf tief verschneiten Wegen zurück. Am 8. erreichte auch die südliche Kolonne die Pisseck, wollte sie gerade bei Gehsen überschreiten, als sie plötzlich in ihrer rechten Flanke vom Gegner angegriffen wurde, der aus Kolno vorgestoßen war. Es gab nur einen kurzen Aufenthalt; dann war der Feind erledigt, auf Kolno mit einem Verlust von 500 Gefangenen, 5 Geschützen und 2 Maschinengewehren zurückgeworfen.

8. Febr. 1915 Gefechte bei Wrobeln und Gehsen; Einnahme von Johannisburg

General v. Falk hatte am 7. auf seinem Vormarsch mit Drauf! und Hurra! das Dorf Snopken genommen, 2 Offiziere und 450 Mann gefangen und stand am Abend vor den Toren von Johannisburg. Am 8. erstürmte er die von zwei Regimentern verteidigte Stadt, nahm diesmal sogar 2500 Mann gefangen, erbeutete 8 Geschütze und 12 Maschinengewehre.

Am 9. Februar war die ganze Pissecklinie in deutschen Händen. Am Tage darauf wurde auch Bialla von dem dort stehenden Rest der russischen 57. Division gesäubert; die ganze deutsche Linie blieb im Vormarsch auf Lyck.

10. Februar 1915. Einnahme von Bialla

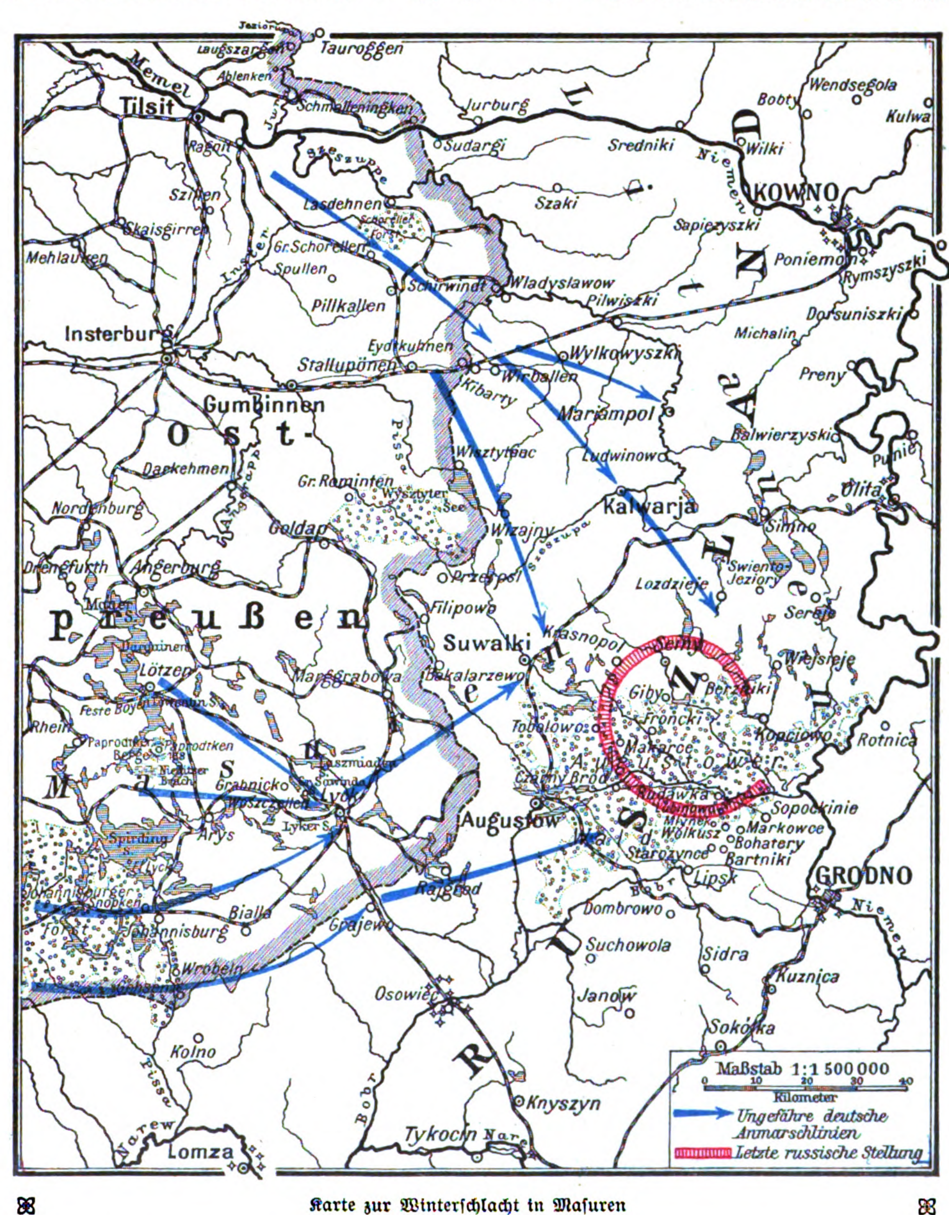
Inzwischen war die deutsche Nordgruppe — Generaloberst v. Eichhorn — nicht müßig geblieben.

Schon vom 4. Februar an hatte ein vorgeschobenes Detachement, ein Garde-Regiment und etwas Artillerie, im Raum Lasdehnen an der Szeszuppe heftige Gefechte gegen einen überlegenen Feind, der es zu umfassen drohte, erfolgreich durchgefochten. Der wirkliche Vormarsch der Armeegruppe sollte eigentlich aber erst am 9. beginnen. Als sich jedoch beim Feinde Anzeichen rückgängiger Bewegungen bemerkbar machten, wir folgen hier im allgemeinen einer späteren Darstellung der Obersten Heeresleitung, schritten die Truppen, obwohl sie zum Teil weder über ihre Maschinengewehre noch über ihre ganze Artillerie verfügten, schon am Nachmittag des 8. Februar zum Angriff. Am 9. Februar waren die feindlichen Stellungen genommen; der Feind ging in südöstlicher Richtung zurück. Die deutschen Truppen folgten, zur Umfassung in gleicher Richtung einschwenkend, in Gewaltmärschen. Trotz der allergrößten Schwierigkeiten, die diesen Märschen die Naturgewalten entgegenstellten, erreichten die deutschen Marschkolonnen am 10. die Linie Pillkallen—Wladislawow und am 11. die große Straße Gumbinnen—Wylkowyszki. Der rechte Flügel hatte bis zur Einnahme von Stallupönen fast 4000 Gefangene gemacht, 4 Maschinengewehre und 11 Munitionswagen genommen. Die Mitte zählte bei der Wegnahme von Eydtkuhnen-Wirballen und Kibarty 10000 Gefangene, 6 genommene Geschütze, 8 Maschinengewehre und erbeutete außerdem zahlreiche Bagagewagen — darunter allein 80 Feldküchen, die unseren Feldgrauen gerade damals sehr erwünscht kamen, zumal sie meist bis zum Rand gefüllt waren, — 3 Militärzüge, sonstiges zahl-

8.—11. Februar 1915 Erfolge der nördlichen Stoßgruppe



Aufnahme von Hofphotograph A. Kühlewindt



Karte zur Winterschlacht in Masuren

reiches rollendes Material, Massen von russischen Liebesgaben und, was die Hauptsache war, einen ganzen Tagessatz Verpflegung. In Wirballen wurde von einer Reserve-Division u. a. auch ein glänzend ausgestatteter Lazarettzug der Zarin erbeutet, dessen Pflegerinnen — darunter eine Fürstin Lieven — in den elegantesten Kleidern und kostbaren Pelzen prunkten. Die Russen waren in Wirballen noch einmal überrascht worden; obwohl sie über den Anmarsch deutscher Kräfte unter General v. Lauenstein eigentlich hätten unterrichtet sein müssen, hatten sie alle Sicherungsmaßregeln verabsäumt: der Schneesturm war wieder mal so groß, daß sie einen deutschen Angriff für unmöglich hielten. Beim linken Flügel

endlich wurden 2100 Gefangene gemacht und 4 Geschütze genommen. Bis zum 12. Februar, an welchem Tage unsere Truppen, nunmehr schon ganz auf russischem Boden, Wizwiny, Kalwarja und Mariampol besetzten, hatte sich die Zahl der von den Truppen des Nordflügels genommenen Geschütze auf 17 gesteigert. Die russische 73. und 56. Division waren bis zu diesem Zeitpunkte so gut wie vernichtet, die 27. Division aufs schwerste geschädigt.

12 Februar 1915. Besetzung von Wizwiny, Kalwarja, Mariampol

Während die Truppen des Generalobersten v. Eichhorn bei Schnee und Eis in Gewaltmärschen auf Suwalki und Sejny weitermarschierten, vom rechten deutschen Heeresflügel sich Generalleutnant Litzmann mit seinem Reservekorps über Grajewo auf Augustow Bahn brach, hatten sich auch die bisher zurückgehaltenen Truppen der deutschen Mitte unter General v. Below in Bewegung gesetzt.

Sehr anziehend und hübsch in der Stimmung berichtete Dr. Laporte, einer der Mitkämpfer jener Tage, über diesen Vormarsch. Es sei gestattet, im Auszug den Feldzugsbrief des Oberleutnants der Reserve und Batterieführers wiederzugeben.

„Eisige Kälte herrscht. Trotzdem überall freudige Gesichter. Es liegt etwas in der Luft, bis zum Kanonier geht das merkwürdige Gefühl der Freudigkeit. Man munkelt und raunt, daß der Russe wohl bald in der Falle sitzt. Ein langes Vierteljahr werden unsere Stellungen nun schon mit ihrer ausgezeichneten Artillerie beschossen. Eine Unmenge Eisen aus leichten und schwereren Geschützen ist herübergeworfen. Mildtätig deckt der Schnee die Spuren grauenhafter Verwüstung überall. Aber unser Landsturm, nur unterstützt von einigen aktiven und Reserveformationen, hielt stand. Der Morgen des 10. Februar begann. Es ist merkwürdig still. Plötzlich erhebt sich von den Russen her eine wütende Kanonade. Schrapnells sausen massenhaft herüber mit ihrem scharfen, pfeifenden Ton, der sie für jedes geübte Ohr sofort von dem unheimlich gemütlichen Säuseln schwerer Steilfeuergranaten unterscheiden läßt. Ein deutscher Flieger kreist unaufhörlich über den feindlichen Stellungen und gibt Lichtsignale, unbekümmert um die Schrapnells, die zu Dutzenden um ihn platzen. In den Schützengräben drüben wird eifrig Schnee geschippt, und doch, es ist etwas los da drüben. In weiter Ferne sieht man durchs Scherenfernrohr Wagen hin und her fahren. Allmählich schweigt das Feuer, zuweilen noch ein Schuß, es wird immer stiller. Irgendwo prasselt ein Maschinengewehr.

Die Nacht bricht an. Lebhafter knattert hier und dort Gewehrfeuer. Dann beginnen plötzlich überall unsere Geschütze ihr Feuer, es ist Befehl gekommen, die Abmarschstraßen unter Feuer zu nehmen. Aha, jetzt wissen wir, daß unsere Ahnung nicht getrogen, wieder einmal hatte unsere Heeresleitung durch einen kühnen strategischen Schachzug die Frucht einer vierteljährigen Angriffstätigkeit der Russen vereitelt. Am 11. morgens 7 Uhr meldeten Landstürmerpatrouillen, daß die feindlichen Stellungen von den Russen frei seien. Einige Stunden später wateten wir, die Gäule am Zügel führend, durch den stellenweise mannshohen Schnee den feindlichen Schützengräben zu. In einiger Entfernung knatterte Gewehrfeuer und dröhnte Geschützfeuer jenseits der östlichen Wälder herüber. Unsere brave Landwehr hatte das flüchtige Wild bereits gestellt.



Die Schlacht in Masuren. Zeichnung von Eduard Thöny

Ich glaube, trotz aller Phantasie kann man sich daheim hinter dem warmen Ofen schwer eine Vorstellung machen, welche Leistung hier unsere brave Infanterie vollbrachte. Mir selbst ist es jetzt noch nicht ganz erklärlich, wie sie mit Pferden und Wagen durch diese Schneeberge in eisiger Kälte, den scharfen Ost im Gesicht, hindurchkam. Von Wegen keine Spur, dafür eine Reihe tiefer Schützengräben hintereinander, deren Aus- und Zugänge völlig verschneit waren, Drahthindernisse, Astverhaue, spanische Reiter usw. Wir versuchen zu reiten. Alle 50 Schritt herunter von den Gäulen, die bis über den Bauch im Schnee versinken. Wir hatten Spaten mit und gruben uns durch. Schweißtriefend, trotz der Kälte, kamen wir an die Stellungen, denen wir so manchen eisernen Gruß zugesandt hatten. Plötzlich ein Krach wie von einem abgefeuerten Geschütz hinter uns. Ein Mann war auf eine Mine getreten, eine mächtige Schnee- und Dreckwolke warf ihn nach vorn, Gott sei Dank ohne ernstliche Verletzungen. Wir krabbelten in die Unterstände. Meisterhaft gebaut, die Brustwehren mit Strauchgeflecht befestigt, überall tief eingebaute, sehr niedrige, dafür aber desto wärmere Wohnlöcher. Mit den einfachsten Mitteln eingebaute Stein- oder Lehmöfen. Eine große Zahl von Broten, Patronen, Tee- und Zigarettenpäckchen lag überall herum. Hinter den Stellungen äußerst geschickt angelegte Erdhöhlen für die Offiziere, etwas größer, mit Fenstern und zusammengeschlepptem Hausrat. Wir arbeiten uns weiter, die verschneite Chaussee wendet sich in ein tiefeingeschnittenes Tal, in dem ein entzückendes Städtchen am See liegt. Ich sah es noch im Herbst, kurz bevor die Bewohner vor dem zweiten Russeneinfall flohen. Und jetzt! Ein grauenhaftes Bild der Verwüstung. Die wundervollen alten Buchen zum Teil völlig sinnlos gekappt und über das enge Flußbett geworfen, kein Haus ohne Gewaltspuren, die Dächer zerfetzt von unsern Schrapnells, die diesen wichtigen Straßenknotenpunkt oft unter Feuer nehmen mußten. Was unsere Geschosse nicht angerichtet, das tat die Brandstiftung der Russen. Ich trete in eine ausgebrannte Scheune, ein wüstes Durcheinander. In der Ecke grinst mir ein wachsbleiches Totengesicht entgegen, ein Russe. Ich hebe den Kopf in die Höhe, ein junger, kräftiger Bursche mit hübschen, jetzt verzerrten Zügen. Auf der Brust liegt ihm das Stück eines Briefes. Vielleicht schrieb ihm die ferne Mutter oder die Liebste. Wir decken den Toten zu. Weiter geht's . . ."

In mehrtägigem Kampfe ging es vorwärts auf Lyck zu. Wir folgen nun wieder im wesentlichen der zusammenfassenden Darstellung der Obersten Heeresleitung:

Begünstigt durch die natürliche Verteidigungsfähigkeit der östlicheren masurischen Seenkette, setzte sich der Feind in den künstlich verstärkten und größtenteils mit Drahthindernissen versehenen Engen hartnäckig zur Wehr. Hier wollte er sich um jeden Preis behaupten, um der Masse seiner Armee die Durchführung des Rückzugs auf Suwalki und Augustowo zu ermöglichen. Hier setzte er auch seine besten — sibirische — Truppen ein, die unter einer energischen Führung mit anerkennungswerter Energie fochten. Ja, er hatte sich so stark gefühlt, daß er an einzelnen Stellen aus den Engen der masurischen Seen zum Angriffe vorgegangen war und befestigte Stellungen bezogen hatte, die mehrere Kilometer über den Lycker See in westlicher Richtung vorgeschoben waren. Am 12. Februar

nahmen die Unsrigen diese vorgeschobenen Stellungen; der Gegner ging auf die Seenengen zurück. Er hielt nunmehr einerseits das Gelände, das sich zwischen dem Laszmiaden-See und dem Dorfe Woszczellen erstreckt und andererseits die Engen zwischen Woszczellen und Lycker See. Für die deutsche Führung kam es darauf an, den Zugang zur Stadt Lyck von Norden her zu öffnen. Die Besitznahme des Dorfes Woszczellen, östlich der Enge zwischen dem Sawinda- und dem Woszczeller-See gelegen, mußte dabei von ausschlaggebender Bedeutung sein. Die zu diesem Angriff ausersehene Truppe bestand aus Landwehr, vorwiegend Hanseaten und Mecklenburger, und dem Füsilierregiment Nr. 33 (Graf Roon, vom vielbewährten 1. Armeekorps), während die Truppen des Generals v. Falk unter diesem und dem Kommandeur der 5. Infanterie-Brigade, Generalmajor Freiherr v. Butlar-Brandenfels, die Engen selbst angriffen. Diese Kämpfe um Lyck spielten sich vor den Augen des Obersten Kriegsherrn ab. Der Kaiser war am 13. Februar in Lötzen eingetroffen, um zunächst jene Stellungen zu besichtigen, die seine Truppen — vorwiegend Landsturm und Landwehr — in ununterbrochenen, drei Monate langen Kämpfen erfolgreich verteidigt hatten. Am Nachmittag traf Seine Majestät dann auf der Höhe westlich des Dorfes Grabnick ein, an dessen Ostausgang die deutschen Geschütze donnerten, während die Infanterie bei lebhaftem Gewehr- und Maschinengewehrfeuer im fortschreitenden Angriffe gegen Woszczellen lag. Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte der Oberste Kriegsherr, an dessen Aufstellungsorte die Kaiserstandarte gehißt war, die einzelnen Abschnitte des Kampfes bis zur einbrechenden Dunkelheit. Leichter Regen rieselte vom Himmel — die strenge Kälte der letzten Tage hatte sich in Tauwetter verwandelt — als der Feuerkampf allmählich einschlief. Nur um die Enge von Woszczellen wurde noch weitergekämpft und diese am Abend vom Füsilierregiment Nr. 33 erstürmt. Dem Kaiser wurde sofort die Meldung überbracht, daß der heißumstrittene Ort gefallen war und damit der Schlüsselpunkt der feindlichen Stellung. Auch verkündeten Feuerbrände am nächtlichen Himmel, daß die Russen rückgängige Bewegungen eingeleitet hatten, bei denen sie nach ihrer Gewohnheit die Ortschaften, die sie hinter sich lassen, der Flamme übergaben.

12.—14. Februar 1915 Kämpfe bei Woszczellen, Einnahme von Lyck

Der Kaiser bei den Kampftruppen

Am Morgen des 14. Februar wurde der Kampf um die Seenengen bei Lyck so lange fortgesetzt, bis diese völlig vom Feinde geräumt wurden. Der Kaiser war schon in der Frühe, diesmal östlich Grabnick, wieder auf dem Kampffelde eingetroffen. Auf russisch sprach er Gefangene an und erkundigte sich nach deren näherer Heimat. Hierbei traf ihn die Meldung, daß Lyck selbst im Sturm genommen sei; er eilte sofort nach der Stadt vor, in die gerade die siegreichen Truppen, Landwehr sowie die 33er Füsiliere, von Westen her einmarschierten. Während diese Truppen an ihrem Kaiser vorbeizogen, betraten auch von Süden her deutsche Soldaten, die Truppen der Generale v. Falk und v. Butlar, das nach langer schwerer Prüfungszeit befreite Lyck. Die Stadt Lyck war mit durchziehenden und sich sammelnden Truppen aller Waffen angefüllt, deutsche Soldaten waren noch im Begriff, die Häuser nach versprengten Russen abzusuchen und schwarzweißrote Fahnen zum Zeichen des Sieges auszuhängen, als auf dem Marktplatze der Kaiser eintraf, von den jubelnden Feldgrauen umringt. Als der

Kaiser den Kraftwagen verließ, wurde er mit drei donnernden Hurras begrüßt. Hellauf klangen die Lieder „Heil dir im Siegerkranz" und „Deutschland, Deutschland über alles". Es war eine tiefergreifende Szene. Die Größe des Augenblicks kam allen zum Bewußtsein, die Truppe schien alle ausgehaltenen Strapazen gänzlich vergessen zu haben. Hinter den Reihen der um ihren Kaiser gescharten Soldaten standen Hunderte von russischen Gefangenen mit ihren phantastischen vielgestalteten Kopfbedeckungen und ebenso verschiedenen Gesichtszügen, die Völkerstämme ganz Asiens repräsentierend. Der Kaiser kommandierte nun „Stillgestanden!" und hielt eine kurze, markige Ansprache an seine lautlos ihn umstehenden Soldaten. Hinter dem Kaiser ragte als Ruine die ziegelrote, im Ordensstil erbaute Kirche auf, deren mächtiger Kirchturm völlig ausgebrannt und deren Dachstuhl zerstört war. Die Häuserreihen rechts und links waren bis auf die Grundmauern niedergebrannt, verkohlende Balken ragten gen Himmel. Inmitten dieses Bildes der Zerstörung war nur eines erhalten geblieben: das Kriegerdenkmal für die Gefallenen des Feldzuges 1870/71, geschmückt mit dem Friedensengel und dem Eisernen Kreuz.



Generalleutnant Kosch. Verkleinerte Nachbildung einer Zeichnung in dem Werke „Unsere Heerführer" vom Maler Hauptmann Oskar Brüch, herausgegeben vom k. u. k. Kriegsministerium, Kriegsfürsorgeamt, Wien IX

Die verfolgenden Truppen gelangten an diesem Tage noch über Lyck hinaus. Am 15. Februar war kein Russe mehr auf deutschem Boden. Ostpreußen war vom Feinde befreit.

Mit gerechtem Stolz konnte der Kommandierende General des I. Armeekorps, General Kosch, seinen Wackeren, die die Hauptlast der Kämpfe um Lyck getragen, im Tagesbefehl zurufen:

„Dem I. Armeekorps ist es am 13. und 14. Februar vergönnt gewesen, unter den Augen seines kaiserlichen Kriegsherrn zu kämpfen und im weiteren Verlauf den Gegner siegreich aus unserer ostpreußischen Provinz herauszuwerfen. Bei seiner Anwesenheit inmitten seiner begeisterten Truppen im wiedereroberten Lyck haben Seine Majestät die Gnade gehabt, dem durchziehenden Füsilierregiment Nr. 33 seine Anerkennung für die bewiesene Tapferkeit höchstselbst auszusprechen, mich aber zu beauftragen, diese Anerkennung auch den übrigen auf dem hiesigen Kriegsschauplatz kämpfenden Truppen des I. Armeekorps und der diesem bisher angegliederten 11. Landwehrdivision bekannt zu geben. Berechtigter Stolz

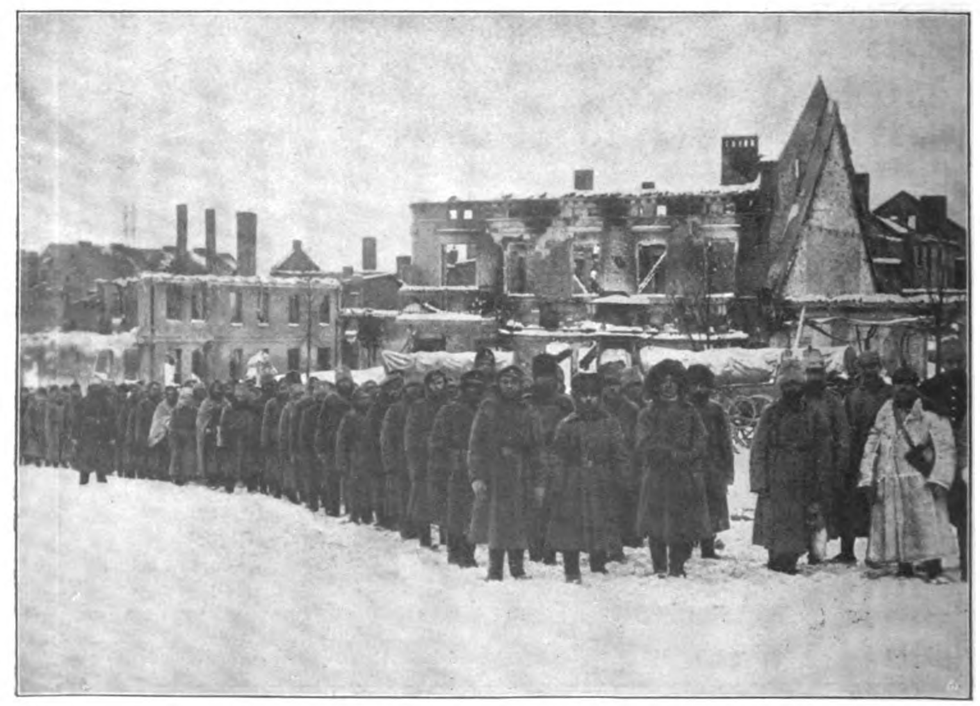
Der Kaiser bei den Siegern von Lyck. Phot. Neue Photographische Gesellschaft

über diesen hohen Gnadenbeweis erfüllt uns, verpflichtet uns aber auch, fernerhin unser Bestes daran zu setzen, um das Vertrauen Seiner Majestät zu rechtfertigen und den Gegner so zu Boden zu schlagen, daß er nie mehr wage, seinen Fuß auf deutsches Land zu setzen. Darum vorwärts und drauf!"

Vorwärts und drauf: das war jetzt die Losung. Die reiche Ernte der glückhaften zweiten Masurenschlacht konnte erst die rücksichtslose, blutig scharfe Verfolgung bringen. Jetzt erst konnte Feldmarschall Hindenburg die schon in der Anlage der Masurenschlacht erkennbare Umfassung voll zur Ausführung bringen, sie bis zur Einkesselung des Gegners ausdehnen.

12. Februar 1915. General Litzmann bei Augustowo

Unaufhaltsam war General Litzmann mit seinem Reservekorps über die Grenze vorgedrungen, stand am 12. Februar hart südöstlich Augustowo; Generaloberst Eichhorn hatte, wie wir schon sahen, am gleichen Tage bereits Wiswiny, Kalwarja, Mariampol in fester Hand; nach der Sprengung der russischen Stellungen an der Seenkette westlich Lyck, nach der Einnahme der Stadt, war General v. Below mit den Truppen der deutschen Mitte dem flüchtenden Gegner hart an der Klinge geblieben. Wohl versuchten die Russen noch, vom Bobr, auch aus dem Raume der Festungen Grodno und Olita vorzustoßen: ein Erfolg war ihnen nicht mehr beschieden. Von Tag zu Tag schloß sich der Eisenring um die Reste der russischen 10. Armee enger. Immer mehr wurde diese in den gewaltigen Wäldern östlich Augustowo zusammengetrieben, bis sie — immer noch rund vier Divisionen — am 21. Februar die Waffen streckte. Die Beute der Winterschlachttage wuchs damit auf über 100000 Mann und 150 Geschütze. Bei den Gefangenen befanden sich nicht weniger als 12 Generale, darunter der kom-



Gefangene Russen aus der Winterschlacht in Masuren. Hofphot. Kühlewindt



Ordnen von Beutestücken durch russische Gefangene vor der Kirche in Augustowo. Hofphot. Kühlewindt

mandierende General des XX. Armeekorps und fünf Divisionskommandeure, von denen einer allerdings bald nach der Gefangennahme seinen schweren Wunden erlag. Unsere Heeresleitung konnte mit Recht von dem „Untergang der russischen 10. Armee" berichten.

Im Walde von Augustowo

Der Wald von Augustowo barg eine ungeheure Beute. Sie in Sicherheit zu bringen war keine Kleinigkeit, da die deutsche Truppe auch in den auf die Kapitulation folgenden Tagen eine Anzahl neuer russischer Angriffe abzuwehren hatte, die von frischen feindlichen Truppen aus der Festung Grodno heraus und über den Bobr hinweg geführt wurden. Trotzdem trafen schon vom 23. Februar ab die ersten erbeuteten Geschütze in Suwalki und Augustowo ein, deren Zahl sich von Tag zu Tag vermehrte, so daß hier große Parks von je achtzig bis hundert Geschützen jeden Kalibers entstanden. Längere Zeit beanspruchte die Bergung der übrigen Beute. So lagen ungeheure Mengen in dem Waldgebiete östlich von Augustowo bis hinauf nach Makarce. Auf der großen Straße nach Grodno zwischen Augustowo und Lipsk waren allein etwa fünfzig vollgefüllte russische Munitionswagen stehengeblieben. Auch der Weg über Czarny Brod—Rudawka—Sopockinie zeigte auf Schritt und Tritt die Spuren des russischen Rückzuges: Nahe diesen beiden Straßen begegnete man im Forste überall flüchtig aufgeworfenen russischen Schützengräben und Schützenlöchern sowie notdürftig errichteten Erdhütten oder Erdlöchern. Schier unermeßlich wurde die Beute in dem Grodno zu gelegenen südöstlichsten Teil des Augustowoer Forstes, wo die eingekesselten vier Divisionen die letzten Tage zugebracht und wo sie schließlich auch kapituliert haben. Bei dem Vorwerke Lubinowo zählte man allein hundert Kriegsfahrzeuge aller Art. Losgerissene Artillerie- und Bagagepferde umschwärmten zu Dutzenden das Vorwerk, viele davon trugen noch ihre ganzen Geschirre, andere hatten sich dieser schon entledigt. Ähnliche Bilder waren bei den Dörfern Markowce und

Bohatery zu beobachten. Bei Wolkusz betrug die Zahl der liegengebliebenen Munitionswagen und Fahrzeuge der Gefechtsbagage mehrere hundert. Ganze Stapel russischer Gewehre waren hier aufgeschichtet, daneben lagen Fernsprechgerät und Geschirre in großer Zahl. Am größten aber war das Bild der Zerstörung in dem Waldgelände zwischen Gut Wolkusz und Vorwerk Mlynek. Hier lagen ganze russische Bagagekolonnen, die vom deutschen Artilleriefeuer zerschmettert worden waren. Bei Vorwerk Mlynek erlitt eine anscheinend im Übergang über den Wolkuszbach begriffene Munitionskolonne ein gleiches Schicksal. Bei Bartniki und Starozynce fand man die Spuren des letzten russischen Widerstandes in Gestalt von Schützengräben und Erdlöchern. Von hier aus machten die Russen die letzten Versuche, den eisernen deutschen Ring zu durchbrechen. Auf der Wegstrecke zwischen Mlynek und Bartniki lagen Hunderte schwerer russischer Granaten, die von den Kanonieren entweder fortgeworfen oder bei der Kapitulation liegengeblieben waren. — — —

Neue russische Offensivversuche

Der überwältigend schnelle Vorstoß Hindenburgs, der unsere Truppen bis hart vor die Wälle der Festung Grodno und bis unweit Olita führte, dazu die Zertrümmerung der 10. Armee mußten der russischen Heeresleitung die ernstesten Besorgnisse eingeflößt haben. Sie setzte sofort alles daran, die Scharte auszuwetzen, soweit es möglich war, und sie handelte auch diesmal, wie wir anerkennen müssen, mit Umsicht und Tatkraft. Nachdem General v. Sievers, sein Generalstabschef und der Kommandierende General des III. Armeekorps sofort abgesetzt worden waren, sammelte sie, was von seinen Truppen noch übrig war; das III. Armeekorps hinter Olita, das III. sibirische Korps und das XXVI. Korps um Grodno und hinter der Bobrlinie; freilich nur unvollkommen ausgebildete Rekruten füllten die Verbände auf. Außerdem aber zog sie auf der Bahn drei weitere Armeekorps, das II., XIII. und XV., schleunigst nach Grodno heran. Es ist immerhin bemerkenswert, daß diese neue 10. Armee schon gegen Ende Februar operationsfähig war und sich bemerkbar machte.

Unsere Kräfte reichten damals nicht hin, gegen das starke Grodno und die betonierte Bobrlinie erfolgreich anzukämpfen. So entschloß sich Feldmarschall Hindenburg zu einer Neugruppierung seiner Truppen. Nachdem die ungeheure Beute aus den Wäldern geborgen war, führte er zunächst den rechten Flügel in inzwischen vorbereitete Stellungen im Raume von Augustowo zurück, stellte dagegen seine übrigen Kräfte nördlicher zu einer geplanten neuen Offensive bereit, die die etwa nachdrängenden Russen in ihrer rechten Flanke fassen sollte.

Die Umgruppierung gelang unter vollständiger Täuschung des Gegners vollkommen. Unsere Bewegungen blieben ihm gänzlich verborgen, so sehr, daß er sogar die schon geräumten Stellungen noch kräftiglichst mit Granaten und Schrapnells belegte. Als er dann den Abzug endlich bemerkte, hielt er sich bereits für den Sieger; bei gefangenen Offizieren aufgefundene Befehle sprachen von energischer Verfolgung „bis in den Rücken des Feindes". In der Tat ging denn auch das III. russische Korps von Simno auf Lozdzieje, das II. von Grodno über Kopciowo—Seiny auf Krasnopol, die übrigen Korps durch den großen Forst von Augustowo vor, die ganze Armee in einer Frontbreite von 50 Kilometern. So weit getrennt voneinander also, wie sie es nur unter der Voraussetzung

hätten wagen dürfen, wenn sie es mit einem geschlagenen Feinde zu tun gehabt hätten.

Das sollte ihnen übel bekommen.

Zunächst rannten sich die linken Flügelkolonnen, die auf Augustowo vorzukommen versuchten, an den deutschen Stellungen die Köpfe ein. Wieder und wieder rannten sie mit großer zahlenmäßiger Überlegenheit in dichten Wellen an; immer wieder wurden sie zurückgeschlagen. Mehrere Tage währten hier die harten Kämpfe.

9. März 1915 Deutscher Gegenstoß

Schon aber setzte, am 9. März, der Hindenburgische Gegenstoß ein. Er traf zielbewußt das, wie wir gesehen haben, auf dem russischen rechten Flügel vorgehende III. Armeekorps. Überraschend sah sich dieses plötzlich vom Norden her bei Lozdzieje und Swiento-Jeziory in der Flanke angefaßt — und trat schleunigst den Rückzug an, einige hundert Gefangene und einige Maschinengewehre opfernd. Es fing also gut an, und es ging noch besser weiter. Durch das jähe Kehrtmachen des III. Korps wurde nämlich die Flanke der nächsten russischen Kolonnen, des II. Korps, frei und ungedeckt. Durch die unermüdliche, aller Unbill des Wetters trotzende Aufklärungstätigkeit — das Thermometer zeigte elf Grad Kälte — wußte man, daß diese Kolonnen am 9. Berzniki und Giby erreicht hatten. Sofort ging der Angriff gegen sie weiter. Während die russische Vorhut sich bereits zum Angriff auf Krasnopol, also gen Westen, entwickelte, fielen wir dem Korps noch am 9. in die rechte Flanke, überraschten es wiederum, zwangen es, sich nach Norden zu entwickeln, erstürmten in der Nacht vom 9. zum 10. sowohl Seiny wie Berzniki und warfen die Russen in südöstlicher Richtung zurück. Unsere Feldgrauen spielten ihnen dabei übel mit: zwei Regimenter wurden gänzlich aufgerieben, ihre Führer gefangen genommen.

Der Eindruck dieser Schläge scheint auf die russische Armeeleitung zerschmetternd gewesen zu sein. Sie sah zwei ihrer Korps bereits geschlagen, hielt sich in der rechten Flanke für schwer bedroht, mochte fürchten, daß sie vor einer Vernichtungsschlacht wie bei Tannenberg oder an den Masurenseen stand. Jedenfalls erfolgte schon am 10. März der Befehl zum allgemeinen Rückzug auf Grodno. In endlosen Marschkolonnen wälzte sich die russische 10. Armee wiederum durch den verschneiten Augustowoer Wald, sich immer weiter auflösend, neue Beute an Kriegsmaterial aller Art uns preisgebend. Und wir ließen nicht locker. Am 11. März erreichten wir Makarce, Froncki, Giby; in der Nacht stürmte Kavallerie Kopciowo — über 5000 Gefangene, 3 Geschütze, 12 Maschinengewehre blieben ohne schwere Kämpfe in unserer Hand.

Damit war der russische Anprall wiederum gründlich abgewiesen. Wohl versuchten die Gegner auch in der nächsten Zeit noch einige Male gegen Krasnopol, bei Mariampol und Kalwarja, gegen Augustowo vorzustoßen, sogar von Ossowiec aus erneut mit frischen Kräften auf Lyck: überall wurden sie unter starken Verlusten an Gefangenen und noch größeren blutigen Verlusten abgeschlagen.

Aber da ihre Operationen größerer Art völlig mißglückten, wollten sie wenigstens Rache auf möglichst billige Art nehmen: sie suchten, den Nordzipfel Ostpreußens, der bisher gar keine Rolle in den Kriegshandlungen gespielt hatte, zu „erobern“. Es mußte ja im heiligen Rußland, es konnte bei den Entente-

genossen die Stimmung heben, konnte bei den Neutralen Eindruck machen, wenn sie wieder einmal ein Stückchen deutschen Boden besetzten. Memel und Tilsit waren diesmal die Ziele.

Zu diesem Zwecke wurde die sogenannte Riga=Szawle=Gruppe gebildet, die aus dem größeren Teile der 68. Reservedivision, Reichswehren und Grenzschutztruppen zusammengesetzt ward, und diese wüste, buntgewürfelte Horde wurde dem Befehle des Generals Apuchtin unterstellt, der Mitte März seine Truppen gleichzeitig auf beide Orte in Bewegung setzte.

Im Raume von Memel hatten schon im Februar kleinere Gefechte stattgefunden, in denen die Russen stets zurückgeschlagen worden waren. Nun rückten sie am 18. März, gleichzeitig von Norden und Osten kommend, in mehreren Kolonnen gegen die Stadt vor. Es waren 7 Reichswehr=Bataillone mit 6 bis 8 älteren Geschützen, einige Reichswehr=Eskadrons, 2 Kompagnien Marine=Infanterie, 1 Bataillon des Reserveregiments 270 und Grenzwachtruppen aus Riga=Libau, im ganzen 6000—10000 Mann. Der schwache deutsche Landsturm zog sich von der Grenze auf Memel zurück und mußte schließlich auch durch die Stadt über das Haff und die Nehrung zurückgehen.

Die Russen sengten an den Vormarschstraßen von Nimmersatt und Laugallen zahlreiche Gebäude nieder, vor allem Scheunen; im ganzen wurden 15 Ortschaften schwer beschädigt. Eine erhebliche Anzahl von Landeseinwohnern, auch Frauen und Kinder, wurden nach Rußland fortgeschleppt, eine Anzahl Einwohner wurde erschlagen.

18.,19. März 1915. Die Russen in Memel und Befreiung der Stadt

Am Abend des 18. März zogen die Russen in Memel ein. Die Truppen wurden hauptsächlich in Kasernen untergebracht. Tags darauf erschien der russische Kommandant im Rathause und forderte den Oberbürgermeister und später noch drei weitere Bürger als Geiseln. Er ließ sie in die Kasernen bringen, die von den Russen bereits in einen unglaublichen Zustand versetzt worden waren. In den Straßen der Stadt trieben sich plündernde Trupps russischer Soldaten umher, verhafteten Einwohner, drangen in Häuser ein, zerschlugen Fensterscheiben, plünderten und raubten Lebensmittelgeschäfte sowie zwei Uhrmacherläden und einen Juwelierladen vollständig aus.

Am 19. abends zogen die Russen ab. Nur einzelne versprengte Trupps blieben in Memel zurück. Diese wollten bereits ihre Gewehre auf dem Rathaus abliefern, als Sonntag nachmittag von neuem stärkere russische Trupps von Norden her in die Stadt einrückten. Sie stießen aber in Memel schon auf deutsche Patrouillen, denen stärkere deutsche Truppen, bei denen sich auch Prinz Joachim von Preußen befand, von Süden her folgten. Im kräftigen Angriff, bei dem sich das Bataillon Nußbaum vom Ersatzregiment Königsberg besonders auszeichnete, warfen sie die Russen aus der Stadt heraus. Während der heftigen Straßenkämpfe verloren die Russen etwa 150 Tote. Unsere Verluste waren gering. Beim Zurückgehen rissen die Russen ihre nachkommenden Verstärkungen auf der Flucht mit. Die Geiseln waren beim Herannahen unserer Truppen unter Bedeckung nordwärts abgefahren. Beim Königswäldchen blieb der Wagen stehen, die Bedeckungsmannschaften flüchteten. Die verhafteten Bürger suchten nach Memel zurückzukommen. Hierbei fiel der Bürgermeister Pockels zu Boden und

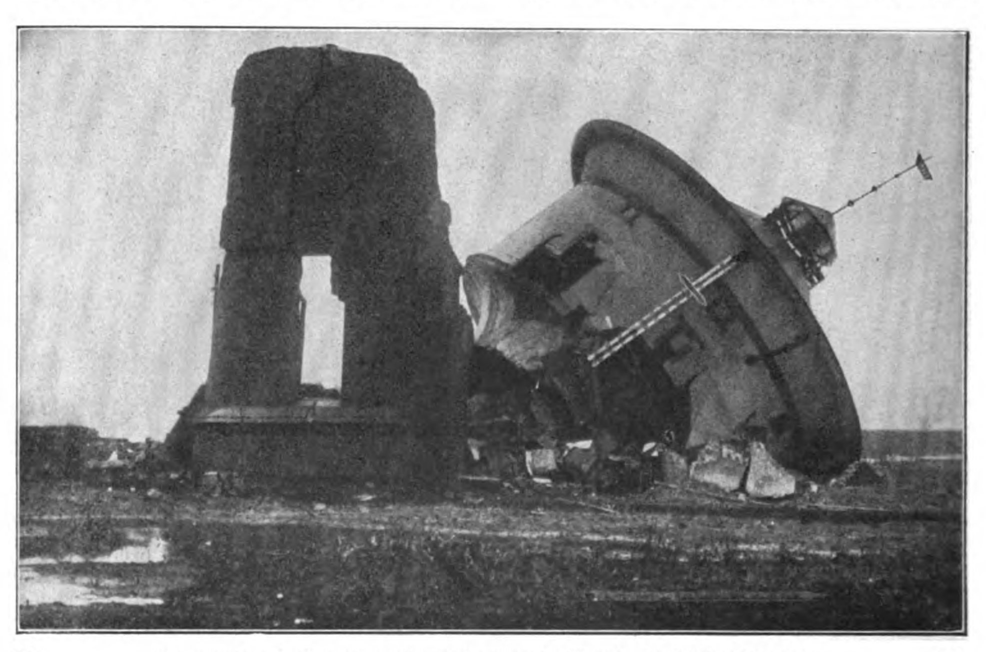


Die Vertreibung der Russen aus Memel. Gemälde von Prof. Pius Ferdinand Messerschmitt

wurde liegend von flüchtenden russischen Soldaten durch Bajonettstiche schwer verletzt. Die Russen flohen, ohne Widerstand zu leisten, und wurden am 22. und 23. März energisch verfolgt. Besonders beim Durchmarsch durch Polangen erlitten sie durch das Geschützfeuer unserer Kreuzer, die sich von der See aus an der Verfolgung beteiligten, schwere Verluste. Es fielen 500 Gefangene, 3 Geschütze, 3 Maschinengewehre und Munitionswagen in unsere Hand.

Das war der glorreiche Raubzug auf Memel. Ihre Absichten gegen Tilsit fanden ein noch kläglicheres Ende, ohne daß sie die Stadt überhaupt erreichten. Am 18. März waren vor Tauroggen, das am 18. Februar von uns genommen worden und jetzt nur von vierzehn deutschen Landsturmkompagnien besetzt war, die Hauptstreitkräfte des Generals Apuchtin erschienen. Gegen die acht russischen Bataillone der durch Reichswehr verstärkten Infanterieregimenter Nr. 269 und Nr. 270 und rund 20 Geschütze hatte unser Landsturm einen schweren Stand. Als seine beiden Flanken umfaßt waren, mußte er, um der Gefahr des Abgeschnittenwerdens zu entgehen, sich auf Laugszargen durchschlagen. Auf dem linken Flügel war dabei die Landsturmkompagnie des Grafen Hagen in eine verzweifelte Lage geraten. Obwohl von allen Seiten von den Russen umstellt, durchbrach sie jedoch den Ring und machte dabei noch 50 Russen gefangen. Am 23. März stand der Landsturm mit dem rechten Flügel an den Jurafluß angelehnt bei Ablenken und in der Gegend nordwestlich davon, die Straße nach Tilsit

18. März 1915. Gefechte um Tauroggen



Der von den Russen gesprengte Wasserturm in Memel. Hofphot. Kühlewindt

23. März 1915. Gefecht bei Ablenken

deckend. An diesem Tage gelang es dem Feinde, sich in den Besitz von Ablenken zu setzen. Die Gefahr, daß der deutsche rechte Flügel völlig eingedrückt und der Landsturm von der Tilsiter Straße nordwärts abgedrängt würde, lag sehr nahe. Schon trafen aber die ersten deutschen Verstärkungen ein. Es war ein Ersatzbataillon von Stettin, geführt von Major von der Horst, das nach dreißigstündiger Bahnfahrt in Tilsit angekommen war und sich sofort nach der bedrängten Stelle in Bewegung setzte. Nach einem Fußmarsche von 24 km näherte sich das Bataillon gegen Abend Ablenken und warf die Russen in glänzend durchgeführtem Nachtangriff nach Norden zurück. Die Krisis war dadurch auf deutscher Seite überwunden, und nachdem in den nächsten Tagen weitere Verstärkungen eingetroffen waren, konnte General v. Pappritz, der die Operationen leitete, zum Gegenstoß übergehen. Als die Russen die gegen sie eingeleitete Umfassung erkannten, gingen sie hinter die Jura auf Tauroggen zurück. Unsere Truppen, die zum Teil die von den Russen in Memel verübten Greuel dort gesehen oder erfahren hatten, verfolgten, erfüllt von unbeschreiblicher Erbitterung, den Feind, der sich bei Tauroggen verschanzte und vom dortigen hochgelegenen Kirchturme sein Artilleriefeuer gegen die deutschen Verfolger leitete. Diese mußten, um die eigene Artillerie heranzubringen, zunächst einen tragfähigen Übergang über die Jeziorupaschlucht herstellen, wodurch viel Zeit verloren ging, die der Feind seinerseits zur Verstärkung seiner Anlagen und zum Bau von Hindernissen ausnützte. In der Nähe des Gutes Tauroggen wurde durch die deutsche Infanterie, angeleitet durch Pioniere, bei eisiger Kälte — es war inzwischen wieder Frostwetter eingetreten — unter schwierigsten Verhältnissen ein erster Steg gebaut. Bis zum Abend des 28. wurde ein zweiter Steg fertig, der als Schnellbrücke über die inzwischen vereiste Jura hinübergeschoben wurde. Am 29. März 3 Uhr morgens waren die

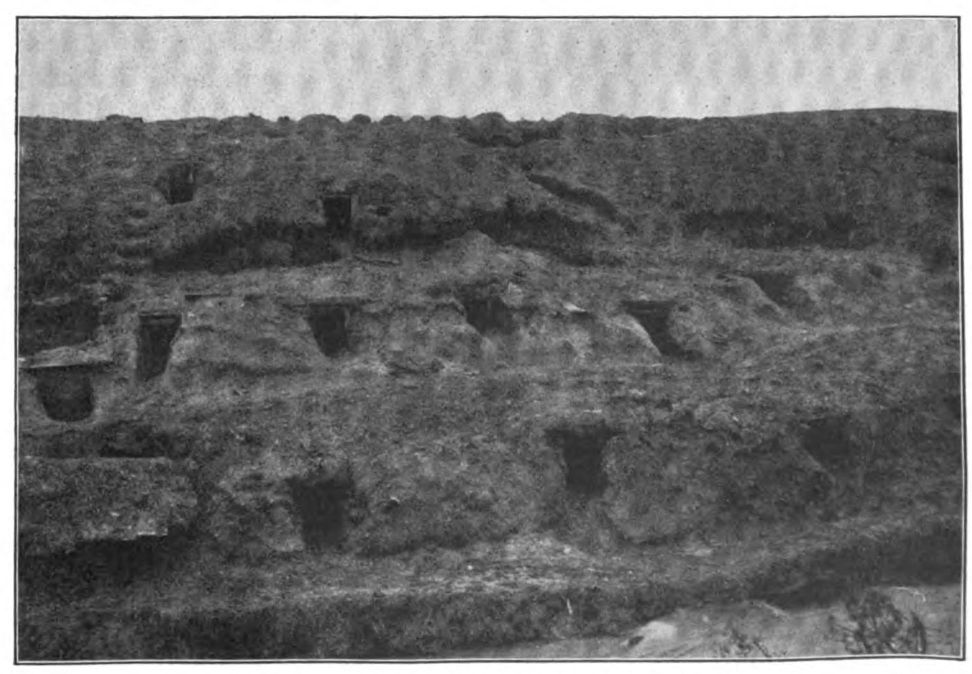
Erkundungen beendet, und sofort begann der Sturm unter Führung des schon bei Memel vortrefflich bewährten Majors v. Nußbaum, dessen ausgezeichnetes Bataillon das Zeichen zum Vorgehen auch für die anschließenden Landwehr- und Landsturmbataillone gab. Über das Eis des Flusses hinweg stürmten die deutschen Truppen die feindlichen Schützengräben und setzten sich in den Besitz der Stadt Tauroggen. Von drei Seiten angegriffen, gaben die Russen nach schwersten Verlusten ihren Widerstand auf und flüchteten nach Zurücklassen von mehr als 500 Toten und 500 Gefangenen in die Wälder, nachdem sie in den vorhergehenden Tagen dieselbe Zahl von Gefangenen in deutscher Hand gelassen hatten. So fand, schließt der amtliche Bericht, der geplante Russeneinfall auf Tilsit ein für die deutschen Waffen ruhmvolles Ende. Kein Russe stand mehr auf deutschem Boden. — — —

29. März 1915. Rückzug der Russen

Wir wenden uns nun zum rechten Flügel der langen deutsch-österreichisch-ungarischen Front, zu den schweren Kämpfen unserer Bundesgenossen in Galizien und der Bukowina.

Im 10. Abschnitt hatten wir von der siegreichen Schlacht bei Limanowa berichtet, in der die Russen am 12. Dezember entscheidend geschlagen wurden; hatten gesehen, wie unsere Verbündeten am 17. den unteren Dunajec und den Raum südwestlich Tuchow erreichten, und daß auch die unter General Boroevic in den Karpathen kämpfende Armee bis in die Becken von Krosno, Jaslo, Gorlice vordrang.

Hier setzte aber die große russische Gegenoffensive ein und drängte die Armee Boroevic wieder zurück. Am 29. Dezember schon meldete der österreichische Tagesbericht, daß die wesentlich verstärkte russische 8. Armee gegen die über die



Russische Unterstände in Ostpreußen. Phot. Stengel & Co.

Ausweichen der österreichisch-ungarischen Armee auf die Karpathenlinie

Karpathen vorgegangene Armee solch überlegene Kräfte entwickelt hätte, daß die Zurücknahme der eigenen Truppen aus dem Raume von Gorlice und auf die Paßhöhen geboten gewesen sei; am Dunajec und am Biala-Abschnitt wurde aber die Stellung hartnäckig behauptet, hier auch und zunächst auch in den Ostbeskiden wurden Teilerfolge errungen. Bereits am 1. Januar aber mußten die am Uzsoker Paß Kämpfenden von der Kammhöhe etwas zurückgenommen werden; das gleiche wurde am 6. Januar von den im Karpathenvorland der südlichen Bukowina stehenden Truppen berichtet. In den Karpathen erschwerten dann ungünstige Witterungsverhältnisse, Nebel und Schneetreiben, zunehmender Frost für beide Teile größere Kampfhandlungen; bald aber begannen auf der ganzen Front die Massenangriffe, die ohne jede Rücksicht auf blutigste Opfer Welle auf Welle aufs neue vortrieben. So gelang es den Russen, die hier in der sicheren Erwartung durchgreifender Erfolge ihre ganze Kraft einsetzten, sowohl im Ungtal, südlich des Uzsoker Passes, wie auf anderen Übergängen in den gegen Süden führenden Tälern Raum zu gewinnen. Vergeblich jedoch opferte der Großfürst-Generalissimus Hekatombe auf Hekatombe in einer der gewaltsamsten Kriegshandlungen, die die Geschichte kennt: die Russen kamen nicht weiter vorwärts. Es kann nicht scharf genug betont werden, in welch bewundernswerter Weise unter dem Druck dieser schweren Tage die österreichisch-ungarische Heeresleitung, daß der treffliche Generalstabschef, General Conrad v. Hötzendorf, kaltes Blut behielt; wie er die Truppen zusammenhielt, wie ihm wohl schon damals der Gedanke der allmählichen Zermürbung der russischen Massen vorschwebte, ja als gewiß erschien. ‚Durchhalten‘ war auch seine Losung. Aber die Bedrohung der fruchtbaren Ebene Ungarns ließ sich nicht ableugnen; auch die tapfere Gegenwehr der österreichisch-ungarischen Truppen, denen man Tag und Nacht keine Ruhe gönnte, die Tag um Tag, Woche um Woche im heftigsten feindlichen Feuer lagen, immer neues Anstürmen abzuwehren hatten, konnte vielleicht erlahmen; dazu kam die Sorge um Przemysl, dessen Entsatz mindestens versucht werden mußte. Es mußte auch hier Wandel geschaffen werden.



Auf Wache bei 20 Grad Kälte. Phot. Ed. Frankl.

So vereinbarte die deutsche und die österreichisch-ungarische Heeresleitung im Januar ein gemeinsames Vorgehen.



Übergabe einer Meldung in den schneebedeckten Wäldern der Karpathen. Phot. Ed. Frankl.

Die Armee des Generals v. Linsingen und die Stellungen der österreichisch-ungarischen Armeen

Im nördlichen Ungarn um Munkacz wurde eine neue Armee aus deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen unter dem Befehl des Generals der Infanterie von Linsingen (zuletzt Kommandierender General des II. Armeekorps, der Pommern), gebildet. Diese Armee sollte zunächst über die allgemeine Linie Kalocsa—Laz—Ökörmezö—Volocz—Vezerszallas und nordwestlich gegen die russischen Stellungen auf den ungarisch-galizischen Paßhöhen vorgehen, ihre Offensive aber möglichst weiter nördlich vortragen. Selbstverständlich mußten ihre Bewegungen in Einklang gebracht werden mit den Maßnahmen der österreichisch-ungarischen Nachbartruppen.

Von den österreichisch-ungarischen Armeen stand, soweit sich übersehen läßt, damals:

in Westgalizien, am unteren Dunajec, an der mittleren Biala und westlich der von Gorlice zum Karpathenübergang von Konieczna führenden Straße die 4. Armee unter Erzherzog Josef Ferdinand,

südlich der Dukla-Senke bis Virava, östlich der über den Lupkower Paß führenden Bahn die 3. Armee unter dem General der Infanterie Boroevic,

östlich anschließend bis in die Gegend des Uzsoker Passes die 2. Armee unter dem General der Kavallerie v. Böhm-Ermolli; letztere beiden Armeen also im Raume der Beskiden;

südlich des Uzsoker Passes kämpfte die Armeegruppe des Generals Szurmay, die nun in den Verband der Armee Linsingen trat; zu letzterer gehörte auch das österreichische Korps Hofmann, das sich in den Karpathenkämpfen wiederholt ausgezeichnet hatte.

Den rechten Flügel der ganzen Front endlich bildete die Armee des Generals der Kavallerie Frhr. von Pflanzer-Baltin, die sich bis zur Bukowina dehnte; auch zu ihr stießen deutsche Truppen, zumal Kavallerie.

Ende Januar 1915. Eingreifen der Deutschen Südarmee

Gegen Ende Januar trat die Armee Linsingen — meist als „Deutsche Südarmee“ bezeichnet — in ihren einzelnen Gruppen teilweise vermischt mit österreichisch-ungarischen Verbänden, den Vormarsch an in den Tälern des Talabor, Nagy-Ag, der Latorcza, der Vecsa und westlich, während schwächere Kräfte der Bundesgenossen in allgemeiner Linie Kalocsa—Laz—Gegend von Volocz sicherten. Hier spielten sich, wie ein zusammenfassender Bericht der obersten deutschen Heeresleitung besagt, zunächst nur Kämpfe von geringerer Bedeutung ab, bis die Gesamtoperationen der Armee auf der Straße Ökörmezö—Toronya und bei Volocz—Vezerszallas auf stärkeren Feind stießen. Einer deutschen, hinter dem rechten Flügel der linken Nachbararmee an den Uzsoker Paß vorgeschobenen Division fiel die Aufgabe zu, aus Gegend Hnyla zunächst in Richtung Libuchora in den Rücken des vor der Front der neuen Armee stehenden Gegners vorzustoßen.

Bereits am 25. Januar hatte die Armee in erfolgreichem Vorgehen das Höhengelände bei und östlich Leveles gewonnen, feindliche Gegenangriffe von Toronya abgewiesen, das Massiv des Mencsil (1346 m) besetzt und die Gebirgszüge des Klewa (1011 m) und westlich davon nach schweren Kämpfen gestürmt. In der Front wurden wiederholt heftige russische Angriffe auf die Kiczirkahöhen (734 m) mit großen Verlusten für den Gegner abgewiesen, die Vortruppen der Armee nach Einnahme von Vezerszallas in die Gegend Abranka und westlich vorgeschoben.

Wenige Tage später schlug der rechte Flügel den Feind erneut, nahm die Orte Toronya—Felsösebes—Majdanka—Tarfalu und verfolgte den schnell zurückgehenden Gegner auf Wyszkow.

Die Operationen, so schildern Berichte der deutschen Heeresleitung weiter, wurden in dem schwierigen Gebirgsgelände durch die Witterung sehr beeinträchtigt. Fast übermenschliche Anstrengungen hatten die Truppen im Marsch und besonders im Angriff zu überstehen, ungewohnte Hindernisse des Gebirgskrieges zu überwinden. Mühsam und beschwerlich gestaltete sich der Marsch auf den verschneiten, steil ansteigenden oder in zahlreichen Serpentinen auf die Paßhöhen sich windenden Straßen. Eis und Schnee, Glätte, tief ausgefahrene Gleise erschwerten den Vormarsch außerordentlich. Ins Ungeheure aber wuchsen die Hindernisse und Anstrengungen, sie zu überwinden, sobald die Truppe die Straße verlassen und sich zum Angriff entwickeln mußte. Steile, glatte Schneehänge waren zu überschreiten, vereiste Sturzbäche zu überwinden. Häufig sanken die Schützenlinien bis zur Schulter in den Schnee ein. So gestaltete sich der Angriff zu einem unerhört schweren, mühsamen Vorarbeiten in Schnee und Eis; der einzelne Schütze mußte sich seinen Weg gegen die feindliche Stellung im Feuer des Verteidigers durch den tiefen Schnee ausschaufeln. In diesen Schneegassen mußte der Angriff vorgetragen werden, während der Gegner Hindernisse vor seinen Stellungen in Gestalt von ausgedehnten Schneewällen auftürmte, die den Angreifer dicht vor den Drahthindernissen in weichen Schneemassen versinken ließen. Die hereinbrechende Dunkelheit fand die kämpfende Truppe im leuchtenden Schnee dicht vor den Stellungen. Wochenlang erwartete die Armee bei ihren vielen Angriffen auf den Paßhöhen und einzelnen Gebirgsrücken in Höhen von über 1000 m,



Verschneiter Schützengraben in den Karpathen. Phot. Ed. Frankl

häufig in eiskaltem Winde bei 20° unter Null, den heranbrechenden Tag und den zu erneuernden Angriff.

Hier haben die Truppen in den ungewohnten Verhältnissen der Kriegführung im winterlichen Hochgebirge Höchstleistungen vollbracht, wie wohl kaum eine andere Truppe in ähnlicher Lage. Schwere Opfer mußten allerdings gebracht, Verluste ertragen werden.

Unter solchen Verhältnissen konnten die operativen Bewegungen und die Angriffe nur schrittweise und langsam vorschreiten. Der frontale Angriff unter solchen Schwierigkeiten kostete bedeutende Verluste, die Umfassungsbewegungen beanspruchten lange Zeit in den wegearmen, vollständig verschneiten Nebentälern, endlose Zeit, wenn sie quer über die Gebirgszüge angesetzt werden mußten. Wenn gleichwohl die Armee vordrang, so war dies einer wirklich unvergleichlichen Truppe zu verdanken und einer Führung, die sich den neuen Verhältnissen und allen Schwierigkeiten anzupassen verstand.

Zu den Schwierigkeiten, heißt es an anderer Stelle des Berichtes, die jeder Gebirgskrieg, zumal im Winter, einer gegen feindlich besetzte Höhen vorrückenden Truppe bereitet, treten in den Karpathen die ungewohnten Hindernisse, wie sie die eigenartige Formation dieses Gebirges mit sich bringt. Von Süden nach Norden führen etliche gut gangbare Straßen über die Paßhöhen. Große Längstäler, die sich in nordöstlicher Richtung erstreckten, sind aber zwischen den hintereinander gelagerten Hauptrücken so gut wie gar nicht vorhanden. Was die großen und hohen Kämme trennt, ist vielmehr ein bewegtes Meer von mittleren Bergen und Hügeln, die sich kulissenartig staffeln und nur selten einen weiteren Überblick

gewähren. Die quer durch die Karpathen führenden Straßen können deshalb von unzähligen Punkten aus beherrscht werden, und auch ein zurückweichender Gegner findet auf Schritt und Tritt immer wieder neue Stellungen, die er leicht befestigen und in denen er sich mit verhältnismäßig geringen Kräften behaupten kann. Infolgedessen ist der Angreifer oft gezwungen, seine eigentliche Vormarschstraße zu verlassen, die in mühseligem Spürdienst entdeckten Schlupfwinkel des Feindes zu umgehen und sich ihnen auf unwegsamen Seiten- und Nebenpfaden zu nähern, Pfaden, die er bei tiefem Schnee erst auffinden und freischaufeln muß.

Was das für die Sicherung und Aufrechterhaltung der rückwärtigen Verbindungen und überhaupt für die Beförderung schwerer Lasten bedeutet, liegt auf der Hand. Steigungen, die die Fahrstraße in langen Windungen allmählich erschleicht, müssen abseits der Straßen durch steilen Anstieg errungen werden. Rollendes Fuhrwerk versagt hier ganz. Nur Tragtiere vermögen dem kletternden Menschen dorthin zu folgen.

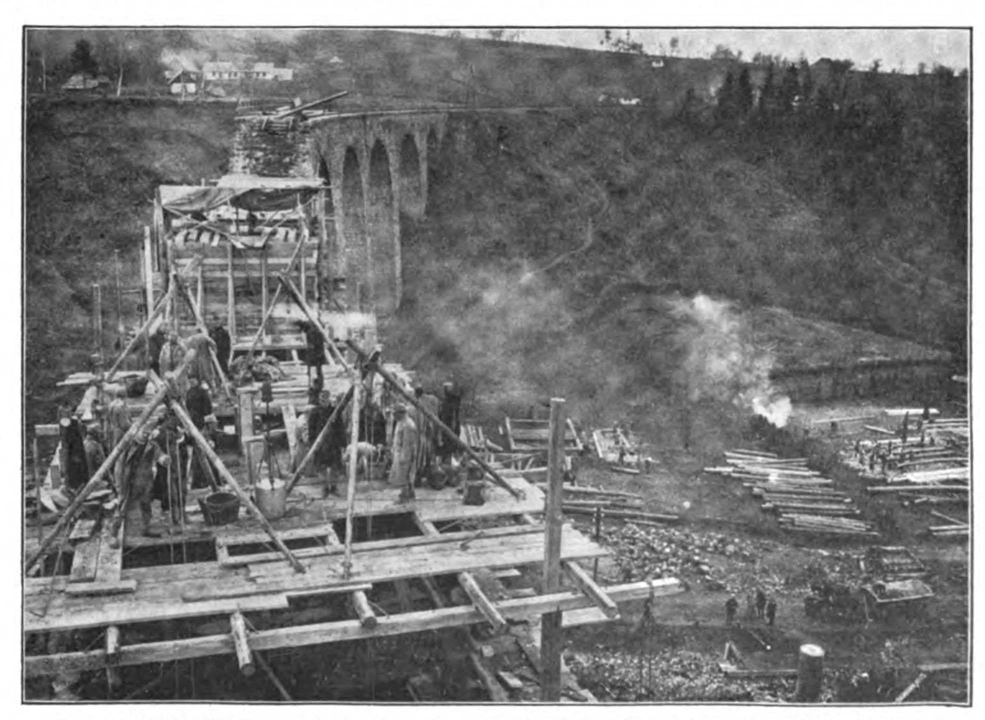
Der Feldzug in den Karpathen stellte unsere Truppen aber noch vor weitere neue und beschwerliche Aufgaben. Zunächst mußten sich die deutsche und die österreichisch-ungarische Heeresverwaltung so miteinander einspielen, daß die Verschiedenheit der beiderseitigen Einrichtungen, Vorschriften und Gewohnheiten die glatte Arbeit nicht beeinträchtigte. Wohl selten hat es sich klarer gezeigt, was guter Wille vermag, als hier. Unterschiede, die man im Frieden für wesentlich hält, wurden durch freundschaftliches Entgegenkommen schnell ausgeglichen; aus zwei geschichtlich und grundsätzlich voneinander abweichenden Verwaltungen entstand eine dritte, die sich der Vorzüge beider zu bedienen wußte.

Und dann die Witterung. Wir hatten von Anfang an mit einem strengen Winter gerechnet, zumal uns bekannt war, daß in den Karpathen die Kälte im Februar mit 25 bis 30° unter Null ihren Höhepunkt zu erreichen pflegt. Kleidung und Ausrüstung der Truppe waren danach eingerichtet. Eine große Menge von Fuhrwerken hatten wir auf Schlittenkufen gesetzt. Ganze Kompagnien waren mit Schneeschuhen ausgestattet. Auch an Eskimohunden fehlte es nicht, die bei dem starken Schneefall im Samariterdienst verwendet wurden. Allein der Himmel zeigte sich von seiner launischen Seite. Klingender Frost (bis zu 23°) schlug mehrmals plötzlich in frühlingsmäßiges Tauwetter um; frischer meterhoher Schnee schmolz unter lauen Regengüssen schnell wieder dahin. Die Kolonnen mit ihren Tausenden von Wagen und Schlitten mußten sich bald durch tiefen Schnee, bald über Glatteis, bald in wahren Morästen von Straßenschlamm vorwärts quälen, und häufig hatten sie auf ihrem Vormarsch, je höher sie stiegen, an ein und demselben Tage all diese Hemmnisse der Reihe nach zu bewältigen. Für den durch solche Tagesleistung übermüdeten Soldaten erneuerte sich immer wieder die Gefahr, daß er am Abend, nichts als Schlaf und Ruhe begehrend, im Schnee niedersank und die tötenden Wirkungen des Frostes vergaß. Viele der leider nicht seltenen Erfrierungsfälle, auch manche ernsteren Hals- und Lungenerkrankungen waren auf einen Erschöpfungszustand zurückzuführen, der alle vernünftigen Maßnahmen des Schutzes und der Vorsicht nur allzu leicht außer acht läßt.

Von dem Quartiere konnte man sich bei der armen und teilweise schon früher gründlich gebrandschatzten Bevölkerung der Karpathendörfer von vornherein

nicht viel versprechen. Es kann kaum etwas malerischer und urwüchsiger sein als die hölzernen, dünn mit Lehm verklebten, rosa oder bläulich angestrichenen Hütten jener Gegend. Diesen Blockhausbauten mit ihren hoch darauf gestülpten Dächern aus Schindeln oder Stroh sieht man gleichsam in jeder Fuge noch die Handarbeit an; sie erinnern in ihrer primitiven Gestalt, in der ausschließlichen Verwendung heimatlicher Rohstoffe an die Höhlen und Zelte der Wilden, an die Nester der Vögel und an die erstaunlichen Gehäuse, womit tierischer Instinkt sich zuweilen umgibt. Aber darin zu wohnen wird den Menschen aus einer höheren Lebenshaltung schwerer, als in Schützengräben oder auf freiem Felde zu kampieren. Zugluft und Rauch, Gerüche und Ungeziefer, Engigkeit und Schmutz hauchen dem Fremden eine Atmosphäre von Ungesundheit entgegen, die er nicht gerade als anheimelnd empfindet. Vor allem war es jedoch die gewaltige Zahl unterzubringender Menschen und Pferde, was die Militärbehörden veranlaßte, überall große Baracken zu errichten und unter Schonung der Einwohner selbst für die Unterkunft der Truppen zu sorgen.

So fanden wir an und neben den Heerstraßen außer den Tausenden, die selbst kämpfen oder den Kämpfenden ihren Lebensbedarf nachtragen sollten, noch ein zweites Heer, das Heer der Arbeiter. Die einen bauten Baracken, die anderen schaufelten Schnee oder besserten die Straßen und Brücken aus. Eine höchst wichtige und schwierige Aufgabe war den Pionieren zugefallen. Auf der Strecke der die Karpathen durchquerenden Eisenbahn waren in einem früheren Stadium des Feldzuges mehrere große Viadukte zerstört worden. Es handelte sich um Brückenbogen, die in einer Höhe von 35 m eine 40 m breite Kluft überspannten.



Wiederherstellungsarbeiten an einer gesprengten Bahnüberführung in den Karpathen. Phot. Ed. Frankl

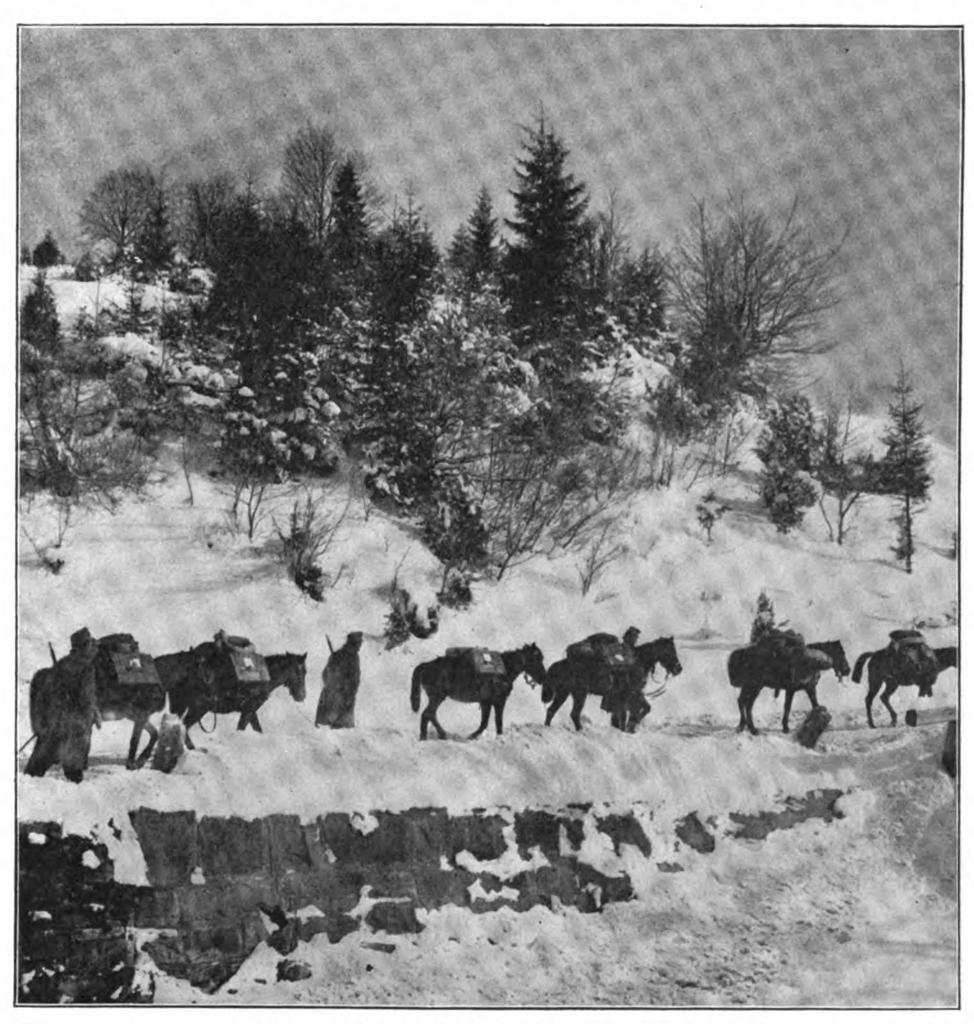
An die Stelle der zwischen zwei steinernen Pfeilern hängenden Eisenkonstruktion trat nun ein riesiges Holzgerüst, das, aus der Tiefe emporstrebend, den Schienenweg zu tragen hatte. Das waren keine Instandsetzungsarbeiten, die von heute auf morgen beschafft werden könnten. Wochen mußten vergehen, bis das kunstvolle Bauwerk aufgerichtet und den Truppen endlich die Bahn wieder freigemacht war.

So waren die Karpathen wahrlich nicht im Sturm zu durchschreiten. Es kam hinzu, daß die unerwartet schwankende Witterung in demselben Maße, wie sie unseren Vormarsch verzögerte, dem Gegner Zeit ließ, immer mehr Verstärkungen heranzuziehen. Desto erfreulicher aber war, wie wir schließlich all dieser Schwierigkeiten Herr wurden. Auf jeder nach Galizien hinführenden Straße hatten wir dasselbe Schauspiel einer unaufhaltsam vorwärts rollenden Woge. Überall sahen wir deutsche und österreichisch-ungarische Truppen frisch und entschlossen nachrücken, überall begegneten uns Scharen gefangener Russen in ihrem Feldbraun. Eine feindliche Stellung nach der andern ward genommen, oft erst nach tagelangen Kämpfen und unter blutigen Verlusten, aber stets mit der geduldigen Zuversicht, daß wir es doch länger aushalten würden als der Gegner. Es war ein anderer Krieg, als ihn unsere Soldaten bisher gelernt hatten, aber sie paßten sich wunderbar schnell den neuen Verhältnissen an. —

Februar 1915 Vordringen der Deutschen Südarmee

Anfangs Februar stießen die angesetzten Umfassungskolonnen der Armee Linsingen auf starke Fronten, die der Gegner durch herangezogene Verstärkungen besetzt und befestigt hatte. Teile des rechten Armeeflügels, umfassend gegen den Bergsattel von Wyszkow vorgehend, warfen nach heftigem Kampf den Feind auf Seneczow zurück. In der Front wurde der Verbiassattel an der Straße Vezerszallas—Tucholka gestürmt. Auch die auf dem linken Flügel umfassend gegen den feindlichen Rücken angesetzte Division stieß in Gegend von Smorze auf eine starke Stellung. Durch neuauftretenden Feind aus nördlicher Richtung in der linken Flanke und im Rücken bedroht, befreite sich diese Division durch einen erfolgreichen Angriff auf die Stellung bei Smorze selbständig aus ihrer gefahrvollen Lage und griff noch am Abend des 2. Februar einen neuen Gegner bei Annaberg an. Ein Sieg der Division hier mußte dem die Lysa-Höhen haltenden Gegner den Rückzug abschneiden. Auch auf der übrigen Front wurden in diesen Tagen weitere Teilerfolge erzielt Der Lysa-Paß wurde gestürmt; viele Gefangene blieben in unserer Hand. Die Höhen nordöstlich und südlich des Passes räumte der Gegner einige Tage später und zog sich über Tucholka nach dem Zwinin I zurück. Die nach siegreichem Angriff bei Annaberg freigewordene Division wurde über Gegend Smorze—Magura in den Kampf gegen die Flanke der stark befestigten Stellung vor dem rechten Flügel der linken Nachbartruppe und später auf den Zwinin II eingesetzt.

All die Kämpfe, die im Quellengebiet des Talabor, auf den Gebirgszügen des 1454 m hohen Mencsil, in der Linie Wyszkow—Sattel—Rozanka, im Raume westlich Tuchla und auf dem Zwininrücken geführt wurden, waren verlustreich und schwer. Aber mit unerschütterlicher Kraft arbeitete sich die Südarmee von Stellung zu Stellung vor. Die Gebirgshindernisse und Schwierigkeiten des Angriffs wurden überwunden und mit ihnen der Feind, der schon bis



Munitionstransport in den Karpathen. Phot. Ed. Frankl.

Mitte Februar etwa 9000 Gefangene, Geschütze und 13 Maschinengewehre in unserer Hand ließ.

Selbst die Berichte der russischen Presse sprachen von der „bedeutenden Offensivkraft des in den Karpathen operierenden Gegners"; sie entschuldigten das russische Zurückweichen „in vorher zugerichtete Positionen" mit der rücksichtslosen Kraft der Offensive des Feindes; sie hoben ihr Aushalten an einigen Punkten trotz des „noch immer sehr großen Druckes des Gegners" hervor; sie rühmten das Festhalten einer Stellung und ihren „heroischen Widerstand gegen zehn aufeinanderfolgende Bajonettangriffe".

Über die endlich am 9. April erzielte Erstürmung des Zwinin, den unsere Feldgrauen, die bei allen Anstrengungen ja nie die gute Laune verloren, mit Vorliebe den „Swinegel" nannten, berichtete ein Mitkämpfer von einer Garde-Infanterie-Division mit großer Anschaulichkeit in der Zeitschrift „Daheim":

9. April 1915
Erstürmung des Zwinin

„Schwere, schwere Tage liegen hinter uns. Wir haben den ‚Swinegel‘, wie wir den lang- und heißumstrittenen Berg nennen, genommen und lassen ihn uns nicht wieder entreißen. Eigentlich kann man von einem Berg nicht reden, viel eher von einem Höhenzug, der sich in einer Länge von etwa 8 km in südöstlicher Richtung hinzieht und der sich an dem nördlichsten Ende zu seiner größten Höhe erhebt. Nach Süden dacht sich der Rücken etwa 200 m ab. Die Hänge sind steil, verflachen aber in halber Höhe und bilden dort terrassenartige Flächen, die durch zahlreiche, scharfeingeschnittene Täler voneinander getrennt werden.

Von diesen Terrassen fällt der Berg, besonders im Norden, wieder steil zur schmalen Talsohle ab. Die obere Hälfte des Swinegels ist unbewaldet. In unregelmäßiger Breite, mit vielen Lichtungen und Aussprüngen, umsäumt ein Waldgürtel des Berges Mitte. Nur im Norden reicht er bis zu seinem Fuße. Dieser unregelmäßige Wald bildete eine der Schwierigkeiten, die wir bei der Erstürmung des Berges zu überwinden hatten.

Die russische Hauptstellung führte auf dem Südwestabhang im allgemeinen an den Waldrändern und dem Terrassenrande entlang, bog im Süden über den Kamm und lief in scharfem Winkel nach Nordosten weiter. Sie bildete also einen scharfen, vorspringenden Punkt, der, wie wir später erfuhren, von unserer Nachbardivision zuerst aufgenommen und von dem aus auf dem rechten Flügel die Stellung aufgerollt wurde, während wir sie durchbrochen hatten.

Mit allen Schikanen, unter äußerst geschickter Ausnutzung des wechselreichen Geländes hatte der Russe die Stellung ausgebaut, mehrere Gräben übereinander, die sich gegenseitig flankierten, ausgehoben und schwächere Stellen, bei denen ein toter Winkel die Möglichkeit bot, bis auf die nächste Entfernung heranzukommen, durch besonders starke Hindernisse und vorgeschobene Flankierungsanlagen geschützt. Ein Gewirr von niedergeschlagenen Bäumen, deren Äste gekürzt und zugespitzt und untereinander mit Draht verflochten waren, bildete ein ziemlich schweres Hindernis. Die ganze Front war mit Maschinengewehren gespickt, und die Gebirgs- und schwere Artillerie stand vollständig gedeckt, für unsere Artillerie kaum auffindbar, hinter dem Höhenkamm. Nicht mit Unrecht und ohne Überhebung konnten die russischen Offiziere, wie sie nach ihrer Gefangennahme ausgesagt haben, diese ‚Festung‘ für uneinnehmbar halten. Wir mußten, um in die Stellung einzudringen, die steilen Hänge heraufstürmen, Hänge, die keinerlei Deckung und Schutz gegen das feindliche Feuer boten. Wochenlange Arbeit war notwendig gewesen, um uns den russischen Gräben so weit zu nähern, daß sie in einem Anlauf genommen werden konnten. Drei bis vier Tage, bei ungünstigen Verhältnissen manchmal länger, dauerte es, bis wir einen neuen Schützengraben weiter aufwärts ausgehoben hatten, der uns ein gutes Stück unserem Ziele näher brachte. Da die Russen, je mehr wir ihnen auf den Leib rückten, um so wahnsinniger bei Tag und Nacht das Vorgelände unter Feuer hielten, mußten wir von unseren Gräben Stollen im Zickzack nach vorn treiben, die dann auf gleicher Höhe nach beiden Seiten zu einem neuen Graben verbreitert wurden. Unterstände wurden in dem vordersten Graben nicht eingebaut, erst wenn ein weiterer Graben aufwärts entstanden war, wurde die zweite Linie für die Ablösungen und Reserven wohnbar gemacht. Vor dem neuen Graben mußten wieder Hinder-



General v. Linsingen

Aufnahme aus dem Atelier Gebr. Siebe, Inh. W. Wolff, Stettin



nisse gezogen werden. Das Abbauen des Drahtes und das Neuauslegen war wegen des russischen Feuers für uns ziemlich verlustreich. Die russische Artillerie begnügte sich nun nicht mehr mit dem ‚Abendsegen‘, sondern eröffnete des Nachts plötzlich ein rasendes Feuer auf unsere Gräben. Da wir jederzeit auf einen Angriff und Ausfall gefaßt sein mußten und diesem gewöhnlich ein scharfes Artilleriefeuer vorauszugehen pflegte, so wurden jedesmal die Reserven alarmiert und die vorderste Linie verstärkt. Tet — tetetet — tet — ging der Summer an den Fernsprechern auf der ganzen Linie. ‚Die Division will Meldung haben, was los ist. Greifen die Russen an?‘ Nein, sie hüteten sich anzugreifen, es war nur der übliche Lärm, den sie aus Sorge vor unserem Angriff losließen. Die russische Infanterie verschwendete Tausende von Patronen; hoch über uns pfiffen die Geschosse hinweg und gefährdeten die heitere Gegend. Eins . . . zwei . . . drei . . . vier blitzartige Scheine am Himmel, mit scharfem Knall zersprangen vier Schrapnells über uns und streuten ihre Kugeln auf den Gang, surrend flogen die Zünder weiter, klack, schlugen sie in den weichen Boden. So ging das nun fast jede Nacht. Die dauernde Buddelei, die Spannung der Nerven, mit der wir einen feindlichen Angriff erwarteten, das Aushalten in dem heftigsten Artilleriefeuer, gegen das wir uns nicht wehren konnten, die Verluste an jedem Tage, es war entsetzlich anstrengend und aufreibend. Zur Ruhe kamen wir eigentlich nur am Tage, wenn die russische schwere Artillerie uns nicht beschoß. Dann waren die vordersten Gräben schwach besetzt, während alles in den



Karte zu den Kämpfen in den Karpathen

rückwärtigen Unterständen den tiefen Schlaf nach der letzten Nächte Müh und Qual schlief.

Mit jedem Meter, das wir uns der russischen Stellung näherten, wurde es schlimmer. Endlich hatten wir uns auf 20 bis 30 Meter herangebuddelt: nun konnte die russische Artillerie, um ihre eigene Grabenbesatzung nicht zu gefährden, auf unsere vorderste Linie nicht mehr wirken, vor ihr hatten wir Ruhe. Dafür traten nun die Handgranaten in Tätigkeit, die wir uns gegenseitig in die Gräben zu schleudern versuchten. Allmählich bildeten sich Künstler im Handgranatenwerfen aus, die mit tödlicher Sicherheit jedesmal in die russischen Schützengräben hineingetroffen hätten, wenn diese nicht überdacht gewesen wären. Uns gegenüber hatten die Russen aber kurze, etwa 10 Zentimeter starke Stämme schräg nach unten in die obere Kante der vorderen Grabenwand getrieben und diese dann mit Brettern belegt. Ein Sandaufwurf verstärkte dieses Dach und bildete in Verlängerung der Brustwehrböschung die Gewehrauflage. Zum Schießen mußten die Russen auf einen Tritt an der hinteren Grabensohle treten, gewöhnlich aber rissen sie nur, ohne den Kopf herauszustecken und ohne zu zielen, den Abzug ab, blieben also unter dem Dach und waren dort ziemlich sicher. Aus Mangel an Material und Zeit konnten wir uns diesen Schutz nicht leisten; wir sollten aus dem vordersten Graben jederzeit angreifen können und mußten uns daher mit schnell abzuwerfenden Türen und anderen Brettertafeln, unter denen wir Schutz vor den Handgranaten suchten, behelfen. Außerdem schwächten Schulterwehren, die unseren Graben alle zehn Meter unterbrachen, ihre Wirkung sehr ab. Mit einigen Worten sei auch der Minenwerfer gedacht, die wir zum ersten Male kennen lernten und die uns riesigen Eindruck machten. Der ‚Minenhund‘, wie er genannt wird, stand in einem der hinteren Gräben. Nachdem die Entfernung genau ermittelt war, warf er seinen ‚Kochtopf‘ mit leisem Knall in den feindlichen Graben. Dort zerbarst er mit furchtbarem Getöse. Seine Wirkung ist bedeutend heftiger als die einer Granate. Trotz der Geschosse, die uns sofort um die Ohren flogen, zuckten wir jedesmal zusammen, wenn der Minenhund ‚gebellt‘ hatte und freuten uns über das Schimpfen der Russen.

Etwa acht Tage lagen wir uns so gegenüber. Dann wurde der Sturm befohlen. Leise trafen während des Dunkels der Nacht die Reserven ein und hielten sich dicht gedrängt in den rückwärts liegenden Gräben bereit. Überall wurden Vorkehrungen getroffen, um die Gräben schnell verlassen zu können, meist hatte sich jede Gruppe eine einfache Leiter zusammengebunden, oder es genügten, wenn der Boden fest genug war, Ausfallstufen.

Der Himmel verblaßte, ein prachtvolles Morgenrot färbte allmählich die Bergkuppen. In den Frieden, der auf der ganzen Linie herrschte, krachte plötzlich eine Granate, die unsere Artillerie in die russische Stellung schickte. Bald ging es Schlag auf Schlag und Krach auf Krach. Wir preßten uns hart an die Grabenwand und zogen den Kopf in die Schultern, denn haarscharf heulten die Geschosse über uns weg. Die russische Artillerie antwortete sofort, doch schoß sie viel zu hoch und zu weit. Zuweilen unterbrach das gewaltige Krachen einer Mine, die der Minenwerfer über uns wegschickte, den Lärm der Granaten. Zu diesem Höllenkonzert tackten die russischen Maschinengewehre die Begleitung. Wir

verstanden unser eigenes Wort nicht. Ein Blick nach der Uhr: eine halbe Stunde noch Zeit bis zum Sturm, jetzt noch zehn Minuten, jetzt noch eine Minute, ein kurzes Gebet: Herr Gott im Himmel, hilf uns! Fertig! Marsch!

Punkt acht Uhr stellte unsere Artillerie ihr Feuer ein, die ersten Linien der Sturmkolonnen erstiegen die Böschung. Es waren die Handgranatenwerfer, die mit umgehängtem Gewehr losstürmten. Uns krachte ein Infanteriefeuer entgegen, wie wir es bisher noch nicht erlebt hatten. Die erste Linie kam nicht über die eigenen Hindernisse hinaus, dort lag sie am Boden, auch die zweite Linie drang nicht weiter vor. In den Gräben der Reserven ertönten, nach beiden Seiten sich fortpflanzend, die Sturmsignale der Hornisten und Trommler. Und wie eine Woge brauste mit Hurra die ganze deutsche Front auf einmal vor. Ich hörte und sah nichts. Immer nur der Gedanke, wir müssen heran, gab mir die Kraft, den steilen Hang herauf zu kommen. Hurra! Hinweg über die Hindernisse! Jetzt noch fünf Schritt, und wir haben gewonnen! Hurra, der Graben, — er war leer; die Russen hatten ihn, als der Sturm ausbrach, alles liegen lassend, geräumt. Es sah furchtbar darin aus, der Tod hatte hier mit seinen blutigsten Schrecken gewütet. Das Bataillon rechts vor uns war nicht vorwärts gekommen, der vorderste russische Schützengraben ihm gegenüber war noch besetzt. Von uns wurde eine Gruppe mit Handgranaten den Graben entlang geschickt, kurz darauf hörten wir ihr Krachen, dann ein kerniges Hurra, das von einem wilden Geschrei abgelöst wurde. Jetzt schrieen die Russen, unter denen das Nachbarbataillon, das endlich herangekommen war, aufräumte.



Generalleutnant von Conta. Aufnahme von Major Tanner

Die nächste Stellung, die wir stürmen mußten, lag etwas weiter aufwärts; die Russen hatten sich hier von neuem festgesetzt. Wir konnten, da der Nachbargraben genommen war und dadurch das Flankenfeuer aufgehört hatte, wieder

vor. Mit Hurra, der eigenen Verluste nicht achtend, ging es den Hang hinauf. Wir hatten die Brustwehr erreicht: da hörten die Russen plötzlich zu schießen auf und streckten, zum Zeichen der Übergabe, uns die Hände entgegen. Aber so sind die Russen immer. Ihre Gräben sind stets so angelegt, daß sie hinter der Höhe, nicht auf oder vor ihr liegen. Sie können daher von unsrer Artillerie schwer aufgefunden werden. Wir kommen dann auf die Höhe hinauf, bilden, uns gegen den Nachthimmel abhebend, ein prachtvolles Ziel auf die nächsten Entfernungen und haben dadurch schwere Verluste, ehe wir die russische Stellung überhaupt erkannt haben. Haben wir uns dann unter weiteren Verlusten bis zu ihr so weit herangearbeitet, daß wir mit dem Bajonett sie stürmen können, heben die drüben plötzlich die Hände hoch und ergeben sich. Unseren Angriff mit der blanken Waffe abzuschlagen, sind sie unfähig. Die Offiziere haben sich meist, vielleicht auf höheren Befehl, rechtzeitig gedrückt, wenn es zum Sturm kommt. Diese Art ist echt russisch.

Immer mehr Russen kommen uns entgegengelaufen, auch aus den Nachbargräben und den hinteren Stellungen ihrer Reserven. Ein unbeschreibliches Siegesgefühl befiel uns: endlich, endlich nach den vielen, furchtbaren Wochen ein Erfolg; der russische Widerstand, an dem wir uns oft blutige Köpfe geholt hatten, war gebrochen, gebrochen an unserem Siegerwillen, durch unsere moralische Überlegenheit und nicht zuletzt durch die stärkeren Nerven unserer braven Leute. Mit dem Sammeln der vielen Gefangenen konnten wir uns nicht abgeben; die traten ganz von selbst in Marschkolonne an und wurden von einigen Leuten talwärts geführt; wir mußten weiter. In den Wald hinein: dichte Tannen, durch die die Russen sich Wege geschlagen hatten, hier und da ein Schützenloch, eine Blockhütte, fast ganz in der Erde eingegraben. Und wieder weiter! Vor uns quietschte etwas: russische Maschinengewehre, die auf kleinen Rädern laufen und von einzelnen Leuten gezogen werden. Wir liefen; in einigen Minuten hatten wir die Kerls samt ihren Gewehren eingeholt. Schnell die Schlösser herausgenommen, um sie fürs erste gebrauchsunfähig zu machen. Unser kleiner, immer lustiger Berliner, ein Pracht- und Allerweltskerl, hatte auch richtig Kreide bei sich, mit der Kompagnie und Regiment auf den Schutzschilden vermerkt wurden. Vorwärts! Der Himmel verdunkelte sich immer mehr, unheimlich fahles Licht schimmerte durch die Tannen, der Wald war gleich zu Ende. Jetzt mußten wir warten. Als wir den Wald durchquerten, hatten sich die Leute wie immer in Reihen gesetzt. Jetzt mußten sie wieder aufmarschieren.

Patrouillen vor! Vor uns lag die steile, steile Höhe. Ab und zu eine dürftige Tannenschonung, weiter rechts einige Hecken. Ungeduldig harrten wir der Nachzügler. Los! Schnell! Links von uns traten schon unsere Schützenlinien aus dem Waldrande heraus. Einzelne Schüsse fielen von der Höhe. Weiter, wir können nicht solange warten! Marsch! Pssssst — Pssssst, saust es über unsere Köpfe hinweg und schlägt mit hellem Schlag in den Wald.

Rechts von uns kommen auch schon Schützen. Wie die laufen! Was ist denn das? Das sind ja Russen. Zur Sicherheit sah ich durch das Glas — wahrhaftig, Russen. Die Flügel herumgebogen, und es ging schnell, da wir dazu bergab laufen konnten. Schnellfeuer! Die Russen warfen sich hin oder liefen wieder in

Im Eise der Karpathen. Zeichnung von Eduard Thöny

den Wald zurück. Mehr sahen wir nicht, denn das Unwetter, das seit einer Stunde gedroht hatte, setzte plötzlich mit einem Schneesturm ein. Wir konnten nicht weiter ins Ungewisse tappen, wir mußten erst die Verbände sammeln und den Anschluß nach beiden Seiten wieder herstellen. Darüber ging viel Zeit verloren. Das Wetter hielt bis zum Abend an. Die Russen hatten sich auf den höchsten Punkt zurückgezogen und leisteten dort noch kurzen Widerstand. Am anderen Morgen aber war der „Swinegel“ ganz in unserem Besitz.“

25. April 1915 Eroberung der Höhe Ostry

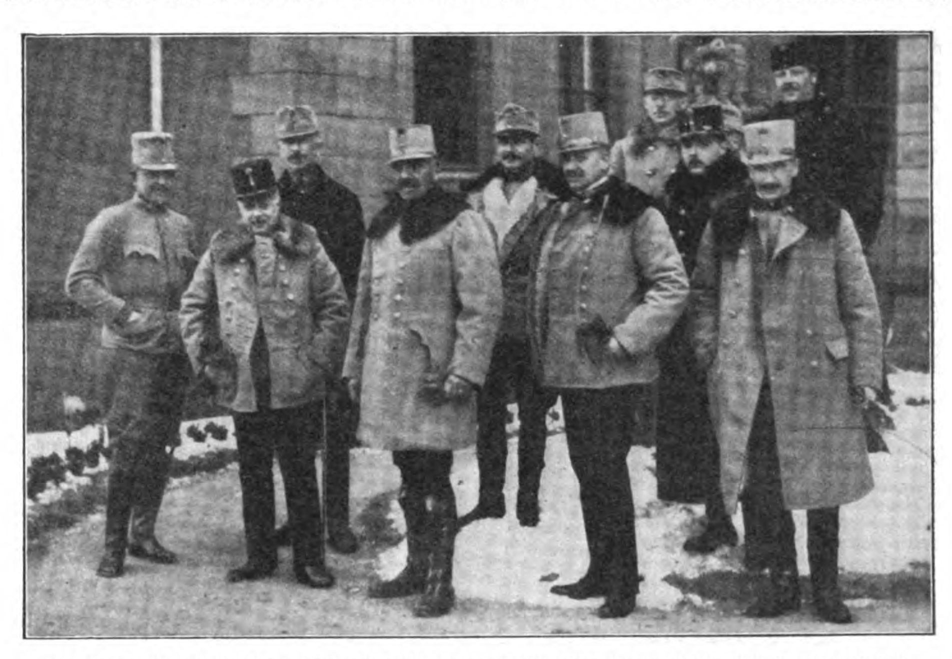
Dem Sturm auf den Zwinin schloß sich am 25. April — ich greife der besseren Übersichtlichkeit halber hier zeitlich vor, nach tagelanger Vorbereitung und langwierigem Sappenangriff die Wegnahme der Höhe Ostry, östlich Rozwiva durch die Truppen des Feldmarschalleutnants Hofmann an, während links der Österreich-Ungarn wiederum deutsche Truppen die südwestlichen Ausläufer der Höhe nahmen. Durch die Erstürmung des Zwinin und des Ostry gewann die Südarmee die Beherrschung des Orawatals, gleichviel ob sie dieses zunächst gegen die nicht ausbleibenden russischen Gegenangriffe sperren oder ob sie es später zum Vormarsch auf Stryi benutzen wollte. —



Karte zu den Kämpfen in der Bukowina

Inzwischen war der durch deutsche Truppen verstärkten Armee v. Pflanzer-Baltin die Rückeroberung der Bukowina gelungen. Ein wechselvolles Ringen hatte sich hier in den letzten Monaten abgespielt. Vom 2. September bis 20. Oktober war Czernowitz von den Russen besetzt gehalten worden. Zurückgedrängt, hatten sie am 27. November die Stadt zum zweitenmal genommen. Wacker hielt sich zwar eine buntgemischte österreichische Abteilung unter dem Gensdarmerieobersten Fischer in der mittleren Bukowina mit einigen Landsturmbataillonen, Gensdarmen, Grenzfinanzern und Bahnsicherungsabteilungen, weiter und weiter aber drängte die sich steigernde Übermacht sie zurück. Schließlich mußte auch der Süden der Bukowina aufgegeben werden, die Russen drangen sogar ein kleines Stück in Siebenbürgen ein. Dann konnte endlich der österreichisch-ungarische Gegenstoß einsetzen.

Es ist das große Verdienst des Generals v. Pflanzer-Baltin, daß er auch unter schwierigsten Verhältnissen immer wieder nach vorwärts dringt. Der General hat später eine derart wichtige Rolle im Kampf gegen die Russen gespielt, hat sich als



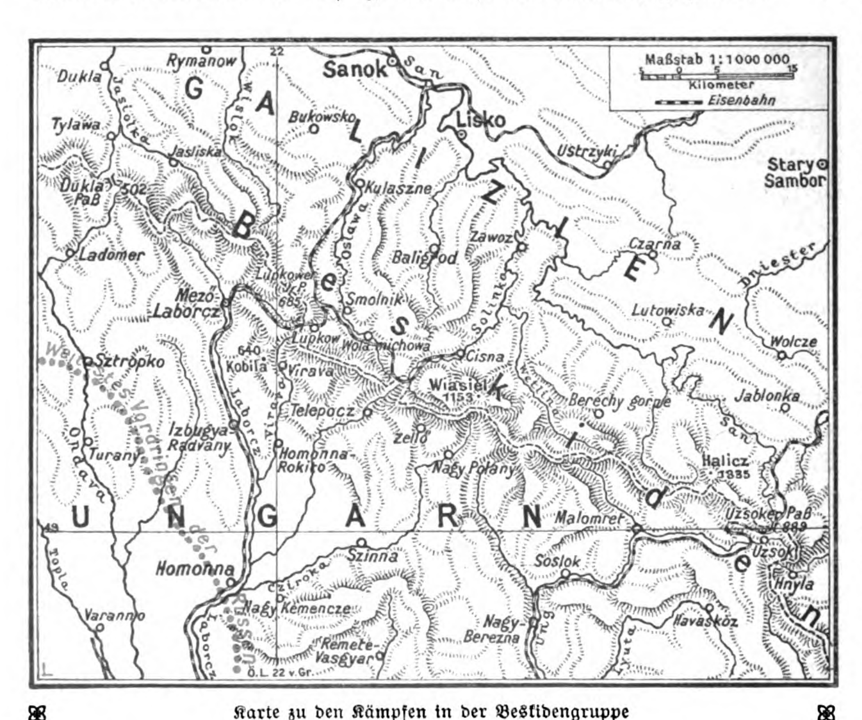
Der Oberbefehlshaber in der Bukowina, General der Kavallerie Karl Freiherr von Pflanzer-Baltin, mit seinem Stabe. Welt-Preß-Photo.

einer der glänzendsten Führer der österreichisch-ungarischen Armee so hervorragend bewährt, daß eine schöne Schilderung seiner Persönlichkeit, die ein Schweizer Offizier, Major Tanner, von ihm gibt (Frontberichte eines Neutralen. Band 2. Verlag A. Scherl, Berlin), gewiß Interesse erregen wird. „General Pflanzer," schreibt der Schweizer, „trägt seine Jahre leicht. Er ist lebhafter als viele Junge. Sein Auge ist bald gütig, bald flammt es fast wild auf. Immer ist es lebhaft glänzend. Aus allen Zügen Pflanzers sprechen Initiative, Sicherheit und unbeugsamer Wille. Stirne und Mund verraten den rastlosen Tatendrang, das fast ungeduldige Schaffen, auch wenn der Blick sich beruhigt hat. Das Herz ist jung und weich geblieben für Töne, die es treffen. Wehe aber dem Gleichgültigen, dem Untüchtigen, der des Mannes Zorn und Strenge heraufbeschwört. Hier gedeiht keine Schlamperei. An Widerspruch oder gar Ungehorsam ist nicht zu denken. Ein stählerner Wille würde sie zermalmen. ‚Ich bild' mir nix ein; ich hab Glück gehabt . . .' So einfach, sicher, selbstverständlich klingt das, beruhigend auch für den, der weiß, wie gerade an diesem Flügel der Gegner immer wieder anpackt und wieder angreifen wird."

Schon am 22. Januar wurde im Südwestzipfel Kirlibaba besetzt; die Offensive der Russen schien bereits ins Stocken zu geraten. Bald traten sie den Rückzug an, nicht ohne reiche Kriegsbeute zurückzulassen. Am 6. Februar zogen österreichisch-ungarische Truppen in Kimpolung ein, bereits am nächsten Tage erreichten Vorhuten das obere Suczawatal. Unaufhaltsam, freilich unter täglichen Kämpfen drangen einzelne Kolonnen von Süden her durch die Gebirgstäler vor: am 11. standen sie an der Serethlinie; andere Abteilungen erkämpften sich im Gebiet des oberen Pruth und auf dem Wege nach Nadworna den Austritt aus den Gebirgstälern, waren Mitte Februar bis Wiznitz, Kuty, Kosow und Delatyn gelangt

und nahmen tags drauf das wichtige Nadworna, am 16. Kolomea trotz wieder einsetzender heftiger Gegenangriffe. In den Abendstunden des 17. wurde unter dem Jubel der Bevölkerung, die so lange unter schwerem russischen Druck gestanden, die Hauptstadt der Bukowina, Czernowitz, endlich wieder besetzt. Dann freilich entwickelten sich südlich des Dnjestr neue, durch das Eintreffen immer weiterer russischer Verstärkungen erschwerte Kämpfe, die zeitweise besonders um den Brückenkopf von Zaleszczyki, nordöstlich Czernowitz, einen hin- und herwogenden, höchst erbitterten Charakter gewannen. Jedenfalls aber war in verhältnismäßig kurzer Zeit die ganze Bukowina, bis auf winzige Grenzstreifen, zurückerobert worden: ein Erfolg, der nicht nur militärisch, sondern — bei der Nähe Rumäniens — auch politisch stark ins Gewicht fiel. Nach heldenmütigem, viereinhalbmonatigem Widerstand war am 22. März Przemysl der zweiten Belagerung erlegen.

17. Februar 1915. Befreiung von Czernowitz



Karte zu den Kämpfen in der Beskidengruppe

22. März 1915. Der Fall von Przemysl

Nicht den feindlichen, ununterbrochenen Stürmen, sondern dem Hunger. Es war der Heeresleitung nicht gelungen, die Festung in dem kurzen Zwischenraum zwischen der ersten und zweiten Belagerung genügend zu verproviantieren; die schwierigen Verkehrsverhältnisse hatten sich dem in den Weg gestellt. Im Gegenteil: Przemysl hatte während jener Spanne Zeit, in der man auch wohl nicht an die Möglichkeit einer erneuten Einschließung dachte, von den vorhandenen Vorräten an die Feldarmee abgeben müssen. So streng der verdienstvolle Verteidiger, General von Kusmanek, haushielt, der Mangel machte sich doch bald fühlbar, schließlich die Not. Am 19. März versuchte er noch einmal einen großen Durchbruch, der aber an dem eisernen Ring der Russen scheiterte — mit einem Verlust von rund 10000 Mann. Dann schritt er zur gründlichen Zerstörung der Werke, ließ Panzertürme und Brücken sprengen, Geschütze, Munition, alles Kriegsmaterial vernichten. In der Nacht zum 22. März wehrte er zum letztenmal feindliche Stürme ab — mit Infanterie- und Ma-

schinengewehrfeuer und einigen Kanonen älterer Art. Dann kam das unvermeidliche bittere Ende — nur noch auf drei Tage besaß die Festung Verpflegung.

Die Besatzung war verhältnißmäßig klein. Immerhin fielen in russische Hand rund 44000 Mann Infanterie und Artillerie, zu zwei Drittel Landsturm, 45000 in den Militärdienst eingestellte Arbeiter und 28000 Kranke und Verwundete. Es war ein schmerzlich schwerer Schlag. Ehre aber den tapferen Verteidigern, die getreulich bis zum letzten ausgehalten!

Der Fall von Przemysl traf die Heeresleitung nicht unvorbereitet. Die Verbindung mit der Festung hatte ja durch Flieger aufrecht erhalten werden können; man kannte die verzweifelte Lage des Generals von Kusmanek, und die seit Wochen im Fluß befindliche Offensive hatte nicht zuletzt dem Entsatz des großen Waffenplatzes gegolten, ohne freilich dies Ziel erreichen zu können. Die Rächer für Przemysl sollten erst später erstehen.



General der Kavallerie von der Marwitz. Phot. Fritz Nippold

Trotz allem machte es sich fast an der ganzen Karpathenfront bald bemerkbar, daß die starken russischen Kräfte, die bisher durch die Festung gefesselt worden waren, — mindestens vier Armeekorps, — jetzt zu neuen rücksichtslosen Anstürmen eingesetzt werden konnten. Hauptsächlich richteten sich diese Angriffe diesmal gegen die Westkarpathen, gegen die Beskidengruppe; seit Mitte März tobten hier an den Gebirgsstraßen, am Uzsoker Paß, zwischen Cisna und Baligrod, am Lupkower Paß, dann vor allem an der Duklasenke heftige, blutige, nur selten durch ganz kurze Ruhepausen unterbrochene Kämpfe, die sich nach dem Fall von Przemysl in der „Osterschlacht", wie die österreichisch-ungarischen Tagesberichte das große Ringen nennen, am 4. und 5. April zur gewaltigen Schlachthandlung steigerten. Die Russen schienen fest entschlossen, wieder einmal ohne jede Rücksicht auf Menschenverluste hier nach Ungarn durchzustoßen.

Das deutsche Beskidenkorps

Ende März waren auch hier am besonders bedrohten Lupkower Paß deutsche Truppen eingesetzt worden: das sogenannte Beskidenkorps unter dem General der Kavallerie von der Marwitz. Wenn ich recht unterrichtet bin, befanden sich diese Truppen auf dem Bahntransport zur Verstärkung der Linsingenschen Südarmee; in letzter Stunde aber wurde ihre Bestimmung geändert; sie wurden der

2. österreichisch-ungarischen Armee (v. Boehm-Ermolli) zugeteilt, und sie zogen fast unmittelbar aus den Bahnzügen zur Osterschlacht.

Über diese Osterschlacht gab das österreichisch-ungarische Kriegspressequartier einen größeren, zusammenfassenden Bericht heraus, den wir als amtliches Dokument hier einschalten möchten.

20. März 1915. Beginn der Osterschlacht in den Karpathen

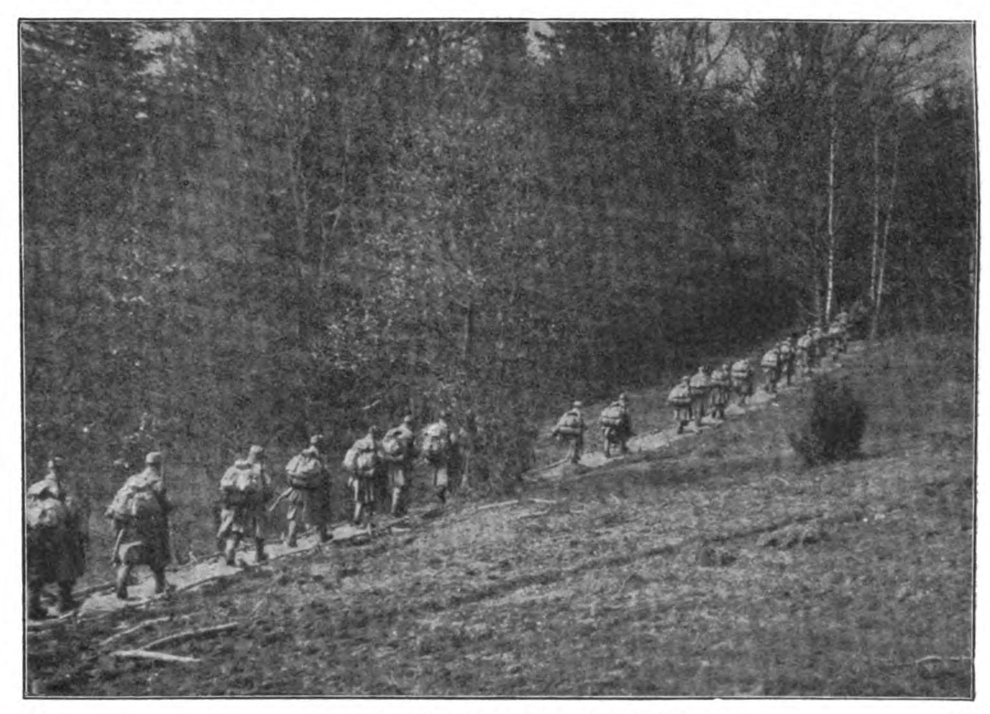
„Das große Ringen in den Karpathen erreichte seinen Höhepunkt in der Osterschlacht. Die gewaltige russische Offensive hatte, um den 20. März beginnend, im Gebiet der Ondawa am westlichen Flügel nach anfänglichen kleinen Erfolgen einen nicht zu brechenden Widerstand gefunden. Die opfervollen Anstürme im Waldgebirge zwischen dem Lupkower und Uzsoker Paß hatten nicht mehr zu erzielen vermocht, als daß unsere keilartig bis gegen Baligrod vorgeschobene Stellung allmählich in eine gleiche Linie mit dem westlichen Flügel auf den Höhen knapp hinter der ungarischen Grenze bei Telepocz, Zellö, Nagy Polany und Juhaszlak zurückgenommen worden war. Nun beschloß die russische Heeresleitung einen Durchbruch aus der Gegend des Lupkower Passes, Mezö-Laborcz, beiderseits des Laborczflusses, welchem Vorhaben



Karte zur Osterschlacht auf der Kobilahöhe

nebst den dort bereits kämpfenden Truppenmassen der größte Teil der vor Przemysl frei gewordenen Einschließungsarmee als frische Reserve gewidmet war. Ein Gelingen dieses Durchbruchs in der Richtung gegen Homonna würde die so standhaft verteidigte Stellung des westlichen Flügels im Ondawagebiet unhaltbar gemacht und die im Waldgebirge kämpfenden Streitkräfte in eine schlimme Lage gebracht haben. Die Angriffsrichtung war somit gut gewählt und verhieß nichts weniger als die siegreiche Entscheidung der ganzen Karpathenschlacht.

Das Kampffeld, das bei dem geplanten Durchbruch zunächst in Betracht kam, waren das Laborcztal und die beiderseitigen Begleithöhen südlich Mezö-Laborcz. Westlich des Tales verläuft parallel mit diesem ein langgestreckter Bergrücken, aus dessen Oberteil einzelne Kuppen herausragen; östlich dagegen ziehen sich vom



Vormarsch in den Karpathen. Phot. Az Est

Hauptkamm des Gebirges verschiedene Bergrücken herab zum Flusse, die durch Zuflüsse des Laborcz voneinander getrennt sind. Unter diesen fällt besonders jener auf, der sich von der Höhe Brincova abzweigt und den Raum zwischen der Vilsava und der Virava in reicher Gliederung ausfüllt. In der Kobila erhebt sich der Bergrücken zu stattlicher Höhe und sendet seine Abzweigungen über die Javirska Hegyescsaba an die Mündung der Vilsava in den Laborcz und über die Höhe 584 östlich Balintpuszta, von wo der Uhliskorücken südwestlich, ein anderer als Trostjanski Vrh südwärts und endlich ein dritter als Kudrovci südöstlich verläuft.

Der eben geschilderte Raum mußte im Kampfe die bedeutendste Rolle spielen. In ihm war es wieder die Kobila, deren dauernder Besitz über den Ausgang des Kampfes die Entscheidung brachte. Der Anprall der russischen Massen erzielte nach wechselvollem Kampfe in der Mitte der Front einen Erfolg, der am 2. April, dem Karfreitag, die Zurücknahme der ganzen zwischen der Virava und dem Laborcz kämpfenden Gruppe bis zur Höhe des Izbugyabela zur Folge hatte. Nur der äußerste rechte Flügel unter Oberst Krebs behauptete sich zähe in seiner Stellung auf dem Rücken nach Kudrovci hart gegenüber der Kuppe 584. Der Rest des rechten Flügels unter Oberst Kemmel klammerte sich noch an das letzte Ende des oberen Teiles vom Trostjanski Vrh an. Kobila und Uhlisko waren in Feindeshand. Unter diesen Umständen mußte auch die westlich des Laborcz kämpfende Gruppe den Rückzug antreten. Schon waren aber Verstärkungen im Anmarsch. Das deutsche Beskidenkorps, dessen vorderste Abteilungen am 3. April beim rechten Flügel eintrafen, der gleich der Mitte sofort zum Angriff vorging, unterstützt von mehreren Batterien, die von den Höhen östlich Virava bei Vilag Flankenfeuer

herübersandten. Begleitet von einer Gebirgsbatterie und zwei Feldgeschützen drang die Gruppe Kemmel im Verein mit deutschen Verstärkungen auf dem Rücken des Trostjanski Vrh vor und erstürmte wieder die nächste Höhe 584, einen wichtigen Zugang zur Kobilahöhe. Auch die Mitte war nicht müßig geblieben. Trotz großer Verluste durch Artillerie- und Infanteriefeuer drangen unsere Truppen vor. Oberstleutnant Baloz kam mit seinen Honveds bis dicht an die Höhe von Uhlisko heran, die er erstürmte, als die vom Obersten Kemmel zur Hilfe abgezweigte Abteilung flankierend eingriff. Fünfhundert Russen blieben in unseren Händen. Kaum hatte Baloz sich auf dem Höhenrücken festgesetzt, als Major Krimm die Batterien der Oberleutnants Kunze und Brandil heranbrachte und damit der Front eine so gute Stütze gab, daß vorgeschobene Teile der Mittelgruppe auf dem äußersten Ausläufer des Javirskarückens festen Fuß fassen konnten.

Am 4. April, am Ostersonntag, wurde der Angriff, an dem nun auch die zweite Staffel der deutschen Verstärkungen östlich des Laborczflusses eingreifend teilnahm, allgemein. Der rechte Flügel arbeitete sich auf dem von Höhe 584 gegen Kobila führenden Rücken wacker weiter vor, wesentlich gefördert durch Gebirgsgeschütze, die dicht bei der Infanterie blieben. Plötzlich machte sich in der rechten Flanke vom Orte Virava her ein kräftiger russischer Angriff geltend. Doch die Deutschen, die zunächst betroffen wurden, bildeten rasch eine Front zur Abwehr. Unter großen Verlusten mußten die Russen bald wieder in die Tiefe zurück, um Deckungen bei Virava zu gewinnen. Die Mitte machte gleichfalls Fortschritte. Unser linker Flügel der bis westlich Laborcz zurückgenommenen Truppen war ebenfalls zum Angriff übergegangen. Die Artillerie fuhr im Laborcztale auf und unterstützte hervorragend den schönen Angriff der Deutschen, den unsererseits Oberst Hausmann mit den Gruppen des Oberstleutnants Adenek und des Majors Waechter mitmachten. Gefördert durch die am westlichen Laborczufer vordringenden Abteilungen des Majors Schoen drangen die Verbündeten in die Stellungen bei Hegyescsaba trotz des heftigsten feindlichen Artilleriefeuers ein. Die übrigen Teile der linken Flügelgruppen gingen wieder auf dem Rücken westlich des Laborcz vor. Sie trafen die Russen in gut befestigter Stellung südwestlich Felsö-Csebeny, wo ein Gebirgsrücken gegen Westen abzweigt. Auf diesem liegt die Kuppe 468, die Major Liebhart erstürmte, aber gegen die immer wieder heranflutenden Gegenangriffe nicht zu halten vermochte.

5. und 6. April 1915 Kämpfe um die Kobila-Höhe

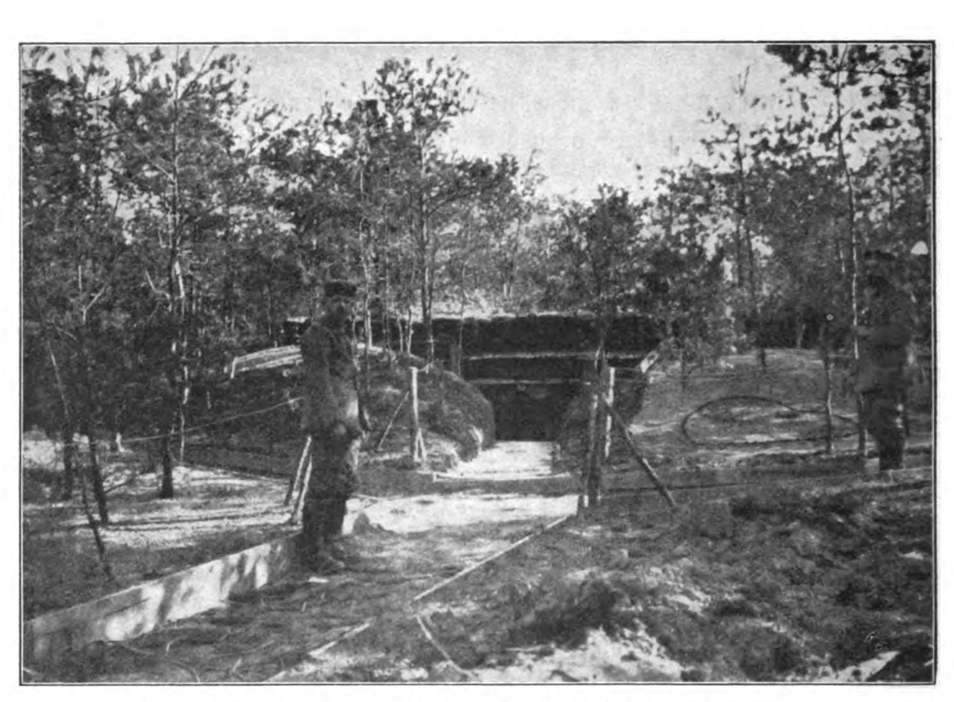
Der 5. April, der Ostermontag, brachte auf dem östlichen Gefechtsfeld den vollen Erfolg. Deutsche und österreichisch-ungarische Batterien wetteiferten miteinander, um die zwischen Höhe 584 und Kobila angelegte starke Stellung des Feindes zu erschüttern. Dank dieser Vorbereitung konnte die Gruppe des Obersten Kemmel um 3 Uhr nachmittags die Stellung erstürmen. Auch der andere Zugang zur Kobila, die Javirska, wurde vom 40. Infanterieregiment im unwiderstehlichen Angriff eingenommen, wodurch die Deutschen endlich des Flankenfeuers ledig wurden, das ihnen bisher das Vordringen auf den sich gegen Alsö-Csebeny herabziehenden Rücken unmöglich gemacht hatte; damit gewannen sie endgültig den Abschnitt des Vilsavatales. Inzwischen hatte sich auch das Geschick der Kobila erfüllt. Von der Javirska her flankiert, an der Seite des Rückens der Höhe 584

von den Deutschen und den Honveds des Oberstleutnants Baics arg bedrängt, unterlagen die Verteidiger dem 4. bosnisch-herzegowinischen und dem 89. und 90. Infanterieregiment, die Major Kuchinka zum Sturme heranführte. Der endgültige Sieg war auf dem wichtigsten Teile des Gefechtsfeldes errungen. Westlich des Laborcz brachte der Ostermontag noch nicht die Entscheidung. Wohl drang die Gruppe des Oberst Hausmann gegen die Höhe bei Felsö-Csebeny vor, kam aber durch Flankenfeuer, das von der Kuppe 468 aus Geschützen und Maschinengewehren herüberschlug, in eine recht mißliche Lage. Major Liebhart tat mit den Seinen das Möglichste, die Höhe zu erstürmen. Die Angreifer kamen bis auf 30 Schritt an die Stellung des Feindes heran, vermochten aber nicht, sich durch die Drahtverhaue durchzuarbeiten. Immerhin lenkten sie die Aufmerksamkeit von der Gruppe Hausmann ab, welche die kritische Lage rasch überwunden hatte und stürmend in die erste Stellung des Feindes auf der Kuppe von Felsö-Csebeny eindrang. Am 6. April kamen deutsche Verstärkungen auch auf diesem Teile des Kampffeldes an. Im Verein mit diesen frischen Truppen gelang die Wegnahme der Höhe 468. Oberst Hausmann vertrieb den Feind auch aus seiner zweiten Stellung auf der Felsöcsebenyer Kuppe, doch leisteten die Russen in dem dahinter gelegenen sehr starken Stützpunkte zähesten Widerstand, an dem sich drei mit größter Tapferkeit durchgeführte Stürme brachen. Nun wurden Gebirgsgeschütze herangebracht, die den Stützpunkt überaus wirksam unter Feuer nahmen. Bei Morgengrauen des 6. wurde der Sturm gemeinsam mit einer zur Verstärkung herangekommenen deutschen Abteilung wiederholt und brachte die Verbündeten endlich in den Besitz dieses heißumstrittenen letzten Stützpunktes des Feindes."

Die große russische Offensive war also auch hier unter den gewaltigsten Verlusten gescheitert — Verluste, die man für die ganze Karpathenfront auf etwa eine halbe Million Mann berechnet hat und durch die der innere Halt der Russen trotz all ihrer Zähigkeit doch gewaltig erschüttert war. Die Kämpfe nahmen zunächst den Charakter des Stellungskrieges an, um dann im Mai zur gewaltigen Entscheidung heranzureifen.



Österreichisch-ungarische Truppen auf der Fahrt an die Front
Phot. Leipziger Presse-Büro



Wegeanlagen und granatensichere Unterstände in den Wäldern der Champagne
Aufnahme von Prof. Dr. Georg Wegener

Achtzehnter Abschnitt

Die Monate Februar und März an der Westfront. Die Winterschlacht in der Champagne. Der englische Angriff gegen Neuve Chapelle. Die Kämpfe um Münster.

Ehedem bezog man, wenn die kältere Jahreszeit heranrückte, Winterquartiere. Die Vorposten scharmutzierten vielleicht ein wenig; hinter ihnen aber lagen die Heere in Kantonnements. Dort wurden die neueingestellten Soldaten, Geworbene oder Rekruten, gedrillt; die gelockerte Disziplin der Massen wurde nach Möglichkeit wieder hergestellt, die Zügel wurden straffer angezogen, Munition angesammelt und die Ausrüstung ergänzt. Friedrich der Große war Meister auch darin, in den Wintermonaten seine immer mehr zusammenschmelzende Armee zu „retablieren", um sie, wenn das Frühjahr kam, zum Schrecken und Staunen seiner Feinde wieder siegreich ins Feld zu führen. Napoleon I. brach, fast als erster, wie mit vielem anderen, auch mit diesem System. Nur ausnahmsweise beugte er sich vor der zwingenden Notwendigkeit, den Truppen eine Winterruhe zu gönnen, und wenn er es tat, wie nach der Schlacht bei Preußisch-Eylau im Februar 1807, so geschah es weniger mit Rücksicht auf die Witterung, als gezwungen durch schlechte Wegeverhältnisse und Schwierigkeiten der Verpflegung und des Munitionsersatzes. Daß seine große Armee 1812 allein durch den russischen Winter zugrunde gegangen sei, ist eine Sage; sie trug den Keim des Verfalls schon beim Abmarsch aus Moskau in sich, und der sonst so umsichtige Feldherr hatte den Rückzug selbst nicht genügend vorbereitet. Gerade im strengen Winter schlug

er dafür 1814 seinen vielleicht genialsten Feldzug. Seitdem ist der Begriff der Winterruhe aus der Kriegsgeschichte so ziemlich gestrichen. Wir haben 1870/71 in den schwersten Wintermonaten an der Loire, in Nordfrankreich, an der Lisaine gekämpft und gesiegt.

Der Große Krieg der Gegenwart kannte erst recht keine Winterruhe. In Schnee und Eis schlug Hindenburg seine zweite Masurenschlacht; das blutigste Ringen in den Karpathen fiel, hundertfach erschwert durch die Eigenart des Gebirgskriegs, in den Winter — und die Wintermonate brachten auch im Westen die heftigsten Kämpfe.

Der Winter hatte sein überliefertes Recht verloren. Wohl suchte man seine Gefahren und Schrecken durch verbesserte Bekleidung und Ausrüstung zu verringern, durch besonders gute Verpflegung wett zu machen, soweit es anging; aber es blieb doch der gewaltige Rest erhöhter Anstrengungen, geduldig ertragener Strapazen für die braven Truppen. Oft, vielfach war es nicht die Kälte, unter der an der Westfront die Feldgrauen am meisten litten. Gegen Kälte kann man sich leidlich schützen. Gerade die winterliche Nässe, endloser Regen, schnell wieder auftauender Schneefall, der Aufenthalt in den ewig feuchten Gräben: das alles war das Schwerste. Und dazwischen schlug immer wieder der harte Kampf. —

Er hörte nicht auf vom Meere bis zur Schweizer Grenze. Tag um Tag meldeten die Berichte der obersten Heeresleitung von Gefechten, bald um das blutige Ypern, bald im heißumstrittenen Raume um den Trümmerhaufen Arras, bald in den Argonnen, bald westlich der Maas; dann wieder in Lothringen und in den Vogesen. Und dabei meldeten sie doch nur von lebhafteren Kämpfen; das unaufhörliche Hin und Her zwischen den eigenen und feindlichen Gräben, das nie ganz ruhende Artillerieduell konnte nicht mehr im einzelnen verzeichnet werden.

Die wuchtigsten Schläge fielen etwa in der Mitte der deutschen Front. Wie von der Winterschlacht in Masuren, so muß man auch von der Winterschlacht in der Champagne sprechen. Von einem ungeheuren Ringen, von opfermütiger Tapferkeit, von glänzendem Heldentum; von beispiellosem, schier übermenschlichem Ausharren und vom endlichen Überwinden . . .

Januar und Februar 1915 Einleitende Gefechte in der Champagne

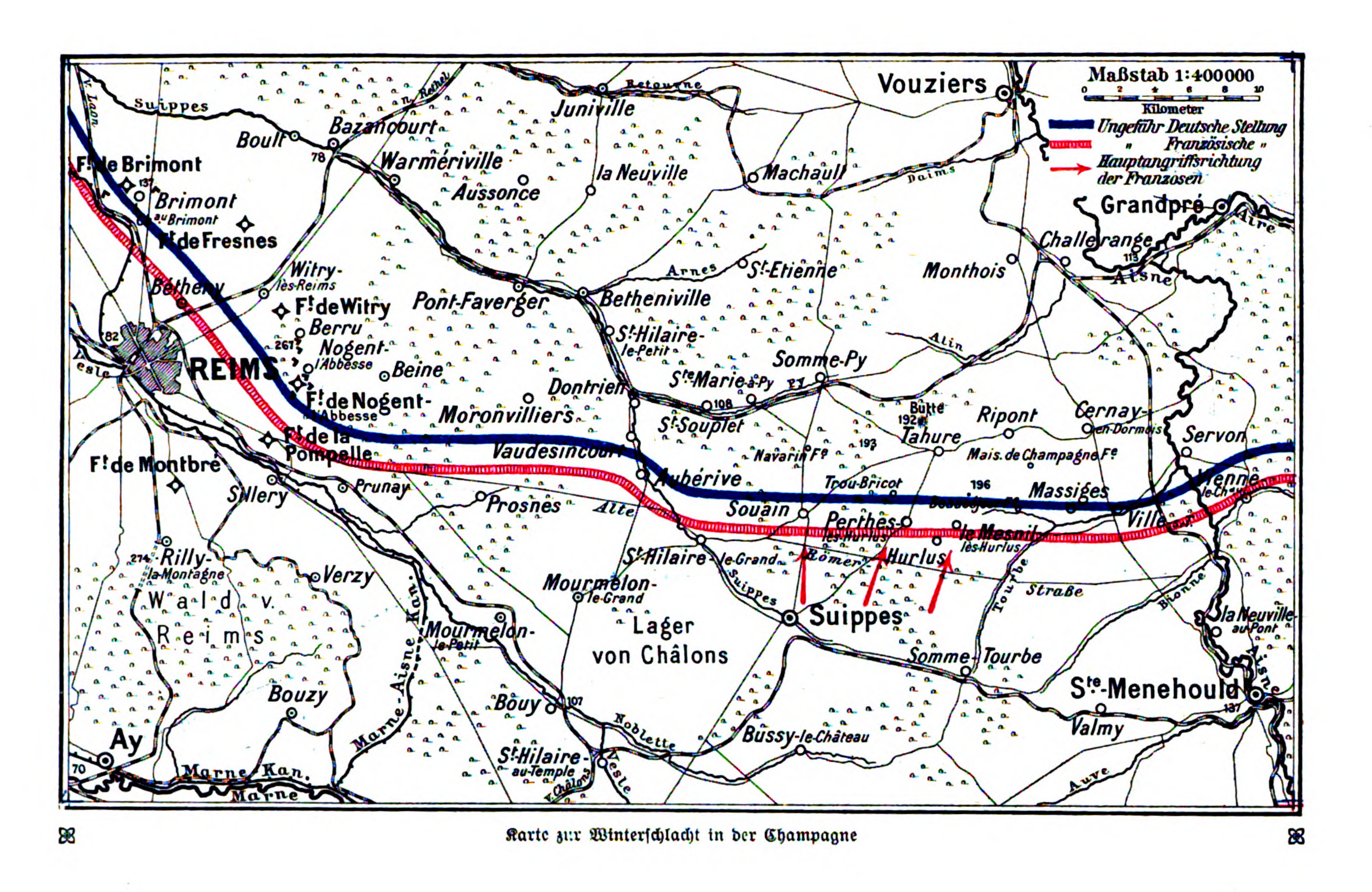
Schon im Dezember hatten die Franzosen, wie früher berichtet wurde, mit schärferen Angriffen gegen unsere Front in der Champagne begonnen, Angriffen, die stets abgeschlagen wurden. Nach kurzer Zeit verhältnismäßiger Ruhe setzten die Kämpfe im Januar wieder ein. Aus diesen Tagen wird ein besonders hübsches Stücklein von einem Fahnenträger eines der braven sächsischen Regimenter berichtet — eines von vielen: Zwei Kompagnien hatten ein Grabenstück in der Champagne besetzt, dessen rechter Flügel nur 30 Meter vom Feinde entfernt war. Eines Morgens griffen die Franzosen nach äußerst heftiger Artillerievorbereitung die Stellung des Bataillons an. Es gelang ihnen, den Graben des rechten Flügels zu nehmen. Die Reserven des Bataillons, die hinter einem Waldstück aufgestellt waren, wurden sofort entwickelt und sollten zum Gegenstoß antreten. Die Schützenlinien gingen mit größter Todesverachtung vor. Als sie aber die Zone des feindlichen Sperrfeuers durchschreiten mußten, traten

so starke Verluste ein, daß die Vorwärtsbewegung zeitweise ins Stocken geriet. Da entrollte der Fahnenträger Unteroffizier Arno Kunath aus Borna (Sachsen) die Fahne, stellte sich hochaufgerichtet auf einen Erdaufwurf und schwenkte sie weithin sichtbar. Ob auch viele in seiner nächsten Nähe tödlich getroffen wurden, er wankte nicht. Und als Hornist Alfred Göhler aus Dresden zu ihm trat und zum Sturme blies, da erhob sich die Schützenlinie wie ein Mann und stürmte unaufhaltsam vorwärts über das freie Gelände. Unter dem Gesange „Deutschland, Deutschland über alles" wurde der Graben wieder genommen und gegen 120 Franzosen zu Gefangenen gemacht. Zum Lohn für ihre mutige Tat erhielten der Fahnenträger das Eiserne Kreuz I. Klasse und der Hornist die silberne St.-Heinrichs-Medaille.

Von Mitte Februar an steigerte sich das blutige Ringen zu stärkster Heftigkeit: zur bis dahin größten Verteidigungsschlacht des Krieges. Wir wissen die Armee des Generaloberst v. Einem in der Champagnefront. In ihrem östlichen Teil, gegen den die feindlichen Angriffe, aus der ungefähren Linie Perthes—Beauséjour Ferme vorbrechend, hauptsächlich gerichtet waren, standen zur Abwehr die Rheinländer des Generals der Infanterie Riemann, mit der Mitte und dem linken Flügel im Raume um Perthes, und das Reservekorps des Generalleutnants Fleck mit seinem rechten Flügel, einer Reserve-Division unter Generalmajor v. Altrock sich westlich an das erstgenannte Korps anschließend. Etwa bei Massiges, nordwestlich St. Menehould, begann die Front der Armee des Kronprinzen Wilhelm; nördlich dieses Ortes hatten wir durch kühne Vorstöße, die die vordersten feindlichen Gräben völlig überrannten, am 3. Februar und 12. Februar schöne Erfolge errungen.

Erwähnt muß werden, daß die beiden vorhin genannten Armeekorps seit langen Wochen in ihren Stellungen lagen, unter fast unaufhörlichen Kämpfen, und daß sie bereits empfindliche Verluste erlitten hatten, als die große französische Offensive begann. Um so höher war die Widerstandskraft zu veranschlagen, die sie dieser gegenüber entwickelten.

Beiden Korps gegenüber hatten im Januar das I. und XVII. französische Armeekorps gelegen, die zwar auch in den vorangegangenen Gefechten starke Verluste gehabt, aber immer wieder aufgefüllt worden waren. Für den Beginn der Offensive aber, die wiederum nicht nur aus militärischen, sondern auch aus politischen Ursachen und Gründen heraus erfolgte: als Gegengewicht nämlich gegenüber unseren Erfolgen an der Ostgrenze — hatte Joffre weit stärkere Kräfte bereitgestellt: das II., IV. und XVI. Armeekorps, zwei Kolonial- und eine halbe Territorialdivision. Im ganzen setzte er allmählich fast sieben Korps, an 250000 Mann, auf schmalem Raum, kaum mehr als zehn Kilometer, ein. Außerdem hatte er eine außerordentlich starke Artillerie jeden Kalibers zusammengezogen und — dank der amerikanischen Lieferungen — ungeheure Munitionsvorräte angehäuft. Auf eine gewaltige artilleristische Vorbereitung der Infanterieangriffe baute der Generalissimus ja seine vergeblichen Hoffnungen auf. Er meinte, die deutschen Stellungen durch Massenwirkung, durch langandauernde Beschießung nicht nur erschüttern, sondern zerschmettern zu können, ehe er die Infanterie zum Sturm vorführte; so daß dieser gleichsam die reife Ernte leicht in die Hand fallen sollte.



Karte zur Winterschlacht in der Champagne

So wurde gleich der erste Tag der Schlacht, der 16. Februar, durch stundenlanges „Trommelfeuer“ eingeleitet, und fast an jedem Tage des Riesenringens, das mit seltenen Unterbrechungen bis zum 9. März währte, um auch dann noch in vereinzelten Vorstößen wieder aufzuflackern, begann der Kampf mit dem Überschütten unserer Stellungen durch Granaten und Schrapnells. Sie zerstörten die Hindernisse vor der Front, sie rissen die Deckungen nieder, kämmten sie ab, zertrümmerten die Unterstände, machten den Aufenthalt in der ganzen Front zur Hölle! Auf schmalem Raum schlugen an einem einzigen Tage mehr als hunderttausend Granaten ein. Für jedes Meter der geplanten Einbruchsstelle hatten die französischen Artilleristen, wie aus einem aufgefundenen Befehl hervorging, 18 Granaten berechnet, die in ein bis zwei Stunden verfeuert wurden, so daß die Feuergeschwindigkeit zeitweise der eines Maschinengewehres glich.

Prinz Oskar von Preußen, der sich in den entscheidenden Tagen bei dem Oberkommando der angegriffenen Armee befand, zeichnete in seinem kleinen, prächtigen Büchlein „Die Winterschlacht in der Champagne“ (G. Stallings Verlag, Oldenburg) packende Bilder: „Wenn solch ein Trommelfeuer einsetzte,“ schrieb er, „dann erhob sich über unseren Gräben eine riesige Wand von Rauch, Kalkstaub oder -brocken und Sprengstücken und schnitt die Besatzung von der Außenwelt ab. Es war von rückwärts gesehen ein grausiges Bild. Dazu dieses ununterbrochene Rollen, Donnern und Krachen, das noch auf viele Meilen sich wie ein schweres Gewitter anhörte. Es schien ausgeschlossen, daß irgend ein Lebewesen es in dieser Hölle aushalten könne. Und hörte dann plötzlich das Feuer auf oder wurde verlegt, und es erfolgte der französische Infanterieangriff, dann krochen aus Höhlen und Granattrichtern, aus halbzerschossenen Unterständen und unter zerrissenen Sandsäcken unsere braven Musketiere, Grenadiere oder Füsiliere hervor, faßten die Gewehre fest, wischten den Staub aus den Augen und schlugen den Angriff ab! Und nicht nur einmal, nein Dutzende von Malen haben sie es so gemacht.“

Sobald die französische Leitung einen Teil unserer Stellung für sturmreif hielt, verlegte sie das Artilleriefeuer weiter nach vorn, um das Heranführen unserer Reserven zu verhindern. Gleichzeitig wurde es in den feindlichen Annäherungsgräben lebendig; die Infanterie stieg heraus, stürmte. Und man mußte es den Piou-Pious lassen: sie waren tapfer. Über die Leichenhügel hinweg, die sich aus Kämpfen der letzten Tage zwischen beiden Fronten aufgetürmt, stießen sie vor, die Offiziere voran, nicht achtend unser sofort einsetzendes Feuer, Infanterie-, Maschinengewehr-, Artilleriefeuer. Meist erfolgte erst ein Teilangriff, wechselnd von Kompagniestärke bis zur Division. So versuchten sie, eines unserer Grabenstücke zu gewinnen, sich in ihm festzusetzen. Dann erst folgten, dichte Schützenlinien voran, die Massen in geschlossenen Kolonnen. Ungeheure Verluste waren die unvermeidliche Folge. Die angreifenden Regimenter verbluteten sich, büßten bis zur Hälfte ihres Bestandes bei einem Angriff ein. Und wenn ihnen wirklich, hier und dort, Erfolg wurde, wenn sie uns einen Teil unserer Stellung entrissen, setzte meist sofort ein Gegenangriff ein, der sie, unter erneuten schwersten Verlusten, wieder zurückjagte. Dem Hurra unserer Feldgrauen waren sie selten gewachsen.

Tag um Tag ging es so: durch mehr als drei lange, bange Wochen.

Nicht immer freilich glückte es, den Franzosen ein Grabenstück, in das sie eingedrungen waren, sofort wieder zu entreißen. Konnte der Feind es auch nur ein oder zwei Stunden festhalten, so wurde der Kampf vielfach sehr schwer, denn die Franzosen verstanden es meisterlich, sich schnell in dem genommenen Teil einzurichten, es mit neuer, gegen uns gerichteter Front umzubauen, seitlich mit Sandsäcken abzusperren und Maschinengewehre hineinzubringen. Unsere Feldgrauen sprechen dann von einem „Franzosennest".

Anschaulich schildert Prinz Oskar das Ringen um solche „Nester", die unsere Truppen nur in langdauerndem, zähem Kampf wieder zu nehmen vermochten.

„Mit Minenstollen ging man dem Feinde zu Leibe, während er von oben her mit Artillerie, Minenwerfern und Handgranaten bearbeitet wurde. Hielt man dann nach längerer oder kürzerer Zeit das Franzosennest für reif, so traten die Freiwilligen zu Sturmkolonnen zusammen, geführt von Offizieren, an der Spitze eine Gruppe Pioniere mit Handgranaten und Schanzzeug zum Forträumen der Sandsackdeckung, und von beiden Seiten wurde der Sturm gleichzeitig begonnen. Meist gingen diese Angriffe nachts vor sich, und man kann sich vorstellen, welcher Schneid, welche Kühnheit und Kaltblütigkeit zu solchem Kampfe gehören. Waren die Handgranaten detoniert, so drangen unsere Sturmtruppen mit Todesverachtung ein, und es entspann sich ein wütender Nahkampf, in dem Bajonett und Beilpicke, Stiefelabsätze und Spatenkanten ihre mörderische Arbeit taten, bis der Feind niedergemacht war oder sich ergab.



Prinz Oskar von Preußen. Hofphotog. W. Niederastroth

Mit welcher ungeheuren Erbitterung gekämpft wurde, erhellt aus folgenden Beispielen: Einem Musketier von einem rheinischen Infanterie-Regiment wurde im Grabenkampf der Daumen der rechten Hand, in der er die Beilpicke trug, von einem Franzosen glatt abgebissen; der Brave verbiß den Schmerz, nahm seine Beilpicke in die linke Hand und schlug damit dem Franzosen und dessen Hintermann den Schädel ein.

Bei einem anderen Regiment hatten sich zu solchen Angriffen im Graben immer drei Leute zu einem Kleeblatt zusammengetan. Der mittelste, stärkste, trug in der linken Hand zwei zusammengehakte Maschinengewehrschutzschilde, in der rechten die Beilpicke. Rechts und links dicht hinter ihm folgten die beiden anderen, von denen der eine eine größere Anzahl Handgranaten trug, der andere mit dem Bajonett bewaffnet war. So zog dieses sonderbare Kleeblatt schlagend,

werfend und stoßend seine blutige Bahn, zum Schrecken der Franzosen, und es hat uns ausgezeichnete Dienste geleistet. Der Schildträger meldete sich jeden Abend freiwillig zu diesem gefährlichen Amte. Auf die Frage, ob er nicht eine Zeitlang ausspannen oder mit Gewehr oder Handgranate arbeiten wollte, sagte er nur, keiner könne den Schild und die Beilpicke so bedienen wie er, das sei sein Amt, das andere könnten die anderen ebenso gut.

Die Gardeschützen hatten eine ganze Kompagnie aus Freiwilligen zusammengestellt, die, von Offizieren geführt, stets, wenn besonders gefährliche oder schwierige Aufgaben zu lösen waren, als erste eingesetzt wurden. Sie haben unvergeßliche Heldentaten verrichtet, und die ‚Tschakomänner' werden den Franzosen noch lange im Gedächtnis bleiben.

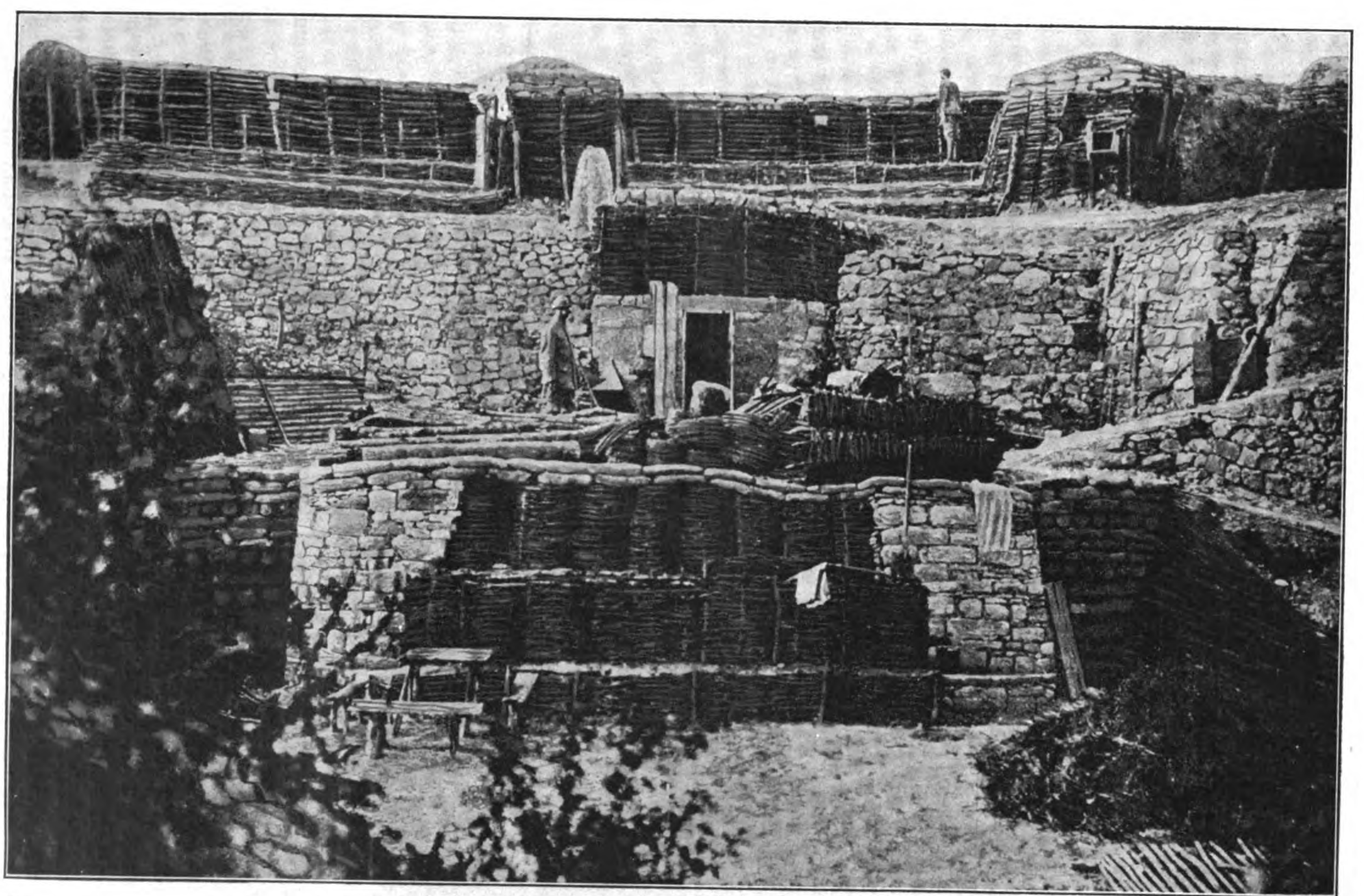
Ein sächsisches Reserve-Infanterie-Regiment verstand sich besonders gut auf den Franzosenfang. Es arbeitete nach einem bestimmten System und hatte stets gute Erfolge.

So hatten unsere braven Regimenter also nachts in erbittertem Nahkampf zu fechten, am Tage aber das unmenschliche Granatfeuer über sich ergehen zu lassen und in den Feuerpausen feindliche Angriffe abzuschlagen; aber nicht genug, die Stellungen, die am Tage zerschossen waren, mußten des Nachts mit allen zu Gebote stehenden Kräften, soweit es möglich war, wiederhergestellt werden. Und an diesen Arbeiten mußten sich auch die Reserven beteiligen, die eigentlich weiter rückwärts sich erholen sollten. Dazu wurden sie außerdem häufig nachts alarmiert, um an gefährdeten Stellen mit dem Bajonett einzugreifen, und ihre Ruhe in den rückwärtigen Lagern war nur eine sehr bedingte, weil die Franzosen Tag und Nacht gerade die rückwärtigen Lager, Stellungen und Annäherungswege unter Artillerie- und Infanteriefeuer hielten, so daß unseren Truppen eine wirkliche Erholung fast nicht gewährt werden konnte. Und so unwahrscheinlich es klingt, die Truppe im Schützengraben hatte des Nachts fast weniger unter dem Streufeuer der Franzosen zu leiden, als die weiter rückwärts befindlichen Teile.

Tag und Nacht, abwechselnd arbeitend und kämpfend, leisteten unsere braven Truppen so geradezu Übermenschliches, jeder einzelne Mann von dem einen Gedanken beseelt, die Stellung bis zum letzten Atemzug zu halten, den Willen des Gegners zu brechen, durchzuhalten, komme, was da wolle. Jeder Führer, jeder Truppenteil hielt es für seine Ehrenpflicht, seine vordere Stellung zu halten und verlorengegangene Teile durch Nahangriff sofort wiederzunehmen. Und sie hielten durch, diese Helden der Champagneschlacht!"

Den beiden in unserer ersten Linie gegen mindestens dreifache Überlegenheit kämpfenden Armeekorps war nach den ersten schweren Tagen Unterstützung zuteil geworden. Von den beiden Nachbararmeen waren einzelne Regimenter herangezogen worden. Ferner wurde bei den hart bedrängten Rheinländern wackere bayrische Landwehr, hessische Landwehr und endlich eine preußische Garde-Infanterie-Division (Kommandeur Prinz Eitel Friedrich von Preußen) eingesetzt. Wie bei der Schlacht in Lothringen kämpften also auch hier schließlich Söhne fast aller deutschen Stämme um den Siegespreis.

In den letzten Schlachttagen griffen die Kämpfe etwas weiter westlich aus; heftige Vorstöße richteten sich gegen Souain, wo die Bayern den Gegner in



Aus dem Stellungskrieg in der Champagne: Französische Feldbefestigungen

langdauerndem Handgemenge gründlichst über die Kraft deutscher Fäuste belehrten. Mit stärkster Wucht jedoch wurde in dem letzten Abschnitt des Ringens um die Höhe 196, zwei Kilometer etwa nördlich le Mesnil-les-Hurlus gekämpft. Noch einmal setzte hier die französische Heeresleitung alles ein, was sie noch an frischen Kräften zur Verfügung hatte. Immer und immer wieder stürmten die dichten Schützenlinien, die geschlossenen Kolonnen über die Leichen der Gefallenen hinweg. Es war umsonst. Unter ungeheuren Verlusten scheiterten alle Angriffe an der Zähigkeit, am Heldenmut der preußischen Garde, der Rheinländer, Schlesier und Sachsen. Am 9. März gelang es dem tapferen Feinde, vorübergehend in unsere Gräben einzudringen: ein sofort einsetzender Gegenstoß warf ihn, die zur Unterstützung herbeieilenden Reserven am Eingraben hindernd, endgültig aus unseren Stellungen.



Generalleutnant Fleck. Hofphotogr. Krajewski

Damit war die Entscheidung gefallen, der Sieg unser, der Durchbruchsversuch Joffres völlig gescheitert. An keiner Stelle war es den Franzosen — mochten sie noch so laut ihre angeblichen Erfolge in die Welt hinausposaunen — gelungen, auch nur den geringsten nennenswerten Vorteil zu erringen. Am 10. März verlieh der dankbare Oberste Kriegsherr den zunächst beteiligten Führern, dem Generaloberst v. Einem, den Generalen Riemann und Fleck den Pour le mérite, anderen Offizieren hohe Auszeichnungen; am gleichen Tage meldete die Heeresleitung, daß wir 2450 unverwundete Gefangene, darunter 35 Offiziere, in Händen behalten hätten, daß die blutige Einbuße des Feindes auf mehr als 45000 Mann zu schätzen wäre. Und: „unsere Front in der Champagne steht fester als je!"

Ein Batteriechef, der selbst in der Champagneschlacht verwundet wurde, W. Reinhardt, hat seine eigenen Eindrücke in einem hübschen Büchlein „Sechs Monate an der Westfront" (E. S. Mittler u. Sohn, Berlin) niedergelegt. Ich kann es mir nicht versagen, seine lebensvolle Schilderung der schweren Tage wenigstens auszugsweise hier einzuschalten:

„Angriffe Tag für Tag. Und wie sie angriffen! Sie wurden einem fast sympathisch, die Leute, auf die man da schießen mußte. Ein Aufblitzen der Bajonette, dann in Scharen aus den Gräben heraus, rotbehoste Infanteristen und Blaugraue in der neuen Uniform, dunkelblaue Kolonialsoldaten und Pioniere. In Scharen aus den Gräben heraus, gebückt die meisten, viele ganz aufrecht,

mit fliegenden Rockschößen; in Scharen vorwärts gestürmt, mit einem kühnen Elan, der die deutschen Beobachter den Atem anhalten ließ; und in Scharen hingemäht von der Eisengarbe unserer Batterien. Es war ein beklemmend furchtbarer Anblick.

Man soll die eigene Waffe nicht loben. Dessen bedarf es hier auch nicht: denn die Leistungen der Feldartillerie in den Champagneschlachten sind über jedes Lob erhaben. Das Feuer der leichten Batterien hat wohl an die hundert Angriffe niedergerungen, zum Teil im Keime erstickt. Unsere Feldhaubitzen, lange Zeit die einzigen im Korps, verrichteten wieder einmal ganze Arbeit. Allein in ihrem Feuer erstarben — — nein, ich will nicht ruhmredig werden! Aber es sei gestattet, wieder einmal in Versen zu sprechen:

Wenn sie euch, Jungens, fragen,
Wie ihr euch habt geschlagen,
Seht sie nur kecklich an:
„Wie wir uns han geschlagen,
Mag unser Geschütz euch sagen —
Sind dreißig Schußlöcher dran."

Und wenn sie weiter fragen,
Wo ihr in heißen Tagen
Verderben gesät und Brand:
„Wo wir uns han geschlagen,
Davon weiß Flandern zu sagen
Und das Champagnerland."

Wenn sie sodann noch fragen,
Ob in den Kampfestagen
Ihr denn auch brav gesiegt:
„Das können wir euch nicht sagen,
Müßt Franzosen und Engländer fragen,
Die haben's zu spüren gekriegt."

Und wenn sie endlich fragen,
Ob viele Feinde lagen
Auf blutgetränkter Flur:
„Geht zum Teufel mit euren Fragen!
Der allein weiß die Antwort zu sagen,
Denn der hat sie jetzt in Kur!"



Generalleutnant Riemann. Hofphotogr. Jacobi

Und nun die berühmte, verwöhnte und verhätschelte französische Artillerie! Wenn wir angriffen, wo blieb da ihr Feuer? Die feindliche Infanterie mußte sehen, wie sie allein mit uns fertig wurde. O, sie können allerlei, die französischen Artilleristen, sie können sich so verstecken, daß kein Auge sie entdeckt, selbst das des Fliegers nicht, sie können aus dem sicheren Versteck heraus einen Geländestreifen mit so wahnsinnigem Feuer belegen, daß keine Batterie auf unserer Seite von Volltreffern verschont bleibt, und sie können einen unseligen Schützengraben, dem sie ihre liebende Aufmerksamkeit schenken, so gründlich zermahlen und zermalmen, daß er für jedes Lebewesen zur Hölle wird. Wenn dann aber die französische Infanterie sich eines derart „präparierten" Grabenstückes bemächtigt hat, sieht man die Herren Artilleristen von drüben oft noch stundenlang unentwegt den von den Ihren genommenen Graben weiterbearbeiten. Unglaublich fast, aber dennoch wahr!

Alle paar Tage wiederholte sich das Schauspiel: eine Kompagnie braver französischer Infanteristen ist, erheblich dezimiert, in ein völlig zusammengeschossenes Stück unserer Stellung eingedrungen; während man, zur Vorbereitung des Gegenangriffs, das Einschießen der eigenen Batterien auf das neue Ziel leitet, sieht man sie in fieberhafter Hast schaufeln und hacken, um den Graben oder das, was einmal Graben war, gewissermaßen umzuwenden, ihn zur Verteidigung nach der anderen Seite einzurichten. Da meldet sich die französische Artillerie wieder, die während des Infanterievorstoßes pausiert oder unsere Batteriestellungen beschossen hat. Anstatt jedoch ihr Feuer in die deutschen Linien zu verlegen, funkt sie kaltblütig in den alten, vorher so schön und gründlich sturmreif gemachten Graben, Tod und Verderben auf die eigenen Infanteristen herniederspeiend, die verzweifelt mit roten Fahnen nach hinten winken: ‚Stellt euer Feuer ein, hier sind wir ja, eure eigenen Landsleute!‘ Aber ohne Erbarmen kommen die Ricochette-Granaten der 7,5-Zentimeter-Geschütze, an der tiefschwarzen Rauchwolke kenntlich, angefaucht, mähen die eigenen Leute nieder, die Tapfersten der Tapferen, die den Graben erstürmt haben. Man konnte nicht anders: das Herz krampfte sich einem bei dem Anblick zusammen.

Man schoß fast ohne Unterbrechung Tag und Nacht und stand ununterbrochen im feindlichen Artillerie- und Infanteriefeuer. Wir hatten Joffre höchstselbst uns gegenüber, mit sechs Armeekorps gegen zwei: fast zuviel der Ehre! Ein bei einem gefangenen oder gefallenen Offizier aufgefundener französischer Korpsbefehl brachte uns über die strategische und geographische Situation interessante Aufschlüsse. Er enthielt nämlich ungefähr folgende Sätze: „Soldaten! Euren herrlichen Anstrengungen ist es geglückt, eine feindliche Hauptstellung mit stürmender Hand zu nehmen und trotz aller Gegenangriffe zu halten. Es bedarf nur noch einer kleinen Mühe, dann ist die wichtige Bahnlinie hinter der deutschen Front, ist die ganze Champagne in eurer Hand. Die Täler des Schwarzwaldes, von Truppen entblößt, tun sich vor euch auf, und der Weg nach Berlin ist frei, wo ihr, als Sieger einziehend, den verbündeten Russen die Hand reichen werdet . . .“ Die Aufklärung war für uns ebenso lehrreich wie verblüffend.

Die Batterie stand noch in ihrem nunmehr reichlich von Geschossen heimgesuchten Wäldchen; die Beobachtung erfolgte meist von der zu historischer Berühmtheit gelangten Höhe 196 aus, doch fanden auch noch täglich Expeditionen in den Schützengraben statt, deren Teilnehmer nicht immer zurückkehrten. Man beobachtete, solange das Scherenfernrohr unversehrt blieb, leitete das Schießen der Batterie, solange die Telephonleitung funktionierte. War die zerschossen, was sehr oft geschah, und war auch über andere Gefechtsstellen kein Anschluß zu gewinnen, so mußte halt die Batterie selbständig weiterfeuern auf Grund der zuletzt gegebenen Beobachtung. Der von den Seinen abgeschnittene Beobachter aber konnte sich noch anderweit recht nützlich betätigen, wenn auch nicht auf artilleristischem Gebiet. Lohnend war es zum Beispiel, zum Gewehr zu greifen und auf die drüben hin und wieder über dem Grabenrand auftauchenden Köpfe oder die durch dahinterstehende Franzosen verdunkelten Sehschlitze der Schutzschilde anzulegen. Auf diese Weise wurde damals gerade in unserer Gegend ein die Schützengräben inspizierender französischer Korpsgeneral getötet.

Zu unerwarteten Ehren gelangte ein ‚arbeitsloser‘ Artillerieleutnant, als einmal auf ein vorher von den Franzosen genommenes Grabenstück Sturm angesetzt war. Es traf sich, daß er plötzlich als einziger Offizier an der Spitze der zum Sturm angesetzten Mannschaft stand. Er war in Mantel und Mütze, ohne jede Waffe; Säbel und Pistole läßt man hinten bei der Batterie, wenn man zur Beobachtung vorgeht. Die kann der Offizier aber beim Sturmangriff entbehren — was er braucht, ist nur ein bißchen Forschheit und, im richtigen Moment, ein gewaltiger Stimmaufwand. Also los! Ein paarmal ‚Sprung auf, marsch marsch!‘ und ‚Hinlegen!‘ (natürlich ganz automatisch ohne laute Kommandos), durch Kalkwasserpfützen und Schlamm, dann ein letztes Vorwärtsstoßen, und schon sprang man in den feindlichen Graben, fast auf die Köpfe der Franzosen, die zum Teil mit beschwörender Gebärde die Hände hochreckten. Ein paar leisteten Widerstand; sie wurden in kurzem Handgemenge mit den Fäusten überwältigt. Ein Dutzend Kerle sah man halb gebückt davonlaufen; denen sandte man Flintenschüsse nach. Zwei oder drei standen noch oder knieten, an die Grabenwand gelehnt, das Gewehr an der Backe, als feuerten sie unentwegt weiter; man sah näher zu, entdeckte, daß sie tot waren; Kopfschüsse in Stirn und Augen. Das Grabenstück war genommen, im Handumdrehen, fast ohne Verluste; ein paar hundert Angstschüsse waren beinahe wirkungslos über die Angreifer weggepfiffen. Eine sehr einfache und glatte Sache, dachte der Leutnant, viel einfacher als artilleristisches Schießen. Brave Hessen und Rheinländer waren es, die mit ihm den Graben gestürmt hatten . . . Die Anerkennung blieb nicht aus. —

In jenen Tagen stellte sich zum erstenmal bei mir eine leichte Kriegsmüdigkeit ein. ‚Grüßen Sie mir Deutschland‘, sagte ich zu einem verwundeten Unteroffizier, den ich abends im Hindenburggraben antraf und, da er schwach und hilfebedürftig war, zur nächsten Verbandstelle brachte. ‚Grüßen Sie mir Deutschland; ich wollte, ich wäre an Ihrer Stelle.‘

Am andern Abend hatte sich der Wunsch erfüllt. Und ich merkte, daß es mir nicht ernst damit gewesen war. Es kam ein Abschluß, ein ungewollter. Von zwölf- bis fünfzehnhundert Granaten, die auf unsere vom Feind erkannte Artilleriebeobachtungsstelle abgegeben worden waren, hatten neun sich Bahn gebrochen in unseren bis dahin für bombensicher gehaltenen, tief im Kalkfelsen eingegrabenen Unterstand, hatten das Scherenfernrohr zerschlagen, die Telephongeräte zerstört, die ganze Beobachtungsstelle in einen wüsten Trümmerhaufen von Kalkerde und Gesteinsblöcken, von Brettern, Balken, verbeultem und zerfetztem Wellblech verwandelt, die kleine Besatzung des Postens, Offiziere und Telephonisten, wie Bleisoldaten durcheinandergeworfen und zu Boden gerissen. Der fünfte Volltreffer war der Hauptkracher: ein Toter und drei Verwundete, unter letzteren Kamerad E. von der ersten Batterie und ich. Ein ungeahnter, ärgerlicher Abschluß — —“

Ursachen des Scheiterns der französischen Offensive

Einige wenige Worte mögen erlaubt sein über die letzten Gründe, an denen die französische Offensive in der Champagne scheiterte und scheitern mußte. In erster Linie steht da selbstverständlich die zähe Tapferkeit unserer Truppen, die dem verheerenden Artilleriefeuer ebenso trotzte, wie den Sturmläufen der französischen, rücksichtslos eingesetzten Infanteriemassen, steht die umsichtige Leitung,

die überall rechtzeitig Reserven bereitzustellen und sie geschickt und mit weiser Sparsamkeit zu verwenden wußte. Bezeichnend ist dafür, was einer der Führer nach der Schlacht dem Berichterstatter Professor Dr. Georg Wegener sagte: „Glauben Sie mir, auch in diesem kleinen Zimmer, in dem Sie stehen, ist manch harter Kampf, in uns selbst, gekämpft worden, wenn wir uns fragten: wie sollen wir es machen? Nehmen Sie z. B. das Einsetzen der Garde. Wir hatten sie in Reserve; sie selbst brannte, einzugreifen; sie aber immer noch zurückzuhalten, dazu gehörten Nerven. Bis endlich der rechte Augenblick da war, bis wir sie in den entscheidenden Kampf um die Höhe 196 hineinwarfen, den Sturm, bei dem sich Prinz Eitel Friedrich den Pour le Mérite erwarb."

Für die Franzosen waren scheinbar viele Aussichten auf den Erfolg vorhanden. Sie verfügten über eine sehr starke Artillerie und geradezu ungeheure Munitionsvorräte; sie verfügten auch über eine gewaltige Überlegenheit an Infanterie. Die Artillerie haben sie richtig, äußerst ausgiebig zur Vorbereitung der Angriffe verwendet (woran auch der Tadel nichts ändert, der sich in dem oben wiedergegebenen absprechenden Urteil eines deutschen Artillerieoffiziers findet). Ihre Infanterie ging mit höchster Tapferkeit vor. Auch suchten sie überall ihren Angriffen die erforderliche Tiefengliederung zu geben. Es will aber scheinen, daß im übrigen die taktischen Anordnungen dem angestrebten Ziel nicht entsprachen. Wollten sie wirklich, woran nicht zu zweifeln, einen Durchbruch unserer Linien, ein Durchstoßen mindestens bis Vouziers erreichen, so hätten sie sich nicht in Teilangriffen zersplittern dürfen, denen günstigstenfalls örtliche Erfolge, aber kein Ausreifen zu operativer Freiheit des Handelns beschieden sein konnten. Sie hätten vielmehr in viel breiterer Front, als es geschah, gleichzeitig angreifen müssen. Und endlich versäumten Joffre und seine Unterführer das wichtige Moment der Überraschung anzuwenden und auszubeuten. Durch die vorhergehenden Kämpfe waren wir auf Größeres vorbereitet; die Offensive traf uns nicht unvorbereitet.

Ein Durchbruch großen Stils wird bei der Wirkung der heutigen Waffen gegenüber gut ausgebauten, mit widerstandsfähigen, widerstandswilligen Truppen besetzten Stellungen immer ein äußerst schwieriges Unternehmen sein, meist ein Wagnis. Wie solch ein Durchbruch eingeleitet und durchgeführt werden muß, wird uns die Schilderung der weiteren Ereignisse in Galizien zeigen. Aber auch Joffre hatte unstreitig aus seinem Mißerfolg, den er selbst sicher nicht verkannte, wenn er ihn auch nicht zugeben konnte, Folgerungen und Lehren gezogen, die uns später manche schwere Stunde bereiten sollten.

Zunächst freilich versuchten es die Engländer, fast unmittelbar anknüpfend an die Schlacht in der Champagne, im Raume südwestlich Lille noch einmal auf die „alte Art".

Die englische März-Offensive

Die englische Armee in Nordfrankreich, die im Lauf des Winters durch Kitcheners eifrige Werbetätigkeit auf 700000 bis 800000 Mann angewachsen sein mochte, stand recht stark zusammengedrängt, von der ungefähren Linie Ypern—Armentieres—Laventie—Festubert bis zum Meere, wo Dünkirchen und Calais allmählich zu britischen Städten wurden. Es ist wahrscheinlich, daß Marschall French, im voraus überzeugt von dem Gelingen des letzten gewaltigen Ringens der Franzosen in der Champagne, auch seinerseits die deutschen Linien zu durch-

brechen oder sie in einem kräftigen Vorstoß mindestens derart zu erschüttern hoffte, daß er bis unter die Forts von Lille und in den Besitz der von Lille südwärts führenden, in deutscher Hand befindlichen Bahnverbindungen gelangen würde. Er schätzte die deutsche Front sehr schwach ein, wie der nachstehende Tagesbefehl vom 9. März des Führers seiner 1. Armee, des Generals Haig (der später an Frenchs Stelle treten sollte) erkennen läßt.

„Wir stehen im Begriff, den Feind unter ungewöhnlich günstigen Bedingungen anzugreifen. Bisher hat in diesem Feldzug die britische Armee durch ihren Schneid und ihre Entschlossenheit Siege über einen Feind davongetragen, der an Zahl und Bewaffnung weit stärker war. Jetzt haben uns Verstärkungen dem Feinde vor unserer Front überlegen gemacht. Jetzt sind unsere Kanonen besser als die des Feindes, nicht nur an Zahl, sondern es sind vor allem die wirkungsvollsten Kanonen, über die jemals irgendeine Armee verfügt hat. Unsere Flieger haben die deutschen Flieger aus der Luft vertrieben. Unsere Verbündeten, die Russen und Franzosen, haben merkliche Fortschritte gemacht und dem Feind gewaltige Verluste beigebracht. Die Deutschen sind zudem durch Unruhen im Inland und Mangel an allem zur Kriegführung Notwendigen (supplies) geschwächt. Es steht daher nicht zu erwarten, daß sie gegen uns hier noch erhebliche Verstärkungen einzusetzen haben. Uns gegenüber steht ein einziges deutsches Korps in einer Ausdehnung gleich der unserer ganzen ersten Armee. Wir werden jetzt mit etwa 48 Bataillonen einen Abschnitt dieser Front angreifen, der von nur etwa drei deutschen Bataillonen verteidigt wird. Am ersten Tag des Kampfes werden die Deutschen voraussichtlich noch höchstens vier weitere Bataillone zur Verstärkung für einen Gegenangriff heranziehen können. Schnelligkeit ist daher die Hauptsache, um dem Feind zuvorzukommen und um einen Erfolg zu haben, ohne schwere Verluste zu erleiden. Niemals in diesem Krieg hat es einen günstigeren Augenblick für uns gegeben, und ich bin des Erfolges gewiß. Die Größe des Erfolges hängt von der Schnelligkeit und der Entschlossenheit unseres Vorgehens ab. Wenn wir auch in Frankreich fechten, so wollen wir uns doch immer vor Augen halten, daß wir für die Erhaltung des britischen Reiches kämpfen und für den Schutz unserer Heimat gegen die planmäßige Barbarei (organised savagery) des deutschen Heeres. Wir müssen alle zu dem Erfolg beitragen und als Männer für Altenglands Ehre kämpfen!“



Prinz Eitel Friedrich von Preußen
Hofphotogr. W. Niederastroth

11. März 1915. Angriff gegen Neuve Chapelle

Es mag dahingestellt bleiben, ob unsere vordere Front an der für den englischen Hauptangriff in Aussicht genommenen Stelle wirklich so schwach besetzt war, wie die Engländer annahmen. Jedenfalls aber griffen sie am 11. März mit einer ungeheuren Überlegenheit an, und die Zahl der von ihnen gegen Neuve Chapelle eingesetzten Bataillone wird mit 45 (!) wohl gestimmt haben; ebenso daß sie zahlreiche Feld- und schwere Artillerie ins Treffen führen konnten.

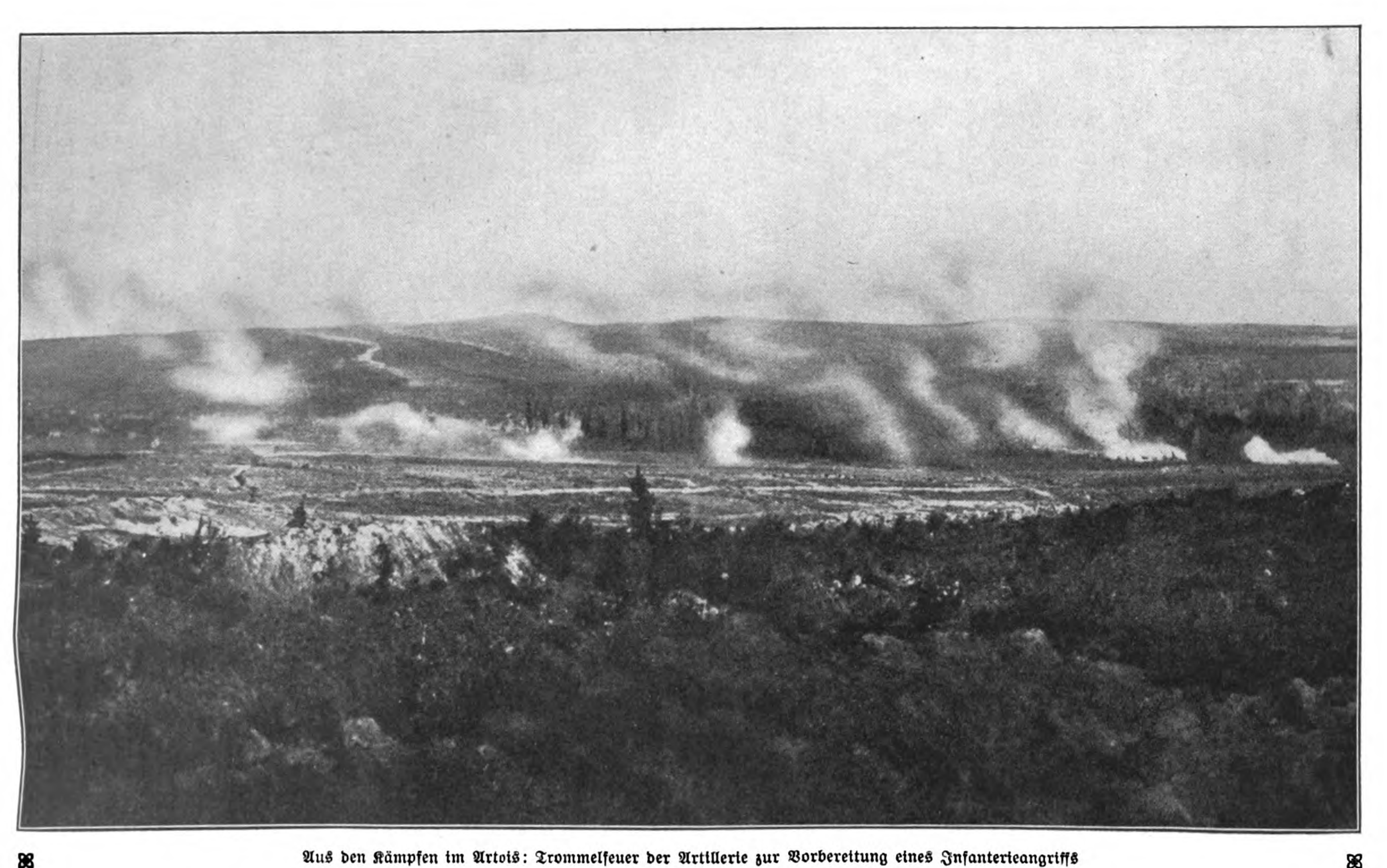
In der Tat gelangten sie, von Richebourg aus vorstoßend, nach heldenmütigem Widerstand der Besatzung in das Dorf Neuve Chapelle und die Gräben unmittelbar südlich und nördlich. Unsere Truppen gingen in die zweite Linie zurück. Ein schon eingeleiteter Gegenangriff wurde, weil er auf allzugroße Übermacht stieß, abgebrochen, wir ließen den für die Gesamtlage bedeutungslosen Ort freiwillig in der Hand des Gegners, um unnötige Verluste zu ersparen. Alle weiteren Angriffe auf die neue Stellung um Aubers aber wurden restlos abgeschlagen, ebenso wie gleichzeitige Vorstöße, die sich meist gegen St. Eloi, südlich Ypern richteten. Der Gewinn der Engländer erstreckte sich auf 2,5 Kilometer Frontbreite, und unser Ausweichen auf etwa gleiche Tiefe. Unsere vorderste Stellung hatte eine winzige „Schwiele" erhalten: das war alles.

Auch hier, wie in der Champagne, konnte von einem Durchbruch keine Rede sein. Der so stolz und zuversichtlich angekündigte Angriff zeitigte auch nicht den geringsten strategischen Erfolg, verlief und versumpfte in neuen Schützengrabenkämpfen.

In London feierte man selbstverständlich die „Schlacht bei Neuve Chapelle" anfangs als einen gewaltigen Sieg. Bis man sehr bald erkannte, mit welch geradezu ungeheuerlichen Opfern der kleine Geländegewinn erkauft worden war. Nach einiger Zeit wurden von den Times die englischen Verluste auf 12000 Mann, darunter 1000 Offiziere, angegeben; schließlich bekannte man sich zu 20000 Mann und mehr. Je länger, desto mehr steigerten sich denn auch die bitteren Vorwürfe gegen die Schlachtleitung, die trotz des Vorhandenseins gewaltiger Reserven diese nicht rechtzeitig vorzubringen verstanden hätte. Unsere Verluste wurden maßlos übertrieben; nach Angaben der Obersten Heeresleitung betrugen sie insgesamt höchstens 6000 Mann. Und schon in der nächsten Woche machte sich im Raume von Ypern wie in der Champagne der deutsche Gegendruck kräftig bemerkbar: Am 16. wurde die englische Höhenstellung bei St. Eloi nach mehrtägigem Kampf genommen; am selben Tage und am 21. entrissen nördlich Beauséjour unsere Feldgrauen den Franzosen mehrere Gräben. Äußerst heftig wurde nördlich Arras in der gleichen Zeit um den Besitz der Lorettohöhe gekämpft, dem unheimlichen Höhenzug nördlich Arras, um den nicht viel später noch so viel edles Blut fließen sollte.

Das Resultat aller dieser Kämpfe wird der Deutsche am besten überschauen, wenn man einen Tagesbefehl des „Grand Quartier General" richtig zu lesen weiß, der bei einem in den Argonnen gefallenen französischen Offizier des 5. Kolonialregiments gefunden wurde. Wenigstens auszugsweise sei er hier eingeschaltet, um zu zeigen, mit welchen Mitteln die französische Heeresleitung Offiziere und Mannschaften zu täuschen suchte:

„Unser Sieg ist gewiß. Die französischen Armeen haben jetzt sieben Monate hindurch gefochten mit dem Willen zum Sieg. Von nun ab kämpfen sie mit der Gewißheit des Sieges.



Aus den Kämpfen im Artois: Trommelfeuer der Artillerie zur Vorbereitung eines Infanterieangriffs

1. Die deutschen Verluste. Das deutsche Heer kann sich nicht mehr verstärken. Weder an Zahl noch an innerem Gefechtswert. Es ist dem Untergang verfallen. Die Verluste der Deutschen einschließlich der Kranken übersteigen jetzt schon 3 Millionen. Die Regimenter und Bataillone sind vollkommen verbraucht. Für jedes Regiment sind durchschnittlich nur noch 12 Berufsoffiziere zum Dienst vorhanden, und da das deutsche Offizierkorps sich nur aus den ersten Gesellschaftskreisen ergänzt, ist Deutschland nicht mehr in der Lage, der Truppe neue Offiziere zuzuführen. Die deutschen Geschütze sind abgenützt, viele ihrer Granaten krepieren nicht. Unsere Soldaten wissen es. Für die Rekrutenausbildung steht nur jedem dritten Mann ein Gewehr zur Verfügung.

2. Deutschland verhungert. Der Nachschub an Kriegsmaterial für die kämpfenden Truppen, schon bisher schwierig, fängt an, unmöglich zu werden. Die Flotten Englands und Frankreichs beschlagnahmen alle Waren, die vom Ausland für Deutschland herangeführt werden. Die deutsche Zivilbevölkerung erhält Brot, Kartoffeln, Bier und Fleisch von der Regierung in nur unzureichender Menge. Beweise für die Unzulänglichkeit der Verpflegung finden sich in Briefen, die deutschen Gefangenen und Toten abgenommen worden sind.

Die deutsche Regierung hat diesen Mangel selbst eingestanden, indem sie die amerikanische Regierung ersuchte, die Verpflegung der deutschen Zivilbevölkerung zu sichern und zu beaufsichtigen. Ein solcher Vorschlag, der übrigens von der amerikanischen Regierung abgelehnt wurde, steht bisher einzig da in der Geschichte einer Großmacht. Die deutschen Soldaten, bisher von ihren Offizieren planmäßig über alle Kriegsereignisse getäuscht, fangen langsam an, zu begreifen, daß Deutschland geschlagen ist, und daß die Hungersnot das durch unsere Waffen begonnene Zerstörungswerk vollenden wird.

3. Die Verbündeten Deutschlands sind geschlagen. Die Türkei, der Bundesgenosse Deutschlands, wird in seiner eigenen Hauptstadt durch die Flotten Englands und Frankreichs bedroht. Griechenland und Rumänien haben mobil gemacht, um sich uns anzuschließen. Die Russen haben soeben den Versuch eines deutsch-österreichischen Angriffes im Keime erstickt und dabei noch nicht einmal den fünften Teil ihrer ungeheuren Kraftquelle im Rekrutennachersatz verbraucht. Die Serben haben die Österreicher für immer aus ihrem Lande vertrieben. Die deutschen Schlachtschiffe wagen nicht, den schützenden Hafen zu verlassen. Was die Unterseeboote anbetrifft, so haben wir und unsere Verbündeten schon mehr davon in den Grund gebohrt, als sie selbst Handelsschiffe vernichten konnten. Der Sieg ist uns sicher. Ohne Mitleid für den Feind muß er bis zum letzten Ende durchgeführt werden.

4. Die Verbrechen der Deutschen. Mitleid verdient Deutschland wahrhaftig nicht. Seine Regierung hat durch den Einfall in Belgien seine Vertragspflicht gegen das edle Land auf das gröblichste verletzt und zu Lande und zu Wasser jedes Völkerrecht außer acht gelassen. Die deutschen Truppen haben offene Städte beschossen, wehrlose Dörfer in Brand gesteckt, Greise und Kinder ermordet, Frauen und Mädchen geschändet. Die Unterseeboote haben sogar neutrale Handelsschiffe versenkt. In den Gebieten Frankreichs und Belgiens, in denen die Deutschen zurzeit hausen, zwingen sie die Frauen, deren Männer zurzeit im Felde stehen, sich ihrem brutalen Willen zu fügen. Viele Unglückliche gehen schwanger infolge der Vergewaltigung.

5. Der Sieg ist sicher. Welche Schlußfolgerungen sind nun aus all dem zu ziehen? Zunächst die Mahnung, unsere Kräfte doppelt anzuspannen, um das nahe Ziel zu erreichen, nämlich die Sicherstellung und dauernde Erhaltung des europäischen Friedens, anderseits aber die Überzeugung, daß es besser ist, auf dem Schlachtfelde zu sterben, als den Deutschen in die Hände zu fallen und an Entkräftung oder Schwindsucht in ihren Kerkern elend umzukommen. Also vorwärts, vertrauensvoll mit aller Kraft dem sicheren Sieg entgegen, dem Sieg des Vaterlandes und der Republik, dem Sieg von Recht, Freiheit und Sitte!" — — —

Aus der langen Reihe der Kämpfe auf anderen Teilen unserer Front, Kämpfe, die zwar für die Gesamtlage keine entscheidenden Momente in sich trugen, aber von dem unermüdlichen Angriffsgeist unserer Feldgrauen und ihrer Führer beredtes Zeugnis ablegen, möchten wir einige Ereignisse aus dem Sundgau, bei der Armeeabteilung Gaede, herausheben. Spielten sich die aus dem Monat Dezember und Januar im 16. Abschnitt geschilderten Gefechte im südlichen Elsaß ab, so entwickelte sich von Mitte Februar an ein tatkräftiger deutscher Vorstoß im Raume von Münster. Unsere Oberste Heeresleitung gab uns darüber einen zusammenfassenden Bericht, der in seiner Einleitung auch in fesselnder Darstellung ein Bild der örtlichen Beschaffenheit der Kampfgegend bringt.

Mitte Februar 1915 deutscher Vorstoß in den Vogesen

In den Vogesen, heißt es in diesem Bericht, den wir etwas gekürzt wiedergeben möchten, dem schönen Bergland auf der Grenze zwischen Deutschland und Frankreich, stehen unsere Truppen vor schweren Aufgaben, die mit den Bedingungen der Kämpfe in den Karpathen und in Serbien zu vergleichen sind. Es ist ein Gebirgskrieg mit all der Romantik, aber auch mit all den Schwierigkeiten, die die Berge den Truppen entgegenstellen. Von solchem Gelände gibt die Karte, so groß auch der Maßstab sein mag, ein unzureichendes Bild, und nur persönlicher Augenschein an Ort und Stelle kann eine wahre Vorstellung von den erstaunlichen Leistungen unserer Truppen geben, die sich hinter den nüchternen Worten der amtlichen Gefechtsberichte verbergen. Die Karte der Vogesen zeigt zwischen Tal und Gipfel bedeutende Höhenunterschiede; aus einer mittleren Höhe von 200 m am Westrande der Rheinebene erhebt sich das Bergland bis über 1400 m. Die Einzelheiten des Geländes aber, die im Gebirgskrieg eine bedeutendere Rolle spielen als beim Kampf in der Ebene, lassen sich aus der Karte nicht erkennen. Karte und Wirklichkeit zeigen im Gebirge nicht selten Abweichungen, die für die Führung von entscheidender Bedeutung sein können, und nur unmittelbare Anschauung kann die Grundlage für die Operationen schaffen, die den Erfolg verbürgt. Auf der Karte kann die Besetzung eines Punktes eine taktische Notwendigkeit scheinen, während in Wirklichkeit der Besitz desselben Punktes die allgemeine taktische Lage verschlechtern könnte, so daß die zu bringenden Opfer in keinem Verhältnis zu dem Gewinn stehen würden.

Die Vogesen sind dem Deutschen weniger bekannt als die übrigen Bergländer innerhalb seiner Heimat, aber sie stehen an Schönheit und Reichtum der Formen, in denen sich der schroffe Charakter des Harzes mit den weichen Formen des Thüringer Waldes verbindet, keinem nach. An dem „Loch von Belfort", dessen Festungsgebiet die Übergänge aus dem südlichen Elsaß nach Frankreich sperrt, beginnen die Vogesen. Bereits 20 km nördlich der Festung gipfelt der

Kamm mit 1245 m im Welschen Belchen, und nordöstlich vorgelagert überragt der Große Belchen (1423 m) seine Umgebung. Von diesem höchsten südlichen Teil, den oberen Vogesen, senkt sich das Bergland mählich über die mittleren und unteren Vogesen, gleichlaufend mit dem Rheintal, zu dem Hügelland der Rheinpfalz.

Größere zusammenhängende Operationen fanden nur in dem offenen Südelsaß statt, in das die Franzosen wiederholt den Einbruch von Belfort her versuchten, ohne dauernde Erfolge erringen zu können. Es ist nur ein ganz schmaler Streifen diesseits der Grenze, den sie zu behaupten vermochten. Nordwestlich Kolmar tritt die deutsche Gefechtslinie auf französisches Gebiet über. Wie auf der ganzen Westfront, so waren auch im Südelsaß und in den Vogesen die Operationen in einen Stellungskampf übergegangen, dessen Einförmigkeit einzelne offensive Unternehmungen unterbrachen.

Die Leistungen unserer Truppen in diesen Gefechten waren über alles Lob erhaben. Hier gab es kein langsames Vorarbeiten unter der Erde mit Laufgraben, Schützengraben, Sappen und Minenstollen in einem Gelände, das Zusammenhang und Übersicht bietet. Die oberen Vogesen sind vielmehr ein dicht bewaldetes, zerklüftetes Bergland, in dem nur wenige aus dem Rheintal gegen den Kamm führende Täler durchgehende Verbindungen zur französischen Grenze öffnen. Zahllose Seitentäler und Tälchen zerlegen das Zwischengelände in ein Gewirr vieler Kuppen und ‚Köpfe', die die Querverbindung erschweren und den militärischen Operationen bisweilen im vollen Sinne des Wortes unübersteigbare Hindernisse in den Weg zu stellen scheinen. Die leichte Verteidigungsfähigkeit der Straßen und Wege zwingt aber den Angreifer, diese zu verlassen und sich über steile Abstürze auf und ab den Weg zu bahnen. Geröll und umgestürzte Bäume, die das Alter oder das Feuer der schweren Artillerie gefällt haben, decken die Hänge, und jeder Stein, der ins Rollen kommt, droht den



Ablösung im Wasgenwald. Aufnahme von Prof. Dr. Georg Wegener



Vorratsbeförderung für die Truppenstellungen auf den Vogesenhöhen. Aufnahme von Prof. Dr. Georg Wegener

Hintermann zu erschlagen. Unten am Hang sinkt der Fuß in weichen Schnee, weiter hinauf ist selbst mit Eisstollen nur ein mühsames Vorwärtskommen über gefrorene Hänge. Rein sportlich betrachtet sind solche Kletterübungen bereits eine gute Leistung. Der deutsche Soldat aber, der den Winterfeldzug in den Vogesen führt, sieht sich einem entschlossenen und gewandten Gegner gegenüber, der ihn nicht nur vom halben Hang aus kunstvoll angelegten Feldkanzeln und hinter sicherer Deckung von der Höhe aufs Korn nimmt, sondern der vorwärts der eigenen Stellung in den dunklen Kronen mächtiger Tannen nistet, über und hinter dem Angreifer unsichtbar lauernd, um den sicheren Schuß abzusenden. Diese ‚Baumschützen‘ erklettern die höchsten Wipfel mit Steigeisen, binden sich oben fest und decken sich durch Zweige gegen Sicht von unten; nur wenige von ihnen kommen lebend von ihrem Hochsitz herunter. Ist der Höhenkamm genommen, dann macht der Felsboden nicht selten den Ausbau einer Stellung unmöglich, und eine Mauer aus zusammengetragenen Felsblöcken und Steinen muß notdürftigen Schutz gegen das Feuer des Gegners geben, der sich von neuem auf der nächsten Höhe über dem Tal festgesetzt hat.

Solcher Arten waren die Bedingungen, unter denen die Kämpfe nördlich und südlich Münster vom 19. bis 23. Februar geführt wurden, an denen fast alle deutschen Stämme zum Schutz des Elsaß teilnahmen.

19.—23. Februar 1915 Gefechte bei Münster

Das Städtchen Münster liegt in dem malerischen Tal der Fecht, durch das Bahn und Straße von Kolmar nach Gerardmer auf der französischen Seite der Vogesen über den bekannten Schluchtpaß, eine der wichtigsten Querverbindungen der oberen Vogesen, führen. Münster war in deutschem Besitz, aber die Franzosen hielten die Höhen unmittelbar nordwestlich und südwestlich des Ortes, von wo ihre ‚Baumschützen‘ eine unerwünschte Wirkung gegen unsere Schützengräben hatten. Besonders bemerkbar machte sich einer dieser unsichtbaren Freischützen, den unsere Leute ‚August‘ tauften. An seinem Platze wurden später 30 Konserven-

büchsen gefunden, ein Beweis, wie lange sich ‚Baumschützen‘ in ihrem Versteck halten können.

Die südlich und nördlich an Münster angrenzenden deutschen Stellungen waren von den französischen überhöht, die die talaufwärts gelegenen Ortschaften und die für den Gegner als rückwärtige Verbindung wichtige Schluchtstraße deckten. So erwies sich die Verschiebung der eigenen Stellung als notwendig, um taktisch günstigere Stellungen zu gewinnen. Der Führung war die Schwierigkeit der Aufgabe bewußt, aber sie wußte, daß die Truppen sie lösen würden. Gefangene Franzosen sagten später aus, daß man auf ihrer Seite nicht an die Möglichkeit eines Angriffes geglaubt hätte. Die Geschichte hat um die Kämpfe am Gaisberg und an den Spicherer Höhen im August 1870 einen romantischen Schleier gewoben; der Sturm auf den Barren-, den Klein- und Reichackerkopf stellt sich als eine unvergleichlich schwierigere Leistung dar. Bayrische und württembergische Infanterie und Pioniere haben ihn am 19. und 20. Februar ausgeführt.

Bis zum 19. Februar zog sich die deutsche Stellung im Norden von Münster über Haslach—Genesungsheim—Frauenackerkopf, dann im weiten Bogen nach Osten zum Lingekopf, während sie südlich des Ortes über den Ober-Solberg zum Klein-Belchen verlief. Das Tal zwischen Münster und dem einen Kilometer nordwestlich gelegenen Stoßweier trennte den Angriffsraum in zwei natürliche Abschnitte. Es war anzunehmen, daß der lang hingestreckte, das Tal abschließende Ort Stoßweier von den Franzosen hartnäckig verteidigt werden würde, eine Voraussetzung, die Gefangene nachträglich bestätigten. Es wurde daher beschlossen, den Angriff über die Berge seitlich der Straße so vorzutragen, daß Stoßweier, von beiden Seiten umfaßt, geräumt werden mußte.

Den Kämpfen bei Münster waren deutsche Angriffe im Gebweiler Tale vorausgegangen, durch die der Gegner mehrere Kilometer zurückgedrängt worden war. Von dort her erfolgte der Anmarsch gegen das obere Fechttal, der sich infolge der verschneiten Höhen, die sich über 1100 m erheben und über die Schneeschuhtruppen Wege gebahnt hatten, sehr schwierig gestaltete.

In den frühen Stunden des 19. Februar begann der Angriff auf der ganzen Linie; Bayern und Württemberger trugen ihn vor. Bereits im Laufe des Vormittags nahm württembergische Landwehr die Vorberge dicht westlich Münster und den Kleinen Hörnleskopf. Indessen gewannen die Truppen des südlichen Abschnittes im Fechttal nur langsam Raum an den Hängen des Reichacker- und Sattelkopfes. Besonders schwere Kämpfe entwickelten sich im nördlichen Abschnitt, aus dem Barrenkopf und Kleinkopf wie natürliche Festungen hervorragen. Ein bayrisches Regiment und württembergische Landwehr haben hier Außerordentliches geleistet; die Bayern waren junge Truppen, die hier ihre Feuertaufe erhielten, die aber eine Ausdauer und Unerschrockenheit bewiesen wie die ältesten kampferprobten Bataillone. Den Spaten in einer Hand, das Gewehr in der anderen, Eisstollen an den Füßen, krochen sie die fast senkrechten glatten Hänge hinan, von der Höhe und von Baumschützen überall umlauert und beschossen. Fünfmal erklommen die Tapferen die steilen Höhen, und fünfmal wurden sie von dem übermächtigen Feuer des Gegners zur Umkehr gezwungen. Aber immer wieder sammelten sie sich auf der Straße, die, im halben Hang eingeschnitten, einige



Blockverhau im Hochwald des Vogesenkammes. Aufnahme von Prof. Dr. Georg Wegener

Deckung bot, und wo sie in ihre Mäntel gehüllt eine bange Nacht verbrachten. Am zweiten Tage, dem 20., gab der sechste Ansturm den blutig erkauften Kamm in ihre Hände. Die Reihen der Führer und der Mannschaften waren lichter geworden; ein Bataillonskommandeur, der seinen Leuten vorausstürmte, fiel, als er eine Handgranate in die französische Stellung warf. In ihr und hinter ihr am jenseitigen Hang war die weiße Erde mit den dunklen Gestalten gefallener Alpenjäger besät; nur wenige entgingen dem Tode durch Flucht. Sie sind in den französischen Alpen zu Hause, und der Gebirgskrieg ist ihr eigentliches Element; jeder einzelne ist ein Scharfschütze. Bei diesen ausgezeichneten Eigenschaften des gefährlichen Gegners sind die Leistungen unserer jungen Angriffstruppen, die nicht aus den Bergen stammten, ganz besonders bemerkenswert. Fünf Tage und fünf Nächte lagen sie unter freiem Himmel in den verschneiten Gefechtsstellungen und lebten von dem Brot und den Konserven, die sie mitgenommen hatten. Erst am 23. Februar war die Lage vollkommen geklärt und die ganze Stellung, gegen die der Angriff angesetzt war, in deutschen Händen.

Eigentümlich hatte sich die Lage bei dem Dorfe Stoßweier entwickelt. Als der Gegner am 21. Februar, dem dritten Gefechtstage, den Ort noch nicht geräumt hatte, wurde beschlossen, ihn im Sturm zu nehmen. Bayrische Kavallerie, württembergische Landwehr und badischer Landsturm gingen im Tal gegen die schmale Ostfront des Dorfes vor, das sie im erbitterten Nahkampf von Haus zu Haus nahmen. Die Lage des siegreichen Detachements gestaltete sich indessen recht schwierig, da der hartnäckige Gegner das unmittelbar westlich angrenzende Dorf Kilbel und die südlich und nördlich ansteigenden Hänge behauptete und von dort die Verbindung nach Münster unter Feuer hielt. Da kam die Artillerie den bedrängten Truppen zu Hilfe, indem sie den Alpenjägern das Verbleiben in

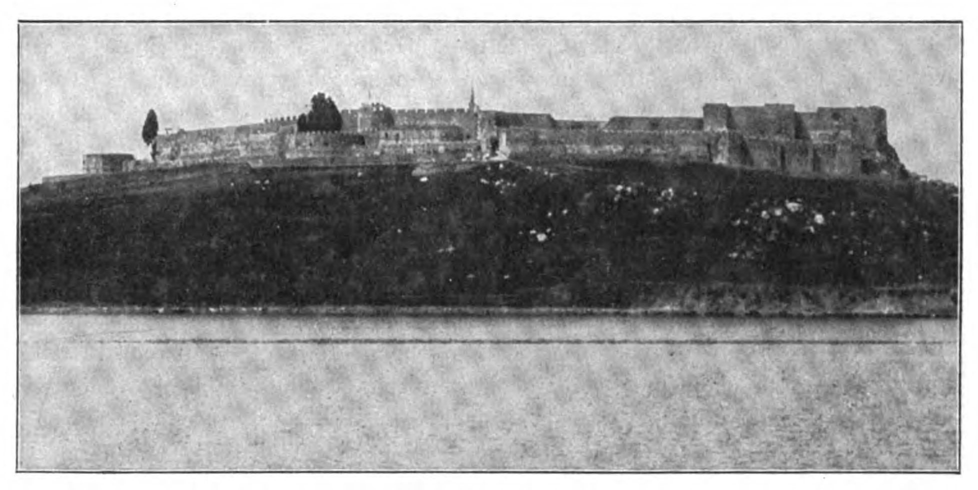
Kilbel unmöglich machte und den Nachbartruppen das Vorgehen über die Stoßweier von beiden Seiten beherrschenden Höhen erleichterte. Kilbel wurde am frühen Morgen des 23. Februar besetzt, und damit war der Zusammenhang der neugewonnenen Linie vom Barren- und Kleinkopf über Eichwald bis zum Reichackerkopf und Sattel hergestellt. Das Ziel fünftägiger schwerer Kämpfe war erreicht, und wieder begann unter Leitung und Beistand der Pioniere die Arbeit mit Beilpicke und Spaten, die in den unübersichtlichen, Überraschungen begünstigenden Waldbergen ebenso wichtig wie im Felsboden schwierig ist. Was den Gräben an Tiefe fehlt, mußte in der Höhe durch mühsam aufgetürmte, erdbedeckte Steinmauern gewonnen werden, und an manchen Stellen konnte den fehlenden Laufgraben nur die geschickte Führung des Schützengrabens ersetzen. Mancher sorgsam ausgebaute Unterstand der Alpenjäger leistete gute Dienste, nachdem er an der neuen Front verstärkt und vor allem gründlich gereinigt worden war.

Das Ergebnis der heißen Gefechtstage waren außer rund 800 gefallenen Franzosen 600 Gefangene und mehrere Maschinengewehre. Die Beute an sonstigem Material konnte in dem unübersichtlichen Gelände noch nicht abschließend festgestellt werden.

„In den Vogesen nahmen wir die feindliche Hauptstellung auf den Höhen östlich Sulzern in einer Breite von zwei Kilometern sowie den Reichackerkopf westlich Münster im Sturm . . . In der Gegend südöstlich Sulzern nahmen wir Hohrodberg . . . wurden die Orte Horod und Stoßweier nach Kampf, der Sattel nördlich Mühlbach im Sturm genommen . . .“ So lauteten die Mitteilungen der Obersten Heeresleitung über die Kämpfe bei Münster. Von denen, die sie lasen, ahnten wohl nur wenige etwas von dem stillen Heldentum unserer Jungen und Alten, die Grenzwacht in den Vogesen halten.



Deutsche Blockhütten in den Vogesen. Aufnahme von Prof. Dr. Georg Wegener



Ein Fort am Eingang der Dardanellen. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft

Neunzehnter Abschnitt

Der Beginn der Dardanellenkämpfe bis zur englisch-französischen Niederlage am 18. März 1915. — Die Seeschlacht westlich Helgoland. Der deutsche U-Bootkrieg. Die ersten Luftangriffe auf England.

Russische Politik und der Balkan

Schon vor siebzehn Jahren schrieb ein Bulgare Mischeff: „Rußland braucht den Schlüssel seines eigenen Hauses, seines Innenhofs. Das Zarenreich muß den Bosporus und die Dardanellen in seinen ausschließlichen Besitz haben. Und um diesen ausschließlichen Besitz zu erlangen, braucht Rußland einen Teil oder die Gesamtheit des anliegenden Gebiets: das ist die Annexion der Balkanhalbinsel. Seine selbstsüchtigen Ziele beherrschen die Sachlage." Der Bulgare setzte aber schon erläuternd damals hinzu, daß die Kleinstaaten auf dem Balkan sehr eifersüchtig auf ihr Sondersein und durchaus nicht willens wären, sich freiwillig ganz in das russische Schlepptau nehmen zu lassen: „Das russische Protektorat errichten und dann noch behaupten wollen, daß man die Sympathien der Balkanbevölkerung besitze oder sich nicht entfremde, das ist wirklich eine Verirrung!" In Griechenland schrieb man: „Um in Konstantinopel einzuziehen, werden die Russen über die Leichen des letzten Griechen hinwegschreiten müssen." In Rumänien: „Der Triumph des Vierverbandes, der für uns der Triumph Rußlands bedeutet, kann im besten Fall nur das Vasallentum des rumänischen Königreichs mit sich bringen . . . durch die Eroberung Konstantinopels und der Meerengen wird Rumänien tatsächlich eine russische Enklave."

So hatten einsichtige Politiker der Balkanstaaten früh erkannt, welche Gefahr von Rußland her drohte. Auch in England, in Frankreich, in Italien sah man keineswegs blind in eine Zukunft, in der die Russen Herren Konstantinopels und der Dardanellen gewesen wären. Laut werden durften Befürchtungen und Sorgen freilich nicht. Die ‚heilige Einigkeit' der Entente hätte dadurch gestört werden, die Hoffnungen auf die russische ‚Dampfwalze', die Deutschland und Österreich-Ungarn zu Boden schleifen sollte, hätten vernichtet werden können. Was freilich die geschäftskundigen Leiter im eigenen Busen sorgsamst für weitere Absichten

bargen, mag dahingestellt bleiben. Vorerst waren alle unsere Gegner darüber einig, daß die Widerstandskraft der Türkei gebrochen, daß Konstantinopel erobert, der Schlüssel zum Goldenen Horn — die Dardanellen — bezwungen werden müßten: Rußland wünschte, Rußland verlangte, forderte es. Und zudem: die Bezwingung der Dardanellen mochte die unbegreiflicherweise immer noch zögernden Balkanstaaten endlich fester ins Netz treiben!

Die Bedeutung der Dardanellen im Weltkrieg

Schon an anderer Stelle wurde betont, daß außer politischen und militärischen auch wirtschaftliche Ursachen die Entente den Petersburger Wünschen gefügig machten. Die ganze reiche Ernte Rußlands, die Frankreich und England recht gut brauchen konnten, war gesperrt, solange die Türkei die Dardanellen und den Bosporus verschlossen hielt. Rußland litt unter schweren Geldbedrängnissen, und England mußte immer wieder aushelfen, solange jene Ernte nicht in Gold umgesetzt werden konnte. Auch die Ermöglichung einer Einfuhr englischer und französischer Waren nach Südrußland, über das Schwarze Meer, erschien dringend wünschenswert, war aber ebenso unausführbar, wie die Einfuhr von Munition nach Odessa und der Krim. Das alles zu einer Zeit, in der die Benutzung der nördlichen Zufahrtswege nach Rußland sehr erschwert, fast die ganze Einfuhr auf dem langwierigen Weg über Sibirien angewiesen war.

Die Dardanellen mußten also genommen — forciert — werden. Darüber war man sich in London und Paris einig, wenn man es auch als recht unangenehm empfand, für Rußland die Kastanien aus dem Feuer holen zu sollen. Denn von einem russischen gleichzeitigen Angriff auf den Bosporus erwartete man bei der bekannten mäßigen Verfassung der Schwarzen-Meer-Flotte wohl nicht allzuviel.

Es ist für uns während des ganzen großen Krieges ein immer erneutes Glück gewesen, daß von dem ersten Entschluß bis zur Ausführung bei der Entente fast stets eine geraume Zeit verstrich, daß die Einheit des Willens oft mangelte und dieser Mangel erst durch umständliche Verhandlungen geschaffen werden mußte. Die Art der Kriegführung der Verbandsmächte ähnelte doch manchmal verzweifelt der früherer Koalitionskriege.

Vielleicht — vielleicht? — wäre die gewaltsame Öffnung der Dardanellen, wenn auch unter großen Verlusten, für die Entente nicht unmöglich gewesen, wenn sie unmittelbar nach dem Ausbruch der Feindseligkeiten, Mitte November 1914, zwischen ihr und der Türkei versucht worden wäre mit Einsetzung gewaltiger Kräfte Englands und Frankreichs. Dieser Einsatz aber zögerte sich bis in das Frühjahr 1915 hin, kam zu spät und mußte scheitern. Mußte scheitern vor allem auch deshalb, weil zuerst den vereinigten Flotten allein Aufgaben zugemutet wurden, die sie nur in Verbindung mit einem starken Landungskorps — wiederum vielleicht — hätten lösen können.

Zwischen dem asiatischen Festland und der langgestreckten Halbinsel Gallipoli windet sich die Meeresstraße der Dardanellen, so genannt nach der Stadt Dardanos in Troas — im Altertum Hellespont geheißen — auf eine Länge von etwa 65 Kilometer zwischen dem Ägäischen und dem Marmarameer in vielen Krümmungen dahin. Sie besitzt eine im allgemeinen reichliche Wassertiefe, die selbst großen Kampfschiffen die Durchfahrt gestattet, ist aber recht schmal;

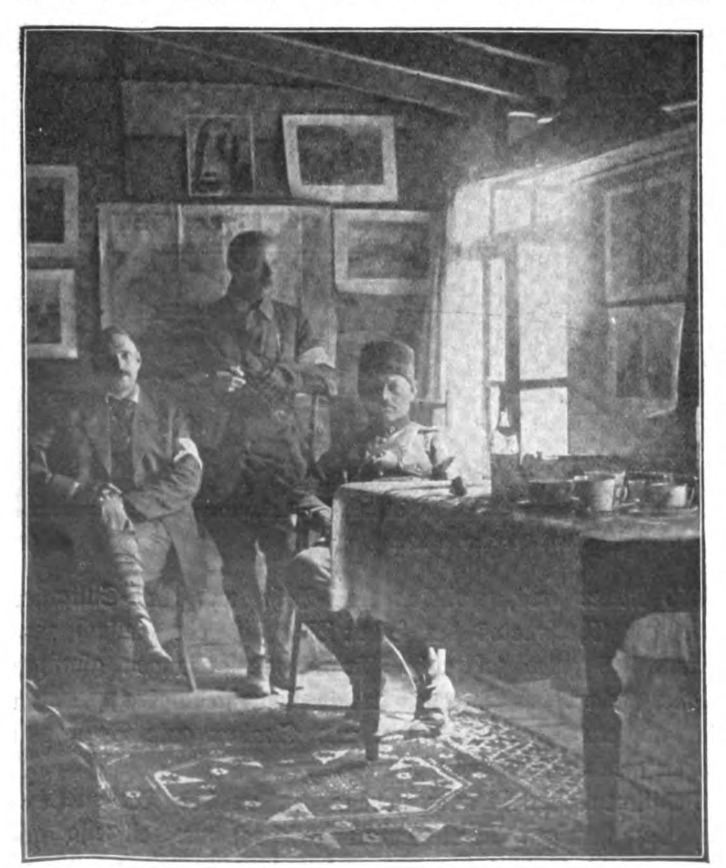


Karte der Dardanellen

am schmalsten, nur 1350 Meter breit, zwischen Kilid-Bahr und Kale-Sultanie. Die Halbinsel Gallipoli, der Chersoneros der Alten Welt, ist ein vielfach zerrissenes, felsiges Bergland, das zwar zahlreiche, für Truppenlandungen günstige Buchtungen aufweist, aber gelandeten Truppen wenig Entwickelungsraum, dem Verteidiger dagegen in Hunderten von Schluchten und Spalten gute Deckungen und zudem treffliche beherrschende Höhenstellungen bietet.

Bei Beginn der politischen Verwickelungen bestanden an der Dardanellenstraße zwar zahlreiche, der heutigen Artilleriewirkung jedoch nur teilweise gewachsene Verteidigungswerke; die Türkei hatte zwar seit 1891 — merkwürdigerweise auf Drängen Englands — den Ausbau der Befestigungen, den Ansprüchen

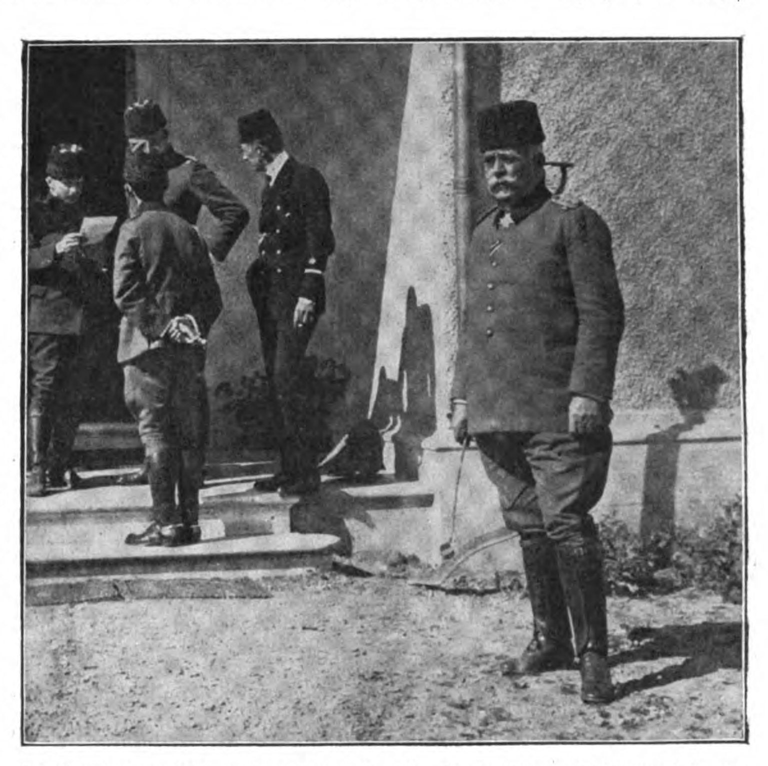
der Neuzeit entsprechend, begonnen, ihr ewiger Geldmangel aber war der Vollendung immer wieder hemmend in den Weg getreten. Man konnte vier Glieder der Verteidigungskette unterscheiden. Die erste, äußere Linie umfaßt auf Gallipoli die Forts Sedil-Bahr und das höher gelegene Ertogrul, sowie einige neue Erdwerke; auf dem asiatischen Festland das Fort Kum-Kalessi und wiederum ein paar Batterien; die Forts waren im wesentlichen uralte höchst malerische, aber militärisch ziemlich wertlose Steinburgen. Unweit liegt das alte Troja. Die zweite Verteidigungslinie reiht sich um die schon erwähnte schmalste Stelle der Meeresstraße und war besser ausgebaut und bestückt. Auch hier gab es zwar alte steinerne Forts, wie Kilid-Bahr, zu deutsch Meeresschlüssel, Tschanak, zu deutsch Topfschloß, Kale-Sultanie, Sultansburg und das neuzeitlicher ausgebaute Hamidije, das Kernwerk der ganzen Befestigungen; daneben zahlreiche widerstandsfähige Batterien. Die dritte Verteidigungslinie lag an der nächsten Enge (auf der asiatischen Seite), wo wiederum eine Reihe starker, wenn auch nicht ganz moderner Forts neben Einzelbatterien den Weg sperrten. Die letzte Linie, schon hart am Marmarameer, zog sich in einer Reihe von Batterien bis zur Stadt Gallipoli und Bulair hin; der letztgenannte Ort, auf der schmalsten Stelle der Halbinsel (hier 4500 Meter breit) gelegen, ist auch nach der Landseite durch starke Befestigungen gut gedeckt, die etwa gelandeten Truppen den Vormarsch auf Konstantinopel verwehren sollen.



Oberstleutnant Wehrle, der Kommandant der Haubitzenbatterien am Eingang der Dardanellenstraße in seinem Unterstand nahe Troja

Da die Entente den Türken gütigst hinreichende Zeit vor dem ersten ernstlichen Angriff gewährte, so wurden die brauchbaren Forts unter Leitung deutscher Seeoffiziere und Mithilfe deutscher Artilleristen aufs beste instand gesetzt, an den gefährdetsten Stellen neue Batterien errichtet, Verbindungsstraßen, Scheinwerferanlagen, Telegraphen- und Telephonleitungen gebaut; als Artillerist zeigte sich zumal

Oberst Wehrle, ehedem Lehrer an der Schießschule zu Jüterbog, als Meister seines Fachs. Die Oberleitung des Dardanellenschutzes aber lag in den Händen des Admirals v. Usedom. Besonders wirkungsvoll erwiesen sich auch auf Schienenstränge gesetzte Batterien, die ihre Stellungen leicht wechseln konnten und dem feindlichen Feuer, sobald sich die schweren Schiffskolosse auf sie eingeschossen hatten, schnell entzogen wurden, um sogleich wieder von einem andern Platz aus scharf in Wirksamkeit zu treten. Eine umfassende Minensperre kam all diesen Maßregeln wirkungsvoll zu Hilfe. An Geschützen fehlte es der Türkei nicht; wohl aber mußte man mit der Munition zeitweise sparsam umgehen, obwohl, wiederum durch deutsche Offiziere und Ingenieure, bald größere Munitionsfabriken in Betrieb kamen.



Admiral von Usedom, der Kommandant der Dardanellen, mit seinem Stab

Reich an geschichtlichen Erinnerungen ist das heißumstrittene Stück Welt. Die Sage läßt sich hier das der Weltliteratur angehörige Liebesdrama zwischen Hero und Leander abspielen; unweit der Dardanellenöffnung lag auf asiatischem Boden, wie schon erwähnt, die Stadt Troja; über den Hellespont ließ der Perser Darius 515 vor Chr. seine berühmte Brücke schlagen; Byzantiner, Venetianer, Genuesen kämpften an den Dardanellen; die Osmanen bauten nach dem Fall von Konstantinopel die ersten Forts an ihnen, die so manchen Angriffen der Venetianer erfolgreich widerstanden. Dann trat zur Zeit Peters des Großen zum erstenmal die freie Durchfahrt durch die Dardanellen vom Schwarzen zum Mittelmeer in das Gebiet der großen europäischen Politik ein, um, in immer neuen Wandlungen, nie mehr unterzutauchen. Es würde zu weit führen, sie im einzelnen zu verfolgen. Im Jahre 1840 schien die Hauptfrage gelöst: die Dardanellen wurden durch einen Vertrag zwischen England, Rußland, Österreich, Preußen und der Türkei, wie man damals zu sagen pflegte, „internationalisiert“; unter Garantie der Großmächte übernahm der Sultan die Verpflichtung, kein fremdes Kriegsschiff in die Meerengen des Bosporus und der

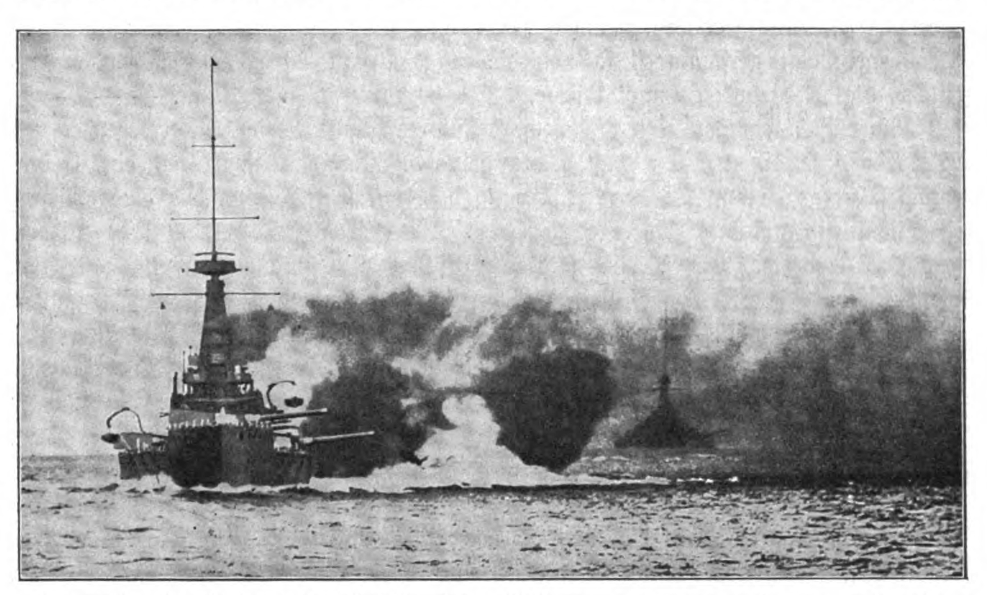
Dardanellen hineinzulassen. Kurze Dauer nur hatte das Abkommen. Zwar wurden 1841 in London die wichtigsten Bestimmungen im wesentlichen erneuert, aber schon 1853 schickten England und Frankreich eine Flotte durch die Dardanellen, ‚um den Sultan zu schützen'; 1854 brachen durch den Krimkrieg alle Hoffnungen Rußlands auf Konstantinopel zunächst restlos zusammen. Im Pariser Vertrag wurde dann endgültig die Neutralisierung des Schwarzen Meeres und die Schließung der Meerengen beschlossen und festgelegt. Es war deutsche, übel belohnte Freundschaft, die Rußland nach dem Frankfurter Frieden 1871 wesentliche Erleichterungen vom harten Zwange, vor allem wieder die Möglichkeit verschaffte, eine eigene Schwarze-Meer-Flotte auszubauen, und dem Sultan freie Hand ließ, die Dardanellen in Friedenszeiten ‚für Kriegsschiffe befreundeter und verbündeter Mächte' zu öffnen. Im Berliner Frieden von 1878, in dem Bismarck als ‚ehrlicher Makler' auftrat, wurden diese Bestimmungen ihrem hauptsächlichsten Inhalt nach bestätigt. Sie blieben auch bis zum Ausbruch des jetzigen Krieges in Geltung, und die Türkei hat sich tatsächlich, auch unter schwierigen Verhältnissen, redlich bemüht, diese Geltung zu wahren. Eine höchst seltsame Wendung aber ist es, daß die Interessen gerade Englands, die sich in jenen, hauptsächlich gegen Rußland gerichteten Bestimmungen aussprechen, nun um desselben Rußlands willen durchbrochen werden sollten! Und deshalb kann hier nur noch einmal der Zweifel an der Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit der britischen Politik gegenüber dem eigenen Bundesgenossen betont werden. Wäre der Entente die Durchbrechung der Dardanellensperre wirklich gelungen, hätte sie Konstantinopel genommen, so bleibt es höchst fraglich, ob England die ersehnte Beute tatsächlich dem Zaren zu Füßen gelegt haben würde!

Vielleicht — wer vermag es zu sagen! — kämpften die Engländer in erster Linie so hartnäckig und opferreich an den Dardanellen, weil sie hier Ägypten am besten zu verteidigen meinten; weil sie nicht ganz mit Unrecht hofften, die von Syrien aus gegen den Suezkanal angesetzten türkischen Truppen von dort abziehen und dann vor Konstantinopel festhalten und schlagen zu können.

Dem sei, wie ihm sei: ganz leichten Herzens sind wahrscheinlich auch die militärischen Sachverständigen der Franzosen und Engländer an das Dardanellen-Unternehmen nicht herangegangen, an ein Unternehmen, dessen Schwierigkeiten in der ganzen Welt bekannt waren. Die Politiker aber brauchten endlich einmal einen Erfolg, nachdem sowohl die russische Dampfwalze wie die französische Winteroffensive versagt hatten. Und in den Händen der Politiker lag bei den Verbündeten immer die Entscheidung. Hinzu kam, daß sowohl in Frankreich, wie in England, und auch in Rußland die Widerstandskräfte der Türkei, sowohl die sachlichen wie die moralischen, stark unterschätzt wurden und ebenso die Möglichkeiten, welche sich das Deutsche Reich geschaffen hatte, der Türkei wirksame Unterstützung zu leihen.

So wurden zunächst französische und englische Seestreitkräfte ins Verderben gejagt.

Es ist nicht mit völliger Sicherheit festzustellen, wie groß diese Kräfte, welche Schiffe an dem Unternehmen beteiligt waren, zumal sie nicht sämtlich von vornherein, vielmehr allmählich eingesetzt wurden. Erst seit Anfang März liegen einiger-



Das englische Linienschiff „Queen Elizabeth“, eine Breitseite gegen die Dardanellenbefestigungen feuernd
Phot. R. Sennecke

maßen zuverlässige Angaben vor, die G. A. Erdmann in seinem Buch über die Dardanellen (Velhagen & Klasing, Bielefeld) wie folgt nach englischen Meldungen zusammengestellt hat. Wobei er zweckmäßigerweise das Baujahr der einzelnen Fahrzeuge, ihre Wasserverdrängung und ihre artilleristische Ausrüstung in Klammern beifügte:

Die Seekräfte der Entente vor den Dardanellen

England: „Queen Elizabeth“ (1913; 27500 t; 8 38,1-, 16 15,2 Zentimeter-Geschütze), „Agamemnon“ (1906; 16770 t; 4 30,5-, 10 23,4 Zentimeter-Geschütze), „Lord Nelson“ (wie „Agamemnon“), „Swiftsure“ (1903; 12000 t; 4 25,4-, 14 19 Zentimeter-Geschütze), „Triumph“ (1903; wie „Swiftsure“), „Irresistible“ (1898; 15000 t; 4 30,5-, 12 15,2 Zentimeter-Geschütze), „Cornwallis“ (1901; 14220 t; 4 30,5-, 12 15,2 Zentimeter-Geschütze), „Canopus“ (1897; 13160 t, 4 30,5-, 12 15,2 Zentimeter-Geschütze), „Albion“ (1898; wie „Canopus“), „Ocean“ (1898; wie „Canopus“), „Vengeance“ (1899; wie „Canopus“), „Prince George“ (1895; 15140 t; 4 30,5-, 12 15,2 Zentimeter-Geschütze), „Majestic“ (wie „Prince George“), zusammen 13 Linienschiffe, dazu der Panzerkreuzer „Inflexible“ (1907; 20000 t; 8 30,5-, 16 10,2 Zentimeter-Geschütze).

Frankreich: „Charlemagne“ (1895; 11290 t; 4 30,5-, 10 13,8 Zentimeter-Geschütze), „Gaulois“ (1896; wie „Charlemagne“), „Bouvet“ (1896; 12030 t; 2 30,5-, 2 27,4-, 8 13,8 Zentimeter Geschütze) und „Suffren“ (1899; 12730 t; 4 30,5-, 10 13,8 Zentimeter-Geschütze), zusammen vier Linienschiffe.

Rußland: „Askold“, geschützter Kreuzer (1900; 6000 t; 12 15,2 Zentimeter-Geschütze).

Außer diesen großen Schiffen, allerdings zum weitaus größten Teil dem älteren Flottenmaterial entnommen, waren noch zahlreiche leichte Streitkräfte an Kleinen Kreuzern — England hatte noch vier Kleine Kreuzer, darunter „Amethyst“ und „Dublin“ und mehrere Zerstörerflottillen nach den Dardanellen

gezogen — Unterseebooten, Minensuchern und sonstigen Hilfsschiffen allerart vor den Meerengen versammelt, so daß die Angabe von 40 bis 60 Fahrzeugen und mehr, die wiederholt gemacht wurde, durchaus zutreffend sein kann. — — —

November 1914. Erste Kämpfe vor den Dardanellen

Anfang November hatten französische und englische Linienschiffe, Kreuzer und Torpedoboote einen ersten Angriff, anscheinend nicht viel mehr als eine Erkundungsfahrt gegen den Dardanelleneingang unternommen, der mühelos abgewiesen, bei dem nicht einmal die uralten Forts Kum-Kalessi und Sedil-Bahr niedergekämpft worden waren. Es folgte die schon erwähnte lange Ruhezeit, von England und Frankreich zur Heranziehung von Verstärkungen und zur Einrichtung von Stützpunkten auf den Inseln Imbros und Tenedos benutzt. Vor den Dardanellen lagen immerhin meist einige Linienschiffe, Kreuzer und Torpedoboote zur Beobachtung, und ab und zu donnerte es herüber und hinüber. Ab und zu suchte auch ein Tauchboot durch die Engen und Minensperren zu schlüpfen. Dem Engländer B 11 gelang es dabei, wirklich einmal bis in die Bucht von Dardanos zu kommen und, am 16. Dezember, einem würdigen alten Herrn, dem im Jahre 1874 erbauten türkischen Linienschiff „Messudije" einen Torpedo in die Rippen zu jagen. Bei einem Nacheiferungsversuch dagegen wurde am 15. Januar 1915 das französische Tauchboot „Saphir" rechtzeitig entdeckt und zusammengeschossen.

20. Februar u. ff. 1915 Beschießung der Außenforts

Erst am 20. Februar 1915 setzten die stärkeren Angriffe ein. Ein Geschwader von acht französischen und englischen Linienschiffen bombardierte an diesem Tage mit schwersten Kalibern ziemlich ergebnislos die Außenforts und die diesen benachbarten Batterien, wobei in der Orkanie-Batterie, nahe Kum-Kalessi, der Kommandant, Leutnant zur See Woermann, den Heldentod fand. Von jetzt an reihte sich tagein tagaus eine Beschießung an die andere. Am 24. Februar versuchte sogar das neueste und stärkste der beteiligten englischen Schiffe, das Großkampfschiff „Queen Elizabeth", mit seinen 38-Zentimeter-Geschützen durch indirektes Feuer von der Sarosbucht über die Halbinsel Gallipoli hinweg einzugreifen, räumte aber bald das Schlachtfeld, von einigen türkischen Haubitzschüssen sauber belehrt. Der 25. Februar brachte einen Angriff durch zehn Panzerschiffe, von denen drei, darunter der große „Agamemnon", schwer beschädigt wurden; tags drauf erschienen nicht weniger als 22 Panzer und 20 Torpedoboote, die vergeblich im vielstündigen Kampf Tausende von Granaten auf die die Einfahrt deckenden Forts und Batterien schleuderten; einzelne Einheiten gelangten zwar, zum erstenmal, bis in die Einfahrt, konnten aber trotz gewaltiger artilleristischer Überlegenheit die Forts nicht völlig niederkämpfen — am 28. antworteten diese noch sehr kräftig und setzten fünf Panzer außer Gefecht.

Von Anfang März an steigerte sich die Wucht der Angriffe. Unter dem Schutz der großen Panzer erfolgten Landungsversuche, die aber stets scheiterten; ebensowenig Erfolg hatten anscheinend die feindlichen Minensucher, die in jeder Nacht in den Engen auftauchten, aber durch die Scheinwerfer immer entdeckt und verjagt wurden. Bis Mitte März hatten die Türken, wie berichtet wird, nicht weniger als fünfzehn größere englische und französische Schiffe so schwer beschädigt, daß sie zur Wiederherstellung nach Lemnos, wo sich die Flotten ebenfalls einen Stützpunkt eingerichtet hatten, geschleppt werden mußten.

18. März 1915. Schlacht um die Durchfahrt

Der 18. März sollte der Entente endlich die Entscheidung und, wie sie mit Bestimmtheit erwartete, den großen Sieg bringen. Es kam aber wieder einmal ganz anders.

Hören wir, wie ein Augenzeuge der schweren Kämpfe dieses Tages, Otto v. Gottberg, in einem packenden Bericht (zuerst veröffentlicht in der Vossischen Zeitung vom 30. April 1915) das harte Ringen schildert:

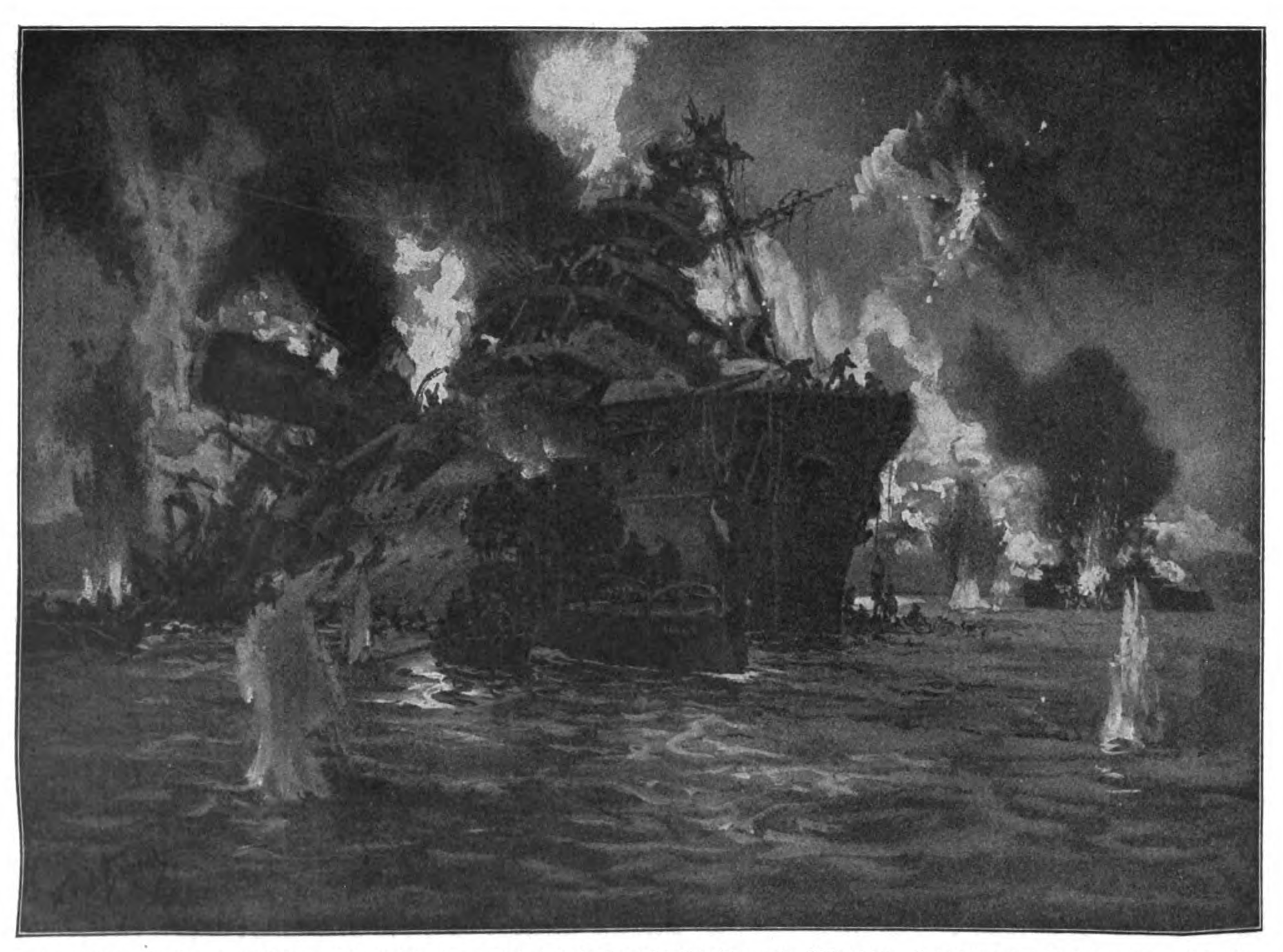
Der Morgen des 18. März ist sonnig und windstill. Hauptmann Sernow schraubt sich von Tschanak schnell zur Höhe von 1600 Metern hinauf. Der Beobachter, Major Schneider, sieht drüben auf dem europäischen Ufer Kilid-Bahr als lichtgraue Muschel am Strand liegen. Westwärts geht jetzt der Flug, und frei schweift der Blick die Dardanellen entlang bis weit ins Glitzern des Ägäischen Meeres hinein. Vor dem Mund der Enge liegen wieder zwei englische Linienschiffe und in Dwarslinie vier Zerstörer. Aber . . . ‚Okuli‘, lacht der Major Schneider, denn zehn Seemeilen hinter den Briten fahren westlich der Kanincheninsel sechs große und drei kleine feindliche Schiffe in Kiellinie auf die Dardanellen zu. Beim Überfliegen werden die Linienschiffe „Queen Elizabeth“, „Lord Nelson“, „Agamemnon“, „Triumph“, Panzerkreuzer „Inflexible“ und drei Kleine Kreuzer erkannt. Und gerade da gehen drüben zur Linken bei Tenedos bunte Flaggen im Signalmast des französischen Admiralschiffes hoch. Die vier Franzosen gehen Anker auf, formieren Kiellinie und folgen den Engländern. Hauptmann Sernow steuert über das Geschwader hinweg. Weiß wie Schneeballen schimmern unter ihm Schrapnellwölkchen, die das schnell bis Tenedos schwirrende Flugzeug treffen sollten. Acht ältere Linienschiffe noch zählt der Beobachter bei der Insel, die des Gegners Basis ist, und zwei Werkzeugschiffe, Kohlendampfer, Lazarettschiffe, Minensuchdampfer, U- und Torpedoboote liegen hier als der riesige Troß einer Flotte auf dem dunklen Wasser. Hauptmann Sernow wendet den Apparat zum Rückflug nach Tschanak. Major Schneider springt dort heraus und meldet Usedom Pascha: „Der Feind im Anmarsch!“

Die Sonne stach schon brennend, als um 11 Uhr 30 Minuten vormittags der Gegner mit zehn Schiffen die Bombardementsstellung bildete. Den rechten Flügel vor dem asiatischen Ufer hielten „Triumph“ und „Bouvet“, den linken vor dem europäischen „Gaulois“ und „Charlemagne“. Die Schiffe standen eine deutsche Meile vom Mund in den Dardanellen. Etwas zurück lagen in der breiten Lücke zwischen rechtem und linkem Flügel „Lord Nelson“, „Agamemnon“, „Queen Elizabeth“ und „Prince George“. Drei Kilometer hinter dem rechten Flügel schaukelten „Suffren“ und „Inflexible“. Um 11 Uhr 40 Minuten vormittags beginnt der Gegner zu feuern. Seine Schiffe schieben sich langsam hin und her, um stets in gleicher Peilung zu schießen, und gleiten im Lauf des Tages allmählich tiefer in die Meerenge. Die beiden Flügelschiffe zur Rechten legen ihr Feuer auf Fort Dardanos und unsere Haubitzstellungen. „Queen Elizabeth“, „Lord Nelson“, „Agamemnon“ und „Inflexible“ wählen als Ziel Fort Hamidije Anadol vor Tschanak und die drei Forts Medjidje, Hamidije Rumeli und Nemaska vor Kilid-Bahr. „Gaulois“ und „Charlemagne“, die Franzosen auf dem linken Flügel, unterstützen das Feuer der vier Engländer, die meist Einzelschüsse oder Zweischußsalven abgeben, durch Salven ihrer schweren Turmgeschütze. An-

griffsdrang oder Nervosität treibt die Franzosen bald vorwärts. Sie scheinen nicht ruhig.

Usedom Pascha wählt mit dem Stab seinen Beobachtungsstand auf dem Kamm einer Höhe am asiatischen Ufer. Auf dem Bauch im Sand liegend, überblicken die Herren ein Kampffeld auf Wasser und Erde wie aus der Vogelschau. Der Rauch aus feindlichen Schiffsgeschützen streicht, wie an Regentagen der Nebel des Gebirges, in Ballen, in Fetzen, in langen losen Schleiern durch die Meeresstraße. Vom Blitz aus Geschützmäulern zerrissen und durchwirbelt, rollt er in Säulen zum Ufer oder steigt wie in Flucht zum Himmel. Die Türme der Franzosen scheinen beim Krachen der Salve in lodernde Flammen gekleidet. Blitzschlangen huschen die Breitseiten der Briten entlang. Am Ufer bebt die Erde, und über dem Wasser zittert die Luft zum Krachen und Bersten der Granaten. Sie pflügen Sandhügel als vermeintliche Batterien um und zerwühlen die Erde der Werke. Staub wie vom Marschieren eines Millionenheeres hängt bald über der uralten Landschaft. Von Land und Meer spritzen nach dem Einschlagen der Granaten viele Dutzende, nein hundert hohe Säulen von Staub und Wasser gleichzeitig auf. Am riesigsten ragen sie dort, wo die 38-Zentimeter-Geschütze der Briten gegen Fort Hamidije spielen und — scheinbar — das Werk vom Erdboden fegen. Starr und oben gespitzt wie der Turm eines Minarett steht für Sekunden die durch das Geschoß aus der See gehobene Wassersäule dicht vor dem Fort. Wie eine Windhose trägt das aufgekommene Wehen sie zur Seite. Klatschend bricht sie über dem Werk zusammen. Wie in Wut oder Schmerz schäumt das vom Eisenhagel zerwühlte Meerwasser zwischen Tschanak und Kilid-Bahr, und wenn eine Granate bei der Berührung mit dem Wasser explodiert, gibt es „Butterbrote", die auf Hunderte von Metern, immer wieder aufschlagend, über den blanken Spiegel flitzen. Um Mittag werfen die Engländer den von Mohammed dem Eroberer erbauten Turm eines alten Forts in Trümmer. Eine Granate reißt die Spitze des unfernen Minaretts ins Weite. Drüben stehen die Kasernen von Kilid-Bahr in Flammen. Dörfer, Häuser und die Baracken bei Batterien brennen. Auch um den Stab auf der Höhe fallen Eisenkoffer. Bange Sorge fragt dort, ob es wohl möglich sei, daß der Kanonier in den Werken so furchtbares Feuer überdauere. Da bringt ein munterer, helläugiger Matrose ein Kochgeschirr: „Es ist halb eins und gibt Königsberger Klopse, Exzellenz!"

Unser Mann am Geschütz, Deutscher wie Türke, lag unterdessen in voller Deckung und bediente die Kanone nur, wenn er eines Zieles gewiß und der Gegner in Schußweite war. Fort Hamidije griff um 1 Uhr 20 Minuten ein und schlug eine halbe Stunde später „Bouvet" die Wunde, die ihn zwang, mit starker Schlagseite zur Ausfahrt zu hinken. Gleichzeitig nahmen die drei Forts vor Kilid-Bahr „Gaulois" und „Charlemagne" unter Feuer und beschädigten „Gaulois" so stark, daß er im Lauf des Nachmittags seinem Landsmann folgen, und um Wegsinken zu verhindern, bei der Kanincheninsel auf den Strand gesetzt werden mußte. Abgeschleppt, soll er nach Zeitungsnachrichten während der nächsten stürmischen Tage vor Tenedos gesunken sein. „Bouvet" schleppte sich aus unserem Feuerbereich hinter die Halbinsel Kefes. Die Geschütze des Forts Dardanos, westlich der von



Der Untergang des französischen Linienschiffs „Bouvet“ in der Dardanellenschlacht am 18. März 1915. Zeichnung von Professor Hans Bohrdt

einem Leuchtturm gekrönten Halbinsel, konnten ihn nicht unter Wasser schicken, da sie durch die Beschießung der Wälle für den Augenblick versandet waren. Vielleicht vom europäischen Ufer kam der Treffer, dem eine Detonation auf „Bouvet" folgte. Aus dem Rauch, der das Schiff verhüllte, trat für einen Augenblick der Mast mit starker Neigung nach Steuerbord. Es war 2 Uhr 3 Minuten nachmittags, als, Bug voran, das Fahrzeug mit gleicher Neigung sank und sich Kiel oben drehte. Für Minuten zeigte es den grünen Anstrich des Bodens, auf den Leute der Besatzung, um sich zu retten, kletterten. Zerstörer hielten auf die Unfallstelle zu. Einer konnte durch die Türken in Grund geschossen werden.

Gegen 4 Uhr nachmittags kam „Irresistible" den Geschützen vom Fort Hamidije nahe genug. Zwanzig Minuten später blies sie, mit Schlagseite nach Backbord, dichten weißen Dampf aus den Schornsteinen ab. Mit der Strömung trieb sie bewegungslos im Feuer der Haubitzbatterien. Vorübergehend richtete sie sich auf, aber ihre Geschütze wurden nicht mehr bedient. Die Türme standen noch in der Richtung der letzten Verwendung. Also war die Mannschaft beim Leckdienst. Gegen 5 Uhr näherten sich Zerstörer, um die Besatzung zu retten. Sie trat auf Deck an, mußte aber unter türkischem Haubitzfeuer nach unten flüchten.

Der Feind zog seine letzten beiden Schiffe von Tenedos zur Verstärkung der Feuerlinie heran. Doch bald begriff er, daß sein Angriff gescheitert sei. Mit Kurs nach Tenedos begannen feindliche Fahrzeuge auszulaufen. Unter ihnen war „Ocean", der plötzlich Schlagseite zeigte. Mit sehr langsamer Fahrt versuchte er den Mund der Enge zu erreichen. Augenscheinlich ohne Absicht schlug er in Höhe von Halil Eli einen Bogen nach Steuerbord. Wiederum stark krängend, mußte er unter dem Feuer unserer Batterien schweigen. Jetzt hatte Fort Dardanos die Geschütze wieder klar, richtete sie auf die „Irresistible" und brachte das Schiff später, gegen die siebente Abendstunde, zum Sinken. Vorläufig weckte das Wiedererwachen der Batterien von Dardanos neues Leben auch im Gegner. Wie erbost bellende Hunde auf ihr schon totgeglaubtes Opfer stürzten alle feindlichen Schiffe sich zu wütendem Feuer auf Dardanos, ohne es zum Schweigen zu bringen. Die Kanonen von Medjidje Rumeli kamen zu Hilfe. Um 6 Uhr abends traten die bewegungsfähigen Fahrzeuge des Gegners den Rückzug an. Wunden trugen fast alle nach Tenedos. „Inflexible" mußte nach Zeitungsnachrichten 150 Tote bestatten. Auf einen Treffer war eine Feuersäule in Höhe ihrer vorderen Brücke beobachtet worden. „Queen Elizabeth" und „Lord Nelson" hatten unter unserem Haubitzfeuer bei starker Rauchentwicklung schwer gelitten. — Als die ersten Schatten der Nacht auf die Meerenge fielen, waren auf ihrem Wasser sichtbar nur noch „Triumph", der durch den Mund nach außen fuhr, und „Ocean", der, umringt von helfenden Zerstörern, mit dem Strom aus dem Feuerbereich unserer Batterien trieb. Im Licht des nächsten Morgens lagen auf dem dunklen Wasser drei jener weiten Ölflächen, die, wie Kreuz oder Stein auf Friedhöfen, oft für Tage die Wellengräber von Schiffen zeichnen. Darunter ruhen „Irresistible", „Bouvet" und „Ocean", die mit „Gaulois" die Märzgefallenen vom 18. 3. 1915 sind. Der Sieg über die englische Flotte hatte die verbündeten Türken und Deutschen 3 Offiziere und 21 Mann an Toten und 2 Offiziere, 77 Mann an Verwundeten gekostet. — — —



Tschanak-Kalessi. Der Schauplatz der Dardanellen-Kämpfe am 18. März 1915
Ölstudie von Amandus Faure

Der 18. März wurde in seinen Folgen so bedeutungsvoll, daß wir noch einen Brief eines anderen deutschen Mitkämpfers einzuschalten uns nicht versagen können, der zuerst im Pforzheimer Anzeiger, dann in der Leitzenschen Sammlung, „Der große Krieg in Feldpostbriefen“ (Julius Zwißlers Verlag, Wolfenbüttel) erschien:

Ein herrlicher Tag bricht an; orientalischer Frühlingstag. Von 8 bis 9 Uhr früh eine friedliche Infanterieübung. Um 9 Uhr werde ich zur Beaufsichtigung eines Arbeitsdienstes kommandiert. 11 [30] Uhr: Der Mann auf dem Wall steht am Scherenfernrohr und sucht die Einfahrt zu den Dardanellen ab. Ich bin in der Nähe der Küche und lasse meinen Blick zum Manne am Scherenfernrohr schweifen, zu dem noch mehrere Kameraden eilen und auch nach dem Horizont sehen. Auch ich geselle mich zu ihnen. Holla, heut gilt's. Eine Rauchsäule aus den Schornsteinen eines feindlichen Schiffes. Zwei zähle ich, mehr kommen, fünf, sechs, noch mehr. Zwei Mastspitzen, sechs, acht, zehn, noch mehr, immer mehr. Ein Rumpf hebt sich nun aus dem graudunstigen Äther ab, drei Schiffe, fünf, mehr, zehn und noch mehr. Der Entfernungsmesser zeigt an: Vorderstes Schiff 20000 m; die Entfernung verringert sich, 18000, 17000 m. Da, nun ist's da. Ein Blitz aus dem schweren Geschütz eines schweren Linienschiffes; nach etwa 30 Sekunden im Gebirge ein Aufschlag, Rauch, eine Erdsäule, dann der Knall des Schusses bei uns, nein, kein Knall, ein dumpfes Rollen und Zittern, ein todesbanges, schweres Schüttern. Und dann: Aus dem Rohr des Schiffes zucken die kurzen, feurigen Blitze, rasselt das Eisen nach unseren Batterien zu beiden Seiten der Dardanelleneinfahrt. Andere Schiffe fallen ein, dann alle; und nun antworten auch unsere Batterien und schleudern einen fürchterlichen Eisenhagel gegen die auf dem Wasser schwimmenden lebenden Ziele, die englisch-französischen Kriegsschiffe, deren Zahl nunmehr sechzehn beträgt, und die aus 500 Geschützen ihre Geschosse auf uns werfen. 16000 m gibt der Entfernungsmesser als Abstand eines englischen Riesenschiffes von unserer Batterie Hamidije an, der „Queen Elizabeth“, eines Giganten an Kampfkraft und Armierung. Da, ein Feuerblitz aus einem ihrer Kaliber 38-cm-Rohre zuckt auf meine Batterie zu. Nun steh uns Gott bei! Ein wahnsinniges Krachen, Bersten von Mauern, Gestein, eine turmhohe Erdsäule belehren uns, daß diese Geschosse ganze Arbeit machen. An die Mauern unserer Traversen gepreßt stehen wir da und warten, da unsere Geschütze nicht so weit schießen können. Nun dieses Rollen und Sausen in der Luft. Rechts und links von den Dardanellen, im Gebirge, liegt schwerer Pulverdampf, aus dem gräuliche, strohgelbe, rötliche Blitze in furchtbar schneller Reihenfolge zucken. Bis 6 Uhr in der Regel, bis Eintritt der Dämmerung tobt meistens der Kampf. Ein scharfes Rufen, ein stahlhartes Kommando ertönt: „An die Geschütze.“ Kein Mensch kann die Wucht dieses Kommandos erfassen. Ein kurzes Gebet „Du Vater im Himmel führe mich nach deinem Ratschluß und schütze mein Liebstes zu Hause“ und ich habe abgeschlossen; ich bin bereit. Und jetzt: Kommando: Entfernung, Richtung auf jenes Schiff, mit Panzersprenggranaten geladen. Fertig, Feuer! Raus fährt das viele Zentner schwere Geschoß aus dem Rohr. Hurra, Treffer, schwefliger, dunkler Rauch steigt auf dem „Bouvet“, einem französischen Linienschiff, auf; schnell geladen, Feuer! Aus guten Rohren

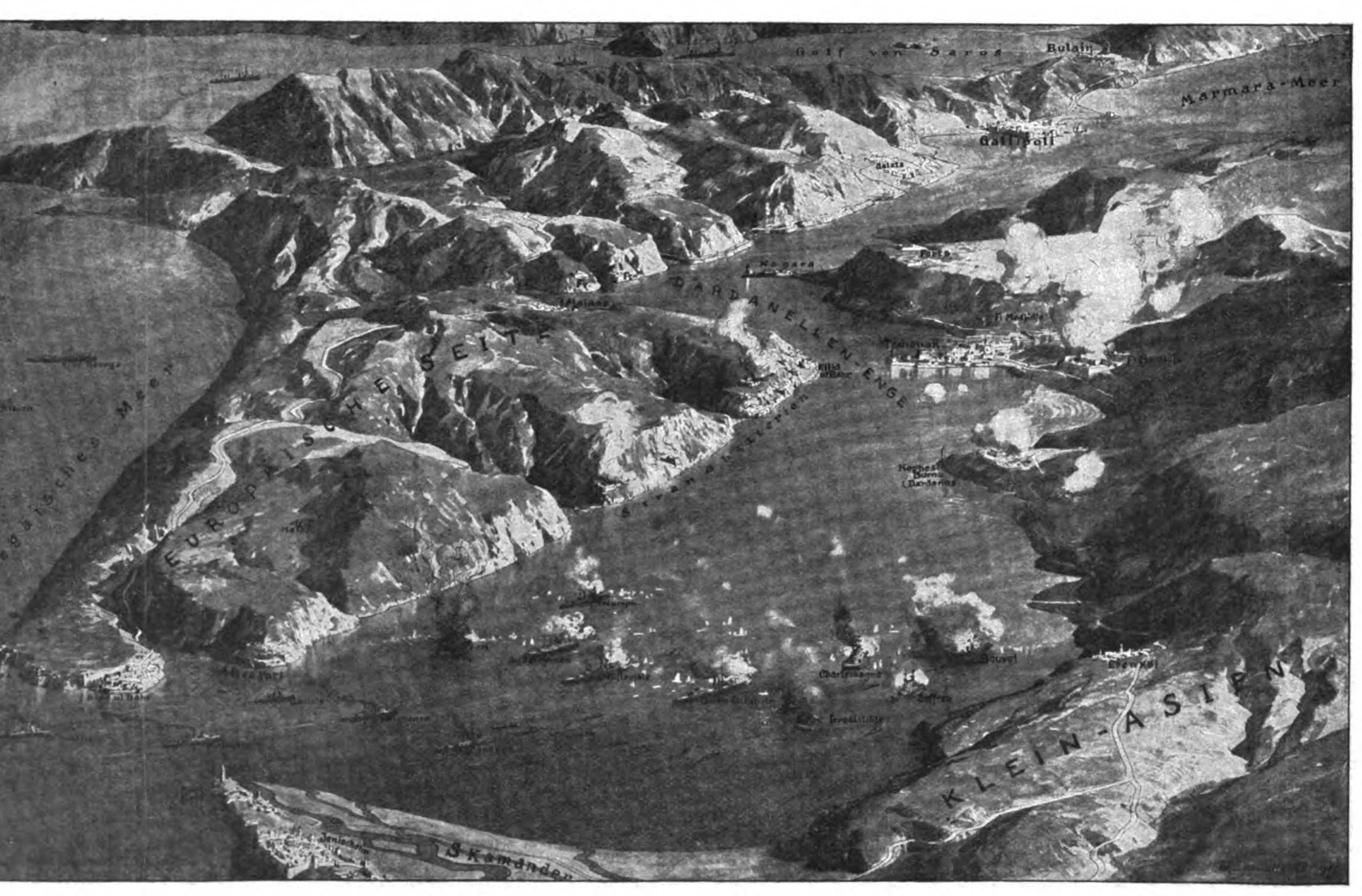
saucht das Eisen in das todgeweihte Schiff. Unsere Schwesterbatterie fällt ein, schießt mit. Da fährt ein Schuß aus einem unserer Kaliber 35-cm-Geschütze, dem „Bouvet" in den Kiel. Das Schiff sinkt. In weniger als zwei Minuten ist das mächtige Linienschiff unter der Wasseroberfläche verschwunden, mit ihm die gesamte Besatzung, 5 Offiziere und 20 Matrosen wurden gerettet. Trotz des furchtbaren Ernstes finden wir Zeit zu drei ehrlichen Hurras. Links sendet uns das englische Linienschiff „Irresistible" seine 38,5-cm-Geschosse. Rasch folgt die Abrechnung. Wir jagen ihm aus vielen Rohren die todspeienden Eisenklumpen in den Riesenleib. Schwere Aufschläge auf dem Panzer, auf Deck, in den Maschinenräumen. Der „Irresistible" liegt todwund, unbeweglich, für den Meeresgrund bestimmt, er kann nicht mehr feuern. Ein Torpedobootszerstörer kommt ihm zu Hilfe; ½8 Uhr abends sinkt „Irresistible". Feuer auf ein anderes Schiff: Der „Ocean" liegt mundgerecht, 10 Minuten brauchen wir, dann ist er zerfetzt. Er wird weggeschleppt, sinkt jedoch noch innerhalb der Dardanellen. Dem „Inflexible" schaffen wir 160 Tote, er wird ins Ägäische Meer geschleppt. Feuer, weiter feuern. Der „Gaulois" ist noch greifbar. Er fühlt unsere Stahlbrocken. Todwund schleicht er davon. Der „Charlemagne" geht schwer beschädigt weg. Die „Queen Elizabeth" erhält fünf Haubitztreffer. Schwächer wird das Feuer, matter, es setzt bald ganz aus. Die feindliche Flotte kämpft auf dem Rückzuge den Verzweiflungskampf; was nicht gesunken ist, erreicht die Einfahrt und fährt in den sicheren Hafen nach Tenedos. ½6 Uhr abends. Der Tag ist gewonnen. Wir haben's getan.

Wir Kameraden schütteln uns gegenseitig die Hand; wortlos, man konnte nicht mehr sprechen. Man wäscht sich das pulvergeschwärzte Gesicht. Man lebt noch und freut sich. Dann gedenkt man der lieben toten Kameraden. Drei Salven, schlaft gut, ihr lieben Kameraden, ihr seid gerächt. Und nun, wieder bereit zu neuem Kampfe, wollen wir uns geloben, auch weiter zu tun, was Soldatenpflicht ist, und wir wollen's gerne tun und mit dem Blute besiegeln.

Nun suchen Sie, bitte, auf der Karte nach Tschanak-Kalessi oder Kale Sultanie: da sind wir zu finden mit unseren türkischen Verbündeten! — — —

Politische Folgen der Schlacht vom 18. März 1915

So war der 18. März zu einer Niederlage der Ententeflotten geworden, der ihre Unternehmungslust auf geraume Zeit brach. In Konstantinopel schätzte man den errungenen Erfolg ganz richtig als einen Sieg ein und feierte ihn jubelnd: konnte doch festgestellt werden, daß nach dem erbitterten Kampf alle Forts und alle Batterien an der Dardanellenstraße unversehrt zu neuer Abwehr bereit standen. In England und Frankreich aber brach endlich die Erkenntnis Bahn, daß das ganze Dardanellenunternehmen in der bisherigen Weise nicht durchzuführen war, daß man es entweder ganz aufgeben oder auf eine völlig neue Grundlage stellen mußte. Das erstere erlaubte selbstverständlich die Rücksicht auf das politische Ansehen nicht: wie hätte man zugeben dürfen, daß man besiegt, gründlichst geschlagen war? Was hätten die Heimatländer, was hätte Italien, das man schon zu gewinnen sicher, was hätten Griechenland, Bulgarien, Rumänien, die man mit fortzureißen immer noch hoffte, dazu gesagt? Was der ganze Orient, in dem es sowieso allerorten kriselte?! Also mußte der blutige Film weiter abgehaspelt werden und neue Bilder zeigen. Ein großes Landungsheer mußte den Seestreitkräften zur Seite gestellt werden. Mehr als je galt es:



Reliefkarte des Dardanellengebiets: Die englisch-französische Flotte während der Beschießung der Dardanellenforts am 18. März 1915. (Die Beschießung endete mit einem glänzenden Sieg der Türken.) Zeichnung von Professor M. Zeno Diemer

die Dardanellen mußten bezwungen, Konstantinopel mußte erobert werden, und wenn es Hekatomben von Menschen kostete! Herr Churchill fand selbstverständlich, trotz aller Mißerfolge, auch trotz seiner Schmach von Antwerpen, für die neue Wendung die schönstklingenden Redensarten.

„Über den Verlusten darf man nicht vergessen, daß der Preis," sprach er, „für welchen Armee und Flotte bei den Dardanellen kämpfen, nur wenige Seemeilen von ihnen entfernt ist. Dabei spreche ich von einem Siege im Sinne einer glänzenden und imponierenden Tatsache, der die Geschicke der Nationen bestimmt und der die Dauer des Krieges abkürzt. Der Kampf wird heiß sein, das Risiko groß und die Verluste grausam, aber der Sieg wird uns für alles entschädigen. Niemals hat sich bei einer großen Nebenaktion eines Krieges eine vollkommenere Harmonie strategischer, politischer und wirtschaftlicher Vorteile miteinander verflochten, niemals eine solche Aktion, welche in bedeutenderer Beziehung zur Hauptentscheidung auf dem zentralen Kriegsschauplatze gestanden hätte. Durch die Meerenge der Dardanellen und durch die Schluchten von Gallipoli führt der kürzeste Weg zum triumphierenden Frieden." —

Später werden wir sehen, wie sehr er sich und die Seinen täuschte. Er, der ja auch zu Beginn des Krieges feierlichst gelobt hatte, die deutsche Flotte aus ihren „Rattennestern" herauszuholen und zu vernichten.

Unser großer Feldmarschall Moltke sollte recht behalten mit seinen 1836 geschriebenen Worten: „Wenn das Artilleriematerial in den Dardanellen geordnet sein wird, so glaube ich nicht, daß irgendeine Flotte der Welt es wagen dürfte, die Straße hinaufzusegeln."

Die deutsche Flotte aber war, seitdem jene dreisten — gelinde gesagt: dreisten — Worte gefallen, bereits kräftig aus ihrem „Rattennest" herausgekommen.

23.—24. Januar 1915 Vorstoß der deutschen Flotte in der Richtung der englischen Küste. Seegefecht westlich Helgoland

In der Nacht vom 23. zum 24. Januar stieß ein stärkeres Geschwader unter Admiral Hipper aus der Deutschen Bucht in der Richtung auf die englische Küste vor: von unseren trefflichen Großen Kreuzern waren „Seydlitz" als Flaggschiff, „Derfflinger", Moltke" und der ältere „Blücher" dabei; ferner die Kleinen Kreuzer „Rostock", „Graudenz", „Kolberg", „Stralsund" und zwei Torpedobootflottillen. Bei recht unsichtigem Wetter trafen sie ungefähr 120 Seemeilen westlich Helgoland überraschend auf ein weit überlegenes, zumal an schwerer Artillerie überlegenes britisches Geschwader, das auch seinerseits einen Vorstoß gegen die deutsche Küste zu beabsichtigen schien. Unter Befehl des Admirals Beatty befanden sich in dem Geschwader nicht weniger als fünf der neusten britischen Schlachtkreuzer, — „Lion" als Flaggschiff, „Prinzeß Royal", „Tiger", „New Zealand", „Indomitable", eine Anzahl Kleiner Kreuzer und über zwanzig Torpedobootzerstörer.

Admiral Hipper beschloß, den Kurs in südöstlicher Richtung zu wechseln. Er versuchte also, den Gegner hinter sich her, auf Helgoland und womöglich in das Feuer der dortigen starken, weittragenden Geschütze zu locken, wo, wie der amtliche Bericht über den Kampf hervorhebt, vielleicht auch deutsche Unterseeboote oder die deutsche Minensperre sich wirksam erweisen konnten. Nicht ohne Einfluß auf die Entschließung des Admirals mögen auch Rücksichten auf Wind- und

Beleuchtungsverhältnisse gewesen sein, die bekanntlich für den Verlauf von Seekämpfen immer von Bedeutung sind. Als die beiden Gegner sich in südöstlicher Richtung bewegten, war die deutsche Linie gegen die englische um eine Strecke vorgeschoben. Das Gefecht näherte sich bis auf 70 englische Meilen Helgoland. Als die beiderseitigen Streitkräfte etwa 20 Kilometer voneinander entfernt waren, eröffnete der britische Admiral das Feuer. Der „Blücher" fuhr als letzter der Großen Kreuzer. Mit Rücksicht auf den alten, langsamen „Blücher" mußte die Fahrgeschwindigkeit auf höchstens 25 Seemeilen gehalten werden, während die englischen Schiffe ihre Geschwindigkeit auf 28 Seemeilen steigern konnten, wodurch sie selbstverständlich im Vorteil waren. Trotz dieser Überlegenheit suchten die Engländer nicht näher an die deutschen Schiffe heranzukommen, sondern aus einer Entfernung von zunächst 20 Kilometern Treffer zu erzielen. Später verminderte sich die Entfernung auf etwa 15 Kilometer. Von den Engländern wurde der „Blücher" unter starkes Feuer genommen. Durch einen schweren Schuß erlitt er bald nach Beginn des Kampfes Maschinenschaden, legte über, setzte aber den Kampf fort. Die anderen deutschen Schiffe vermochten ihm keine Hilfe zu bringen, da sie im eigenen Kampfe fortfahren mußten. So konnten sich dem „Blücher", der in seiner Manövrierfähigkeit naturgemäß stark beeinträchtigt war, englische Torpedoboote nähern und seinen Untergang durch Torpedoschüsse vollenden. Um 12 Uhr 37 Minuten wurde eine heftige Explosion vernehmbar, wonach der „Blücher" sank. Den Engländern aber kostete der Kampf mit dem „Blücher", wie sicher feststeht, zwei Torpedobootzerstörer, die durch ihn vernichtet wurden. Aus dem schon angegebenen Grunde konnten unsere Streitkräfte sich auch am Rettungswerk nicht beteiligen. Die Überlebenden des „Blücher", der am weitesten nach der Richtung Englands stand, wurden von leichten englischen Streitkräften aufgenommen.

Der Kampf war inzwischen weitergegangen und wurde dann von dem englischen Admiral abgebrochen. Über die Gründe dieses Entschlusses ist man auf deutscher Seite auf Mutmaßungen angewiesen. Unmittelbar kann Helgoland hierauf nicht eingewirkt haben, da es immer noch 70 Seemeilen entfernt war. Ob die Annäherung an die deutsche Küste ihm unbehaglich war, ob er Besorgnisse wegen deutscher Unterseeboote hatte oder ob das Ausscheiden eines seiner Schlachtkreuzer maßgebend war, entzieht sich für uns der Feststellung. Der zuletzt angeführte Grund ist der wahrscheinlichste. Tatsache ist, daß ein Schlachtkreuzer zurückblieb und in Dunst und Rauchwolken in die Nähe eines deutschen Torpedobootes geriet, durch das er zweimal mit Torpedoschüssen getroffen wurde. Sein Untergang ist, wie schon hervorgehoben wurde, unbedingt sicher festgestellt.

Stellt man diesen Verlust dem Untergang des „Blücher" gegenüber, so ist der englische Verlust schon hier beträchtlich größer, da es sich bei den Engländern um einen neuen Schlachtkreuzer handelt. Außerdem wurden an den englischen Schiffen schwere Beschädigungen beobachtet, so das Umfallen von Masten und Schornsteinen. Englische Berichte geben ferner selbst zu, daß der Schlachtkreuzer „Lion" einen Unterwassertreffer erhalten und, da einige Abteilungen volliefen, vom „Indomitable" in Schlepp genommen werden mußte. Aus dem Umstande, daß nach englischen Angaben zehn Mann des „Lion" getötet und zehn verwundet

wurden, ergibt sich, daß andere deutsche Schüsse den Panzerschutz durchschlagen und somit erheblichen Schaden angerichtet haben müssen. Von deutscher Seite wurde weiter beobachtet, daß auf einem anderen britischen Schlachtkreuzer — wie später nach englischen Meldungen festgestellt werden konnte, dem „Tiger" — durch Treffer ein großer Brand und Maschinenschaden entstand. „Prinzeß Royal" und „New Zealand" mußten, ebenfalls nach englischen Meldungen, in Dock gehen, hatten also auch schwere Beschädigungen erlitten. Dazu kommt der Verlust an Torpedobootzerstörern. Außer diesen Fahrzeugen war auch ein Zerstörer, es scheint sich um den „Meteor" gehandelt zu haben, durch ein deutsches Unterseeboot vernichtet worden. Ein anderer Zerstörer hatte so schwere Beschädigungen erlitten, daß er in Schlepp genommen werden mußte. Die Kleinen Kreuzer haben auf beiden Seiten am Kampfe nicht teilgenommen.

Vom „Blücher" abgesehen, hatten unsere Schiffe nicht wesentlich gelitten. Einer unserer Kreuzer war völlig unbeschädigt geblieben. Auf einem anderen wurden durch einen Volltreffer geringer Sachschaden sowie Verluste einiger Menschenleben verursacht. Ein dritter Kreuzer hatte eine unbedeutende Schußverletzung und zwei Tote zu verzeichnen. Von den deutschen Torpedobooten war keines gesunken oder auch nur beschädigt worden.

Der Verlust des braven „Blücher", der mit wehender Flagge unter dem Hurra der Besatzung in die Tiefe ging, wurde im ganzen Vaterlande schmerzlich empfunden. Aber man fühlte auch, daß dieser Sonntag, der 24. Januar, ein Ruhmestag für unsere Flotte war: denn das deutsche Geschwader hatte sich, trotz seiner artilleristischen Unterlegenheit, dank zumal der zweifellos besseren Schießausbildung auf das erfolgreichste gewehrt und dem Gegner höchst empfindliche Verluste beigebracht. Die Engländer freilich bauschten das Treffen sofort zu einem Sieg auf. Lügen-Reuter meldete zuerst, am 25. Januar, daß ein Überfall deutscher Kriegsschiffe in der Nordsee abgeschlagen, „Blücher" in den Grund gebohrt, zwei weitere ernstlich beschädigt wären; kein englisches Schiff wäre gesunken. Tropfenweise wurde dann den lieben Lesern der bittere Nachtrunk gereicht.

Die bittersten Tränke aber kamen von anderer Seite. Unsere U-Boote hatten schon seit Kriegsbeginn wackere Arbeit getan, wie wir im 13. Abschnitt schilderten. Im Februar jedoch, nachdem unser Bestand an Unterseebooten durch die emsige Tätigkeit der deutschen Werften stattlich angewachsen und die neueren Boote mit größeren Abmessungen auch einen weit größeren „Aktionsradius" gewonnen hatten, d. h. auf weitere Entfernungen hin verwendbar geworden waren, nahm der U-Bootkrieg ganz andere Gestalt an.

Am 4. Februar 1915 konnte in Berlin ein Geheimbefehl der englischen Admiralität veröffentlicht werden, der — jedem Seerecht ins Gesicht schlagend — „wegen des Auftretens deutscher Unterseeboote im englischen und irischen Kanal" die englischen Handelsschiffe anwies, fortan neutrale Flaggen zu hissen und alle Abzeichen, Reedereizeichen, Namen usw. zu verdecken.

Am gleichen Tage veröffentlichte der deutsche Admiralstab im Reichsanzeiger eine dankenswert kräftige Erklärung von so hoher geschichtlicher Bedeutung, daß sie hier im Wortlaut wiedergegeben werden muß:

„1. Die Gewässer rings um Großbritannien und Irland einschließlich des gesamten englischen Kanals werden hiermit als Kriegsgebiet erklärt.

4. Febr. 1915 Erklärung des deutschen Admiralsstabs über das „Kriegsgebiet“

Vom 18. Februar an wird jedes in diesem Kriegsgebiet angetroffene feindliche Kauffahrteischiff zerstört werden, ohne daß es immer möglich sein wird, dabei die der Besatzung und den Passagieren drohenden Gefahren abzuwenden.

2. Auch neutrale Schiffe laufen im Kriegsgebiet Gefahr, da angesichts des von der britischen Regierung am 31. Januar angeordneten Mißbrauchs neutraler Flaggen und der Zufälligkeiten des Seekrieges es nicht immer vermieden werden kann, daß die auf feindliche Schiffe berechneten Angriffe auch neutrale Schiffe treffen.

3. Die Schiffahrt nördlich um die Shetlandsinseln, in dem östlichen Gebiet der Nordsee und einem Streifen von mindestens 30 Seemeilen Breite entlang der niederländischen Küste ist nicht gefährdet.“

In Ergänzung dieser Erklärung ließ die Reichsregierung am 23. Februar durch Wolffs Telegraphen-Büro bekannt geben:

„Im Hinblick auf aufgetauchte Zweifel über die Ausdehnung der in der amtlichen Ankündigung vom 4. ds. Mts. als Kriegsgebiet bezeichneten Gewässer um Großbritannien nach Norden hin wird mitgeteilt, daß die Orkney-Inseln (also auch der Hafen von Kirkwall) und die Shetlands-Inseln innerhalb des Kriegsgebietes liegen, daß dagegen die Durchfahrten auf beiden Seiten der Faröer-Inseln ungefährdet sind.

Zur Erläuterung der Bekanntmachung des Admiralstabes vom 4. Februar wird den verbündeten, neutralen und feindlichen Mächten folgende Denkschrift der deutschen Regierung über die Gegenmaßnahmen gegen die völkerrechtswidrigen Maßnahmen Englands zur Unterbindung des neutralen Seehandels mit Deutschland mitgeteilt:

Seit Beginn des gegenwärtigen Krieges führt Großbritannien gegen Deutschland den Handelskrieg in einer Weise, die allen völkerrechtlichen Grundsätzen Hohn spricht.

Wohl hat die britische Regierung in mehreren Verordnungen die Londoner Seekriegsrechtserklärung als für ihre Seestreitkräfte maßgebend bezeichnet, in Wirklichkeit aber hat sie sich von dieser Erklärung in den wesentlichsten Punkten losgesagt, obwohl ihre eigenen Bevollmächtigten auf der Londoner Seekriegsrechtskonferenz deren Beschlüsse als geltendes Völkerrecht anerkannten. Die britische Regierung setzt eine Reihe von Gegenständen auf die Liste der Konterbande, die nicht oder doch nur sehr mittelbar für kriegerische Zwecke verwendbar sind und daher nach der Londoner Erklärung, wie nach den allgemein anerkannten Regeln des Völkerrechts, überhaupt nicht als Konterbande bezeichnet werden dürfen. Sie hat ferner den Unterschied zwischen absoluter und relativer Konterbande tatsächlich beseitigt, indem sie alle für Deutschland bestimmten Gegenstände relativer Konterbande ohne Rücksicht auf den Hafen, in welchem sie ausgeladen werden sollen, und ohne Rücksicht auf eine feindliche oder friedliche Verwendung der Wegnahme unterwirft. Sie scheut sich sogar nicht, die Pariser Seerechtsdeklaration zu verletzen, da ihre Seestreitkräfte von neutralen Schiffen deutsches Eigentum, das nicht Konterbande war, weggenommen haben. Über ihre eigenen Verordnungen zur Londoner Erklärung hinausgehend, ließ sie weiter durch ihre

Seestreitkräfte zahlreiche wehrfähige Deutsche von neutralen Schiffen wegführen und hat sie zu Kriegsgefangenen gemacht. Endlich hat sie die ganze Nordsee zum Kriegsschauplatz erklärt und der neutralen Schiffahrt die Durchfahrt durch das offene Meer zwischen Schottland und Norwegen, wenn nicht unmöglich gemacht, so doch aufs äußerste erschwert und gefährdet, so daß sie gewissermaßen eine Blockade neutraler Küsten und neutraler Häfen gegen alles Völkerrecht einführte.

Alle diese Maßnahmen verfolgten den Zweck, durch eine völkerrechtswidrige Lahmlegung des legitimen und des neutralen Handels nicht nur die Kriegführung, sondern auch die Volkswirtschaft Deutschlands zu treffen und letzten Endes auf dem Wege der Aushungerung das ganze deutsche Volk der Vernichtung preiszugeben.

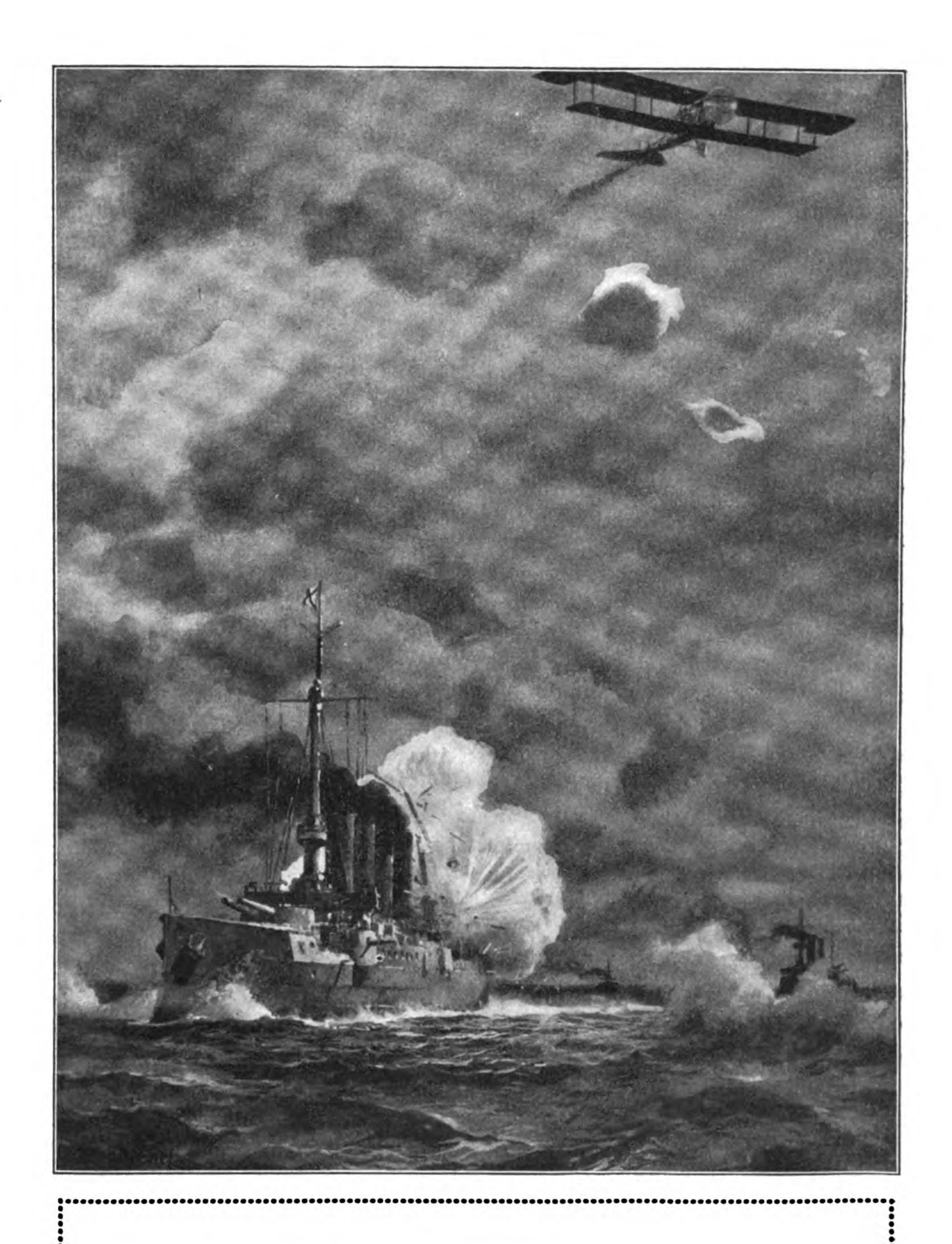
Die neutralen Mächte haben sich den Maßnahmen der britischen Regierung im großen und ganzen gefügt; insbesondere haben sie nicht erreicht, daß die von ihren Schiffen völkerrechtswidrig weggenommenen deutschen Personen und Güter von der britischen Regierung herausgegeben worden sind. Auch schlossen sie sich in gewisser Richtung sogar den mit der Freiheit der Meere unvereinbaren englischen Maßnahmen an, indem sie, offenbar unter dem Druck Englands, die für friedliche Zwecke bestimmte Durchfuhr nach Deutschland auch ihrerseits durch Ausfuhr- und Durchfuhrverbote verhindern. Vergebens machte die deutsche Regierung die neutralen Mächte darauf aufmerksam, daß sie sich die Frage vorlegen müsse, ob sie an den von ihr bisher streng beobachteten Bestimmungen der Londoner Erklärung noch länger festhalten könne, wenn Großbritannien die von ihm eingeschlagenen Verfahren fortsetzen und die neutralen Mächte alle diese Neutralitätsverletzungen zuungunsten Deutschlands länger hinnehmen würden. Großbritannien beruft sich für seine völkerrechtswidrigen Maßnahmen auf Lebensinteressen, die für das britische Reich auf dem Spiele stehen, und die neutralen Mächte scheinen sich mit theoretischen Protesten abzufinden und tatsächlich die Lebensinteressen von Kriegführenden als hinreichende Entschuldigung für jede Art der Kriegführung gelten zu lassen.

Solche Lebensinteressen muß nunmehr auch Deutschland für sich anrufen.

Es sieht sich daher zu seinem Bedauern zu militärischen Maßnahmen gegen England gezwungen, die das englische Verfahren vergelten sollen. Wie England das Gebiet zwischen Schottland und Norwegen als Kriegsschauplatz bezeichnete, so bezeichnet Deutschland die Gewässer rings um Großbritannien und Irland mit Einschluß des gesamten englischen Kanals als Kriegsschauplatz und wird mit allen ihm zu Gebote stehenden Kriegsmitteln der feindlichen Schiffahrt daselbst entgegentreten.

Zu diesem Zweck wird es vom 18. Februar 1915 ab jedes feindliche Kauffahrteischiff, das sich auf den Kriegsschauplatz begibt, zu zerstören suchen, ohne daß es immer möglich sein wird, die dabei Personen und Gütern drohenden Gefahren abzuwenden.

Die Neutralen werden daher gewarnt, solchen Schiffen weiterhin Mannschaften, Passagiere und Waren anzuvertrauen. Sodann aber werden sie darauf aufmerksam gemacht, daß es sich auch für die eigenen Schiffe dringend empfiehlt, ein Einlaufen in dieses Gebiet zu vermeiden. Denn wenn auch die deutschen See-



Ein deutscher Flieger belegt einen englischen Kreuzer mit Bomben

Zeichnung von Professor M. Zeno Diemer

streitkräfte die Anweisung haben, Gewalttätigkeiten gegen neutrale Schiffe, soweit sie als solche erkennbar sind, zu unterlassen, so kann angesichts des von der britischen Regierung angeordneten Mißbrauchs neutraler Flaggen und der Zufälligkeiten des Krieges nicht immer verhütet werden, daß auch sie einem auf feindliche Schiffe berechneten Angriff zum Opfer fallen. Dabei wird ausdrücklich bemerkt, daß die Schiffahrt nördlich um die Shetlandsinseln, in dem östlichen Gebiete der Nordsee und in einem Streifen von mindestens 30 Seemeilen Breite entlang der holländischen Küste nicht gefährdet ist.

Die deutsche Regierung kündigt diese Maßnahme so rechtzeitig an, daß die feindlichen, wie die neutralen Schiffe Zeit behalten, ihre Dispositionen wegen des Anlaufens der am Kriegsschauplatze liegenden Häfen danach einzurichten. Sie darf erwarten, daß die neutralen Mächte die Lebensinteressen Deutschlands nicht weniger als die Englands berücksichtigen und dazu beitragen werden, ihre Angehörigen und deren Eigentum vom Kriegsschauplatz fernzuhalten. Dies darf um so mehr erwartet werden, als den neutralen Mächten auch daran liegen muß, den gegenwärtig verheerenden Krieg sobald als möglich beendigt zu sehen."

Das ganze Albion schnaubte vor Wut. Man hatte zwar selbst in schnödester Weise das Seerecht umgedeutet, verzerrt, zerrissen, doch: Ja, Bauer, das ist ganz was anders!

England und die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika

Mit den Engländern um die Wette aber schnaubten auch die Amerikaner, soweit sie nicht deutscher oder irischer Abkunft waren. Sie hatten so wunderbar schön am Waffen- und Munitionshandel verdient, Millionen über Millionen strömten für alles nur mögliche Kriegsmaterial, vom Kraftwagen bis zum Stacheldraht, nach den Vereinigten Staaten: das herrliche Geschäft sollte nun bedroht und gefährdet sein? Das ging doch nicht an — unmöglich! Daher wappnete unser guter und getreuer Freund, Herr Wilson, Präsident der Union und gerechter Schützer aller Neutralen, sein Herz mit Eisen und erließ eine geharnischte „Note" nach der anderen. Selbstverständlich stände ja dem Deutschen Reich der Bezug von Kriegsmaterial ebensogut zu, wie den übrigen kriegführenden Staaten: Amerikas Schuld sei es nicht, wenn das Deutsche Reich verhindert wäre, die Gelegenheit auszunutzen. Von einem Waffenausfuhr-Verbot (wie es auch vereinzelte anständige Vollblut-Amerikaner forderten), könne natürlich keine Rede sein: solch ein Verbot wäre ja geradezu eine Neutralitätsverletzung seitens Amerikas. Und nun denke man sich das Schrecklichste, kaum Denkbare: wenn etwa ein hochedler Amerikaner sich auf einem Schiff befand, das als Bannware führend einem U-Boot zum Opfer fiel? Und endlich — das stand aber nicht in den diplomatischen Noten — schädigten diese Frechdächse, diese U-Boote, das teure England doch gar zu sehr, das stammverwandte England. Neutralität hin und her, der äußere Anstand erforderte zwar, daß man gelegentlich auch einmal eine hübsch abgefaßte Note nach London sandte — aber man war doch, schon Bluts wegen, verpflichtet, soweit es irgend ging, die schützende amerikanische Flagge über die englischen Nöte zu breiten.

An englischen Nöten aber fehlte es wahrhaftig nicht. Woche um Woche, Tag um Tag mehrte sich die Beute der U-Boote. England stellte sich zwar, als suche eine Mücke einen Elefanten zu verwunden; es stellte höhnend fest, daß täglich

Tausende von Fahrzeugen „ungehindert" in den Häfen des Inselreichs ein- und ausliefen, daß dagegen die Zahl der torpedierten Schiffe „verschwindend" wäre, wobei unter anderen verschwiegen wurde, daß die meisten „ungefährdeten" Schiffe an einem Tage drei oder vier oder noch mehr Häfen anliefen. Nicht zu verschweigen war allerdings, daß durch unsere U-Boote die Frachtsätze für englische und neutrale Fahrzeuge in einem unausgesetzten Steigen begriffen waren, daß es mehr und mehr an Frachtraum zu fehlen begann und die Lebensmittel daher im Inselreich noch stärker verteuert wurden, als im „belagerten" Deutschland!

Wieviel feindliche Fahrzeuge durch unsere Torpedoboote, U-Boote und Minen im Raum um England verloren gingen, wird vielleicht nie mit Sicherheit festgestellt werden können, zumal die Engländer eine eigene Kunst besaßen, ihre Verluste nur teilweise zuzugeben, sie vielmehr bisweilen ganz ableugneten oder mit einem rosenfarbenen Schleier umhüllten. Jedenfalls wurde den Briten die Seeherrschaft in der Nordsee schon im Frühjahr 1915 vollständig entrissen; sie wagten sich aus ihren Rattennestern kaum noch mit größeren Kampfschiffen heraus. Und das Material unserer U-Boote, ihre Leistungsfähigkeit und der heldenhafte Mut, das frische Draufiosgehen der Besatzungen errangen sich Weltruhm. Offiziere und Mannschaften drängten sich zu dem gefahrvollen und anstrengenden Dienst auf den Booten — auf ihnen tätig sein zu dürfen, galt nicht nur als eine besondere Auszeichnung, galt geradezu als ein Glück! Es war doch merkwürdig: die deutsche Flotte hatte sich verhältnismäßig spät zu der neuen Waffe bekannt; nun aber verfügte sie zum Staunen und Schrecken der Gegner über Boote von ausgesprochener Überlegenheit und verstand es, von Monat zu Monat nicht nur zahlreiche neue, sondern auch immer stärkere Fahrzeuge in Dienst zu stellen! Die ganze Wut der Gegner sprach aus den Worten Minister Asquiths, als er am 2. März im Unterhause erklärte: „Deutschland hat mit der Unterseebootkampagne der Seebeuterei und Plünderung begonnen." Und die Wut steigerte sich bei der britischen Regierung bis zur Ankündigung, daß sie Offiziere und Mannschaften deutscher U-Boote nicht als ehrenwerte Gegner ansehen, nicht als Kriegsgefangene, sondern als „Arrestanten" behandeln würde. Es genügte dann freilich die deutsche Gegenerklärung, daß man für jeden Gefangenen der Unterseebootsbesatzungen auf die Dauer seiner völkerrechtswidrigen harten Behandlung einen gefangenen englischen Offizier ohne Ansehen der Person in gleicher Weise behandeln würde; es genügte aber besonders die Tatsache, daß sofort (am 12. April) 39 englische Offiziere in Haft nach Arrestanstalten übergeführt wurden, um die Londoner Herren zu besserer Einsicht zu bekehren. Festes Zufassen ist und bleibt selten erfolglos.

7. und 8. April 1915 Die geheimnisvolle Seeschlacht

Daß übrigens das Satyrspiel nicht fehle: in der Nacht vom 7. zum 8. April fand — wenn man guten Nachrichten aus Bergen glauben darf — in der Nähe der norwegischen Küste eine förmliche Seeschlacht zwischen zwei englischen Geschwadern statt, wobei das Großkampfschiff „Superb" (19000 Tonnen Wasserverdrängung) in die Tiefe ging, ein weiteres Linienschiff und drei Panzerkreuzer schwer beschädigt wurden — oder beschädigt worden sein sollen. Ganz aufgeklärt ist dieses seltsame Ereignis nicht; man hatte in England ja durchaus keine Veranlassung, Aufhebens von ihm zu machen. Nachträglich wurde übrigens bei dem

Kommandanten eines in den Dardanellen vernichteten Unterseebootes, A E 2, ein Brief vom 11. April aufgefunden, der diese seltsame Seeschlacht und die schweren Verluste in ihr bestätigt. Unmöglich ist der Vorfall nach dem Urteil von Marinesachverständigen auch nicht; wie es denn ja leider auch im Landkrieg vorkommt, daß Truppen derselben Macht sich gegenseitig beschießen. Daß dieser „Unfall" aber der ersten Seemacht der Welt, der unübertrefflichen und fehlerlosen, begegnen konnte, war immerhin schmerzlich.

Januar 1916 Angriffe deutscher Flugschiffe auf England

Schmerzlicher freilich wohl war es den Engländern, daß der „heilige" Boden ihrer Insel wieder einmal ganz ungebetenen Besuch erhielt. Schon Anfang Januar erschien ein deutsches Flugschiffgeschwader — englische Berichte meldeten „mindestens 16 Flugzeuge" — über der Themsemündung, flog an der Südküste entlang bis Dover, wo einige scharfe Grüße abgeworfen wurden, überquerte den Kanal und schleuderte angeblich gegen 50 Bomben auf den von den Engländern besetzten Teil des Kanalufers. Das war aber nur ein Vorspiel, eine Versuchsfahrt. In der Nacht vom 19. zum 20. Januar unternahmen nämlich deutsche Marineluftschiffe einen strammen Angriff gegen einige befestigte Plätze an der englischen Ostküste. Sie warfen über Exerzierplatz und Marinedepot von Yarmouth Bomben ab und kehrten, obwohl stark beschossen, unversehrt zurück.

Es war also wahr geworden, das längst gefürchtete, nie recht geglaubte: die Zeppeline hatten sich wahrhaftig über England gezeigt und höchst peinlich bemerkbar gemacht. Alt-England wütete — und bebte. Bisher hatte man jenseits des Kanals gerade dem sogenannten starren System des greisen Grafen Zeppelin die militärische Bedeutung ziemlich entschieden abgesprochen. Daß ein starres großes Flugschiff unbeschädigt die Breite der Nordsee hin und zurück überfliegen könnte, wollte den Herrschaften nicht einleuchten. Nun war es doch geschehen. Hunderte und Tausende hatten die Zeppeline am Nachthimmel gesehen, gleich „mächtigen leuchtenden Kirchen," wie eine Zeitung schrieb, Hunderte und Tausende das gewaltige Sausen ihrer Propeller gehört. Es war selbstverständlich eine Wahnsinnstat, es war eine verbrecherische Tollheit: solch ein Angriff auf „offene Städte", auf „Orte ohne militärische Bedeutung"; man durfte nicht zugeben, daß sich etwas so Ungeheuerliches wiederholte; das eigene Flugwesen mußte gründlich umgestaltet werden, Scheinwerfer und Abwehrgeschütze mußten sofort in genügender Zahl aufgestellt werden. Vor allem aber mußte man „energisch protestieren". —

Man protestierte also wieder einmal gegen die wilden, wüsten Hunnen und Barbaren.

Ruhig und gelassen wurden diese Proteste von deutscher Seite zurückgewiesen:

„Die englische Presse hat", schrieb am 23. Januar die amtliche Norddeutsche Allgemeine Zeitung, „den Angriff unserer Marineluftschiffe auf die Ostküste Englands als völkerrechtswidrig bezeichnet, ebenso wie sie dies seinerzeit bei der Beschießung englischer Küstenplätze durch unsere Kreuzer getan hat. Ihre Vorwürfe sind indessen auch diesmal gänzlich unbegründet.

Für die Verwendung von Luftstreitkräften, insbesondere auch für die Beschießung durch solche, kommen im gegenwärtigen Kriege völkerrechtliche Vertrags-



Maßstab 1 : 3 Mill. (1 cm der Karte = 30 km der Wirklichkeit)

Karte zu den Angriffen unserer Luftflotte auf die Ostküste Englands

bestimmungen nicht in Betracht. Die Haager Erklärung, betreffend das Verbot des Werfens von Geschossen und Sprengstoffen aus Luftschiffen, ist in ihrer

früheren Fassung abgelaufen und in ihrer neuen Fassung von Deutschland ebensowenig wie von Frankreich und Rußland ratifiziert worden, kann uns auch daher England gegenüber nicht binden. Die Haager Landkriegsordnung und das Haager Abkommen über die Beschießung durch Seestreitkräfte haben nur den Landkrieg und den Seekrieg, nicht dagegen den Luftkrieg geregelt, finden also im vorliegenden Falle nicht an sich, sondern nur insoweit Anwendung, als sie allgemeinen völkerrechtlichen Grundsätzen entsprechen. Immerhin kann es keinem Zweifel unterliegen, daß solche Grundsätze einer Beschießung durch Luftstreitkräfte nicht entgegenstehen, wo sie eine Beschießung durch Land- oder Seestreitkräfte gestatten.

Hiernach dürfen durch Luftstreitkräfte zunächst alle verteidigten Plätze beschossen werden, da deren Beschießung sowohl nach Artikel 25 der Landkriegsordnung wie nach Artikel 1 des erwähnten Haager Abkommens zulässig ist. Der Beschießung unterliegen weiter alle militärisch verwendbaren Einrichtungen in unverteidigten Plätzen, wie dies der Artikel 2 des Haager Abkommens für Seestreitkräfte vorsieht. Daneben muß aber auch für den Luftkrieg der allgemeine kriegsrechtliche Grundsatz gelten, daß Streitkräfte einer kriegführenden Partei jeden gegen sie gerichteten feindlichen Angriff durch einen Gegenangriff erwidern dürfen.

Nach den vorliegenden Meldungen haben sich die deutschen Marineluftschiffe streng im Rahmen dieser Grundsätze gehalten. Das Ziel ihrer Operationen war der englische Küstenplatz Great Yarmouth; dieser gehört nach der amtlichen britischen monthly army list zu den „coast defences", den Küstenbefestigungen, die in Friedens- und in Kriegszeiten von britischen Landstreitkräften besetzt sind und daher durch Luftstreitkräfte ohne weiteres beschossen werden dürfen. Die anderen von unseren Luftschiffen auf ihrer Hin- oder Rückfahrt beschossenen englischen Plätze haben sich dieses Schicksal selbst zuzuschreiben; denn von ihnen aus sind unsere Luftschiffe zuerst beschossen worden, so daß es dahingestellt bleiben kann, ob sie auch ohne dies als verteidigte Plätze anzusehen sind. Übrigens haben englische Luftstreitkräfte am 9. Dezember die unbefestigte Stadt Freiburg i. Br. beschossen und am 25. Dezember die unverteidigte bewohnte Insel Langeoog (in der Nordsee) mit Bomben beworfen, obwohl von dort aus keinerlei Angriff auf sie erfolgt war. Von einer vorherigen Ankündigung der Beschießung, wie sie in Artikel 26 der Haager Landkriegsordnung und in Artikel 2 Abs. 1, Artikel 6 des Haager Abkommens vorgesehen ist, kann nach der Natur des Luftkrieges wie nach der im gegenwärtigen Kriege durch die Luftfahrzeuge beider Parteien befolgten Praxis selbstverständlich keine Rede sein.

Auch bei dem vorliegenden Anlaß ist es zu bedauern, daß dem Angriff Zivilpersonen zum Opfer gefallen sind. Aber eine solche Möglichkeit kann die deutschen Streitkräfte nicht abhalten, alle völkerrechtlich zulässigen Mittel gegen einen Feind zu benutzen, dessen Kriegführung mit völkerrechtswidrigen Mitteln rücksichtslos auf die Zerstörung unserer ganzen Volkswirtschaft hinarbeitet. —"

Es war annähernd zur gleichen Zeit, daß Graf Zeppelin dem Berliner Vertreter der amerikanischen „United Preß", v. Wiegand, eine Unterredung gewährte.

Einige Sätze von allgemeinem Interesse seien aus diesem Gespräch hier eingeschaltet:

Graf Zeppelin sagte: „Wenn die militärische Wirkung der Zeppelinluftschiffe zur Folge hat, den Krieg auch nur um einen Tag zu verkürzen und dadurch vielleicht Tausende von Menschenleben zu retten, wenn in dieser kritischen Stunde des deutschen Volkes, zu einer Zeit, da man sich bemüht, uns, unsere Frauen und Kinder auszuhungern, und Deutschlands Existenz auf dem Spiele steht, die Zeppeline dem Vaterland auch nur einen geringen Kraftzuwachs verleihen gegen den Ring seiner Feinde, die unsere völlige Vernichtung herbeiführen wollen, — dann ist meine Lebensarbeit nicht vergeblich gewesen."

Auf die Frage: „Was ist Ihre Absicht über die Zukunft des Luftkrieges?" war die Antwort:

„Der Luftkrieg ist da und wird bleiben, ebenso wie der Unterseekrieg. Ich glaube nicht, daß die Regierungen jemals sich durch Verträge binden werden, den Luftkrieg auszuschalten. Ob es jemals große Luftschlachten zwischen großen Luftschifflotten geben werde, wie zur See, diese Frage kann nur eine ferne Zukunft beantworten. Ich persönlich neige dieser Ansicht nicht zu."

„Es ist gemeldet worden, daß bei der ersten Luftinvasion in einem anderen Lande mehrere Nichtkombattanten getötet worden seien."

„Niemand bedauert das lebhafter als ich," entgegnete der Graf. „Aber sind nicht auch Nichtkombattanten in großer Menge durch andere Kriegsmaschinen getötet worden? Warum gerade jetzt dieser Empörungsschrei in England gegen uns? Dieser Empörung liegt nur die Furcht Englands zugrunde, daß die Zeppeline seine ‚splendid isolation' zerstören könnten, sowie die Tatsache, daß es den Engländern nicht gelungen ist, etwas den Zeppelinen Ähnliches zu bauen."

Graf Zeppelin fuhr fort: „England hofft, die ganze Welt gegen uns aufzubringen, damit auf uns ein Druck ausgeübt wird, durch den Deutschland verhindert werden soll, eine Kriegswaffe zu gebrauchen, über die England nicht verfügt. Glaubt jemand auch nur einen Augenblick, daß England in seinem Entschlusse, Deutschland zu vernichten und zu zerschmettern, nicht jedes Mittel gebrauchen würde, das in seiner Kraft steht? Man sagt, daß wir von großer Höhe aus nicht immer unser Ziel sehen können. Dasselbe gilt aber auch von der Artillerie, insbesondere von den Mörsern. Kommt es nicht oft vor, daß Granaten auf unverteidigte Stadtteile, auf Leute, die am Krieg nicht teilnehmen, niederfallen? Die Mannschaften der Zeppeline sind weit größeren Gefahren ausgesetzt, aber ebenso human wie die Leute anderer Truppengattungen. Sie haben ebensowenig Neigung, Frauen und Kinder zu töten, wie etwa die Offiziere und Kanoniere unserer Artillerie, und suchen, soweit es in ihrer Kraft liegt, dies zu verhindern. Ein Beweis dafür sind auch die nicht explodierten Bomben, die man in den englischen Städten gefunden hat. Wenn Zeppeline vom Feinde unter heftiges Feuer genommen werden, so mag es für die Mannschaften von größter Wichtigkeit sein, so schnell wie möglich aufzusteigen, und um dies zu tun, mag es notwendig sein, Bomben als Ballast abzuwerfen. In diesem Falle werden nach Möglichkeit die Explosionskontakte ausgeschaltet, so daß eine Bombe, die mög-

licherweise auf Nichtkombattanten fallen könnte, nicht explodieren kann. Solches hat sich wahrscheinlich in den englischen Städten zugetragen."

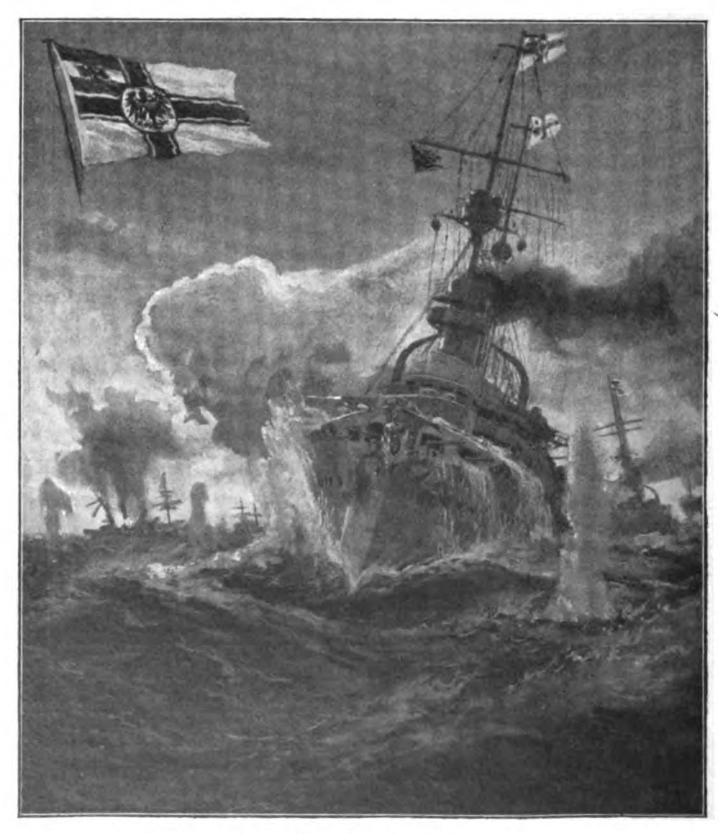
„Vom Standpunkt des möglichen Luftkrieges der Zukunft: Welche Städte oder Orte sollen überhaupt einem Luftangriff ausgesetzt sein können?"

„Nach der Regel sind Nichtkombattanten, wenn irgend möglich, zu schonen. Im übrigen nach derselben Regel, die durch die Notwendigkeit des Krieges vorgeschrieben ist, scheint es mir vernünftig und folgerichtig zu sein, daß jede Stadt oder jeder Ort mit militärischen Streitkräften, die auf Luftschiffe feuern können oder die Kanonen zu diesem Zwecke aufstellen, einem Luftangriff ausgesetzt sind, ebenso als wenn die angreifenden Streitkräfte Infanterie und Artillerie wären."

„Liegt es im Plane der Deutschen, London mit einer Zeppelinflotte anzugreifen?"

„Das ist eine Frage, die Sie der Admiralität und dem Generalstab vorlegen müssen."

Die Antwort ist später nicht durch Worte, sondern durch Taten erteilt worden.

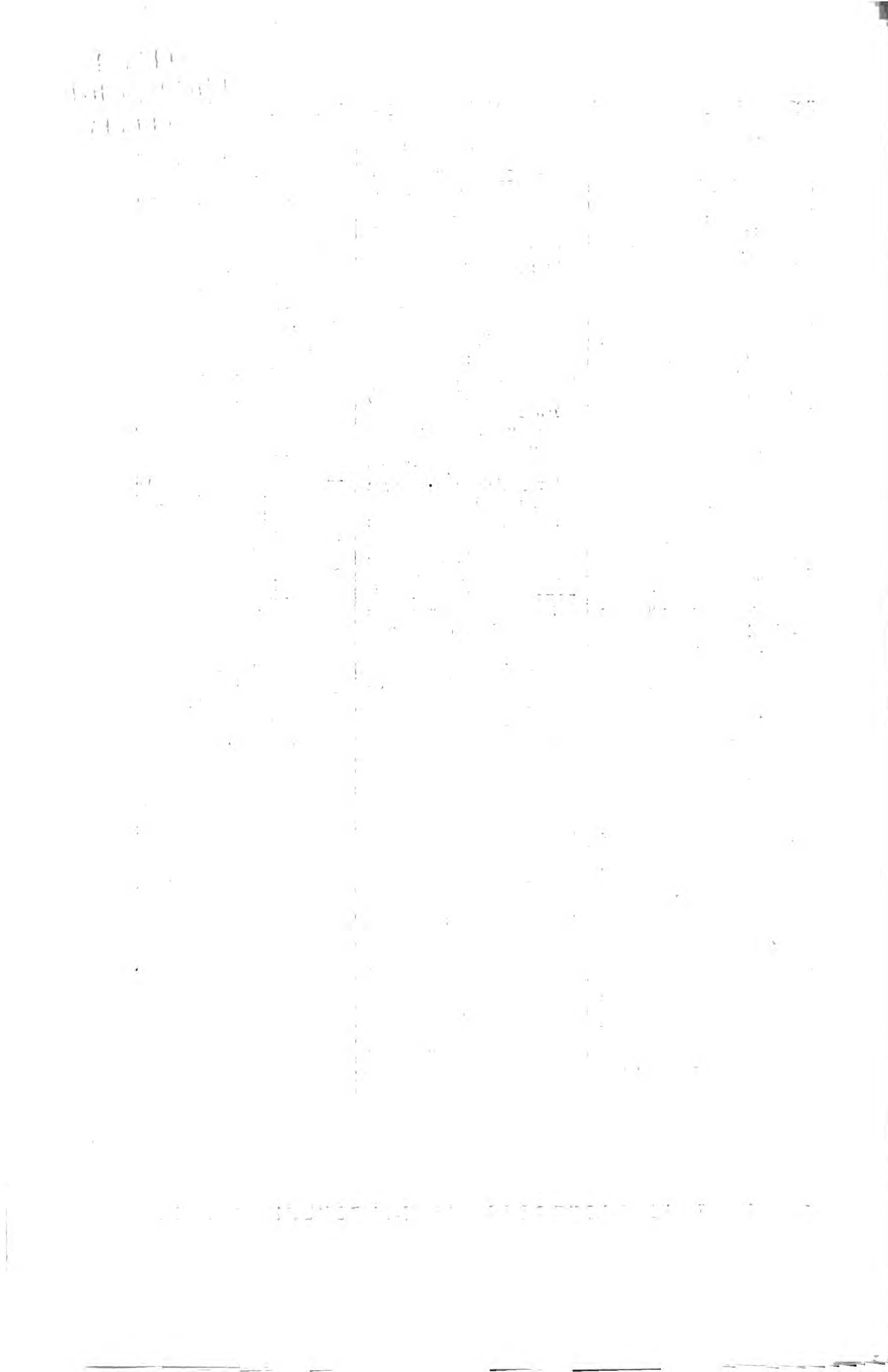


.... ihr woll'n wir unser Leben weih'n,
der Flagge Schwarz-Weiß-Rot!
Aquarell von Prof. Hans Bohrdt



Register

(Die gemachten Angaben beziehen sich insgesamt auf die Seitenzahlen des Bandes)










UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 054780157